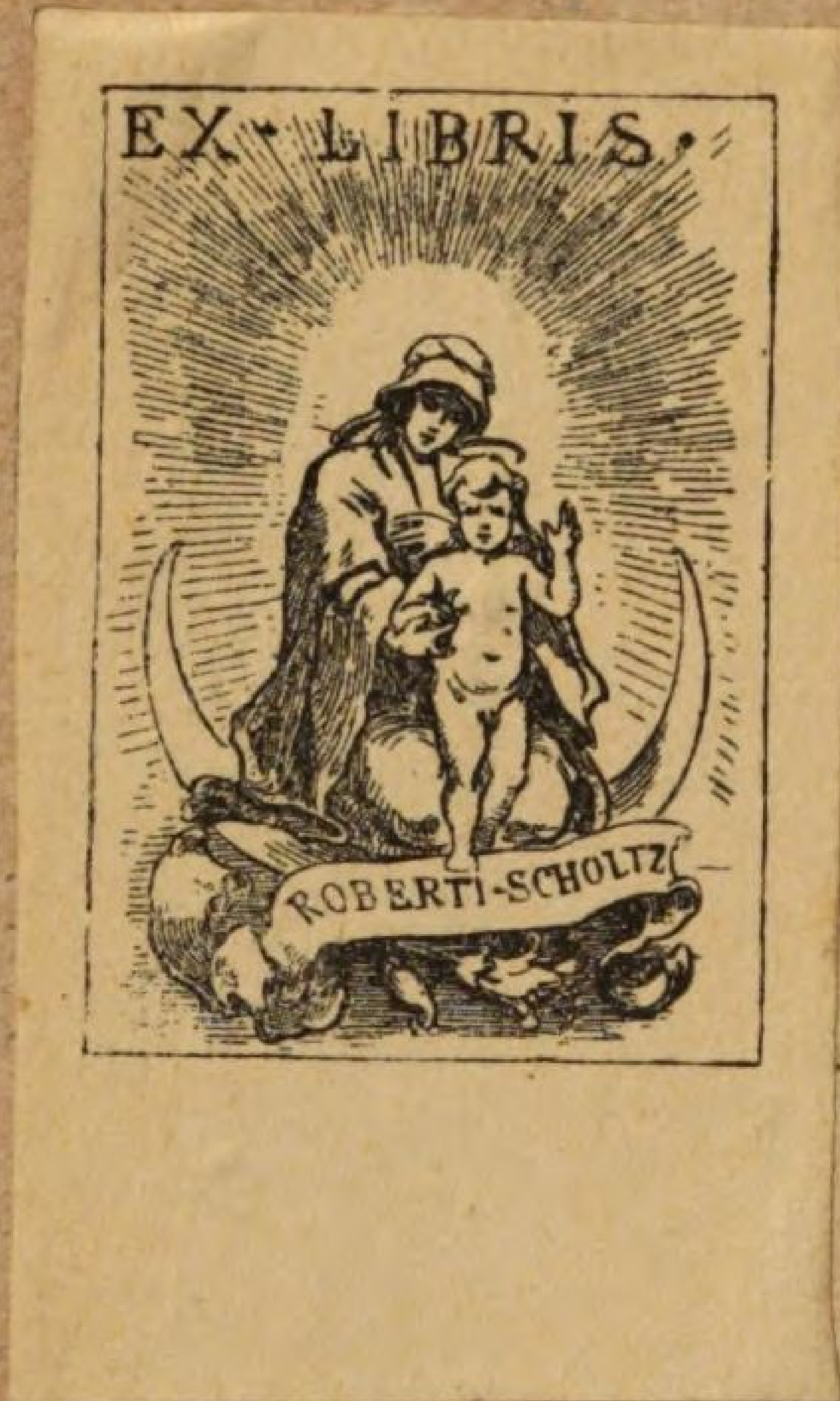



EX · LIBRIS ·
ROBERTI · SCHOLTZ

Allgemeine Weltgeschichte

für alle Stände

von den

frühesten Zeiten bis zum Jahr 1870.

Mit Zugrundelegung seines größern Werks

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Karl v. Rotteck,

Hofrath und Professor in Freiburg.

Achte illustrirte Original-Auflage.

Sorgfältig durchgesehen und bis zum Jahr 1870 fortgeführt

von

Dr. **Wilhelm Zimmermann,**

Verfasser der Geschichte des großen Bauernkriegs ꝛc.

Mit über 100 historischen in feinstem Holzschnitt ausgeführten Portraits.

Zweiter Band.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

(A. Benedict.)

1869.

Schnellpressendruck der Rieger'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Zweites Buch.

Mittelalter.

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien und zur Reformation.

Einleitung.

Charakter des Mittelalters und seiner einzelnen Perioden.

Die wundervollen Bilder einer dämmernden Zeit, die hohen Gestalten aus Griechenland und Rom, und endlich die verglimmenden Lebensfunken einer alternden Welt sind uns jetzt entschwunden. — Ein anderes Geschlecht, ein anderer Schauplatz, ein anderer Ton des Wirkens und des Leidens erscheint. Hier aus den dunkeln Wäldern der Mitternacht, und dort, aus der Abgeschiedenheit der arabischen Wüste, ergießen sich bisher ungekannte oder thatlos schlummernde Völker, wie einbrechende Meeresfluten, über die römische Welt. Die längst morsche Grundfeste derselben erbebt, und mit betäubendem Geprassel stürzt der in allen Fugen erschütterte Bau zusammen. Was in Jahrtausenden der menschliche Geist geschaffen, die Mühe der Geschlechter groß gezogen, die nie schlummernde Erfahrung vervollkommnet, befestiget hatte — alle Denkmale der Kraft, des Genies, der Tugend der alten Welt — Alles zerfällt in traurige Trümmer. Aber nicht unverdient und, bei dem unheilbaren innern Verderben, auch kaum des Bedauerns werth! Alles Schöne und Große war längst hingegeben und geschändet, jeder Keim eines edleren Lebens erstickt. Das Menschengeschlecht — vorgestellt durch den an Zahl und Bildung weitaus wichtigsten Theil desselben — war eine verächtliche Heerde geworden, unwiderruflich an ihren Treiber veräußert, ein willenloses Eigenthum des Herrn; nur physischen Genuß begehrend, ohne Sinn für Menschengut und Menschenwerth. Sie, die, so schändlich herabgefallen von der alten Tugend und Herrlichkeit, im Angesicht der Götter- und Heldenbilder unerröthend im Staube krochen, die Freiheit wie ein Mährchen der

Vorwelt verachteten, nichts Besseres, als die Knechtschaft, weder hofften, noch selbst begehrten — wie hätten sie jemals sich wieder erheben mögen? — Dieses Geschlecht war unheilbar verderbt; Hoffnung, wenn nicht eine Sündfluth hereinbrach, und es gänzlich vertilgte, konnte nur aus der gewaltsamen Aufrüttlung und allgemeinen Erfrischung wieder aufblühen. Von solchem Standpunkte betrachtet, erscheinen uns die Barbarenschwärme in ihren verwüstenden und umstürzenden Zügen als die Führer des Schwerts der Nemesis, als die scharfen Werkzeuge einer schmerzhaften, doch allein noch übrigen Heilung. —

Was aber mögen wir nun erwarten von ihnen? Etwa, daß sie, nach erfüllter Zerstörung, alsogleich ein neues und tadelloses Gebäude aufführten, daß sie über dem bluttriefenden, durch Verbrechen und Sklaverei geschändeten Erdkreis unverweilt das Reich des Friedens, der Freiheit und des Rechtes gründeten?? Einer solchen Vermuthung wäre der allgemeine Gang der Natur und insbesondere die Natur des Menschen entgegen. In langsamer Annäherung, welche wohl einzelne Unterbrechung oder Beschleunigung, aber keinen plötzlichen Sprung von einem Aeußersten aufs andere zuläßt,· werden die Zwecke der Natur — der moralischen wie der physischen — erreicht; und je edler die Geschöpfe sind, desto später reifen sie zur Vollendung. Ungeschwächt durch die Lüste, unangesteckt von der Verderbniß der römischen Welt, in voller, jugendlicher Kraft und fast ursprünglicher Naturgestalt erscheinen die strafenden Völker — aber auch unerleuchtet durch die Wissenschaft und unbelehrt durch die Erfahrungen eines ihnen fremden Geschlechtes. Ihr schwerer Tritt zermalmt ohne Unterschied — der Weisheit und der Tugend Denkmale, wie jene der Thorheit und des Verbrechens. Mit wilder Lust oder gedankenlos, wandeln sie über den Trümmern, nicht achtend aller Schätze des klassischen Bodens, und unangesprochen von den lehrreichsten Bildern einer ungekannten Vergangenheit. Aus sich selbst müssen sie nun die schlafenden Keime der Humanität entwickeln, eine eigene Bahn zur Kultur sich brechen, da die alten Pfade, wo einstens das vertilgte Geschlecht — wohl lange mit Glück und erst am End' abirrend — gewandelt hatte, unter Ruinen begraben waren. Aber bis sie nur das Bedürfniß, den Wunsch eines bessern Zustandes fühlten, mochten Jahrhunderte vergehen, und indessen der Rost der Barbarei noch dichter und härter werden. Glücklich, wenn sie wenigstens die Kraft bewahrten, die unter günstigeren Verhältnissen zum neuen und schweren Bau könnte verwendet werden: glücklich, wenn einzelne Lichtfunken aus der schönen Vorwelt zurück in

die Nacht ihrer Arbeit fielen, wenn sie zur Förderung, Festigung und Verschönerung ihres Baues einzelne wohlerhaltene Grundmauern und Säulen unter den lange verachteten Trümmern des Alten fanden und benützten. Solches werden wir auch, doch mehr im Abendland, als im Morgenland, und erst nach vielen Geschlechtsaltern, ja erst gegen das Ende der mittleren Zeiten, sehen, da, während in Asien die früher, aber unvollkommen und einseitig, erblühte arabische Kultur abermal und auf immer in Barbarei und Entartung erstarb, in Europa durch die schöne Vereinbarung germanischer Kraft mit italischer Anmuth, sowie durch den verbundenen Reichthum des eigenen Genies und der wiederaufgegrabenen Schätze der klassischen Welt eine neue, im Beginnen herrliche und vielversprechende, aber gleichwohl (wie die Geschichte der allerneuesten Zeit darlegen wird) in ihren spätern Früchten abermals unbefriedigende Periode der Gesittung begründet ward.

Mit diesem Ueberblick offenbart sich uns sowohl der allgemeine Charakter des gesammten Mittelalters, als der besondere der einzelnen Zeiträume, in die es natürlich zerfällt. Im ersten Zeitraum bricht im Gebiet der wandernden Völker die Nacht der Barbarei herein; aber es unterhalten, wenigstens auf klassischem Boden, die gebrochenen Lichtstrahlen der untergegangenen Sonne noch einen dämmernden Schein; während das unter den nördlichen Barbaren sich ausbreitende Christenthum (in Verbindung mit ihrer edlen, jugendlichen Kraft) dieselben vor völliger Verwilderung sichert, und schöne Blüthen der Humanität, durch die Nacht der folgenden Jahrhunderte, rettend auf glücklichere Zeiten bringt. Sonst sehen wir nichts als Zerstörung, Völker auf Völker in betäubend schneller Folge über die Bühne rauschend; Reiche, plötzlich entstehend und verschwindend, wie Bilder im Zauberspiegel; nichts Stätes, nichts Beharrliches, worauf der Blick mit Ruhe weile. Die Welt, Europa zumal, hat keinen Schwerpunkt mehr; Alles fällt durcheinander in regellosem Getümmel. Endlich vertobt der Sturm; die schwellende Macht des fränkischen Reiches wird für Europa der neue politische Schwerpunkt (wie schon früher das arabische Chalifat für Asien geworden), und die zu gleicher Zeit sich festsetzenden Verhältnisse des bereits vielfältig verunstalteten Christenthums, zumal der Hierarchie, verbunden mit der ausgebreiteten Herrschaft des Lehenwesens, gebieten den großen Bewegungen Stillstand, und geben fast dem ganzen Abendland eine gleichförmige, über 300 Jahre dauernde Gestalt. Von Karl d. G. bis zu

den Kreuzzügen (welche die zweite Periode des Mittelalters schließen) dauerte dieser, im Allgemeinen klägliche, Zustand, den man die consolidirte Barbarei, die ganz finstere Nacht heißen kann, bis, bald nach dem Beginnen jener heiligen Kriege, die ersten Spuren der erwachenden Dämmerung sichtbar werden, und nach Beendigung der Kreuzzüge (in der dritten Periode des Mittelalters), während in Asien Alles in bleibenden Schlaf versinket, die freundlich aufsteigende Morgenröthe Europa einen neuen und heitern Tag — wiewohl trüglich — verkündet.

Viele sind, denen diese Charakteristik des Mittelalters unrichtig, oder auch als veralteter Gemeinplatz erscheinen wird. Denn allzulange und vielfältig schon ist die Barbarei der mittlern Zeiten geschildert und beklagt worden, als daß Neuerungssucht und Paradoxenliebe hier nicht Stoff oder doch Reiz zum Lobe fänden. Auch sind noch zwei besondere Gründe wirksam, welche die Entstehung und willkommene Aufnahme von Ideen über das Mittelalter, die allen bisherigen gerade entgegen sind, in unsern Tagen begünstigen: der in der neuesten Literatur herrschende Geist der Poesie, welcher eine parteiische Vorliebe für das an poetischen Ansichten so reiche Mittelalter erzeugte, und das, wohl gerechte, Mißvergnügen über die Entartung und die Noth unserer eigenen Zeit.*

Doch mag vielleicht zur Vermittlung zwischen den Lobrednern und Tadlern des Mittelalters beitragen, wenn man zuvörderst über den Begriff des Wortes „Barbarei" sich verständigt.

Wenn ein Volk dem Zustand der Wildheit sich entzogen, aber jenen der höhern Civilisation noch nicht erreicht hat; oder wenn ein civilisirtes zurückgesunken, doch zur völligen Wildheit noch nicht gekommen ist, so nennt man seinen Zustand, der also ein mittlerer, oder ein Uebergang zum Höhern oder Niederern ist — Barbarei. Im Fall des Zurücksinkens ist der Zustand traurig und fast trostlos; sein Charakter ist Verderbniß und Schwäche, er endet sich entweder in Auflösung oder in Todesschlummer. Eine politische Revolution, eine Erfrischung des verdorbenen Blutes durch fremde Eroberung, mag allein wieder neues Leben und neue Hoffnung geben. Alsdann ist der

* Noch eines sehr wirksamen Grundes gedenkt der treffliche Daunon (Essai sur les garanties individuelles): „Le moyen age est l'age de fer du genre humain; c'est l'age d'or des oppresseurs .. aussi voyons nous les regards des oppresseurs se reporter sans cesse vers un époque si redoutable."

Fall dem ersten gleich, wo ein der Wildheit entwachsenes Volk nur erst zur Barbarei gelangte.

Diesem Zustande der Halbkultur sind nun freilich mancherlei Reize und Vorzüge eigen, welche jenem der höhern Civilisation meistens abgehen; ein kräftigeres und freieres Leben, Stolz und Kühnheit, Wahrheit, Innigkeit, gewaltige Leidenschaften und heroische Charaktere. Die Betrachtung von dem allem wirkt um so erhebender auf unser Gemüth, wenn wir als dessen Gegenbild die gewöhnliche Erschlaffung, Feigheit, knechtische Dahingebung und moralische Verderbtheit hochcivilisirter Völker aufstellen. Aber wo die feinere Gesittung solche Auswüchse zeigt, da ist eine klägliche, allein, wenn auch bis jetzt noch selten vermiedene, doch vermeidbare — Abweichung vom rechten Pfade eingetreten. Es ist nicht unmöglich, auch im verfeinertsten Zustande der Gesellschaft, die edelsten Tugenden der Halbkultur beizubehalten; aber dieser bleiben immerdar und nothwendig die Vorzüge und Tugenden der höhern Gesittung fremd.

Der Ausdruck „Barbarei," als Bezeichnung des Charakters von Völkern oder Zeiträumen, enthält nach dem Gesagten nichts weniger, als ein völlig verwerfendes Urtheil, und ist mit billiger Lobpreisung sowohl, als mit gerechtem Tadel vereinbar. Daß aber dieser Ausdruck zur Bezeichnung des Mittelalters passe, geht wohl schon aus der flüchtigsten Uebersicht derjenigen — in der Rohheit und Unwissenheit gegründeten — Mängel hervor, welche auch die entschiedensten Lobredner jener Zeit in derselben erkennen müssen, wiewohl sie — mit mehr oder weniger Kunst — selbst diese Mängel als Vorzüge oder Tugenden darzustellen gesucht haben.

Als solche Gebrechen — deren nähere Schilderung die folgenden Geschichten enthalten werden — wollen wir nur vorläufig einige der hervorstechendsten nennen: eine schlecht geregelte politische Verfassung, zwischen Anarchie und Tyrannei hin und her schwankend, einerseits die Masse des Volkes bis zur Leibeigenschaft niederdrückend, und anderseits in den Befehdungen das natürliche Faustrecht sanktionirend; eine eben so schlechte bürgerliche Ordnung, gerichtliche Zweikämpfe, Ordalien, Vehmgerichte; der Verstand der Menschen, an wissenschaftlichen Kenntnissen verarmt, und fast ohne Hülfsmittel, sie von Neuem zu erwerben, gefesselt durch Aberglauben, und bei dem mindesten Aufstreben zur Freiheit durch den Bannstrahl niedergedonnert; die Hierarchie — mitunter zwar eine heilsame Schranke der Adels-

und Fürsten-Tyrannei — doch immer ein gefährliches Hülfsmittel und eine Herrschaft, die, je nach den Fällen oder dem Mißbrauch, nach ihrem Kampf oder ihrer Vereinbarung mit der bürgerlichen Macht, das öffentliche Elend oder die allgemeine Sklaverei noch erhöhen und vollenden mochte. Zu allem Dem endlich die Rohheit der Lebensweise, das Entbehren der meisten feinern Genüsse, keine Industrie, wenig Geselligkeit, wenig Verkehr zwischen den Menschen und Völkern — wenn Dies nicht Züge der Barbarei sind; was sollen wir denn so nennen??

Erster Zeitraum.

(Vierter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Erneuerung des abendländischen Reiches,

oder von

Theodosius des Großen Tod bis auf Karl den Großen.

Jahr Christi 395 bis 800.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Am Anfang des Zeitraums erfüllt der römische Name noch den größten Theil der historischen Welt. Aber das unermeßliche Reich ist jetzt in zwei Hälften, das abendländische und das morgenländische Kaiserthum, zerfallen, von welchen jenes durch einheimische Krankheit und äußere Stürme einem schnellen Untergang entgegen geführt wird, dieses, nach einem fast wunderbaren Verhängniß, sein, meist kümmerliches, Dasein noch viele Jahrhunderte lang fortsetzt. Im Osten steht glänzend und den Römern furchtbar der persische

Thron; im Norden ziehen, gleich drohenden Gewitterwolken, die vielgetheilten und vielnamigen Schwärme der Germanen, Sarmaten und Scythen herum, erfüllen durch ihren gleichzeitigen Stoß das längst über Rom liegende Verhängniß, und ändern plötzlich die Gestalt der Welt.

Denn schon vor Ablauf des ersten Jahrhunderts lag der Thron der Cäsaren darnieder; über Rom und Italien — nachdem sie wiederholte Plünderungen von den Westgothen und Vandalen (Italien auch von den Hunnen) erfahren — streckte der Heruler Odoaker, und nach ihm Theodorich der Ostgothe, den fremden Herrscherstab. Von allen Provinzen des abendländischen Kaiserthums hatten barbarische Nationen Besitz genommen: die Vandalen von Afrika, Alanen, Sueven und Westgothen von Spanien, die letztern zugleich von Südgallien, die Burgunder von den Ländern der Saone, die Alemannen von denen des Oberrheins, die Franken von Nord- und Ostgallien, die Angeln und Sachsen von Britannien, die Rugier und Heruler von Norikum und dessen Umgegenden, die Herren Italiens endlich, die Ostgothen, zugleich von den räthischen und einigen illyrischen Ländern. Auch das morgenländische Reich hatte seine meisten europäischen Provinzen von Barbaren verwüsten sehen; einige der nördlichen gingen gänzlich verloren. Alle Stämme der Gothen, vor ihren westlichen Zügen, durchplünderten die Donau- und die Hämus-Länder (ihre Geschlechtsverwandten, die Gepiden, setzten sich später in Pannonien fest). Nach ihnen kamen die schrecklichen Hunnen, deren Erscheinung in Europa das Hauptsignal dieser großen Bewegungen gewesen, und welche vor sich her und mit sich eine ganze Flut von Völkerschaften bis an die Loire und an den Po trieben; den Hunnen folgten die wilden Bulgaren, Avaren, Ungern, Chazaren u. a. m.

Diese Völkerzüge dauerten fort im sechsten christlichen Jahrhundert (oder dem zweiten der vorliegenden Periode), und hören im 7ten und 8ten nicht auf. Neue Schwärme rückten nach, drängten und verdrängten die ältern, oder wurden von ihnen verdrängt. Die vorhin genannten Hirtenvölker Asiens, dann die Slaven in vielfacher Abtheilung und unermeßlicher Verbreitung, auch neue germanische Stämme, oder welche früher unbedeutend gewesen, setzten sich fest in den ehemals römischen, oder auch in den altdeutschen und sarmatischen Ländern. Die Reiche der Sachsen, Friesen, Thüringer, Baiern entstanden oder wurden näher bestimmt, die Longobarden



Theodorich.

(Bd. II. S. 12.)

Nach der Statue am Grabmale Maximilian's I.

rissen die Herrschaft Oberitaliens an sich: wendische und slavische, türkische und tatarische Stämme zogen, bunt untereinander gemischt und gegen einander feindselig, herum in den weiten Ländern zwischen dem schwarzen und baltischen Meer.

Aber die meisten der zuerst gestifteten, und selbst viele der spätern, auf den Trümmern von jenen gebauten, Reiche gingen wieder zu Grund in dieser wechselvollen Zeit. Von mehreren Völkern verlor sich sogar der Name, von andern hörte wenigstens die Selbständigkeit auf, der Grenzveränderungen waren unzählige. Das hunnische Reich, so gewaltig es unter Attila, dem Würger der Völker, gewesen, verschwand gleich nach des Eroberers Tod (454). Nur hunnisches Raubgesindel hauste fortan noch um den mäotischen Sumpf. Von demselben bis an die baierische Grenze tummelten sich die folgenden Jahrhunderte hindurch die oben genannten tatarischen und kalmuckischen Horden, nördlich von ihnen die unstäten slavischen Stämme in unbestimmte Fernen. Die Sueven und Alanen in Spanien erlagen den Westgothen. Die Vandalen waren freiwillig über die Meerenge gezogen; aber das afrikanische Reich des gefürchteten Geiserich stürzte schon im ersten Drittheil des sechsten Jahrhunderts unter den Streichen Belisars zusammen. Bald darauf, und auf gleiche Weise, fiel unter den nächsten Nachfolgern des großen Theodorich der ostgothische Thron, den derselbe gebaut, und wenige Jahre später entrissen die Longobarden den Byzantinern Oberitalien, den schönsten Theil der gothischen Beute, wieder. Dieselben Longobarden hatten die Reiche der Gepiden und Heruler schon früher zerstört. Sie selbst erlagen am Ende dieses Zeitraums den übermächtigen Franken. Glück, Tapferkeit und Verbrechen erhoben diese letzte Nation zur gewaltigsten in Europa. Was Chlodwig, der Stifter des fränkischen Reiches (denn seine Vorfahren waren politisch unbedeutend), mit Kraft gegründet, und seine nächsten Nachfolger — weniger talentvoll aber gleich gewissenlos — erweitert hatten, das wurde unter den spätern, ganz unfähigen, Königen durch das Genie der Großhofmeister, und nachmals Selbstherrscher, aus Pipins Geschlecht zur Vollendung gebracht. Den Ueberrest der römischen Herrschaft in Gallien hatte schon Chlodwig getilgt, die Alemannen überwunden, die Westgothen aus Südgallien verdrängt, nach allen Weltgegenden glücklich gestritten. Nach ihm wurden allmählig die Burgundionen, die Thüringer, die Friesen, die Baiern, selbst ein Theil der Sachsen unterjocht oder abhängig gemacht, die Longobarden gedemüthigt und zuletzt verschlungen, und so in der

Mitte Europa's ein Reich gebildet, welches demselben zum Schwerpunkt oder zur Grundsäule einer neuen politischen Ordnung dienen mochte. Doch solcher Gipfel der Macht und des Ruhmes wurde erst von Karl dem Großen erstiegen, dessen Regierung den Uebergang zur folgenden Periode bildet.

Konstantinopel hatte durch die Festigkeit seiner Lage und andere glückliche Umstände den Hauptstrom der Völkerwanderung von sich abgelenkt. Im zweiten Viertheil dieses Zeitraums, unter Justinian d. Gr., schien durch Belisars und Narses Genie die Heldenglorie Roms von neuem zu erblühen. Aber es war ein schnell vorübereilender Schimmer. Die alten Ursachen des Verfalls blieben: Despotismus, Entartung, innere Auflösung. Wenige Geschichten sind der byzantinischen an Scheußlichkeit zu vergleichen. Unwerth oder Laster der Kaiser, Uebermuth der Priester und Soldaten, Charakterlosigkeit, Ueppigkeit, Verdorbenheit des Volkes füllen abwechselnd ihre Blätter mit Scenen der Schande und des Verbrechens. Daher, wiewohl noch die schönsten Länder von drei Welttheilen dem byzantinischen Scepter gehorchten, von Geschlecht zu Geschlecht die Schwäche fühlbarer, der Untergang unvermeidlicher wurde. Es war mehr die Gunst äußerer Umstände als innere Kraft, welche so lange Zeit noch das Dasein des oströmischen Kaiserstaates fristete.

Indessen schien im 7ten Jahrhundert (dem dritten dieses Zeitraums) das Verhängniß ihm näher zu rücken. Denn es erhob sich gegen dasselbe aus Süden ein Sturm von unerhörter Furchtbarkeit und plötzlicher Gewalt, weltumkehrender wie die nordische Völkerwanderung, und um so unwiderstehlicher, da er ungewarnt und ungeahnt losgebrochen. Zur Zeit, als das persische und das römische Reich den langwierigsten und wechselvollsten Kampf aus gemeinschaftlicher Ermattung schlossen, und durch Wiederannahme der alten Grenze, welche schon vor 700 Jahren die parthische von der römischen Herrschaft geschieden, den Beweis ihrer gegenseitigen Unbezwinglichkeit ablegten; da stürzte, auf die Stimme eines Bürgers von Mekka, eine Schaar von Fanatikern aus den arabischen Wüsten hervor, griff beide Weltreiche, denen bisher die saracenischen Horden entweder als Raubgesindel verächtlich oder als Miethlinge dienstbar gewesen, in einem und demselben Augenblick mit der Allgewalt der Begeisterung an, warf das eine gänzlich nieder und entriß dem andern die schönsten, reichsten, bestverwahrten Länder, nach Konstantinopel selbst den Hauptsitz der Macht, Alexandria, mit ganz Aegypten.

Aber das persische Reich, wie furchtbar es unter den beiden Koshru's gewesen, lag dennoch krank an Altersschwäche — welche in despotischen Staaten immer frühzeitig eintritt — und an der Erschöpfung, welche der anfangs glorreiche, nachmals verderbliche Krieg gegen den Kaiser Heraklius bewirket; innere Gährungen, Zwiespalt und Meuterei beschleunigten den Ruin. Der letzte König, Jezdgerd II., wiewohl er schuldlos den Thron bestiegen, verlor, nach des gereiften Schicksals Schluß, in drei Schlachten — wie einst Darius gegen Alexander — das Reich gegen die arabischen Feldherren.

Auch das byzantinische Reich, an welchem, sichtbarer noch als an dem persischen, das Alter nagte, vermochte nicht mit dem jugendlich aufstrebenden Volke Mohammeds einen gleichen Kampf zu bestehen. Selbst die Siege des Heraklius — da sie die letzten Kräfte des Staates kosteten — bahnten den Weg zum Verderben. Kaum war in den von ihm wiedereroberten Provinzen zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer das Perser- und Römerblut aufgetrocknet; da fielen dieselben Provinzen, es fiel noch weiter das herrliche Aegypten, und ganz Nordafrika, auch Rhodus, Cypern, ein Theil Armeniens und Kleinasiens in der Moslems Gewalt. Das ganze Reich würden sie erobert haben, wenn nicht die Festigkeit Konstantinopels, das griechische Feuer und eigener Zwiespalt ihren Fortgang gehemmt hätten. Das byzantinische Reich, nachdem es unter des Heraklius Haus ein volles Jahrhundert unglücklich gewesen, wurde im darauf folgenden achten Jahrhundert von der Familie Leo's des Isauriers beherrscht, und erholte sich durch deren Kraft und Einsicht. Aber der leidige Streit über die Bilderverehrung, welchen alle Prinzen dieses Hauses mit mehr Leidenschaft als Weisheit führten, verursachte den Verlust des wichtigen Exarchats, und beschleunigte den allgemeinen Verfall.

Nicht nur das persische Reich und die schönsten Provinzen des byzantinischen wurden von den Arabern verschlungen; auch jenseits der Grenzen beider dehnten diese ihre Herrschaft aus. Die Bucharei, Turkestan, Mawaralnahar und andere Länder im Osten, die pyrenäische Halbinsel im Westen, Nubien und weitere Strecken der afrikanischen Ostküste, endlich auch Sicilien und verschiedene Küstenländer des Mittelmeeres wurden ihre Beute. Sie drangen bis in die Mitte von Frankreich, wo aber Karl Martell's Schwert ihre weitern Fortschritte hemmte. Die Verhältnisse Arabiens und der übrigen Welt erklären diesen reißend schnellen Gang der Eroberung.

Abgesondert von allen andern Völkern durch schwer zu durchbrechende Naturgrenzen, hatte Arabien Jahrtausende lang ein isolirtes und freies Dasein fortgeführt. Unbekannt, aber unertödtet schlummerten dort die vom Verhängniß vorbereiteten Kräfte, die nur eines Anstoßes bedurften, um mit wunderbarer Wirkung sich zu entfalten. Der Funke des religiösen Enthusiasmus, durch einen genievollen Mann hervorgerufen, fiel in die entzündbaren Gemüther der Wüstenbewohner. Bald war das weite Arabien von einer Flamme lodernd, welche, da sie auch jenseits der Wüste mancherlei Brennstoff, und, bei der verderbten Beschaffenheit der religiösen und politischen Verhältnisse des Auslandes, nur wenig Widerstand fand, schnell um sich griff, und den ganzen Erdball zu bedrohen schien.

Aber im Maße der Ausbreitung verminderte sich die Energie des arabischen Reiches. Der Thron der Chalifen, der zuerst in würdevoller Einfachheit zu Medinah stand, wurde bald in dem prächtigen Damaskus und dann in dem neuerbauten, überherrlichen Bagdad aufgeschlagen. Die Beherrscher der Gläubigen, da eine halbe Welt ihrem Wink gehorchte, hatten keinen Grund weiter, nach Mehrerem zu streben; Behauptung des Besitzes und Genuß schien nun die Hauptsache. Der religiöse und kriegerische Enthusiasmus lebte wohl noch einige Zeit in ihren Feldherren und Streitern fort; sie selbst ergaben sich allmählig der feineren und weichlicheren Sitte — einige Bessere auch der edlen Sorge für die Künste des Friedens. Dazu kam die einheimische Zwietracht der Saracenen, die erbliche Feindschaft zwischen den Anhängern und Gegnern Omars und Ali's, die Unterdrückung von Mohammeds Enkeln durch das Haus Ommajah, die spätere Rache, welche an diesem die Abbassiden nahmen, und, durch die Flucht eines ommajahdischen Prinzen nach Spanien, die Zerspaltung des Weltreichs in die zwei feindseligen Chalifate von Bagdad und Cordova. Die getheilte, oder gegen sich selbst gerichtete Kraft mochte jetzt nach außen nimmer so gewaltig sein: aber erst im folgenden Zeitraum begann die Hauptzerrüttung; und den streitenden Dynastien blieb — wie tödtlich sie unter einander sich anfeindeten — doch, mit wenigen Ausnahmen, der Haß gegen die Christenheit gemein.

Kultur. Ueberhaupt.

Dem allgemeinen Charaktergemälde des Zeitraums setzen wir noch einige Hauptzüge bei. Die Welt bleibt — wiewohl ungleich — getheilt zwischen römischer Entartung und nordischer Barbarei. Nicht nur die Menschen, auch die Länder tragen den Stempel solcher Zeit. Die Denkmale der Kunst und des Fleißes, die Spuren der Wohlhabenheit und des Geschmackes verschwinden; die festen Wohnungen zusammengedrängter Geschlechter, die Mütter der Geselligkeit und höherer Menschenbildung, die Städte, sinken in Staub. In Attila's weitem Reich war nicht eine Stadt: halb Europa diente zu Weideplätzen, zu Lagerstätten unstäter kalmuckischer Horden.

Minder verwüstend als die asiatischen waren die germanischen Stämme. Den Vandalen wurde der schaudervolle Ruhm der Hunnen, eine ähnliche Zerstörungswuth nur angedichtet. Deutsche Völker, vor allen die Longobarden, freuten sich nach ausgetobtem Siegesrausch, der friedlichen Künste ihrer Besiegten: und auch in der Heimath waren einige Stämme, zumal unter den Sachsen, zum Ackerbau geneigt. Dasselbe und in noch höherem Grade fand bei mehreren wendischen Völkern statt, bei welchen wir selbst Spuren des Kunstfleißes finden. Jenseits der Wenden herrschte völlige Barbarei.

Im Ganzen ist Europa, nach dem Untergang des abendländischen Reiches, in dem Zustand der Wildheit und Verödung. Brandstätten, Trümmerhaufen, weite Einöden bezeichnen den Weg der Völkerströmung und das Unheil der Zeit. Der Pflug und die Werkzeuge des Gewerbfleißes sind fast allenthalben nur in der zitternden Hand von wehrlosen Besiegten, deren Zustand theils wirkliche Sklaverei, theils ähnlich derselben durch eigenmächtigen Druck und Verachtung ist. Die herrschenden Nationen liegen dem Krieg, der Jagd, höchstens einiger Viehzucht ob. Rohe Sitte, freche Gewalt treten an die Stelle römischer, zahmer Verfeinerung, Verdorbenheit und Schwäche.

Fast gleich ausgedehnt, doch minder zerstörend als die von Norden gekommenen, waren die saracenischen Züge. Selbst im Zeitpunkt des frisch entglühten Fanatismus ehrten die Araber die wesentlichen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, schonten der Städte, begünstigten Ackerbau und Industrie. Später, als ihre wilde

religiöse Schwärmerei nachgelassen, wurden sie die Väter einer die europäische, Jahrhunderte hindurch, anerkannt und weit überstrahlenden Kultur.

Sitten.

Das Sittenverderbniß Roms dauerte fort, wiewohl seine Pracht durch die barbarischen Plünderungen kläglichst beschränkt ward. In Konstantinopel vermehrte sich dieselbe durch den dort concentrirten Reichthum und durch den mit der Verächtlichkeit steigenden Stolz des Hofes. Aber die Laster des Luxus und der Korruption wurden allmählich, durch das Sinken des guten Geschmacks und durch die wachsende Zahl der Barbaren im Kaiserreich, mit jenen der Rohheit gepaart. Die moralische Nichtswürdigkeit erreichte ihre Vollendung.

Die rohe Einfalt der deutschen Sitten — in Neigungen, Lebensweise, bürgerlicher und Familienordnung sich aussprechend — blieb auch in den neuen Wohnsitzen an den Eroberern und Herrschern kenntlich. Zwar die Genüsse vermehrten sich durch die reiche Kriegsbeute und den Besitz der Macht; aber derselbe barbarische Geschmack, wie vordem in den heimathlichen Wäldern, thronte jetzt in den römischen Lustgärten und Palästen. Auch auf die Provinzialen, wiewohl unter diesen noch durch einige Geschlechtsalter die Liebe der Gesittung fortlebte, ging allmählig die Rohheit der Sieger über; Gallien, Hispanien, ein großer Theil Italiens versanken in nordische Barbarei. Dagegen konnte die Reinheit der alt-germanischen Sitte, die Treue und Wahrheit im Gemüth, der einfältig fromme Sinn, die Unverdorbenheit der ganzen Natur unter den neuen Verhältnissen der Eroberung, des Reichthums, der regellosen Herrschaft sich nicht erhalten. Die Leidenschaften wurden entfesselt. Ehrgeiz, Habsucht, Hang zu sinnlichen Genüssen legten die Scham ab; fortgesetzter Mißbrauch der Gewalt tödtete das Gefühl des Rechts; der Freiheitstolz — der wahre Adel der Seele — ging unter mit der Freiheit selbst; die Nation theilte sich in trotzige Tyrannen und demüthige Knechte.

Daher finden wir in den Geschichten dieser Zeit nicht nur jene schaudervollen Scenen, welche die gewöhnlichen Folgen der Kriegswuth unter barbarischen Horden sind, nicht nur — auch in einheimischen Zänkereien, selbst im Familienkreis und unter den Edelsten der Nation — die häßlichsten Aeußerungen einer fast thierischen Wildheit;

sondern wir werden auch fast ohne Unterlaß durch den Anblick jener verworfenen und teuflischen Laster, als der Tücke, des Verraths, des Meineids — empört, welche sonst die traurigen Auswüchse der Civilisation heißen, aber in der Vereinbarung mit Rohheit und Aberglauben noch frecher und scheußlicher sind.

Freilich trifft nicht alle Völker dies Urtheil gleich. Die Deutschen, die in der Heimath blieben, bewahrten treuer die alte Sitte. Auch unter den erobernden Stämmen erwarben einige — wie die Ostgothen, noch mehr die Longobarden, deren Gemüth die Wildheit nicht hatte, welche ihr Aeußeres zu verrathen schien — den Ruhm der Menschlichkeit und selbst liberaler Gesinnung. Auch die Westgothen — nur daß bei diesen der Aberglaube seine düstere Herrschaft übte — verläugneten nicht völlig die alt-germanische, edle Weise. Aber durchaus schlecht wurden die Franken, und da sie zum herrschenden Volk sich aufschwangen, so ging von ihnen das Verderbniß auch auf die andern über.

Völkerverkehr und Handel.

So wie die Wellen der Völkerwanderung über den Ländern zusammenschlugen, so gingen mit den übrigen Einrichtungen und Künsten der Gesittung und des Friedens auch Völkerverkehr und Handel unter; nicht nur als natürliche Folge der unaufhörlichen Kriege, sondern wegen des Charakters und der Verhältnisse der Sieger. Dieselben kannten nicht, und verachteten in ihrer Rohheit, die Segnungen der Civilisation, den Gewinn des stillen Fleißes, die Wohlthaten des die Genüsse vervielfältigenden, völkervereinenden Handels. Gewalt war ihre einzige Kunst, Raub ihre Erwerbsquelle und — bei der gleichen Gesinnung aller mit- und nachströmenden Völker — das Schwert die einzige Bürgschaft des Besitzes. Also zerrissen plötzlich die alten Bande des gegenseitigen Vertrauens, des freundlich nähernden Bedürfnisses: und abermals wurden die Worte „Fremder“ und „Feind“ gleichbedeutend. Auch der einheimische Verkehr stockte. Waffengetös verscheuchte, Sklaverei erdrückte die bürgerliche Industrie. Die Ausartung der Allodialverfassung sowohl, als die Anarchie des Feudalsystems lösten die Völker in eine Menge kleiner, nach Selbständigkeit strebender, unter einander feindseliger Herrschaften auf; die öffentliche

Sicherheit, die Bedingung des friedlichen Verkehrs entfloh, es begann die eiserne Zeit des isolirenden Faustrechts.

Doch nicht leicht wird die Gesittung, wo sie einmal tiefe Wurzeln geschlagen, wieder völlig ausgerottet. Welche Städte durch ihre Lage am Meer oder an großen Strömen begünstigt, und durch Volkszahl oder Besitzungen stark genug waren, um einige Selbständigkeit unter der allgemeinen Zertrümmerung zu behaupten, dieselben setzten wenigstens einen Theil der ererbten bürgerlichen Gewerbe fort, und trieben etwas Handel — mühsam und kümmerlich — auf den von Barbarei umlagerten, doch noch unvergessenen und nicht ganz vertilgten Bahnen. Die Städte am Rhein, einige am atlantischen und am Mittelmeer, vorzüglich aber die italischen Städte, waren hierin vor andern glücklich.

Im Morgenlande verfiel der Handel weit minder. Konstantinopel, durch seinen Reichthum und seine Schwelgerei, gab ihm Leben in einem weiten Kreise; ja, es wurde die erste Handelsstadt der Welt, als Alexandrien, welches früher solchen Rang behauptete, in die Hände der Saracenen gefallen war.

Eine große Umwälzung in den Handelsverhältnissen wurde durch die Eroberungen der Saracenen bewirkt. Der innere und südasiatische Handel kam fast ganz in ihre Hände. Auch mit der afrikanischen Ostküste bis weit in Süden und mit einigen wichtigen innern Ländern dieses großen Welttheils trieben sie lebhaften Verkehr. Doch erst im folgenden Zeitraum erreichte der Handel, wie überhaupt die Gesittung der Araber, solche Ausbreitung und festgegründetes Gedeihen.

Kunst und Wissenschaften.

In Bezug auf Kunst und Wissenschaft war der Einbruch der Barbaren in's römische Reich das Signal einer allgemeinen Verwilderung. Nur in wenigen Ländern — wie im Orient, zumal in Konstantinopel, dessen Mauern den Wogen der Völkerwanderung trotzten, und in Italien, dessen milder Himmel selbst die Barbaren sänftigte, auch in einigen auserlesenen Gegenden Spaniens und Galliens — blieb ein dürftiger Rest des Geschmacks und der Wissenschaft. Ueberall sonst, mit Ausnahme der am Ende des Zeitraums erblühenden arabischen Kultur, war oder ward vollendete Barbarei und Nacht.

In diesen wenigen Worten liegt die Summe des vorliegenden Gegenstandes, so weit er den Welthistoriker interessirt. Ein leeres Blatt bezeichnet am getreusten den Zustand der Kunst und Wissenschaft bei barbarischen Völkern. Aber auch da, wo nur knechtisches Fortüben der ererbten Kunst, demüthiges Wiederholen überlieferter Formeln ist, wo fast alle Künstler und Gelehrte den gemeinsamen Stempel derselben Mittelmäßigkeit (größtentheils auch völliger Werthlosigkeit) tragen, und kaum Einer durch wahre Genialität oder eine merkwürdige Individualität sich auszeichnet — da begnügt sich die Weltgeschichte mit solcher allgemeinen Charakteristik. —

Das fünfte Jahrhundert indessen hat, außer einer bedeutenden Anzahl kirchlicher Schriftsteller, noch mehrere achtungswerthe (zwar nicht fortschreitende, jedoch das Alte bewahrende) Lehrer der Realwissenschaften, zumal in Alexandrien, hervorgebracht. Die Geschichte dagegen, ein Paar historische Dichter von Verdienst abgerechnet, ist äußerst dürftig.

Doch begann gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, und dauerte durch die Hälfte des sechsten fort, die — vergleichungsweis — glückliche Periode von Theodorichs und Justinianus des Großen Regierung. Der ostgothische König — wiewohl selbst ungelehrt, und bei seiner eigenen Nation die kriegerische Barbarei aus Grundsätzen begünstigend — war der römischen Kunst und Wissenschaft liberaler Gönner, und erweckte — so viel vermag die Gunst der Könige — noch einige edle Talente. Sein vortrefflicher Minister, Cassiodorus, und Liberius, dessen Kollege, waren Zierden ihrer Zeit. Beide genossen fortwährend Theodorichs Gnade. Aber Boëthius, der tugendhafte Weise, durch Geburt und Ehrenstellen, Talent, Wissenschaft und Patriotismus gleich ausgezeichnet, starb als Märtyrer der Freiheitsliebe.

Justinians Regierung, durch Siege und Gesetzgebung verherrlicht, wurde auch durch Künste geziert. Die Baumeister, Anthemius von Tralles und der Milesier Isidorius, dienten durch ihr ausgezeichnetes Talent der Eitelkeit des Kaisers, welcher überall in seinem weiten Reich eine unzählbare Menge von Gebäuden, zur Pracht, zur Andacht, zum bürgerlichen und Kriegsgebrauch aufführen ließ. Der Sophientempel in Konstantinopel ist unter denselben am meisten gepriesen worden; doch hätte er in des Perikles oder Augustus Zeit nur mäßigen Beifall erhalten. Auch die Real-Wissenschaften wurden unter Justinian nicht ohne Erfolg betrieben.

Justinian hieß die heidnischen Philosophen schweigen: aber ihre Hauptlehrer, Plato und Aristoteles, herrschten fort auch in den christlichen Schulen. Das Ansehen des Letztern, des Weisen von Stagira, wurde durch Johann Philoponus (im 7ten Jahrhundert) mächtig erhoben; noch mehr durch Johann von Damaskus (im 8ten), welcher sein Lehrgebäude der Theologie auf die peripatetische Weisheit gründete, und dadurch der scholastischen Philosophie das Dasein gab. Auch Isidor und Beda im Abendlande waren Freunde des Aristoteles.

Im 7ten Jahrhundert litt die Kunst durch den Fanatismus der Araber, im 8ten durch jenen der christlichen Bilderstürmer mannigfaltigen Verlust. Die politischen Erschütterungen, welche durch beide veranlaßt wurden, setzten diese klägliche Wirkung auf die Wissenschaft fort. Weiterhin herrschte Feudal-Tyrannei und eisernes Faustrecht. Die Musen, hier durch Kriegslärm, dort durch fanatisches Geschrei, überall durch Sklaverei und Noth verscheucht, flohen aus der christlichen Welt, im Reich der Chalifen eine Freistätte suchend.

II. Speciellere Geschichte.

Geschichte der Völkerwanderung.

Einleitung.

Hochasien und seine Bevölkerung.

In den Blättern der Geschichte ist wohl keine Umwälzung verzeichnet, welche an Ausdehnung, Charakter und Folgen so wichtig und imponirend wäre, als die große nordische Völkerwanderung. Sie gab dem historisch merkwürdigsten — ja damals fast allein bekannten — Theile der Welt eine allgemeine Erschütterung, und mehr als der Hälfte desselben eine völlige Umgestaltung. Neue Menschen, neue Sitten, Verfassungen, Gesetze, Angelegenheiten und Verhältnisse, neue Staaten und Sprachen, neue Charaktere und Namen erscheinen plötzlich und alles Alte verschwindet. Eine neue Ordnung der Dinge, fast ohne Zusammenhang mit der alten, und Schöpferin der spätesten Zukunft, erhebt und begründet sich, nicht nur für den Schauplatz der

Wanderungen, sondern für die ganze Welt; da sie die Geschichte derjenigen Völker bestimmt, welche später an die Spitze des Menschengeschlechts sich schwingen, und durch Waffen, Geist und Handel über den Erdkreis gebieten.

Gleichwohl ist diese große Völkerwanderung mehr nur durch ihre Ausdehnung und ihre bleibenden Wirkungen, als durch einen eigenen Ursprung oder Charakter von vielen andern verschieden, welche ihr vorangingen und folgten; nur die Ursachen dieser Verschiedenheit haben wir nicht bei den wandernden Horden selbst, sondern in den allgemeinen Zeitumständen und in den Verhältnissen der überströmten Länder zu suchen.

Das römische Reich, mit den mannigfaltigsten und herrlichsten Schätzen der Natur, der Kunst erfüllt, war hierdurch und durch die von Geschlecht zu Geschlecht mit dem innern Verderbniß zunehmende Schwäche, schon seit Jahrhunderten ein lockender Gegenstand für die vielen, längs seiner unermeßlichen Grenzen hausenden Barbaren gewesen. Die Kaisergeschichte enthält von den dadurch veranlaßten Einfällen mannigfaltige Beispiele. Zwar gelang es den Deutschen noch nicht, Wohnsitze in den römischen Ländern zu nehmen; sie mußten sich auf flüchtige Raubunternehmungen beschränken, oder sie wurden durch die Ueberzahl der herbeieilenden Legionen erdrückt; aber an den Grenzen selbst erschienen fast in jedem Jahrhundert wieder neue Völker, von welchen früher nichts war gehört worden, und welche aus fernen Gegenden des Aufgangs oder der Mitternacht sich herangewälzt hatten. Auf solchen Zügen wurden die ältern Einwohner entweder verdrängt, oder den neuen Ankömmlingen einverleibt, und Germanien mit den umgebenden Ländern blieb ein getümmelvoller Schauplatz von Volkswanderungen, deren Richtung zwar mitunter sich durchkreuzte, dem Hauptstrom nach aber von Nord und Osten gegen die römische Grenze ging.

Von Geschlecht zu Geschlecht wurden diese Grenzen schwächer; es war unausbleiblich, daß die oft zerrissenen Dämme zuletzt gänzlich einbrächen, und die wilde Fluth über die innern Länder sich ergösse. Der ganze Süden war reich und schwach, der Norden stark und arm; jener mußte die Beute von diesem werden.

Aber diese große Umwälzung wurde beschleunigt und vollständig gemacht durch einen, im verhängnißvollen Zeitpunkt genommenen gewaltigen Stoß aus Asien auf die wogenden Völkermassen Europens. Und so wie ein schon hochgehender Fluß, wenn plötzlich in denselben

ein wild anschwellender Bergstrom sich ergießt, auf einmal über alle einstürzenden Ufer und unaufhaltsam bricht: also stürzten sich die längst rührigen und mühsam eingedämmten Völker Germaniens, als der hunnische Strom daher brauste, allgemein und allgewaltig über das römische Reich.

Wir wollen einen Blick werfen auf jene geheimnißvolle Steppe, das große Vorrathshaus von Völkern, wo unversiegbar die Quellen springen von länderverwüstender, weltumkehrender Strömung.

Von der Nähe des kaspischen Sees bis zum Ostmeer Asiens, und in fast gleicher Entfernung vom indischen und vom Eismeer, erhebt sich ein mächtiger Erdbuckel, unermeßlich lang und breit, überlaufen von mannigfaltig sich kreuzenden Gebirgen, die Grundmasse der ganzen asiatischen Erde. Von einzelnen Bergjochen und Bergketten wissen wir theils ältere, theils neuere Benennungen (doch meist das Letzte, weil die alte Erdkunde nicht weit über die Grenze dieses Hochlandes reichte); auch einige Wege durch die ungeheuere Steppe haben Handelsgeist, Religionseifer, kühne Neugierde und Zufall einzelnen Reisenden oder auch größeren Karavanen und Gesandtschaften gebahnt: gleichwohl ist weder der Umfang und die eigentliche Gestalt des ganzen Erdbuckels, noch die Lage, Höhe, Richtung und Verkettung der einzelnen Hauptjoche bestimmt. Aber diese Unerforschtheit — fast Unerforschlichkeit — ist eben der imponirendste Charakter der Steppe und die Erklärung, warum in ihrem weiten Bezirke die wilde Freiheit ewig herrscht und die zahme Ebene umher unabläßig mit Verwüstung bedroht. Auch mögen wir aus den gewaltigen Strömen, welche von dem Hochlande herab nach allen Weltgegenden sich ergießen, dessen Umfang schätzen, aus der Lage und Richtung der entgegengesetzten Quellen auf seinen allgemeinsten Umriß schließen, und selbst die Hauptpartien des großen Gebirgs durch genaue Vergleichung und Verbindung der verschiedenen Nachrichten auffinden.

Der Oxus und Jaxartes (heutzutage Amur und Sir Daria), jener als vielbefahrener Kanal des nordischen Handels, dieser als Grenze zwischen Iran und Turan merkwürdig, im Westen; der mächtige Oby mit seinem gleich starken Gefährten, dem Irtysch, der Jenisey, der König der Flüsse im alten Kontinent, mit den brausenden Gewässern der Selenga, Angara und des wundervollen Sees Baikal, und hierauf die wenig geringere Lena im Norden; der Onon und Kerlon — vereinigt Amur genannt — Tungusiens großer Fluß, und die chinesischen Hauptströme, der Hoang-ho

und Yanse-kian im Osten; endlich im Süden die drei Hauptflüsse der hinter-indischen Halbinsel, der Menam Kom, der Menam und der Irabatti; eben so viele in Vorder-Indien, der vielarmige Indus, der heilige Ganges und sein Bruder, der gleich starke Burramputre — alle diese großen Ströme und unzählige kleine entfließen dem asiatischen Hochland. Wie ungeheuer muß das Gebiet sein, das eine solche Wassermasse erzeugt? und welcher Wechsel von Höhen und Thalgründen, welche mannigfaltige Richtung und Verschlungenheit der Bergreihen und Steppen läßt in solch einem Raum sich denken? Auch inländische Flüsse, die in der Steppe versiegen, oder in Steppenseen sich münden, enthält Hochasien. Sein Flächenraum muß weit über 100,000 Quadratmeilen betragen.

Zwei Haupttheile — durch Lage, Beschaffenheit und Bewohner von einander gesondert — lassen sich in diesem Hochland unterscheiden: das Gebiet des Mustag und jenes des Altai. Das erste führt meistens den Namen der Tatarei, das zweite der Mongolei.

Der Mustag, der Imaus der Alten nach Rennel, thront zwischen der großen und kleinen Bucharei, und sendet starke Arme nach allen Richtungen bis in die weitesten Fernen aus, und steht im Osten und Nordwesten durch den rauhen Mussart mit dem Bogdo-Oola und Altai, demnach der mongolischen Bergregion, in Zusammenhang.

Von derselben scheint der große Bogdo, welcher zwischen den Quellen des Irtysch und der Selenga seine wolkennahen Scheitel hebt, der Hauptstock zu sein. In zwei mächtigen Ketten geht von ihm in Nordwesten der metallreiche Altai, im Südosten aber der Kangai aus. Der erste sendet seine Arme nach den äußersten Enden Sibiriens; der zweite läuft nördlich über China hinweg, bis nach Corea und Japan. Auch mit den Ketten des Mustag und des fernern Ural im Südwest und Nordwest steht der Bogdo mittelst des Mussart und der Alakberge in Verbindung. Im Ganzen ist das mongolische dem tatarischen Hochlande in Nordosten gelegen. Quer durch beide Regionen aber, und gleichfalls in nordwestlicher Richtung, von den Quellen des Ganges bis zum Gebiet des Amur zieht sich — in vielen Stellen hundert Meilen breit, und in der gesammten Ausdehnung an 30,000 Quadratmeilen haltend — die hohe, kalte, wasserlose Wüste Gobi oder Shamo hin, nur hier und da mit dürftigem Gras — an vielen Stellen mit flechtenartig aufsprießendem Salz, an andern mit immergrünen Kali-Pflanzen bedeckt — überhaupt eine

grobsandige und steinigte Bergfläche, von welcher man nordwestlich auf einigen, von der Natur selbst gebahnten Straßen, in allmähliger Senkung nach vielen Tagreisen zur sibirischen Grenze gelangt, südöstlich aber auf schnellerer Abdachung durch immerwährende Wildniß hin zur großen Mauer und nach China herabsteigt. Nördlich an diesem Reiche, fast bis zu den Ufern des Amur und bis an die Nähe des Oceans, zieht sich von der großen Wüste aus eine breite, unwirthbare, meist mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgsreihe, doch schon keine Steppe mehr, sondern eine Abwechslung von Höhen, Thalgründen und Flächen, wo die wilden Dauri und die unstäten weitverbreiteten Tungusen hausen, und wo das Vaterland der Mandschu, der letzten Eroberer von China, ist.

Wenn wir die Bergreihen, welche wir nannten, und die Ströme, welche denselben entspringen, in ihrem ganzen Laufe verfolgen, so gelangen wir an die äußersten Ende Asiens, in Nord und Süd. Für jetzt aber haben wir bloß die hohen Steppenländer im Auge, von den östlichen Ufern des Jaxartes bis zu den Niederungen des Amur, und die zusammengedrängten Gebirgsmassen von der sinesischen und indischen bis zur sibirischen Grenze.

Die natürliche Beschaffenheit dieses rauhen Berg- und Steppenlandes hat für dessen Bewohner gebieterisch und wohl unwiderruflich, Lebensweise, Verfassung und selbst Charakter bestimmt; und wenn wir dasjenige, was schon Herodot von den alten Scythen berichtet, mit den Erzählungen der chinesischen Annalisten von Hirtenvölkern der Wüste, so wie mit den Zeugnissen römischer und byzantinischer Schriftsteller von der Völkerwanderung, mit den abendländischen und morgenländischen Trauergeschichten von türkischen, mongolischen und tatarischen Zügen, mit den Schilderungen der europäischen Reisenden, welche im Mittelalter Hochasien durchwanderten, endlich mit den gründlichen, meist an Ort und Stelle unternommenen Forschungen neuerer Gelehrten vergleichen: so erkennen wir die wunderwürdigste Gleichförmigkeit des Zustandes und der Sitten unter zahllosen Völkern eines unermeßlichen Raumes und eine durch Jahrtausende laufenden Zeit.

Alle Rauhigkeit, die unter einem nördlichen Himmel der ungebändigte Naturzustand des Menschen erzeugen mag, ist und war von jeher der Charakter der scythischen Horden. Dem Ackerbau fremd, theils durch die Beschaffenheit des Landes, theils durch Abneigung, bleiben sie in ihren unwirthbaren Steppen für Nahrung und Kleidung

auf die einfachen Erzeugnisse der Viehzucht und der Jagd beschränkt. Beide Beschäftigungen, zumal in unfruchtbarem Lande, entfernen von allen Künsten wie von allen Bequemlichkeiten der Civilisation. Mit Mangel und Mühseligkeit vertraut, und an Blutvergießen durch unaufhörliche Tödtung zahmer und wilder Thiere gewöhnt, erwirbt der nordische Nomade eine mit seinem Klima harmonirende Härte des Körpers wie der Seele. Unbekannt mit feineren oder sanfteren Empfindungen, den wilden Affekten seine ganze Kraft hingebend, ist kein Anderer wie er geschickt und geneigt zur Gewaltthat und zum Krieg, dessen Vorbild und Schule, Jagd und Wanderung, sein tägliches Geschäft, sein Vergnügen, fast die Summe seines Lebens sind. Der Besitz des Pferdes vermehrt die Furchtbarkeit dieser kriegerischen Horden, und bringt die in ihren eigenen Wildnissen Unangreifbaren mit überraschender Schnelligkeit nach den fernsten Fluren eines unvorbereiteten oder weichlichen Feindes.

So tapfere Männer, und welche die Segnungen der bürgerlichen Gesellschaft verschmähen, scheinen sicher auch vor den Gefahren derselben, und geeignet zur vollständigsten Behauptung der Freiheit. Indessen sind doch die Tataren vielfältig Sklaven gewesen; und die Freiheit so wenig, als die Despotie hat fest bei ihnen wurzeln, oder zu einem anerkannten Recht sich erheben mögen. Zwar [die Freiheit ist dem Menschen von Natur gegeben, doch ist sie als solche nur eine thierische Freiheit. Jene, welche wahrhaft menschlich ist, sie, das kostbarste und edelste der Güter, wird ihm nur im Zustand der Veredlung, nicht in jenem der tiefsten Rohheit zu Theil. Der Gewaltthätige wird leicht Raub der Gewalt, der Ungerechte ist selbst dem Unrecht preis, der Herrschsüchtige muß gehorchen, der Dumme wird zur Beugung des starken Nackens beschwatzt. Die Sklaverei der Tataren ist nicht minder lehrreich, als der Germanen Freiheit.

Die Urverfassung unseres Geschlechts, die patriarchalische, herrschet für und für unter den vielnamigen Völkern der Steppe. Aber nicht in der schönen Gestalt, worin wir sie im grauen Alterthum und zum Theil noch heute bei einigen sanftern, natürlich guten oder durch Verhältnisse humaneren Nomaden erblicken, sondern in der Ausartung, welche die Folge rauher Sitte ist und einer naturwidrigen Uebertreibung. Der Stammesälteste, oder wer sonst nach hergebrachtem Familienerbrecht das Haupt der Horde wird, soll, dem Begriffe seiner Würde nach, die Glieder derselben als Familienglieder mit väterlichem, nicht mit herrischem Ansehen, in Krieg und Frieden

führen, richten, in Ordnung halten. Aber die allgemeine Ungeschlachtheit der Glieder leitet auch das Haupt zu wilder Gewaltthat oder tyrannischer Willkür; die Geschäfte der Wanderungen, noch mehr des Krieges, welchen Raubsucht, Hunger, Rache und Stolz unter den Horden unablässig entzünden, erheischen einen strengen Oberbefehl, und die Schicksale des Krieges unterwerfen zwanzig, fünfzig, hundert Horden Einem glücklichen Anführer. Derselbe ist der Besiegten, nicht nach dem Familienrecht, sondern nach dem Kriegsrecht, Herr. Aber die siegende Horde macht mit jenen jetzt eine größere Vereinigung aus; und es werden alle zusammen von der gegenseitig übertragenen, demnach gedoppelten, väterlichen und herrischen Gewalt unterdrückt. Wenn dann die schwellende Flut in die südlichen Länder sich ergießt, weichliche Völker, von jeher der Sultansregierung gewohnt, eine Beute der nördlichen Hirten werden: alsdann sieht der übermächtige Khan sich als den Erben der unbedingten Herrschaft der von ihm gestürzten Throne an, wird auch von den niedergetretenen Völkern als solcher betrachtet, und legt durch dienstbaren Arm der Besiegten seinen ältern, siegreichen Unterthanen das gleiche Sklavenjoch auf. So oft die Tataren als Eroberer auszogen, so oft — und Nichts konnte wohl gerechter sein — sind sie Knechte geworden. Doch bleibt noch einige Zeit wenigstens die Erinnerung der Freiheit und eine äußere Form derselben in den Kurultai's oder großen Reichstagen übrig, auf welchen, nach der heimathlichen Sitte, der Khan, seine Prinzen und die Mursa's (oder Stammeshäupter) mit ihrem kriegerischen Gefolge erscheinen, und gemeinschaftlich über die großen Nationalangelegenheiten sich berathen. Selbst die Welteroberer aus des großen Dschengis Hause hielten noch solche Kurultai's, ja es wurden mehrere Groß-Khans auf denselben gewählt. Später arteten sie wohl bei der Konsolidirung des Despotismus in leeres Hofgepränge aus; und die südlich angesiedelten Stämme versanken in die allgemeine Dahingebung und Schwäche der Besiegten. Aber diese Annahme von fremden Sitten, meistens auch von fremder Religion, führte allmählig eine Scheidewand zwischen ihnen und ihren daheimgebliebenen Brüdern auf, und es erwachte dann gewöhnlich um so energischer der Geist der Freiheit im Norden wieder. Die Stämme der Wüste warfen das Joch der von ihr ausgegangenen, aber weichlich gewordenen Monarchen ab, und man sah das alte feindselige Verhältniß von Iran und Turan wieder.

Ungeachtet der im Ganzen fast gleichförmigen Beschaffenheit des

asiatischen Hochlandes, und der hiernach auch unter dessen Bewohnern herrschenden Aehnlichkeit in Sitten, Lebensweise und rein klimatischen Zügen können wir gleichwohl eine Sonderung derselben in zwei Hauptstämme oder Racen, nach gewissen abstechenden Verschiedenheiten und genetischen Charakteren, deutlich erkennen. Der eine ist der tatarische, der andere der mongolische Stamm.

Der tatarische Stamm (wohl auch der kaukasische genannt, weil er am Kaukasus in vorzüglicher Ausbildung erscheint und von dort aus in viele südliche und westliche Länder ging) hat zu Charakteren einen regelmäßigen, fast runden Schädelbau, ein ovales Gesicht, ein schönes Verhältniß der Züge, eine weiße, jedoch leicht braun werdende Hautfarbe mit frischem Incarnat und dunkles Haar. Der Hauptsitz dieser Tataren ist vom kaspischen Meer bis zum Gebirg Altai, in den arabischen Ländern und in der großen und kleinen Bucharei. Aber sie haben sich noch in viele Länder nach allen Weltgegenden ausgebreitet. Nördlich und westlich am kaspischen Meer, am Jaik, an der Wolga, in der Krimm und am Kuban, in verschiedenen Gegenden Sibiriens (doch hier in bunter Vermischung mit mongolischen, kalmuckischen und finnischen Stämmen), in einem Theile Persiens u. s. f. hausen Tataren; und die weit verbreiteten Türken, mit deren Namen Turuk die Tataren sich selbst benennen, sind ihre Geschlechtsverwandten. Man glaubt, daß auch die Tibetaner und Japaner zu dieser Race gehören. Die Tataren scheinen nicht unempfänglich für Kultur und geistige Bildung, wie zumal die Bucharen (freilich weit weniger die Türken) zeigen; und selbst unter den nomadischen Stämmen, besonders denjenigen, welchen dem russischen Scepter gehorchen, trifft man bisweilen einige Anfänge der Civilisation, und wenigstens vergleichungsweise mildere Sitten.

Dagegen sind die Mongolen und Kalmucken um so hartnäckigere Barbaren, und gleich häßlich an Leib und Seele. Die von ihnen so benannte mongolische Bergregion ist ihr Hauptsitz; und wenn auch die Tungusen, mit den Lamuten, Dauren und Mandschuren, und die korjäkischen Stämme mit den Tschuktschen und Kamtschadalen zu ihrer Race gehören, so haben sie fast den ganzen Nordost von Asien erfüllt; so wie höchst wahrscheinlich in Südosten die Sinesen und Koreaner von ihnen stammen.

Die Mongolen oder Munglu, welche eigens solchen Namen führen, theilen sich in die gelben oder Scharra- und die Kalkas-Munglu, wovon die letzten südlich an den ersten hausen. Die Kal-

mucken aber, welche bei Vielen für einen eigenen, von dem mongolischen getrennten, Hauptstamm gelten, und westlich an den eigentlichen Munglu wohnen, werden in die Torgauten, Soongaren, Choschoten u. A. unterschieden. Auch leitet man von ihnen die samojedischen und finnischen Völkerschaften ab.

Die mongolische und vorzugsweise die kalmuckische Race charakterisirt sich durch eine kleine Statur, einen untersetzten, sehr muskulösen Körperbau, gelblichte Hautfarbe, schwarzes, steifes und dünnes Haar, einen fast viereckigen Schädel und häßliche — man möchte sagen nur halbvollendete — Gesichtszüge. Ihre Augen sind klein, die Nase eingedrückt und weit offen, das ganze Gesicht flach, breit und beinahe bartlos. Wohl kommen, bei der weiten Verbreitung dieses Stammes, klimatische Nuancen vor, aber die Hauptkennzeichen bleiben kenntlich.

Es ist wohl begreiflich, daß unter diesen zahlreichen Völkern Hochasiens, und weiter hin nach Nord und Süd, ein vielfacher Wechsel der Herrschaft und der Unterwerfung, des Untergangs und Wiederauflebens seit unfürdenklichen Zeiten werde gewesen sein. Aber wenn auch die deutlichsten Nachrichten darüber vor uns lägen, so müßte die Aufzählung solcher — nach einförmigen Gründen und einförmigen Wirkungen — ewig wiederkehrenden Revolutionen ein mühsames, wohl auch trockenes und wenig fruchtbringendes Geschäft sein.

Ohne daher den chinesischen Annalisten (oder ihrem fleißigen Kompilator de Guignes) die sterilen Geschichten von den Völkern des östlichen Hochasiens, als von den Topa, den Geugen, den Sien-pi — den Goei, Yen u. A. nachzuerzählen (es waren ohnehin meistens dieselben Stämme, die nur, je nach dem Namen der herrschenden Horden oder Dynastien, die Benennung änderten), wollen wir unsern Blick allein auf die furchtbaren Hiong-nu richten, deren frühe Macht und lang gedauerte Herrschaft im Osten nicht minder wichtig ist, als die spätern Thaten ihrer — wahrscheinlichen — Nachkommen, der Hunnen, es im Westen wurden.

Die Hiong-nu.

Zwölfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, etwa ein Menschenalter vor Troja's Fall, ward die Macht der Hiong-nu gegründet. In dem mongolischen Hochland, in dem Theile der

Wüste Kobi, von welchem herab man nach China steigt, standen ihre Gezelte; frühe bedrohten sie, „die Wilden des Berges," von daher die sinesische Grenze. Doch erst im dritten Jahrhundert vor Christus kam der Name Hiong=nu auf (früher wechselten ihre Benennungen nach den Dynastien) und wird ihre Geschichte zusammenhängend. Gegen sie ward die große Mauer gebaut. Tschi=Hoang=ti, der Gewaltherrscher, um Hannibals Zeit, vollendete dieselbe. Aber vergebens! Die Tanjou's — also hießen die erblichen Oberhäupter der Hiong=nu — überstiegen zu wiederholten Malen das schlecht vertheidigte Bollwerk, und erschütterten das innerlich kranke Reich. Ueber den größten Theil Hochasiens, von der Nähe des östlichen Oceans bis zum Irtysch, von der sinesischen bis zur sibirischen Grenze hatten die Hiong=nu ihre schwellende Macht ausgebreitet. In dem Heere der Tanjou's waren über zweimal hunderttausend Reiter. Jetzt, unter dem Vatermörder Me=te überwältigten die Hiong=nu durch ihre wilde Tapferkeit die wohlgeübten, wohlbewaffneten und kriegsgelehrten chinesischen Heere, erzwangen sich Jahrgelder und den schimpflicheren Tribut von auserlesenen Mädchen des Landes. Die Kaiser von China gaben ihre eigenen Töchter den Umarmungen der Tanjou's preis, und erkauften hierdurch gleichwohl die Ruhe nicht.

Auf den Zeitpunkt der höchsten Macht und Glorie — wohl auch des allzusichern Selbstvertrauens — der Hiong=nu folgte in kurzer Frist Verwirrung und Noth. Die Sinesen, durch die Waffen der Barbaren überwunden, erhoben sich wieder durch ihrer Feinde Zwietracht und durch eigene schlaue Politik. Dieselbe Dynastie der Han, welche so große Demüthigungen von den Hiong=nu erlitten, rächte nach blutigen und wechselnden Kriegsscenen die alte Schmach durch einige Siege, und gab der Macht der Feinde China's durch Aufwiegelung der von denselben unterjochten Horden einen entscheidenden Stoß.

Eine kurze Periode des Wiederauflebens erneuerte die Schrecken des Namens Hiog=nu. Aber innere Spaltung vollendete den Ruin. Die Frage, ob Punu oder Pe Tanjou sein solle, wurde der Anlaß dazu; denn der Letztere, als der Nebenbuhler ihn drängte, unterwarf sich mit den südlichen Horden, welche ihm anhingen, dem chinesischen Kaiser (nach Chr. 48). Jetzt mußten auch die nördlichen Hiong=nu den Zwist der Herrscher mit dem Verlust der Unabhängigkeit büßen, und ihr Heil von des Kaisers Gnade erwarten.

Aber unversöhnlich blieben die Chinesen. Nach kurzem Stillstand

brachen sie abermals in die Wildnisse, den Vertilgungskrieg gegen die Hiong-nu zu führen. Die Sien-pi — der alten Unbilden eingedenk, die sie von denselben erfahren, und von den Chinesen aufgehetzt — benutzten den Zeitpunkt einer entscheidenden Niederlage, welche diese den Feinden beigebracht, und vollendeten den Untergang des dreizehnhundertjährigen Reiches (nach Chr. 93).

In dem Hauptsitz des alten Tanjouats herrschten jetzt die Sien-pi; unter ihnen, mit Aufopferung der Freiheit und des Namens, blieb ein Theil der Hiong-nu — doch wohl der kleinste — zurück, und wurde eins mit den Siegern durch Vermischung des Blutes. Ein anderer Schwarm zog nach Süden zu den längst abgefallenen Brüdern, welche unter chinesischer Hoheit lebten. Aber die tapfersten und trotzigsten Stämme des nördlichen Reiches hatten, bei dem unausweichlichen Einsturz desselben, den muthigen Entschluß gefaßt, in dem entfernten Abendland eine den Waffen und der Herrschaft ihrer Feinde unzugängliche Freistätte aufzusuchen. Unermeßliche Steppenländer lagen vor ihnen, sie schlugen ihr Lager, wo sie Weide und Jagd fanden. Gegen zweihundert Jahre folgte der Blick der Chinesen den Wanderungen der Hiong-nu; doch ungewisser, je weiter sie sich entfernten; endlich verschwanden sie jenseits des Imaus völlig aus ihrem Gesicht.

Die Vergleichung der chinesischen Berichte mit einigen Winken abendländischer Geschichtschreiber und Geographen erleichtert uns das Verständniß beider, und einige sehr natürlich sich darbietende Muthmaßungen verknüpfen die erlöschende Geschichte der Hiong-nu mit der, ein Jahrhundert später anhebenden, Geschichte der Hunnen.

Nach langem Umherirren ließ ihre Hauptschaar sich zwischen dem Jaik und der Wolga, in dem Lande Yuen-Pan (wo heute die Baschkiren hausen, und südlich bis gegen Astrakan) nieder. Der Name Groß-Hungarien, welche noch im dreizehnten Jahrhundert diese Gegenden führten, ist ein Denkmal ihres Aufenthalts daselbst.

Aber die unversöhnlichen Sien-pi ließen nicht ab von Anfeindung der Hiong-nu, drängten diese vom Land der Iguren und vom Ili zurück bis gegen den Jaik, zumal da sie selbst durch die in der Mitte des dritten Jahrhunderts (um 260) emporgekommenen Topa von Osten gegen Westen getrieben wurden. Auch die Scheuschen (Geugener), durch einen Räuber, Moko, gestiftet, durch einen andern Räuber, Tulun, über ganz Hochasien groß, bedrängten die Hiong-nu. Europa wußte nichts von diesen großen Bewegungen,

deren wachsender Strom bald nachher vom Tanais bis zum atlantischen Meer über die Länder brauste.

Die Hunnen. Anfang der Völkerwanderung.

Die Hunnen — unter diesem Namen erscheinen sie jetzt bei den römischen Geschichtschreibern — entschlossen sich, über die Wolga zu setzen (374). Ihr Stoß auf die Völker diesseits dieses Stromes und des Tanais brachte den längst vorbereiteten Sturm zum Ausbruch.

An den westlichen Ufern der Wolga bis zum Tanais, und weithin nach Nord und Süd, weideten die Alanen. Ueber dieselben fielen die Hunnen mit unwiderstehlicher Gewalt, schlugen sie in einer entscheidenden Schlacht, und zerstäubten oder vereinigten mit ihrer eigenen Nation die furchtbaren und weit verbreiteten Stämme. Der nächste Schritt brachte sie über den Don nach Europa.

Daselbst herrschte, vom Tanais bis zur Donau und vom Euxin bis zu den baltischen Gestaden, die große Nation der Gothen. Seit langer, jedoch unbestimmter Zeit war sie in die zwei Hauptstämme der Ostgothen (Greuthunger) und der Westgothen (Therwinger) getheilt. Der Ostgothen König war damals der große Hermanrich, aus dem Heroen-Geschlecht der Amaler. Vom Dnieper bis zur Donau gebot den Westgothen — vielleicht abhängig von Hermanrich — Athanarich, der Balte.

Plötzlich erscholl jetzt die Kunde von der feindlichen Annäherung bisher unbekannter, scheußlicher Horden. „Von den Schneegebirgen Asiens herab wälze sich verheerend, unwiderstehlich die zahllose Schaar. Vom Menschen haben sie kaum die Gestalt; breite Fleischklumpen statt des Gesichts, bartlos, mit kleinen, tief liegenden Augen, platten Nasen, niedriger Statur; überhaupt zweifüßigen Bestien, oder auch halbgeformten Blöcken ähnlich, und an Gemüth und Sitten nicht minder häßlich, als am Körper; aber behend, auf Rossen wie einherfliegend, mordlustig, nie fehlend im Schuß; die Gefangenen opferen sie ihren Göttern": — fliehende Alanen, bald auch zitternde Gothen, verkündeten solche Schrecken. Schaudervolle Sagen vermehrten dieselben. Die bösen Geister der Wüste haben in schändlicher Vermischung mit den scythischen Unholdinnen sie erzeugt.

Der Greis Hermanrich, als diese Gefahr einbrach, verzweifelte

an der Möglichkeit, das Ungewitter zu beschwören, und gab sich den Tod. Sein Nachfolger, Withimer, blieb in der Schlacht. Die Ostgothen ergaben sich den Hunnen. Nur ein kleiner Theil floh gegen den Dniester. Hinter denselben Fluß hatten auch die Westgothen unter Athanarich sich zurückgezogen; aber die Hunnen setzten ihnen nach, und schlugen sie. Der größte Theil der Nation floh jetzt in der ängstlichsten Bestürzung bis an die Donau, deren breiter Strom ihm noch die einzig mögliche Schutzwehr gegen die Barbaren schien.

Aber jenseits der Donau herrschten die Römer; ohne deren Bewilligung mochte sie nicht überschritten werden. Die Gothen faßten den Entschluß, solche Bewilligung vom Kaiser Valens zu erbitten (376), und eröffneten hierdurch die zweite Hauptscene der Völkerwanderung. Ein Blick auf die frühere Geschichte der Gothen mag deren Darstellung vorangehen.

Gothen. (Ostgothen und Westgothen.) Alarich.

Schon seit den Zeiten des Caracalla (um 215) tönte der Name der Gothen von den euxinischen Ländern her. Sie bedrohten Dacien, erpreßten sich Jahrgelder, und wagten selbst über die Donau nach Mösien, Thrazien, Macedonien, ja über's Meer nach Kleinasien und Griechenland verheerende Kriegszüge.

Nicht minder furchtbar waren die Gothen den barbarischen Völkern. Die Vandalen, die Markomannen, die Quaden fühlten die Schwere ihres Arms, und wurden ihnen steuerbar mit Gut und Blut. Die sarmatischen Völker bis gegen Livland und Esthland wurden von Hermanrich bezwungen (um 350). Demselben dienten viele scythische Stämme um Sold.

Von wannen dieses mächtige Volk der Gothen gekommen, welches seine Abstammung und Urgeschichte sei, darüber herrschen zwei verschiedene Hauptmeinungen. Schriftsteller von Rang zählen sie zum großen thrazischen Volksstamm und halten sie für einerlei mit den Geten, die wir schon zu Herodot's Zeit am südlichen Ufer des Ister, später aber am nördlichen finden. Nach der andern Meinung haben die Gothen in Scandinavien, zumal in den südlichen Theilen von Schweden, gewohnt, und sind von da in dunkler Vorzeit über das baltische (codanische, gothanische) Meer an die pommerschen und preußischen Küsten gekommen.

Des Jornandes Erzählung von den drei Schiffen, welche die ganze Auswanderung in sich enthalten — das eine die Ostgothen, das andere die Westgothen* und das dritte die Gepiden — mag freilich ein Mährchen sein; so wie die, in noch ältere Zeiten zurückgehenden, Sagen von Odin oder Wodan, dem großen Gesetzgeber Scandinaviens, mehr der Mythe als der Geschichte anzugehören scheinen.

Mit einiger Bestimmtheit erkennen wir von dem Anfang unserer Zeitrechnung bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts die Gothen um die Weichselmündung und längs der preußischen Gestade. Westlich an ihnen, um die Oder, hausten die Vandalen, mit den zu ihnen gehörigen Stämmen der Burgunder, Heruler, Longobarden u. A. Aber im Grunde mögen — die Uebereinstimmungen in vielen Charakteren der Gestalt, Sitten und Sprachen weisen darauf hin — Vandalen und Gothen ursprünglich Ein Volk sein.

Um die Zeit des markomannischen Bundes, oder wenig später, scheint die allgemeine Bewegung begonnen zu haben, welche die ganze gothische Nation allmählig von den baltischen an die euxinischen Gestade brachte.

Auch die Gothen verschmähten den friedlichen Anbau der eroberten Länder, und lebten fort nach gewohnter barbarischer Sitte. Aber von den übrigen Germanen unterschieden sie sich durch erbliche Häupter (die Nachkommen des Amala, des berühmtesten Anführers auf ihrer südlichen Wanderung, und Sprößlings der Ansen [Asen], der Halbgötter seiner Nation, geboten den Ostgothen, das Haus der Balten, der Kühnen [*Balta* oder *Bold*] regierte die Westgothen); demnach durch eine festere politische Vereinigung (jedoch unbeschadet der Freiheit); auch durch früheres Erwachen einiger Kultur, welches wohl begünstiget ward durch die frühere Annahme des Christenthums. Gefangene Priester, die sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts aus Kleinasien mit sich führten, streuten den Samen desselben aus, welcher bald zu schönen Früchten reifte.

Mit dem Hereinbrechen der Hunnen beginnt eine neue Periode der gothischen Geschichte.

Zu Antiochia erschien unversehens vor Kaiser Valens eine

* Erst in der Mitte des dritten Jahrhunderts unterscheiden wir deutlich die Ostro- und die Visi- (Ost- und West-) Gothen. Dem Jornandes zufolge wäre solche Eintheilung und Lage schon aus Scandinavien herrührend gewesen, und hätte bei allen Wanderungen der Gothen fortgedauert.

gothische Gesandtschaft mit der demüthigen Bitte, ihrer bedrängten Nation den Uebergang über die Donau zu erlauben, und sie in die römischen Provinzen als Unterthanen des Reiches und Vertheidiger von dessen Grenzen aufzunehmen. Valens, durch die unmittelbaren Vortheile der Gewährung angereizt, ertheilte sie; doch unter der doppelten Bedingung, daß die edelste Jugend der Gothen, als Geiseln der Treue, ins Innere der römischen Provinzen zur zweckmäßigen Erziehung sollte abgeführt, und die Waffen der Mannschaft vor dem Uebergang sollten ausgeliefert werden. Das Erste geschah; aber die Westgothen wußten von dem Geiz oder der Wollust der römischen Befehlshaber die Beibehaltung der Waffen zu erhandeln, und so wurde eine furchtbare — nach ererbter Gesinnung feindliche — Heeresmacht mit Mühe und Eifer über den breiten Strom des Ister in das römische Land versetzt. Ueber eine Million Menschen betrug die Auswanderung; der Bewaffneten waren zweimalhunderttausend.

Die Minister des Valens waren unsinnig genug, den Grimm dieser gewaltigen Schaaren durch unverschämte und vertragswidrige Preiserhöhung aller Lebensbedürfnisse zu reizen, und endlich durch empörenden Verrath die Häupter der Westgothen, Alaviv und Fritigern, zur Selbstvertheidigung zu zwingen. Also entbrannte der Krieg, dessen Schrecken schon in der alten Geschichte erzählt wurden, und daher jetzt nur zu berühren sind.

Schon vor dem Ausbruch des Kampfes hatten auch Alatheus und Saphrax, die Führer der Ostgothen, eigenmächtig und gegen die ausdrückliche Verweigerung des Kaisers, die schlecht bewachte Donau überschritten, und endlich zog der weise und tapfere Fritigern, welchem die Nation die oberste Kriegführung vertraut hatte, von jenseits der Donau noch verschiedene barbarische Stämme, selbst einige hunnische Horden, zu seiner Verstärkung herbei. Unerhörte Verwüstungen und gegenseitige Grausamkeiten bezeichneten den Krieg, und vermehrten sich nach der Schlacht bei Hadrianopel (378, am 9ten August). Erst der große Theodosius endete, nach vierjähriger, musterhafter Kriegführung, begünstigt durch des trefflichen Fritigern Tod und dessen Folge, einheimischen Zwiespalt der Gothen, die Drangsale des Reiches durch einen Frieden (382), welcher den Gothen Wohnsitze im Reich — und zwar den Westgothen in Thrazien und Mösien, einem Haufen Ostgothen aber in Kleinasien, unter der Verbindlichkeit des Gehorsams und der Kriegsdienste, jedoch mit Beibehaltung ihrer eigenen Gesetze, Sitten, und erblichen Stammes-

häupter, welche bloß die königliche Würde nicht führen durften, anwies.

Das Verhältniß dieser im Reich angesiedelten Gothen war demnach völlig verschieden von jenem der übrigen barbarischen Kolonien, welche früher dahin versetzt oder aufgenommen worden. Die Gothen blieben ein eigenes Volk für sich, zusammen wohnend und im Genuß einer nur wenig beschränkten Selbständigkeit. Die Ernennung ihrer Oberbefehlshaber war fast die einzige dem Kaiser zustehende Gewaltsübung; seine Herrschaft im Uebrigen bloß dem Namen nach vorhanden. Die Gothen selbst aber erwarben sich einen mächtigen und gefährlichen Einfluß in alle öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, und mochten bei geringem Anlaß oder Aufreizung die Ruhe, ja selbst das Dasein des Kaiserthums bedrohen. Das Reich erhielt sich gegen so vielfache Bedrängniß weniger durch eigene Kraft, als durch glückliche Zufälle, oder durch innere Parteiung der Gothen.

Wir haben hier allernächst der Thaten des Alarich zu gedenken. Gleich nach dem Tode des großen Theodosius, dessen Genie und Kraft die Gothen im Zaum gehalten, brach eine allgemeine Empörung derselben unter diesem talentvollen und muthigen Alarich, dem Balten, aus (395). Wenige Namen tönten so schreckend, wie der seine, in der Römer Ohr. Er ist einer der Hauptverderber des Reiches.

Aus den längst verwüsteten Provinzen Mösiens und Thraziens, vorüber an der für ein Barbarenheer unüberwindlichen Hauptstadt — zog Alarich (396) durch Macedonien gegen das noch unverheerte Griechenland, eroberte die meisten Städte von Hellas und vom Peloponnes, würgte, raubte, zerstörte in schonungslosem Krieg. Athen kaufte mit seinen Schätzen von schlimmerem Schicksal sich los; Korinth, Argos, Sparta trotzten; sie hatten den Tod und die Gefangenschaft der meisten Bürger und selbst die Verbrennung der Häuser zu beweinen. In den rauchenden Tempeltrümmern von Eleusis — dessen mochten unter dem allgemeinen Jammer die Zeloten sich erfreuen — ging der letzte Lebensfunke des klassischen Heidenthums aus.

Da eilte aus dem abendländischen Reich der tapfere Stilicho über's Meer dem blutenden Griechenland zu Hülfe, und schloß das gothische Heer in den Gebirgen Arkadiens ein; aber der wachsame und kühne Alarich entkam mit seinen Gefangenen und seiner Beute nach Epirus. Die Minister des Arkadius, welchen Alarichs Größe minder gefährlich, als jene des verhaßten Stilicho schien, beeilten

sich, einen Frieden mit jenem zu schließen, wodurch derselbe zum Präfekt des östlichen Illyricum ernannt ward (398).

Sofort ließ Alarich seine Truppen aus den römischen Zeughäusern mit Waffen versehen, preßte beiden Reichen Tribut und Geschenke ab, ließ sich von seinen dankbaren Kriegern feierlich zum König der Westgothen erklären, und beschloß endlich, nach kluger Wägung der Umstände, den Angriff auf die Abendländer, wo ihm ein leichter Sieg und ein größerer Preis zu winken schienen.

Schon im Jahre 400 rückte Alarich gegen Italien. Wir haben nur unvollkommene Nachrichten von diesem Zug. Im Jahr 403 wurde der Angriff fortgesetzt oder erneuert. Nach der Eroberung von Istrien und Venetien ergoß sich der gothische Strom über die Länder des Po.

Da erschien rettend der Held Stilicho mit der eilig gesammelten Macht des ganzen abendländischen Reiches, schlug den Gothenkönig von Asti, worin er den Kaiser Honorius belagerte, weg und besiegte ihn völlig in der blutigen Schlacht von Polentia (29. März 403). Aber dennoch wagte der geschlagene Alarich mit seiner Reiterei den kühnen Marsch nach Rom, nahm nur ungern die angetragenen Bedingungen eines ruhigen Rückzuges und eines bedeutenden Jahrgeldes an und verließ Italien, mehr durch den Abfall seiner launischen Barbaren bezwungen, als durch die römische Macht.

Sechs Jahre nachher wurde Rom durch denselben besiegten Alarich erobert und geplündert. Aber die Zwischenzeit bis zum erneuerten gothischen Krieg ist von noch größerem Schrecken erfüllt.

Die große Strömung nordasiatischer Horden, welche den Stoß der Hunnen auf die Völker Europens veranlaßten, hatte nicht nur gegen den Euxin, sondern auch gegen das baltische Meer hin gewirkt. Das Kriegsgetümmel der drängenden und der verdrängten Horden setzte von den Ufern der Wolga bis zu jenen der Weichsel sich fort; eine Flut sarmatischer Völkerschaften, die vor den Streichen asiatischer Barbaren flohen, bedrohte die Deutschen in den baltischen Ländern, und mochte den Entschluß jener großen Auswanderung erzeugen, welche der alten cimbrischen ähnlich — unter Anführung des wilden Radagais (405) unwiderstehlich über die Donau und über die Alpen sich ergoß.

Sueven, Vandalen, Burgunder, ein Schwarm flüchtiger Alanen, viele tausend Gothen, zum Theil Trümmer von Alarichs Heer — überhaupt eine Masse von 200,000 Bewaffneten — wälzten sich verheerend über die Länder. Rom erzitterte vor dem nahenden

Sturm, und noch weit größerer Schrecken, als vor dem christlichen Alarich, gingen vor dem heidnischen Radagais einher.

Aber noch einmal ward Stilicho Roms und Italiens Retter. Mit einem wenig zahlreichen Heer schwächte er einen Theil der Macht des barbarischen Königs, welchen er auf den dürren Felsen von Fäsulä mit einer Kette von Verschanzungen einschloß, durch Hunger und theilweise Gefechte. Der verzweifelnde Radagais ergab sich und wurde enthauptet, der Ueberrest der Barbaren als Sklaven verkauft. Aber noch schwärmten wohl zwei Dritttheile von Radagais Heer, welche schon früher von ihm sich getrennt hatten, in den Provinzen Oberitaliens umher. Stilicho, durch List und Waffen, brachte sie zum baldigen Rückzug. Gallien, welches von Legionen entblößt war, schien ihnen eine lockendere Beute. Wir werden sie später dort wieder finden.

Indessen hatte Alarich, nach seinem Rückzug über die Alpen, wieder ein neues Heer gesammelt. Stilicho, um die Gefahr zu beschwören, schloß ein Freundschaftsbündniß mit ihm, und bekleidete ihn mit der Befehlshaberstelle des von dem Hofe von Ravenna in Anspruch genommenen Illyricum. Aber Alarich, nach einigen unbedeutenden Versuchen gegen solche Provinz, wandte vom Morgenland sich wieder feindlich nach dem Abendland und forderte trotzig für die zweifelhafte Dienstleistung großen Lohn. Man bewilligte ihm, nach Stilicho's Rath, 4000 Pfund Goldes. Dennoch beschuldigte man den Letzten, daß er den Alarich nach Italien gerufen. Solche Anklage kommt aber aus dem Munde seiner Feinde, und da Stilicho bald darauf in die Ungnade des Kaisers fiel, so fand sich unter einem Volk von Sklaven keine Zunge zu seiner Vertheidigung mehr. Der elende Honorius, der, bei allen Bedrängnissen seines Volkes, hinter den Mauern und Sümpfen von Ravenna verborgen schlief, ließ, durch Einblasungen verworfener Günstlinge bewogen, seinen Vormund, Rathgeber und Schwager, den wohl stolzen und herrschsüchtigen aber großen Stilicho, den mehrmaligen Retter des Reiches, ohne Untersuchung und Urtheil tödten.

Bald darauf erschien Alarich vor Rom (408). Das Volk der Hauptstadt — weit über eine Million an Zahl, und im Besitz unermeßlicher Schätze und Hülfsquellen — erstaunte anfangs über des Barbarenkönigs Vermessenheit, der Gebieterin der Welt feindlich zu nahen. Aber bald wurde es durch Hunger, Pest und Muthlosigkeit zu dem demüthigenden Schritt bewogen, die Gnade Alarichs anzuflehen

Nach einigen Unterhandlungen begnügte sich der König mit einem Lösegeld von 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers und einer verhältnißmäßigen Menge anderer Kostbarkeiten. Der Vertrag wurde getreu erfüllt, und auch zum Frieden mit Honorius zeigte Alarich sich geneigt. Neue Schwierigkeiten erhoben sich aber und Alarich rückte abermals vor Rom (409). Seines Einzugs in diese Stadt, der Erhebung des armseligen Attalus zum Gegenkaiser, dann der Aussöhnung und des wiederholten Bruches mit Honorius, endlich der stürmenden Eroberung der herabgekommenen Weltgebieterin (410) ist in der alten Geschichte gedacht.

Von Rom, wo er nur sechs Tage verweilte, zog Alarich siegreich und mit Beute beladen nach Unteritalien. Die Städte des Landes beugten ihr Haupt, viele Gegenden wurden verwüstet. Von Unteritalien streckte er seine gewaltigen Arme nach Sicilien aus, und verschlang im Geist bereits die afrikanische Beute. Aber ein Sturm schlug die gothische Flotte zurück, und Alarich selbst starb noch vor Ausgang des Jahres.

Einmüthig erwählten die Gothen zu des Helden Nachfolger dessen Schwager Adolph (Ataulph), einen jungen Mann, so tapfer als Alarich, aber zugleich edelmüthig, liebreich und schön. Seine Mäßigung bahnte den Weg zur Aussöhnung mit Rom. Er verließ Italien und übernahm es, als kaiserlicher Feldherr nach dem südlichen Gallien gegen die dort herrschenden Usurpatoren und Barbaren zu ziehen. Die Vermählung mit des Honorius Schwester, Placidia, befestigte die Freundschaft, und Honorius empfing bald das willkommene Geschenk der abgeschlagenen Häupter zweier Gegenkaiser.

Aus Gallien ging Adolph, abermals aus kaiserlichem Auftrag, über die Pyrenäen nach Spanien, um die Alanen, Sueven und Vandalen zu bekämpfen (414). Er eroberte Barcelona und fiel bald darauf durch Meuchelmord (415).

Wallia, sein Nachfolger durch Wahl, stritt als Diener des Kaisers tapfer und glücklich gegen die Alanen, Sueven und Vandalen, gab — treu dem Vertrag mit Rom — seine spanischen Eroberungen dem Reich zurück, und erhielt für seine Nation die schöne gallische Provinz Aquitanien zur bleibenden Niederlassung (419).

Solches war die erste Grundlage des westgothischen Reiches, welches später über die ganze pyrenäische Halbinsel sich ausbreitete, und den Stoff einer eigenen Geschichte darbietet. Laßt uns nun nach andern Völkerzügen blicken.

Alanen. Sueven. Vandalen. Burgunder. Franken.

Als Alarich zum erstenmal in Italien einbrach, hatte Stilicho zur Rettung dieses Hauptlandes die Truppen aus allen transalpinischen Standquartieren zurückberufen. Die Linien und Festungen des Rheins wurden verlassen, und Gallien, ohne anderen Schutz als den Namen der römischen Macht, den deutschen Völkern preisgegeben. Selbst aus dem fernen Britannien mußten die Legionen nach Italien ziehen; der brittische Wall gegen die wilden Caledonier blieb unvertheidigt.

Am letzten Tage desselben Jahres (405), welche durch die Niederlage des Radagais verherrlicht worden, setzten die Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder über den Rhein, und verließen das römische Gebiet nicht wieder. An demselben Tage empfing die Römerherrschaft in den transalpinischen Ländern den Todesstoß.

Von diesen einwandernden Schaaren gehören die Sueven, Vandalen und Burgunder dem germanischen Stamme an;* auch die Alanen sind ein unzweifelhaft deutsches Volk, und ein Theil derjenigen Alanen, welche von den Hunnen über den Jaik und die Wolga gegen den Tanais gedrängt und zuletzt völlig überwunden wurden.

Aber mehr durch bloße Gleichzeitigkeit, als durch wirkliche Vereinbarung oder geschlossenes Bündniß der Völker trafen diese Züge zusammen. Laune, Zufall, Bedürfniß des Augenblicks sonderte die Heere, oder vereinigte sie wieder. Bald jedoch ließen die Burgundionen gleich in der Nähe des Oberrheins und um die Saone und Rhone sich nieder. Die Alanen, Sueven und Vandalen aber durchzogen innerhalb zwei Jahren und unter schrecklichen Verheerungen ganz Gallien bis ans Weltmeer und an die Pyrenäen,

* Der Name der Sueven ist unter allen deutschen Volksnamen der ausgebreitetste, darum auch der unbestimmteste. Die Sueven, von welchen hier gesprochen wird, scheinen früher um die obere Donau gehaust zu haben. Die Vandalen werden schon von Plinius unter die vier Hauptnationen Germaniens gerechnet. Die gewöhnliche Meinung setzt sie an die Ostsee, westlich von den Gothen, denen sie gleichfalls verbrüdert sind; sie gehören zu den Nordost-Sueven. Im dritten Jahrhundert näherten sie sich der untern Donau. Wahrscheinlich waren viele Stämme verschiedener Abkunft unter dem Namen der Vandalen vereinigt. Die Burgunder werden mit Bestimmtheit zu ihnen gerechnet. Auch sie zogen von der Ostsee allmählig gegen den Rhein.

überstiegen dieses Gebirg (dessen Pässe die Einwohner anfangs muthig vertheidigt, die römischen Sold-Truppen aber treulos geöffnet hatten), und nahmen erst in Spanien, nach gleicher Verwüstung, Sitz.

Das Maß des Elendes wurde zumal über dieses Spanien gehäuft. Die Schilderung, die uns davon der Zeitgenosse Idatius, mit gewohnter römischer Uebertreibung, gibt, füllt des Lesers Gemüth mit Entsetzen. „Alles wurde von den wüthenden Barbaren verheert. Zu den Gräueln des Krieges gesellte sich die Pest und eine Hungersnoth, welche die Lebenden zwang, das Fleisch der Verstorbenen zu verzehren. Glücklich war zu preisen, wen der Tod von solchen Schrecknissen befreite."

Im zweiten Jahre des Einbruches (411) kam eine Art von Theilung zu Stande, wonach die Alanen von Lusitanien bis ans Mittelmeer sich ausbreiteten, die Sueven und Vandalen aber in Gallizien und den Nordprovinzen sich niederließen. Aber die Barbaren hatten kaum nachgelassen in ihrem Kampf gegen die Eingeborenen, als unter ihnen selbst der Krieg ausbrach, und noch eine vierte Nation — die Westgothen — in den Kampf sich mischte. Schon Ataulph, mehr aber Wallia drängte die früheren Eroberer. Die Sueven wurden auf ein kleines Gebiet beschränkt, die Alanen so sehr geschwächt, daß sie, die Hoffnung der Selbständigkeit aufgebend, sich meistens mit den Vandalen vermischten; und diese letztern wurden endlich mehr und mehr an die südliche Grenze gedrückt. Wallia's Nachfolger unterwarfen allmählig ganz Spanien der westgothischen Macht. Bevor solches geschehen, waren die Vandalen unter ihrem König Geiserich nach Afrika gegangen (429). Das Reich, welches er dort errichtete, hat bis auf Justinian d. Gr. gedauert. Seine Geschichte wird unten erzählt.

Aber noch viele andere Wogen folgten dieser großen Völkerströmung. Die Scheidemauern der barbarischen und der gesitteten Welt waren umgestürzt; unmöglich war dem entnervten Reich, solche von Neuem zu errichten.

Der Niederlassung der Burgundionen haben wir oben gedacht. Dieselbe geschah vermöge friedlicher Gestattung des Gegenkaisers Jovinus, welche nachmals von Honorius bekräftigt worden (414). Valentinian III. bewilligte ihnen eine ansehnliche Vergrößerung. Der Name der römischen Oberhoheit blieb.

Die Franken, welche im Bund mit Rom tapfer gegen die Vandalen gestritten, ahmten bald das Beispiel dieser Eroberer nach. Sie

fielen feindlich in Gallien ein; die Westprovinzen des Niederrheins, um die Maas und die Schelde, wurden allmählig eingenommen; die Hauptstadt Galliens, Trier, wurde geplündert. Bei allem dem erkannten die Franken noch, und so auch die Gothen, welche im Süden fortwährend um sich griffen — mit dem Munde wenigstens — Roms sinkende Majestät: und die Könige der Barbaren bewarben sich um den in ihren Augen weit glänzendern Titel von Oberfeldherren der kaiserlichen Heere.

Dagegen sagten sich Armorika, und früher schon Britannien, von der römischen Herrschaft los (409). Nach dem Abzug der Legionen waren die Britten landeinwärts den Einfällen der Picten und Scoten, und von der See her den Räubereien der sächsischen Piraten preis. Die Nation — wie durchaus die Unterthanen des Kaiserreichs — war der Führung der Waffen und jeder selbständigen Kraftäußerung entwöhnt. Aber die Noth weckte noch einige Funken des Muthes; die Britten griffen zum Schwert und schlugen die gefürchteten Caledonier. Honorius erkannte die Unabhängigkeit der Insel, zumal ihrer Städte; aber wegen einheimischer Zwietracht mochte die Selbstständigkeit schwer behauptet werden, und die Britten sahen sich zu wiederholten Malen genöthigt, den Schutz der Legionen, demnach die erneuerte Herrschaft Roms, als eine Gnade zu erflehen. Doch unter Valentinian III. wurde Britannien auf immer sich selbst überlassen; und dieses, bei wachsender äußerer Noth und einheimischer Entzweiung, rief endlich (449) die Angeln und Sachsen zu Hülfe, welche dann — was fremde Retter so gern thun — sich selbst zu Herren des Landes machten. Die Geschichte des so entstandenen angel-sächsischen Reiches werden wir unten erzählen.

Dem Beispiele der Britten folgend, hatten auch die Städte von Armorika — dem Küstenlande zwischen der Seine und Loire — sich für frei erklärt. Ihre Selbständigkeit und republikanische Verfassung wurde von Honorius anerkannt, später widerrufen; überhaupt aber durch Verdorbenheit und Zwiespalt das Gedeihen der Freiheit verhindert.

Attila.

Der westgothische und vandalische Sturm hatte noch nicht vertobt, als die Hunnen, von deren erstem Stoß auf Europa derselbe ausgegangen, ihre eigenen, verderbenden Waffen ins Herz des Welt-

theils trugen. Ein Menschenalter hindurch hatten diese Unholde ohne wichtige Thaten in den Nordländern der untern Donau und des Euxin gehaust, ihre Kraft in unrühmlichen Raubzügen — bisweilen selbst im Dienste ihrer besiegten Feinde — vergeudet, und bei der losen Verbindung der Horden kaum mehr das Bild einer großen Nation bewahrt. Ihre Häupter, welche bei den römischen Schriftstellern genannt werden, scheinen, bis auf Rua, bloß theilweise Anführer gewesen zu sein. Rua oder Rugilas, am Anfang des fünften Jahrhunderts, entfaltete die Macht eines allgemeinen Hauptes der Nation. Doch beschränkten sich seine Thaten auf die Erwerbung Pannoniens im Westen, welches er der Verbindung mit Aëtius verdankte, im Osten aber auf die Plünderung einiger Provinzen und die Erpressung eines Jahrgeldes von 350 Pfund Goldes.

Nach seinem Tod (433) kam die Herrschaft an Attila und Bleda, seine Neffen, Mundzuks Söhne. Attila, zum Eroberer, zum Verderber geboren, that nicht lang nach seiner Erhebung den Titel der Weltherrschaft, nach der ihn gelüstete, den Völkern kund. Solcher war ein Schwert, das er gefunden hatte, ein wohl sicheres Pfand der göttlichen Gnade, ja selbst das Bild Gottes, nach den angeerbten Religionsbegriffen der Hunnen. Bald zeigte er, daß er dessen Führung verstehe, durch den Mord des Bruders, welcher seiner Herrschsucht im Wege stand, und durch blutige Verwüstung aller Länder umher. Völker und Könige trat dieser große Eroberer in den Staub, aber — frei von der Heuchelei, welche manche andere Eroberer nach Vorwänden der Raubzüge suchen läßt — er that es offen, zeigte unverholen seine Herrschsucht und nannte selbst sich „die Geißel Gottes."

Jornandes Ausdruck, daß Attila „Herr der scythischen und germanischen Lande" gewesen, ist zu schwankend, um daraus die Grenzen seines Reiches zu erkennen. So viel jedoch mögen wir aus den vorhandenen römischen Berichten entnehmen, daß Attila alle Horden der Hunnen durch sein Ansehen in enger Vereinbarung erhielt, daß er außer denselben noch viele sarmatische und wohl auch scythische Stämme, wenigstens diesseits der Wolga, ferner die germanischen Völker bis gegen den Rhein und die Nordsee (man will behaupten, bis in Scandinavien) beherrschte, daß die Ostgothen, die Gepiden, die Heruler, die Rugier, die Longobarden, die Thüringer, die Burgunder, ein Theil der Franken u. A. m. unter seinen Fahnen kämpften; daß eine Schaar

von Königen, folgsam, demüthig wie Satelliten, seinen Thron umgab, daß Persien vor ihm erschrack, Ost- und West-Rom bei seinem Namen bebten, und daß die barbarischen Völker in ihrem Herrn und Ueberwinder auch den Zauberer scheuten.

Gleich nach seiner Thronbesteigung erpreßte Attila von dem morgenländischen Kaiser Verdopplung des Tributs und noch andere schmähliche Opfer. Nach wenigen Jahren, welche er zur Unterwerfung sarmatischer und deutscher Völker benützte, fiel er ins Reich, zerstörte die wichtigsten Städte und Festen der illyrischen Grenze, schlug in drei Feldschlachten die Truppen des Kaisers, und ergoß seine verwüstenden Schaaren über alles Land vom schwarzen bis zum adriatischen Meer, von der Donau bis zur Grenze von Hellas; selbst Constantinopel zitterte, und über 70 Städte sanken in Schutt.

Theodosius erbettelte den Frieden (446). Ein großer Strich Landes im Süden der Donau, ein jährlicher Tribut von 2100 Pfund Goldes, 6000 Pfund dieses Metalls für die Kriegskosten, große Lösegelder für die römischen Gefangenen, unentgeltliche Entlassung aller gefangenen Hunnen und Auslieferung der Ueberläufer: — so lauteten die Gesetze desselben, welche Attila vorschrieb und der feige Theodosius annahm. Aber solches war nicht die Grenze der Schmach. Die trotzigen Gesandtschaften Attila's sprachen fortwährend der Majestät des Kaisers Hohn, und erpreßten für jedes zürnende und jedes gnädige Wort ihres Herrn einen hohen Preis; während die römischen Gesandten, wenn sie viele Tage lang durch die verödeten Provinzen ihres Vaterlandes, über Brandstätten und Leichenhügel gewandert, und, von Bildern des Schreckens erfüllt, das Hoflager des Königs erreicht hatten, mit der demüthigsten Beredtsamkeit und den kostbarsten Geschenken Attila's gefurchte Stirn zu erheitern suchten.

Furcht und Haß bewogen endlich die Minister des Kaisers zum Mordanschlag gegen Attila. Aber der verrätherische Plan wurde entdeckt, und des Theodosius Erniedrigung durch Attila's verachtende Verzeihung vollendet.

Nach dem Tode des Halbmannes, dessen Nachfolger, Marcian, Eisen statt Gold den Hunnen entgegen trug, zog das Gewitter sich nach Westen. Valentinians III. Schwester, Honoria, aus Lüsternheit und Rache, bot Attila heimlich ihre Hand. Derselbe — durch Geiserich, den Vandalenkönig, zum Streit gegen den gemeinschaftlichen Feind ermuntert — forderte die Kaiserstochter zur Gattin und

einen Theil des Reiches als Mitgift. Die Weigerung des Hofes von Ravenna ward das Signal zum Krieg.

Eine Flut von Völkern, unter Attila's Fahne vereint, ergoß sich aus den Gefilden Hungarns, durch Germanien, über den Rhein, in das belgische und celtische Gallien (451). Siebenmal hunderttausend Barbaren zählte das im Fortrücken immer schwellende Heer. Trümmer und Leichen bezeichneten seinen Tritt. Schon waren viele Städte, unter denselben das blühende Metz, zerstört; andere, wie Mainz, Straßburg, Trier, Worms, Speyer, geplündert; und Orleans, der Schlüssel Südgalliens, dem Fall nah. Da brachte Rettung, im Augenblick der höchsten Noth, der Patricius Aëtius, der letzte Held des sinkenden Reiches. Mit ihm waren die starken Westgothen — vor Kurzem noch im Krieg mit Rom, durch Aëtius Weisheit aber demselben versöhnt — mit ihm die Alanen an der Loire, deren König Sangipan jedoch mehr aus Furcht, als aus Treue dem Patricius gehorchte, dann die gallischen Völkerschaften, welche, einst Unterthanen Roms, jetzt den Rang von freien Bundesgenossen ansprachen, die Amoriker, die Läti u. A., endlich viele Stämme der Deutschen, als die Brennen, die Sachsen und Burgunder, die ripuarischen und ein Theil der salischen Franken.

Attila, mit schneller Besonnenheit, zog sich an die Marne zurück, wo er die weiten katalaunischen Gefilde mit seinen überlegenen Reiterschaaren bedeckte. Doch nicht die Hunnen, sondern Deutsche waren der Kern seines Heeres; die Ostgothen unter Wandalars Heldensöhnen, Walamir, Theodomir und Widemir, standen auf dem linken Flügel, ihren Brüdern, den Westgothen, gegenüber; auf dem rechten die Gepiden, von dem tapfern Ardarich geführt, den Römern; mit Attila selbst aber und seinen Hunnen stritten im Mittelpunkt die Rugier, Heruler, Thüringer, Franken und Burgunder gegen Sangipan, den Alanen, und die vermischten Schaaren der verbündeten Deutschen. Die größte der Schlachten, die jemals auf abendländischem Boden geschlagen ward — wie leider so manche andere, zumal in unserer traurigen Zeit — wurde nicht durch die Hauptparteien des Streites, sondern durch deutsche Hülfsvölker gegen deutsche Hülfsvölker entschieden. Die Ehre des großen Schlachttages ward von den Westgothen errungen. Als Attila bereits das Mitteltreffen der Feinde zersprengt, dann, schnell zur Linken sich wendend, auch die Hauptschaar der Westgothen, deren

König Theodorich durch den Streich eines Ostgothen gefallen war, in Verwirrung gebracht hatte, stellte Theodorichs kühner Sohn Thorismund durch neuen Angriff das Treffen wieder her, und nach schrecklichem Würgen auf allen Seiten ward Attila zum Rückzug gezwungen. Hundertundzweiundsechzig tausend Menschen, ja noch übertriebener, dreimal hunderttausend, sollen an diesem Tag gefallen sein. Attila errichtete einen Scheiterhaufen von Sätteln, um in der Nacht beim Licht derselben den Kampf zu leiten, wenn die Wagenburg, welche als die einzige Schutzwehr sein Lager umschloß, sollte gestürmt werden. Aber die Eifersucht der Verbündeten ward — wie gewöhnlich — des gemeinsamen Feindes Heil. Aëtius, damit nicht die Westgothen allzuglänzenden Ruhm erwürben, bewog Thorismund, eilig nach Toulouse zur Besitznahme seines Reiches zu ziehen. Auch die übrigen Heerschaaren trennten sich, und meist nur die Franken folgten — in vorsichtiger Entfernung — dem Hunnenkönig, welcher durch vereinten Angriff hätte erdrückt werden mögen, und jetzt stolz und langsam seinen Rückzug über den Rhein vollbrachte.

Kein volles Jahr verging, ehe der Eroberer verderbend wiederkehrte. Gegen Italien zog sich diesmal der Sturm. Attila, nachdem er dessen Vormauer, das starke Aquileja, also zerstört, daß das nachfolgende Geschlecht nicht die Spur der berühmten Stadt mehr erkannte, ließ auch viele andere Städte die Schwere seiner Rache empfinden, erfüllte ganz Italien mit seines Namens Schrecken, und machte den Kaiser hinter den unüberwindlichen Mauern von Ravenna zittern. Kümmerlich hielt sich Aëtius gegen Attila's Uebermacht im Felde; und Rom konnte, wie es schien, nur noch von des Siegers Gnade, oder von einem Wunder Heil erwarten. Auch wird der Friede, welchen der König den Bitten Leo's (des Bischofs von Rom, der die feierliche Gesandtschaft an Attila begleitete) — jedoch nicht ohne Lösegeld — gewährte, je nach dem Standpunkt der Geschichtschreiber, auf eine oder die andere Weise erklärt. Wir wissen bloß, daß der erwünschte Rückzug Attila's Italien, und bald darauf sein Tod (er starb im Brautgemach der schönen Ildiko, 453) die Welt von seiner Oberherrschaft befreite. [Dieser Held und Eroberer, der Weltstürmer aus Morgenland, ist in der Geschichte durch die Berichte der Feinde entstellt; und doch haben selbst diese, namentlich der Gesandte des griechischen Kaisers, der an Attila's Hof längere Zeit war, manche Züge von höherer Bildung, von Großmuth und Milde, Treue gegen Bundesgenossen, Gerechtigkeit und Klugheit, Freigebigkeit und Herzlichkeit gegen Freunde,

nicht von ihm verschweigen können. Er, der Hunne, lebte äußerst mäßig und einfach, aß von irdenen Schüsseln und trank aus hölzernem Krug und Becher, an seinem kleinen Tisch, mit tiefen Zügen der Schwermuth, während seine gothischen und andere deutschen Fürsten und Helden, die Vasallen dieses Oberherrn, mit den hunnischen Obersten an langen Tafeln neben ihm aus Gold und Silber aßen und tranken, üppig und lecker. Wie Napoleon mit den Rheinbundfürsten, schlug Attila Deutsche mit Deutschen. Jeden Abend ließ er beim Fackelschein von seinen gothischen Sängern sich deutsche Heldenlieder vorsingen und spielen, und so oft er von einem Zuge heimkehrte, kamen ihm Sängerinnen mit Liedern entgegen. Seine Residenz war, in der Nähe des heutigen Tokay in Ungarn, ein offener Flecken mit Häusern aus Holz.

Er war ein Mongole, der deutsches Wesen angenommen hatte; und gegen die Deutschen, die sich ihm unterworfen hatten, keineswegs der Barbar und grausame Wütherich, wie man ihn oft geschildert liest. Daraus erklärt sich auch, warum „König Etzel und sein Hof" so lange in den Liedern der deutschen Völker, vom Nibelungenlied an, durchs ganze Mittelalter hindurch fortlebte, in freundlicher, gefeierter Erinnerung, in Gedichten und auf dem Munde der deutschen Völker.]*

Mit ihm brach die Grundfeste der hunnischen Macht. Seine Söhne haderten um das Erbe. Die Horden trennten sich; die unterjochten Völker ersahen den Augenblick der Rache. Ardarich, der Gepiden König, mit ihm die drei ostgothischen Fürsten und andere Häupter brachen in einer blutigen Schlacht ihre Fesseln, und tödteten Ellak, Attila's tapfern Sohn. Irnak, der jüngste dieser Söhne, rettete auf einige Zeit den Namen mehr als die Herrschaft der Hunnen in einigen Winkeln am euxinischen Meer. Auch diese letzten Trümmer des Weltreichs wurden bald durch die Avaren verschlungen.

Ueberblick noch anderer Wanderungen.

Die Auflösung des hunnischen Reiches hatte mittelbar auch den beschleunigten Untergang des abendländischen Kaiserthums und eine lange Reihe von Wanderungen und großen Katastrophen zur Folge. Wir wollen die wichtigsten derselben nach ihrer chronologischen Ordnung betrachten.

Der Untergang des abendländischen Kaiserthums,

* Zusatz von W. Zimmermann.

welches, nachdem in 20 Jahren neun Kaiser auf dem sinkenden Thron gesessen, durch den Willen Odoakers, des Anführers der barbarischen Bundestruppen, aufhörte (476), ist in der alten Geschichte erzählt. Die meisten Stämme, aus denen diese Truppen bestanden, die Heruler, Rugier, Schyren u. s. f., hatten ursprünglich um die Oder-Mündung und in den benachbarten baltischen Ländern gehaust, waren schon vor längerer Zeit — dem Hauptstrom der nordischen Völker, zumal der Gothen, folgend — gegen Süden gewandert, und hatten das Loos der Ostgothen, die Unterwerfung unter die Hunnen, getheilt. Nach Attila's Tod zog ein Theil ihrer Mannschaft, Abenteuer begehrend, nach Italien in den Kriegsdienst des Kaisers; aber als die Gelegenheit winkte, wurden die Soldknechte Eroberer und Herren. Odoaker, ihr selbstgewählter Anführer, regierte als König über Rom und Italien. Die eingeborenen Italiener mußten den barbarischen Kriegern das Dritttheil ihrer Ländereien abtreten, und, was ihnen noch gelassen wurde, fast als ein Geschenk der Gnade betrachten. Odoaker, mit dem eifrigsten Willen des Guten, vermochte nicht ganz, den Trotz dieser glücklichen Miethlinge zu bändigen; Italien war jedoch glücklich unter seinem Scepter; aber er selbst erlag nach 14jähriger Verwaltung dem Angriff Theodorichs, des Königs der Ostgothen.

Diese Ostgothen, nachdem sie von dem hunnischen Joch sich losgerissen (455), besetzten die pannonischen Länder von Vindobona bis Sirmium, mit Bewilligung K. Marcians. Sie standen noch unter denselben Häuptern, welche Attila's Fahne bis Chalons gefolgt waren, den drei Brüdern Walamir, Theodomir und Widemir. Theodomir's Sohn, Theodorich, welchen Talent und Glück zum Stolz des gothischen Namens machten, wurde als achtjähriger Knabe nach Konstantinopel gesandt, als Geißel des Friedens zwischen den Gothen und dem Kaiserreich. Jene sollten von räuberischen Einfällen ablassen, und die Reichsgrenze gegen die nördlichen Barbaren schirmen, dieses ihnen einen jährlichen Tribut oder Lohn von 300 Pfund Goldes zahlen. Wie einstens der macedonische Philipp in Theben, also empfing Theodorich in Konstantinopel diejenige Erweiterung der Begriffe und Politur der Sitten, wodurch sein natürliches Talent, seine eingeborne Kraft den Lehrern selbst um so furchtbarer wurde. Der achtzehnjährige Theodorich kehrte zum Vater zurück, auf welchen, durch den Tod des einen und die Entfernung des andern Bruders,

die Alleinherrschaft der ganzen Nation gekommen, machte schnell seinen Namen groß durch glänzende Kriegsthaten, und bestieg nach des Vaters Tod (475), unter dem Zujauchzen seines Volkes den alten Thron der Amaler.

Vermehrte Subsidien, große Länderabtretungen und die Ernennung zum Konsul und Patrizius waren der Preis, um welchen jetzt Kaiser Zeno einen unsichern Frieden erkaufte. Doch Theodorich, mit Einsicht die Verhältnisse wägend, wandte seinen Blick nach Italien und Odoakers schlecht befestigter Herrschaft. Er erbat sich und erhielt vom Kaiser den Auftrag, gegen den Thronräuber zu ziehen, und im Namen des Reichs das befreite Italien zu beherrschen. Die ganze Nation folgte ihm, muthig und vertrauend, durch die verwüsteten Donauländer, und stieg über die julischen Alpen gegen Aquileja's Brandstätte herab.

Odoaker, nach seinen Tugenden eines besseren Looses werth, stritt mehrere Mal im Felde mit Ruhm, aber unglücklich gegen seinen überlegenen Feind. Noch gaben ihm die Sümpfe Ravenna's einen dreijährigen Schutz. Endlich öffnete er dessen Thore, durch das Versprechen der Freundschaft und einer gemeinschaftlichen Regierung getäuscht. Aber Theodorich, unter den Freuden der Tafel, tödtete den unglücklichen Nebenbuhler sammt seinen treuesten Kriegsknechten.

Von da an durch dreiunddreißig Jahre führte Theodorich den Scepter Italiens, Siciliens und dazu noch eines großen transalpinischen Gebietes. Aber die Geschichte seiner glorreichen Regierung und des mit ihm beginnenden großen ostgothischen Reiches erheischt eine gesonderte Erzählung.

Unter der ostgothischen Fahne waren auch die Rugier nach Italien gezogen. Dieselben hausten, nach Attila's Tod, westlich an den Gepiden, in dem Lande, welches heut zu Tage Oestreich heißt, und damals den Namen Rugeland von ihnen führte.

In das verlassene Rugeland oder Norikum rückten Heruler und Longobarden ein, jene ein gothischer, diese ein suevischer Stamm. Schon zu August's Zeit stritten die Römer mit den Longobarden, als welche damals im Westen der Elbe wohnten, und allmählig dem Rhein sich näherten. Weiter erscheinen die Longobarden im großen Bunde der Markomannen. Nach ihrem Einzug ins Rugeland (um 488) wurden sie anfangs von den Herulern gedrängt, ja unterworfen. Doch schon 495 erhoben sie sich und stürzten

das herulische Reich. Ein Theil der Besiegten vereinte sich mit den Gepiden.

Die Herrschaft dieses letzten Volkes hatte der tapfere und kluge Ardarich nach Attila's Tod über Pannonien und Dacien ausgebreitet. Hundert Jahre blühte solches gepidische Reich. Alsdann wurde es von den Longobarden zerstört. Der König der Letztern, Audoin (527), besetzte mit K. Justinian's Bewilligung einen Theil Pannoniens. Alboin, sein Nachfolger, kriegerisch und wild, übermannte den König der Gepiden, Kunimund, und tödtete ihn (567).

Im folgenden Jahr, auf Einladung des von seinem Kaiser beleidigten Narses, des Eunuchen, Siegers der Ostgothen und Statthalters von Italien, zog Alboin mit dem ganzen longobardischen Volk, verstärkt durch große Schaaren von fremden Kriegern, über die Alpen, und gründete in den reichen Fluren, die noch heute von den Lombarden (Longobarden) den Namen tragen, von dem südlichen Abhang des Gebirgs bis in die Nähe von Ravenna und Rom, ein über 200 Jahre blühendes — den Stoff einer eigenen Geschichte darbietendes — Reich.

Nirgends auf der Erde waren die Strömungen wandernder Horden so anhaltend und mannigfaltig, als in den Donau- und euxinischen Ländern, welche wir die große Heerstraße heißen mögen, aus dem völkererzeugenden Hochasien nach dem städtebauenden Europa. Die Züge der Bulgaren, Avaren, Chazaren und Ungarn, welche die vorliegende Periode erfüllen, können wir noch als zum Ganzen der großen Völkerwanderung gehörig betrachten. Aber noch viele andere Bewegungen folgten nach, bis auf die osmanische und russische Zeit.

Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts (487) begannen für das byzantinische Reich die Schrecken des bulgarischen Namens. Die Länder nördlich und südlich am Hämus wurden von diesem wilden Volke verwüstet; Anastasius, durch die Erbauung der langen Mauer, bekannte seine äußerste Noth.

Einige Menschenalter später* erscheinen — weither aus Hochasien kommend — die Avaren, deren Sitte und Körpergestalt an die Hunnen erinnerte, und eroberten das dacische Land. Sie flohen vor den Türken, welche vom Altai aus die Völker Asiens schreckten. Nach einer ungeheuern Niederlage, welche sie erlitten, eilten

* Um 560. Die Avaren sollen die Geugener (Scheuschen) sein, die um 310 aus Korea und Sibirien wanderten. Ihr Chagan Tu-nu, um 400, erhob ihre Ma

die Trümmer der Nation unaufhaltsam gegen Westen, und brachten Unheil über Europa. Die Bulgaren unterwarfen sich ihrer aufstrebenden Macht; die Longobarden, denen sie das gepidische Reich zerstören halfen (567), überließen ihnen, als sie ins reiche Italien zogen, das verwüstete Pannonien; weit umher herrschte der Schrecken ihrer Waffen. Den Raub der Nationen häuften sie in ihren Lagern, die sie mit starken Verschanzungen (Ringen) umgaben; der Segen der Natur und des Fleißes wurde verachtet.

Aber die Bulgaren ermannten sich. Der Chan Kubrat warf das Joch der Avaren ab (635); sein Sohn Asparuch (678) gründete in Niedermösien dasjenige bulgarische Reich, welches, gleich anfangs dem byzantinischen fürchterlich, noch viele Jahrhunderte, unter mancherlei Wechsel von Macht und Schwäche, bis auf die osmanische Zeit sich erhalten hat.

Die Avaren gingen schon am Ende des vorliegenden Zeitraums zu Grunde. Außer den Bulgaren hatten auch andere, theils unterjochte, theils geplünderte, Völker zur Rache sich erhoben. Neue, wandernde Horden aus Osten, zumal die Chazaren, vermehrten die Bedrängniß. Endlich stürzte unter Karl d. Gr. die fränkische Macht auf sie. Die Ringe in Norikum und Pannonien wurden erstürmt, die Räuber, welche dem Schwert entrannen, nackt wie sie gekommen waren, flohen ins innere Dacien (769). Nach einem Menschenalter verschwinden die Avaren aus der Geschichte.

In einem Theil ihrer Länder setzen sich Chazaren fest, ein großes Volk, welches — wie so viele andere — von jenseits des mäotischen See's hergekommen, im 6ten und 7ten Jahrhundert aber in den Nordländern des Euxin und weit nach Westen mächtig geworden war. Der byzantinische Hof suchte und benützte vielfältig die Freundschaft der Chazaren.

Jenseits des asiatischen Chazaren-Landes hausten die Ungarn (auch Ugren und Onoguren genannt) in Groß-Hungarien, welches von ihnen, oder von den Hunnen, die man deßwegen für ihre Stammväter hält, den Namen trägt. Viele Horden dieses Volkes oder Volks-Stammes zogen mit und nach den Nationen, deren so eben gedacht worden, in die euxinischen und Donau-Länder; durch diese Periode denselben doch meistens dienstbar, in der folgenden aber selbständig, und Stifter eines noch jetzt bestehenden Reichs.

Ob diese Ugern Hunnen oder Finnen* seien, ob Ugern und

* Suome oder Some ist der wahre Name des Volksstammes, welcher oft von den

Finnen von den Hunnen stammen, ob die Chazaren (so auch die später auftretenden Patzinazen und Uzen), ob selbst die Bulgaren und Avaren zur ugrischen Völkerfamilie gehören; oder ob die Chazaren eine Bastard-Race der Kalmucken, die Avaren die Ueberbleibsel der (von den altaischen Türken zu Grunde gerichteten) Geugen, die Bulgaren aber eine tatarische Horde gewesen — dieses Alles (und noch mehrere Varianten bei alten und neuen Schriftstellern) lassen wir unerörtert; da nach der Beschaffenheit der vorliegenden Daten fast unmöglich ist, einen befriedigenden Beweis für irgend eine Meinung zu führen.

Die Wlachen, welche Viele für ein besonderes Volk, Andere für einen Zweig der (mit ihnen meistens verbundenen) Bulgaren halten, sind wahrscheinlich bloß ein Gemisch von gothischen, slavischen und hunnischen Stämmen und von eingebornen Provinzialen.

Von allen Nationen, die hier aufgeführt sind, hat keine im vorliegenden Zeitraum ein eigentliches Reich gestiftet. Ihre Geschichte — außer dem, was noch davon in die byzantinische Historie eingreift — ist eine bloße Reihe von Wanderungen.

Wenden und Slaven.

Dasselbe ist von den Wenden und Slaven zu sagen, auf deren Heimath dabei ein noch dichteres Dunkel ruht.

Vom adriatischen bis zum baltischen Meer, von der Elbe zum Don, ist die wendische Sprache, das wendische Blut ausgebreitet, ja die erste wird — neben den einheimischen Zungen — als jene des herrschenden Volkes bis zum Eismeer und zu den Kurilen geredet: aber wer eigentlich die Wenden, oder von wannen und wessen Stammes sie seien? ist unentschieden. Sonst hielt man sie fast allgemein für Sarmaten. Neuere haben sie für Deutsche erklärt; ja, Gatterer ist geneigt, sie für eines mit den Vindelern oder Vandalen des Plinius zu halten. Nach einer dritten Hypothese sind die Wenden ein eigenes Stammvolk, welches die östlichen Germanen im Norden von den Finnen, im Süden von den Sarmaten schied.

Finnen, die aber nur ein Theil desselben sind, benannt wird. Der europäische und west-asiatische Norden, vom Eismeer bis tief ins südliche Rußland, vom finnischen Busen bis zum Oby, ist uraltes Besitzthum dieses weitverbreiteten aber vielgetheilten Stammes.

Aber die Vervielfältigung der Stammvölker, wo nicht auffallende Verschiedenheiten in den Charakterzügen, nach Sitten, Gestalt und Sprache, erscheinen, ist nicht wohl zu rechtfertigen; und solche wichtige Verschiedenheiten zwischen Wenden und Sarmaten lassen sich keine erweisen. Denn ob auch die westlichen Wenden ihren Nachbarn, den Germanen, in Einigem ähnlich, demnach von den entferntern Sarmaten verschieden gewesen, so läßt sich Solches aus der auf der Grenze unvermeidlichen Vermischung des Blutes benachbarter Stämme, oder aus gegenseitiger Nachahmung der Sitten erklären.

Die charakteristischen Züge, unter welchen die Sarmaten erscheinen, und welche wir auch bei den Wenden und Slaven meistens erkennen, bestanden außer der eigenen [slavischen] Sprache in der schwarzen Haar- und Augenfarbe, in den fliegenden Gewändern, tragbaren Gezelten, in der Vielweiberei, in dem vorherrschenden Gebrauch der Pferde; wogegen die Germanen durch blondes Haar, eng anliegende Kleidung, Monogamie, feste Hütten und Ueberzahl des Fuß-Volkes im Kriege sich unterschieden.

Demnach wäre die Einheit des wendischen mit dem sarmatischen Stamm allerdings glaubwürdig; aber wir mögen zur Bezeichnung desselben entweder den alten Namen der Sarmaten, oder — was zweckmäßiger scheint — den neuern der Wenden wählen.

Das erste historische Licht, welches (aus Jornandes) auf die Wenden fällt, zeigt uns dieselben in drei Hauptstämme, die eigentlichen Wenden, die Slaven und die Anten, getheilt, wovon die Ersten an Deutschlands nördlichen Grenzen, die Zweiten von der obern Weichsel bis gegen den Dniester, die Dritten von da bis zum Dnieper hausten. Aber die Begrenzung ihrer Sitze war schwankend und wandelbar, deutsche, finnische und scythische, oder auch verwandte, aber anders benannte sarmatische Stämme in bunter Vermischung, drängten sich neben und zwischen sie; und große, allgemeine Strömungen wurden durch äußere Revolutionen veranlaßt.

Als die Völker des nördlichen Deutschlands in allgemeiner Bewegung gegen den Süden drangen, so rückten viele Stämme der Wenden in die verlassenen oder nur noch dünne bewohnten Gegenden des nordöstlichen Deutschlands ein. Der Zug der Gothen an den Mündungen der Weichsel zu jenen des Dniepers brachte die meisten sarmatischen Stämme in — ausweichende, widerstrebende oder folgsame — Bewegung. Hermanrichs starker Arm eroberte, erschütterte wenig-

stens das ganze wendische Land und sowohl der Einfall der Hunnen in Europa und Attila's Schwert, als nach dessen Tode die Auflösung des hunnischen Reiches nebst manchen, weiter nachfolgenden Völkerströmungen gaben den Anstoß zu neuer Bewegung und zur Stiftung vieler, theils ephemerer, theils bleibender, wendischer Staaten.

So sollen Großchrobatien in Ostböhmen, Schlesien und Lodomerien, Großserblien in Meißen, Westböhmen und Mähren, am Ende des 5ten Jahrhunderts von vermischten wendischen und slavischen Stämmen, nach der Zertrümmerung dieser Reiche durch die Avaren und Franken abermals von Wenden und Slaven Großmähren und Böhmen, von Slaven allein oder vorzüglich die donauischen und illyrischen Reiche oder Fürstenthümer Dalmatien, Kroatien, Friaul, Kärnthen, Slavonien, Servien und Bosnien, von den Anten aber (deren Name später unter den nachströmenden asiatischen Horden verschwand) die russischen Staaten von Kiew und Nowgorod und das polnische Reich — insgesammt vor dem 7ten Jahrhundert — gestiftet worden sein. Unter den ins nordöstliche Deutschland eingewanderten Stämmen machten insbesondere die Pommern, die Uker und Lutizer, deren Name noch heute in ihren Wohnsitzen lebt, die Wilzen zwischen der niedern Oder und Elbe, die Sorben in Meißen und dem südlichen Brandenburg und die mächtigen Obotriten im Mecklenburgischen ihren Namen berühmt.

Geschichte der einzelnen barbarischen Reiche.

Vandalisches Reich.

Wir haben oben gesehen, wie die Vandalen in Spanien neben oder mit den Alanen und Sueven die barbarische Herrschaft einführten und sodann unter Genserich (oder Geiserich) über's Meer in die reiche afrikanische Provinz einfielen, deren Statthalter Bonifacius, in die Schlingen des schändlichsten Verraths verstrickt, den lauernden Feind des Reichs herbeirief. Genserich führte seine vandalischen Krieger mit Weibern, Kindern und Sklaven, dazu die Alanen, welche schon früher seiner Fahne sich beigesellt hatten, und einen vermischten Haufen anderer Abenteurer über die Meerenge, und landete — als Feind — auf der afrikanischen Küste (429).

In kurzer Frist war das schöne und große Land von Tanger bis Tripoli von den Vandalen überschwemmt, welche in der Freundschaft der Mauren und in dem fanatischen Eifer der Donatisten eine willkommene Hülfe fanden.

Bonifacius, seinen unseligen Irrthum zu spät erkennend, kämpfte wohl tapfer, aber unglücklich gegen einen starken, schlauen, sieggewohnten Feind. Einige Festen noch hielten sich kümmerlich durch mehrere Jahre; durch einen plötzlichen Ueberfall gerieth Karthago — noch immer die Hauptstadt, die Zierde, die Königin des afrikanischen Landes — in vandalische Gewalt (439). Das Volk wurde zur gemeinen Knechtschaft verdammt, seine Habe geraubt, die Gebäude so wie das Land umher unter die Sieger vertheilt. Auf deren Geheiß und Rechnung setzten die, dem Schwert oder auswärtigem Verkauf entronnenen Karthager die gewohnten Arbeiten einträglicher Industrie und starken Schiffbaues fort. Aber nicht nur Handels-, auch Kriegsflotten liefen aus dem altberühmten Hafen, beherrschten das Mittelmeer, und machten, — wie einst in der punischen Zeit das aufstrebende — jetzt das sinkende Rom erzittern.

Denn, wiewohl ein abermaliger Friede geschlossen worden mit dem Eroberer Afrika's, so hörten doch, so lang er lebte, die Bedrängnisse Ost- und West-Roms durch diesen fürchterlichen Feind nie auf. Alle Küsten des Mittelmeeres, vor allen die italischen, spanischen und griechischen, wurden geplündert, mißhandelt; nicht ein Jahr verging ohne Raub und Brand. Rom, nach der Ermordung Valentinians III., erfuhr die schwere Hand des von der Wittwe herbeigerufenen Rächers (455). Alle folgenden Kaiser, bis zum Untergang des abendländischen Reichs, zitterten vor ihm. Nur Majorianus ermannte sich zum kräftigen Angriff, aber Genserich verbrannte dessen Flotte. Eine zweite, noch größere Unternehmung, von beiden Reichen unter Leo und Anthemius ausgerüstet, wurde in der Nähe Karthago's zerstört. Genserich, übermüthiger als zuvor, brandschatzte die Küsten bis nach Asien, eroberte Sicilien mit allen Inseln um Italien, und schloß wahren Frieden erst mit Odoaker (474), welcher das Reich der West-Römer geendet.

Genserich war, seiner Feinde Sagen nach, fremd jedem menschlichen Gefühl, kalt selbst für Sinnengenuß, nur Tyrannenlust begehrend, wie geboren zur Völkergeißel. Durch ihn, dessen Gebot und Beispiel verderbend wirkte, mehr als durch die Eigenthümlichkeit der Nation,



Belisar.

(Bd. II. S. 57.)

Nach einer Zeichnung von Eberh. Wächter.

wurde der Name Vandalen zum Abscheu. — Denn nur barbarisch, nicht unmenschlich war das germanische Volk.

Genserich war ein Wütherich nicht nur gegen Feinde, sondern auch gegen sein eigenes Volk und gegen sein Haus. Seines Bruders Söhne, die rechtmäßigen Erben der Gewalt, tödtete er, ihre Mutter ließ er ins Wasser werfen; die Gattin seines Sohnes schickte er verstümmelt ihrem Vater, dem Könige der Westgothen, zurück. Mehr vandalisches Blut soll durch Ihn unter dem Henkerbeil als auf dem Schlachtfeld geflossen sein. Auch die Katholiken in Afrika erfuhren eine harte Verfolgung von dem arianischen Tyrannen, auf welchem demnach die gleiche heftige Verwünschung des Frömmlings und des Philosophen ruhen müßte, wenn das alles nicht bloß seine Glaubensfeinde sagten.

Unter seinem Nachfolger und Sohne, Hunerich, dem Henker seiner eigenen Familie (478), schärfte sich noch die Verfolgung. Solches Verhältniß hinderte nothwendig das Erstarken des vandalischen Reiches. Eine Art von Kriegsstand währte fort zwischen den barbarischen Eroberern und den mißhandelten Eingeborenen. Der griechische Kaiser — jeder fremde Angreifer, wenn er anders der athanasischen Lehre hold war — mochte auf die Unterstützung des afrikanischen Volkes gegen die verhaßten Vandalen rechnen.

Diese Eroberer konnten daher bloß von der eigenen Stärke ihr Heil erwarten. Aber frühzeitig erlosch der kriegerische Muth und die Kraft der Seele wie des Körpers unter der Weichlichkeit und übertriebenem Sinnengenuß. Einheimische Entzweiung, blutiger Hader im Königshaus, wegen schwankender Ordnung der Erbfolge, beschleunigten das Verderben.

Auch Hunerichs Neffen, Gundamund und Thrasimund (484 und 496) — wiewohl minder grausam — machten die Unterdrückung der katholischen Lehre zum Hauptgeschäfte ihrer Regierung. Aber Hilderich (523), des tyrannischen Hunerich milder Sohn, stellte die Gewissensfreiheit her, wurde den Vandalen dadurch verhaßt, und von dem streng arianischen Gelimer, seinem Verwandten, des Throns beraubt (530). Justinian d. Gr. suchte durch Unterhandlungen die Fesseln Hilderichs zu lösen, und beschloß, bei des Usurpators Weigerung, den afrikanischen Krieg.

Belisars großer Name erhöhte das Interesse dieses Krieges. Eine Flotte von 600 Segeln, mit 30,000 Soldaten und Matrosen, 5000 Pferden und vielem Kriegszeug beladen, ging an der afrikanischen

Küste vor Anker. Im Süden Karthago's, fünf Tagreisen davon entfernt, war der klug erwählte Platz der Landung. Belisar führte sein Heer in vorsichtigen Märschen und mit ebenso weiser als menschenfreundlicher Kriegszucht, bis in die Nähe der Hauptstadt, als er plötzlich auf drei Seiten angegriffen ward. Die weichlichen Vandalen erlagen Belisars Geschick und seinen ostgothischen Hilfstruppen und Gelimer, von seinem fliehenden Heere mit fortgerissen, gab Befehl zur Hinrichtung des gefangenen Hilderich und seiner Freunde.

Jetzt öffnete Karthago laut jubelnd seine Thore; Belisar, als Freund und Retter, zog durch die geschmückten Straßen in Genserichs Palast.

Noch einmal, in den Gefilden von Bulla, sammelte Gelimer die Kriegsmacht seines Volkes. Verzweiflung vertrat die Stelle des Muthes. Aber mit angeblich geringerer Zahl schlug und zerstreute Belisar den, seinem Verhängniß folgenden Feind, eroberte das Lager mit unermeßlichen Schätzen, und endete, drei Monate nach seiner Landung, das vandalische Reich.

Denn alle Länder und Städte Nord-Afrika's bis zur herkulischen Säule, auch Sardinien, Korsika, die Balearen huldigten; und Gelimer selbst, der sich in die unzugänglichen Höhen eines numidischen Berges geflüchtet hatte, ergab sich, durch Leiden und Hunger gebeugt, an den edlen Pharas, einen herulischen Anführer in Belisars Heer (535). Er zierte den Triumphzug des Siegers, küßte den Staub zu Justinians Füßen, erfuhr aber dann mit seiner Familie und seinen Freunden eine großmüthige Behandlung. Die vandalische Nation verschwand. Einige Tausende ihrer Jünglinge wurden zu einer auserlesenen Kriegsschaar gesammelt; der Ueberrest vermischte sich mit dem gemeinen Haufen der afrikanischen Provinzialen. Selbst der Name des Volkes ging unter. Die afrikanischen Provinzialen jedoch hatten dessen wenig Gewinn. Von der rohen Willkür der Barbaren befreit, kehrten sie jetzt unter das noch drückendere Joch der künstlichen römischen Despotie zurück. Einige Rückgaben von früher geraubten Ländereien fanden statt; aber fiskalische Tyrannei machte die Noth allgemein; und hatte der Himmel nicht mehr über die Verfolgung der Katholiken zu zürnen, so blickte er jetzt unwillig auf die unmenschliche Wiedervergeltung an Arianern und Donatisten herab.

Ostgothisches Reich.

Kurze Zeit nach dem vandalischen erlag dem gleichen Verhängniß das ostgothische Reich.

Wir haben die Stiftung dieses Reiches in Italien durch den großen Theodorich gesehen (493). Sie ward befleckt durch Odoakers Mord: aber dreiunddreißig Jahre einer fast durchaus milden, gerechten und glorreichen Regierung begründen die Annahme, daß Theodorich solchen Mord für nothwendig zur Erhaltung des Friedens erachtet, und — widerstrebend — in diesem einzigen Fall der Politik das Recht geopfert habe.

Zwar ein Dritttheil der Ländereien Italiens eignete sein Gewaltspruch den Gothen zu: doch schon die Söldlinge Odoakers hatten solches Dritttheil genommen; Theodorichs Leute mochten nach dem Kriegsrecht an ihre Stelle treten.

Nicht nur über Italien, auch über Sicilien, welches die Vandalen willig ihm abtraten, über die südlichen Donauländer von Rhätien bis gegen das untere Mösien, über Dalmatien und über einen Theil der süd-gallischen Küste herrschte Theodorich. Im Namen seines unmündigen Enkels Alarich verwaltete er später auch das westgothische Spanien. Sein Herrscherwort tönte von der untern Donau bis zum atlantischen Meer. Leicht hätte er von solcher Höhe zu noch größerer Macht sich aufschwingen mögen; aber nachdem er so glänzenden Preis durch wenige Schlachten gewonnen, legte er, in der vollen Kraft der Jahre, das siegreiche Schwert zur Seite, und widmete sein Leben einer friedlichen, bürgerfreundlichen Verwaltung.

Nach einer langen Periode von Elend und Schmach freute Italien sich der Wiederkehr — zwar nicht einer augustischen oder trajanischen, aber doch einer so glücklichen Zeit, als nur immer bei der erlöschenden Geisteskraft der Nation und bei den unvermeidlichen Nachwehen der früheren Bedrängniß noch möglich war. Wohlstand, Emsigkeit, Volkszahl erholten sich wunderbar schnell: Ordnung, Sicherheit, Vertrauen spendeten ihren Segen, und die Wohlthaten einer einsichtsvollen, liebenden, kräftigen Regierung wurden erhöht durch den Genuß eines dauernden Friedens. Die gothischen Streiter waren in alle Gegenden Italiens wie in die Distrikte einer wohl geordneten Kan-

tonirung vertheilt, und schon der Schrecken von Theodorichs Namen hielt die Feinde vom Angriff ab. Die wenigen Kriege, welche Theodorich führte, wurden jenseits der Alpen und glorreich entschieden.

Aber rühmlicher als aller Waffenglanz war für Theodorich die freiwillige Huldigung, die seinen Tugenden, seiner anerkannten Mäßigung und Gerechtigkeit, von den fernsten Völkern und Königen gebracht ward. Viele Kriege wurden durch seine Vermittlung geschlichtet: die Majestät der weltherrschenden Roma schien in seiner Person erneuert. Die Könige der Franken, Burgunder, Vandalen, Thüringer und Westgothen waren durch häusliche Verbindungen an ihn geknüpft, und — bis auf die Zeiten von Chlodwigs emporstrebender Herrschaft — war er von Allen als der gemeinschaftliche Vater, Schiedsrichter und Beschützer verehrt.

Indessen ist so strahlender Ruhm dem Könige der Ostgothen nur in Vergleichung mit seinen ganz barbarischen oder verderbten Zeitgenossen geworden. Theodorich befolgte fast sklavisch die Einrichtungen des gesunkenen Kaiserreichs, und ließ, was eine bleibende Trennung des besiegten von dem herrschenden Volk, demnach eine nothwendige und unheilbare Schwäche bewirkte, die Römer nach römischen, die Gothen nach gothischen Gesetzen und Sitten leben. Die ersten sollten — wehrlos — die einträglichen Friedenskünste treiben, die zweiten — wie ein stehendes Heer — die Beschützer, wohl auch Zuchtmeister der Eingebornen sein. In solchem Verhältniß blieb das italische Volk dem soldatischen Uebermuth preisgegeben, und es hing sein Schicksal von der jedesmaligen Laune, von gelegentlicher Verstimmung oder Verführung des Beherrschers, das Schicksal des Reiches endlich von dem Schicksal weniger Schlachten ab. Beides zeigte sich nur allzufrüh in trauriger Erfahrung.

Theodorich, so tolerant er aus Liebe und Einsicht war, gab zuletzt doch — freilich gereizt durch die unbesonnenen Umtriebe der Katholiken — den Aufhetzungen seiner Glaubensgenossen, der arianischen Gothen, nach, wurde unfreundlich, streng gegen die athanasischen Bekenner, und nur sein Tod wendete die schon beschlossene Verfolgung ab.

Von der ersten Ungerechtigkeit führt ein jäher Absturz die Gewalthaber zur Tyrannei. Die Hinrichtung des weisen und tugendhaften Boëthius und dessen ehrwürdigen Freundes, Symmachus, schänden Theodorichs sonst glorreiche Regierung; doch mag die Gewissensangst darüber, die seine Tage abkürzte, für das natürlich

gute Gefühl des Königs zeugen und die Strenge unseres Urtheils mildern.

Nach Theodorichs Tode (526) zeigte sich bald die Schwäche des auf eines Mannes Genie und auf eines Heeres Kraft gebauten Reiches. Die Erdrückung der Vandalen, welcher die Gothen allen Vorschub gethan, war das Vorspiel ihres eigenen Schicksals. Innere Zwietracht, zumal im Königshaus, war die nähere Ursache ihres Untergangs. Amalasuntha, Theodorichs schöne, geistreiche, gelehrte, hochgesinnte Tochter, hielt nach des Vaters Tode die Zügel des Reichs im Namen des unmündigen Athalarich, welchen sie ihrem frühe verstorbenen Gatten und Verwandten Eutharich geboren. Die Grundsätze ihrer Verwaltung — der treffliche Cassiodor leitete sie — waren mehr liberal und mild, als jene von Theodorichs schönster Zeit, und die Erziehung des Thronerben wurde mit gleich viel Sorgfalt als Einsicht geleitet. Aber das unlenksame Gemüth des Prinzen trotzte der Zucht, und die rohen Gothen unterstützten solchen Trotz. Amalasuntha beweinte die täglich zunehmende Wildheit und die Ausschweifungen des ihrer Gewalt entrissenen Sohnes; bald stürzten ihn letztere ins Grab (533). Da vermählte sich die Königin mit einem Prinzen des Hauses, von verächtlicher Sinnesart (wiewohl nicht ungelehrt), und ihrem geheimen Feinde. Theodats Schwäche, so hoffte sie, würde seine Abhängigkeit sichern. Aber bald wurde die Königin Italiens auf Befehl desjenigen, den sie erhoben hatte, eingekerkert und nach kurzem Verhaft erdrosselt (535).

Sofort erklärte Kaiser Justinian, als Amalasunthens Rächer, den Krieg. Der Held Belisar, mit einer kleinen Macht, ging nach Italien über. Theodat, durch Furchtsamkeit und Wankelmuth seinen Gothen verhaßt, ward von ihnen des Reiches entsetzt. Sie erhoben statt seiner auf ihren Schilden Vitiges, einen tapfern Kriegsmann. Theodat fiel unter den Streichen eines Gothen, den er persönlich beleidigt hatte.

Aber Belisar rückte in schöner Ordnung, fest, wachsam und den Bürgern freundlich, von Rhegium herauf, eroberte Neapel, brachte ganz Unteritalien zum Gehorsam, empfing die freudige Einladung der Römer und zog triumphirend in die bereite Hauptstadt des Reichs (536, December).

Indessen hatte Vitiges die Kriegsmacht seiner Nation in Ravenna gesammelt, und rückte heran mit 150,000 Mann, gegen welche Belisar mit nicht mehr als 5000 geübten Kriegern und einigen unzu-

verlässigen Haufen von Eingeborenen den weiten Umkreis der zum Theil verfallenen Mauern und die vielen Thore Roms fast zwei Jahre lang vertheidigte. Vitiges, nach ungeheurem Verlust, hob die ewig denkwürdige Belagerung auf, und flüchtete mit den Trümmern seiner Macht hinter die Moräste von Ravenna.

Die Freundschaft der Franken war von beiden Streitenden, den Römern und Gothen, gesucht worden. Theudebert von Austrasien, Chlodwigs wilder Enkel, stieg jetzt an der Spitze von 100,000 Barbaren die Alpen hinab, versprach beiden Theilen Hülfe, und stürmte fast zu gleicher Zeit das gothische und das römische Lager. Schrecklich war die Verwüstung der schönen Länder am Po, das Gemetzel und die Zertrümmerung in Städten. Aber Hunger und Seuchen rafften das, mit vieler Rohheit abwechselnd zerstörende und schwelgende, Heer hinweg. Einige Trümmer führte Theudebert über die Alpen heim, und wurde im Forst von einem wilden Stier getödtet.

Belisar, nachdem er Ravenna durch harte Belagerung geängstigt hatte, gab dem Antrag der Gothen, welche, der Bewunderung seiner Größe voll, ihn selbst zu ihrem Könige wählten, zum Scheine Beifall, und zog ohne Schwertstreich durch die geöffneten Thore von Ravenna. Aber nur als Stellvertreter des Kaisers nahm er die Huldigungen der getäuschten Gothen an und schickte den gefangenen Vitiges nach Konstantinopel (540).

Gleich darauf wurde er zurückberufen, angeblich „um den Orient gegen die Perser zu vertheidigen," in der That jedoch nur wegen der niedrigen Eifersucht des Kaisers Justinian.

Nach seiner Entfernung ermannte sich der kleine Rest der noch unbezwungenen Gothen. Sie wählten den heldenmüthigen Totila (541) zum König. Derselbe, mit 5000 Gothen von Pavia ausziehend, eroberte schnell und wunderähnlich Italien vom Po bis zum herkulischen Vorgebirge wieder.

Des Kaisers Feldherren, elf an der Zahl, unter sich uneins und ohne Thatkraft, schlossen sich, nach einigen Niederlagen, jeder in eine Festung ein, das italische Volk aber, unter dem Druck seiner angeblichen Befreier seufzend, setzte seine letzte Hoffnung in die Rückkehr der barbarischen Herrschaft.

Noch hielten sich Ravenna, Rom, mit einigen wenigen Plätzen; da wurde — allzuspät und mit allzugeringer Macht — Belisar gesandt (544), um das von ihm so glorreich gewonnene, von seinen Nachfolgern schändlich aufgeopferte Land von neuem zu erobern. Fünf

Feldzüge that der Held, bewunderungswürdig für den Kenner, der das Mißverhältniß der Streitkräfte erwägt, aber im Ganzen ohne Erfolg, selbst durch wesentliche Verluste bezeichnet. Rom wurde nach einer, durch die schrecklichsten Leiden denkwürdigen, Belagerung von Totila erobert. Die Soldaten, da ihnen kein Sold bezahlt ward, gingen zum Feind über; Verkehrtheit, Mißtrauen, Armuth des byzantinischen Hofes beraubten den Feldherrn jeder Unterstützung. Belisars edles Gemüth grämte sich über den Druck, welchen er über Unterthanen und Freunde verhängen mußte; und außer Stand gesetzt, Gutes zu wirken, sah er seine endliche Abberufung (548) als eine erwünschte Gnade an.

Hierauf unterwarfen sich alle italischen Städte — bis auf Ravenna, Ancona und Croton; es unterwarfen sich Sardinien und Korsika dem gothischen Könige. Derselbe suchte Sicilien als erzürnter Gebieter heim, und plünderte mit einer starken Flotte die Küste von Epirus und Griechenland.

Solche Schande und das Zureden des Papstes Vigilius überwanden endlich Justinians Indolenz. Er entschloß sich zur Wiedereroberung Italiens und zur Befreiung der katholischen Kirche (549). Der kühne, gewandte Verschnittene Narses, des Kaisers Kämmerling, ward zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere ernannt. Heruler, Gepiden, Longobarden, Hunnen, selbst Perser verstärkten dieselben; und während Narses langsam mit den Landtruppen längs der adriatischen Küste bis Ravenna zog, ward durch Artabanus Muth Sicilien gewonnen, und die gothische Seemacht in einem glücklichen Treffen zerstört.

Die entscheidende Schlacht wurde geliefert (Jul. 552) über den Gräbern der Gallier (Busta Gallorum), wo vor 850 Jahren der jüngere Decius durch heldenmüthige Selbstaufopferung Rom den Sieg und den Galliern Verderben gebracht hatte. Der Verschnittene — nicht durch ähnliches Hingeben, aber durch geschicktere Anführung, errang gleich herrlichen Triumph. Der König Italiens, nachdem er die Niederlage der Seinen gesehen, fiel durch den willkommenen Stoß eines Gepiden; ein Mann, selbst nach dem Zeugniß von Feinden vor vielen Helden groß, und durch humane Tugend vor den meisten liebenswerth.

Aber die Gothen, mit preiswürdigem Muth, beschlossen, eher unterzugehen, als zu dienen. Der tapfere Tejas, durch einmüthige Wahl auf den wankenden Thron erhoben, sammelte die Trümmer der Nation

und wagte den Heldenkampf gegen das Verhängniß. Südlich von Neapel am laktarischen Berg, geschah die Schlacht (März 553). Tejas stritt wie ein homerischer Held. Als er seinen Schild, der von feindlichen Speeren starrte, vertauschen wollte, traf die entblößte Seite der Todesstoß. Die Schlacht — wüthender als zuvor — wurde fortgesetzt bis in die sinkende Nacht. Da ruhten die Gothen auf ihren Waffen, und mit dem ersten Morgenstrahl erneuerten sie den Kampf. Und abermals bis zur Nacht wurde gestritten. Narses, voll Bewunderung, bot den Ueberlebenden die Wechselwahl des Gehorsams oder der Auswanderung mit ihrer beweglichen Habe. Viele wählten das Letzte. Sie verließen Italien, jenseits der Alpen eine neue Heimath suchend. Doch nahmen auch viele Justinians Gnade an.

Jetzt stürmte die rhätischen Alpen herunter eine wilde Schaar von Franken und Alemannen, Herrschaft oder Raub in dem blutriefenden Lande suchend. Fünfundsiebenzigtausend Streiter zählte der furchtbare, zum Theil noch heidnische Haufe. Narses, hinter die Mauern der Hauptstadt sich zurückziehend, ließ den ungestümen Strom vorüber brausen. Im folgenden Frühling zog er mit seiner ganzen Macht an den Vulturnus, wo Bucelin mit der Hälfte der Barbaren in einem verschanzten Lager stand, seinen Bruder Lothar vergebens erwartend. Denselben, als er voraus gegen die Alpen geeilt war, seine Beute in Sicherheit zu bringen, hatten sammt seinem Heere Hunger und Seuchen getödtet. Bucelins Schaaren gingen, rühmlicher, auf dem Schlachtfeld bei Casilinum (554) zu Grunde.

Der ruhmgekrönte Narses verwaltete jetzt in des Kaisers Namen das gewonnene Italien, und zwar anfangs mild und weise. Aber wohlwollende Edikte mochten das Elend eines zwanzigjährigen Krieges nicht heilen, und Millionen* erschlagener oder verkümmerter Menschen nicht ins Leben zurückrufen.

Longobardisches Reich.

Im fünfzehnten Jahre von Narses — früher lobenswerther, jedoch später durch Geiz und Volksdruck befleckter — Verwaltung wurde Oberitalien von den Longobarden überschwemmt. Narses selbst,

* Nach Procopius — maßlos übertriebener — Rechnung waren über 15 Millionen Menschen in diesem Kriege umgekommen. Der afrikanische hatte 5 Millionen gekostet.

durch schnöde Behandlung des Hofes, zumal der Kaiserin Sophia, tief gekränkt, hatte sie eingeladen, starb aber in demselben Jahre (568). Der neue Exarch, Longinus, sah unthätig den Eroberungen des wilden Volkes zu, und in kurzer Frist war das schöne Land von den Alpenpässen bis gegen Ravenna und Rom im Besitz der Fremdlinge. Pavia allein hielt eine langwierige Belagerung aus; um so kostbarer däuchte die Stadt dem Sieger; er erhob sie zur ersten des Reichs.

Mit den Longobarden waren noch viele andere Schaaren vermischter Abkunft nach Italien gekommen. Der Fuß dieser Barbaren trat den Segen der Natur und die Denkmale menschlichen Fleißes nieder. Viele Gegenden wurden wüste, viele Städte von Menschen leer. Doch bald sänftigte sich der Charakter der Eroberer. Ackerbau, Viehzucht, auch bürgerliche Gewerbe wurden von ihnen selbst oder unter ihrem Schutz mit Glück und Liebe getrieben. Hierin zeichneten die Longobarden vor den übrigen Barbaren sich aus.

Auch über einen großen Theil des mittleren, und über verschiedene Länder im untern Italien, zumal um Benevent, herrschten die Longobarden. Aber die frühe Feindschaft der Franken, mehr noch die Zerstückelung der Herrschaft, hemmte den Siegeslauf. Unter 36 Herzoge wurden die gewonnenen Provinzen vertheilt. Auch die byzantinischen Besitzungen wurden durch Herzoge verwaltet. (Der Exarch — an Rang den Königen gleich — saß zu Ravenna.) Aber die griechischen Herzoge waren bloße Diener ihres Kaisers; die longobardischen waren übermüthige Vasallen und strebten nach Selbständigkeit.

Die Grundzüge solcher innern und äußern Verhältnisse sind schon unter Alboin, dem Stifter des Reiches, sichtbar; doch später erweiterten und befestigten sie sich. Er selbst — nach Charakter und Thaten ein ungezähmter Barbar — blendete seine Zeit durch Heldenmuth, Glück, Freigebigkeit. Doch war er nur hassenswerth durch Grausamkeit, Uebermuth und wilde Leidenschaft. Sein Tod war seines Lebens würdig (573). Die schöne Rosamunda, seine Gattin, des gepidischen Königs Kunimund Tochter, welche er, jedes Gefühl höhnend, zwang, aus dem Schädel des von ihm erschlagenen Vaters — seinem Ehrenpokal — zu trinken, ließ ihn tödten durch ihre Buhlen.

Die Großen der Nation erwählten jetzt Klephis zum Könige. Nach 18 Monaten ermordete ihn ein Diener. Zehn Jahre blieb der

Thron unbesetzt. Die Herzoge walteten, jeder in seinem Gebiet, gemeinschaftlich, freilich nicht immer einträchtig, in Sachen des Reichs. Aber solche Vereinzelung schwächte die Gesammtkraft der Longobarden. Die griechischen Waffen, und mit ihnen im Bunde jene der Franken, drängten sie; worauf die Nation abermals zum Königthum, als dem stärkenden, gemeinschaftlichen Band, ihre Zuflucht nahm, und Autharis, des Klephis blühender Sohn, die Krone erhielt (585). Unter ihm und seinem Nachfolger Agilulf (591), Herzog von Turin, stärkte das Reich sich durch Waffen, unter Rotharis (636), dessen Eidam, durch Gesetze. Diese Könige wurden alle frei von der Nation gewählt. Unter den nachfolgenden Regierungen ist jene Grimoald's, Herzogs von Benevent (661), vorzüglich aber jene Luitprand's merkwürdig (712).

Unter demselben erhob sich, blühender als je, die Macht der Longobarden. Der Streit über die Bilderverehrung bewegte Italien. Auf die Hirtenbriefe des Papstes griffen die Einwohner zu den Waffen, um die geliebten Bilder gegen die profanen Edikte des Kaisers zu vertheidigen. Bei solcher Verwirrung eroberte Luitprand, als Beschützer der Bilder, ohne Mühe einen Theil von Romagna. Später verband sich der König mit dem Exarchen gegen die Römer, schloß Friede, brach von neuem, und zog Gewinn aus jeder Fehde und jeder Aussöhnung. Vergebens rief der Papst Karl Martell, den Herrn der Franken, zu Hülfe. Derselbe war Freund Luitprand's, dieser sein Verbündeter gegen die Saracenen. Aber dieses Verhältniß war nur persönlich. Im Allgemeinen blieb die Politik der Franken, wie ihre Gemüther, den Longobarden feindselig. Auch wurde der Thronräuber Pipin dem Papste für dessen beifälliges Urtheil zur Dankbarkeit verbunden. Daher, als — nach einigen unbedeutenden Regierungen — Aistulph (751) die seinige mit Eroberung des Exarchats eröffnete, und mit überlegenen Waffen Rom bedrängte, eilte der Papst Stephan III. über die Alpen, die wirksame Unterstützung seines mächtigen Freundes zu erbitten. Sein Anblick, seine Beredtsamkeit entzündeten den Eifer der frommen Franken für diesen gewissermaßen heiligen Krieg. Mit einem starken Heer überfiel Pipin die Longobarden, zwang Aistulph zur Rückgabe seiner Eroberungen, und ließ ihn, da er wortbrüchig wurde, in einem zweiten Kriege die volle Schwere seines Armes empfinden (754 und 756).

Aber der Haß gegen Rom trieb die Longobarden zu erneuten und immer vergeblichen Angriffen; die Feindschaft des Papstes be-

schleunigte ihr Verderben. Derselbe war durch die Schenkung des Exarchats, die er von Pipin erhalten hatte, auch an weltlichen Kräften reicher worden; und Karls des Großen aufstrebendes Genie machte die Franken furchtbarer als je. Anstatt durch behutsame Nachgiebigkeit solche Feinde zu entwaffnen, oder, wenn dieses nicht anging, entschlossen den Krieg zu bereiten, reizte Desiderius, Aistulph's Nachfolger (756), den König wie den Papst durch Aeußerungen seiner Abneigung, und versäumte dennoch die dringenden Vertheidigungsanstalten. Plötzlich brach Karl d. Gr. im Einverständniß mit dem Papst (Hadrian I.) durch die Alpenpässe (773). Die Longobarden standen den Franken im Felde nicht. Nur die Mauern von Pavia leisteten Widerstand. Aber im zweiten Jahre der Belagerung wurde die Stadt erobert, Desiderius in ein Kloster gesteckt (774). Doch Name, Sitten und Gesetze, ja das Reich der Longobarden blieben; nur wurde dieses mit dem fränkischen unter einem Scepter — wie brüderlich — vereint. Auch erhielt sich in Unteritalien, unter Arichis, Herzog von Benevent, fast selbständig die longobardische Herrschaft.

Burgundisches Reich.

Viel früher war das burgundische Reich von den Franken gestürzt worden. Wenig länger als hundert Jahre (wenn man vom Jahr 414 seinen Anfang rechnet) hatte es gedauert. Von der Westseite der Alpen bis zur Rhone, Saone, zum Oberrhein und zum vogesischen Walde, über die schönen Länder von Provence, Dauphine, Savoyen, Lyonnois, über die westliche Schweiz und — worauf später vorzugsweise der Name ruhte — über das gedoppelte (das Herzogthum und die Grafschaft) Burgund ward es allmählig ausgebreitet, und trotz der Wildheit der Stifter, durch frühe Sänftigung ihrer Sitten, durch Schonung der Eingebornen, auch durch Gesetze und Staatseinrichtungen blühend und gewaltig. Die Könige — ursprünglich bloß Anführer freier Leute — stärkten ihre Macht durch Erringung der Erblichkeit, mehr noch durch Verleihung der Kaiser, als welche dieselben wiederholt mit der Würde das Patriziats und der Gewalt von Reichsbefehlshabern bekleideten. Nach dem Untergang des Kaiserreichs wurden die schwankenden Verhältnisse zwischen den Eroberern und Provinzialen durch ein eigenes Gesetz (502)

(Gundobanda von Gundebald genannt), meistens nach den heimathlichen Begriffen der ersteren, bestimmt; auch für Privatsachen und Streitigkeiten in demselben Gesetze die, gleichfalls von roher Einfalt zeugende, Regel gegeben.

In vielen Kriegen glänzte die Tapferkeit der Burgundionen. So lange noch Kaiser von West-Rom waren, erkannten sie deren Hoheit und stritten in deren Dienst. Der König Gundicar blieb gegen die Hunnen (435). Gundiak eroberte (um 460) das Land von den Vogesen bis Lyon. Seine Söhne theilten das Reich. Aber Gundebald tödtete zwei seiner Brüder, und regierte über das ganze Reich — löblicher, als solche Gewaltthat vermuthen ließ.

Damals war der fränkische König Chlodwig der Völker Schrecken durch ein wohlgeführtes Schwert und durch gefährlichere List. Auf Burgundien, welches er bereits halb umgrenzte, warf er den gierigen Blick. Seine Gattin Chlotilde, Tochter eines der Brüder, welche Gundebald erschlagen, ermunterte ihn zu des Vaters Rache; und die katholische Klerisei, dem arianischen Beherrscher trotz seiner Milde abhold, war geneigt, den Angriff eines rechtgläubigen Feindes zu unterstützen. Also erschien Chlodwig mit Heeresmacht. Unfern Langres war die Schlacht (500). Der geschlagene Gundebald floh bis Avignon, wo er durch hartnäckige Vertheidigung die Geduld der Belagerer ermüdete, doch nur durch Versprechung eines Tributs und Ueberlassung großer Beute den Untergang von sich abwandte.

Aber nach seinem Tode brachte Chlotildens unversöhnlicher Eifer von Neuem Krieg über ihr unglückliches Vaterland. Auf die mütterliche Mahnung griffen die Söhne Burgund an, dessen Scepter Sigismund, Gundebalds katholischer Sohn, mit blutbefleckten Händen führte. Seinen eigenen Sohn, Siegerich, hatte er der Wuth einer zweiten Gemahlin aufgeopfert. Durch fromme Stiftungen und durch mönchische Büßungen suchte er seine Gewissensangst zu lindern. Der Zorn des Himmels lag auf ihm, das Verhängniß über seinem Reich. Die Franken siegten in einer großen Schlacht und verwüsteten das ganze Land. Der König wurde gefangen, nach Orleans geschleppt und mit Frau und Kindern in einen Brunnen geworfen (524). Chlodomir, der solche Unthat beging, fiel zwar in der Schlacht gegen Sigmunds Bruder, Godemar, und noch zehn Jahre setzte dieser die Vertheidigung fort; aber endlich erlag er dem ungleichen Kampf. Burgundien — wiewohl mit Beibehaltung seiner Nationalgesetze — wurde eine fränkische Provinz (534).

Westgothisches Reich.

Die Gründung des westgothischen Reiches durch Alarich, Ataulph und Wallia haben wir oben gesehen. Noch war es — dem Namen nach — abhängig von Rom, und auf Aquitanien, mit einem Theil des narbonnensischen Galliens, beschränkt. Toulouse war die Hauptstadt.

Nach Wallia's Tod (419) wurde Dietrich I. König, ein tapferer, kluger, und auch ein edler Mann. Er regierte zweiunddreißig Jahre mit Kraft und Glück. In der Schlacht bei Chalons (451) fiel Dietrich. Sein Sohn Thorismund, der Held dieser Schlacht, eilte heim zur Besitznahme des Reiches, und wurde getödtet von seinem Bruder Dietrich II. (453), welchen, nach glücklichen Kriegen mit den Sueven in Gallizien, das gleiche Loos durch die Hand Eurichs, des dritten Bruders, traf (466).

Der verlorene Zustand des abendländischen Reiches, und bald dessen völliger Untergang, gaben Eurich die anerkannte Befreiung von fremder Oberhoheit und Gelegenheit zu großen Eroberungen sowohl in Hispanien, wo er die Sueven zum Tribut zwang, und das römische Land bis auf einige Ufergegenden unterwarf, als in Gallien, wo er Arles und Marseille gewann, und überhaupt bis zur Loire und Rhone die westgothische Herrschaft ausdehnte. Aber die Franken, von ihrem kühnen Chlodwig geführt, überzogen Alarich II., Eurichs Sohn, mit Krieg. Sie setzten über die Loire und die Vigenna, und stürzten unfern Poitiers auf das gothische Heer (507). Die fromme Ergebenheit der rechtgläubigen Einwohner erleichterte den katholischen Franken den Sieg. Die Westgothen wurden entscheidend geschlagen; Alarich ward von Chlodwigs Faust erlegt, und alles gallische Land wäre eine Beute des Siegers geworden, hätte nicht des ostgothischen Theodorich Macht die septimanische Provinz (von der Rhone bis zu den Pyrenäen) gerettet. Theodorich, dessen Tochter Alarichs Gattin gewesen, verwaltete jetzt im Namen seines unmündigen Enkels, Amalarich, das westgothische Reich.

Nach Theodorichs Tod entbrannte abermals der Krieg mit den Franken. Amalarich wurde ermordet während desselben (531). Drei nachfolgende Könige aus andern Häusern traf dasselbe Loos.

Religionshaß der Katholiken und Arianer nährte die politischen Parteiungen. Die Römer, von Afrika aus, verstärkten ihre Macht in Spanien, und eroberten vieles Land.

Endlich, unter dem vortrefflichen Leovigild (567), erhob sich, glänzender als je, die westgothische Macht. Er endete durch Andeca's Besiegung das Reich der Sueven (585), welches fast 180 Jahre in den Nordprovinzen Spaniens bestanden, und herrschte — mit Ausnahme einiger Punkte an der See, wo die Römer sich noch eine Zeit lang hielten — über die ganze pyrenäische Halbinsel. Aber schon damals — und seitdem unabläßig bis heute — lag über dieser schönen Monarchie der Fluch des Aberglaubens, der Bigotterie und der Verfolgungswuth. Leovigils katholische Unterthanen — wiewohl er eine freie Duldung ihnen gewährte — haßten ihren arianischen Beherrscher, und seine letzten Regierungsjahre wurden durch den Undank und die wiederholten Empörungen seines Sohnes Hermenegild getrübt. Derselbe, durch die Beredtsamkeit des Erzbischofs von Sevilla überwunden, ging feierlich zum nicänischen Glauben über, — und ergriff — über den Eifer eines Neubekehrten der Sohnes- und Bürgerpflichten vergessend — die Waffen gegen seinen gütigen Vater. Die Römer, die Franken, die Sueven, als welche rechtgläubig waren, rief er zur Hülfe herbei, und als er, besiegt und gefangen, Gnade erhalten von dem väterlichen Richter, so ließ er doch nicht ab von Verrath und Meuterei, bis endlich der Tod des Rebellen — des Märtyrers sagen die Zeloten — den Frieden herstellte.

Sein Bruder Reccared theilte den Glauben Hermenegilds, aber nicht dessen Schuld. Erst nach des Vaters Tod (585) schwur er den arianischen Glauben ab, und brachte durch die Macht des königlichen Beispiels, mitunter auch durch Anwendung von Strenge, die ganze Nation der Westgothen zur Fahne der Rechtgläubigkeit.

Mit diesem ersten katholischen König beginnt eine neue Periode der westgothischen Geschichte, ein neuer Charakter des Volks und der Regierung. Sieger und Besiegte, nachdem die Scheidewand des feindseligen Glaubens gefallen war, berührten sich auch williger in den übrigen Punkten und schmolzen allmählig wie in eine Nation zusammen, durch vervielfachte Familien-Verbindungen, mehr noch durch ähnliche Sitten und Lebensweise, durch eine gemeinschaftliche Sprache und gemeinschaftliche Gesetze. Aber die Religion, welche vorzugsweise solche Vereinbarung bewirkt hatte, blieb auch in der Folge das vorherrschende Prinzip der westgothischen Monarchie. Die Westgothen

selbst, mit dem Eifer der Neubekehrten, und die alten Spanier oder Provinzialen mit jenem einer nach langer Unterdrückung endlich triumphirenden Partei, ehrten den katholischen Glauben als das Pfand nicht nur des ewigen, sondern auch des zeitlichen Wohles. Die Klerisei, als Hüterin solches Glaubens, jetzt unter einem Panier vereint und wohl geordnet, erhielt sofort einen überwiegenden Einfluß in alle Geschäfte, Bischöfe und Aebte wurden nicht nur wie in den übrigen abendländischen Reichen als natürliche Mitglieder der National-Versammlungen betrachtet, sondern die Synoden vertraten selbst die Stelle von jenen, und entschieden in politischen nicht minder als in geistlichen Dingen. Solche Macht des Klerus setzte das Ansehen des Königs herab, oder zwang ihn zu andächtlerischen Regierungs-Maximen, schlug den kriegerischen Geist der Westgothen nieder, entnervte die ganze Nation, und zog ein Geschlecht von schwachen, aber verfolgungssüchtigen Frömmlingen heran. Auch liegt in diesen Sätzen der Schlüssel, die Summe der ganzen nachfolgenden westgothischen Geschichte.

Siebenzehn Könige herrschten noch von Reccared bis Roderich, welcher den Untergang des Reiches sah; fast alle waren Sklaven der Geistlichkeit oder Schlachtopfer derselben. Als die bessern mögen gelten: Sisebut (612), Suintilla (621), Wamba (672) und endlich Witiza (701). Gegen diesen Witiza erhob Roderich einen Aufruhr, und bestieg nach ihm, mit Ausschließung von dessen Söhnen, den Thron (710). Dieselben, ungeachtet das Reich verfassungsmäßig nicht erblich war, schwuren ihm Rache. Oppas, ihr Oheim, Erzbischof von Sevilla, theilte ihre Leidenschaft und machte sie furchtbar. Die Verbindung mit dem Grafen Julian, dem Befehlshaber in Mauretanien und Andalusien, führte schnell die Katastrophe herbei.

Die Saracenen, nachdem sie in Nordafrika alle römischen Länder und viele Länder der Mauren erobert hatten, bedrohten schon geraume Zeit die westgothische Macht. Julian selbst hatte sie von Ceuta zurückgeschlagen. Jetzt lud er sie ein zur Besitznahme seiner Provinz und zur Unterwerfung des Reiches. Wunderähnlich schnell war sie vollbracht. Im Julius des siebenhundert und zehnten Jahres unserer Zeitrechnung, dreihundert Jahre, nachdem unter Ataulph die Westgothen in Südgallien gezogen, landete Tarik, von Musa, dem Oberbefehlshaber, vorausgesandt, um das Unternehmen vorzubereiten, mit einer kleinen arabischen Schaar auf der Küste Spaniens, da wo ein mächtiger Fels, eine der herkulischen Säulen, über die

Wasser ragt, und durch seinen steilen Abhang gegen das Land eine unüberwindliche Stellung darbeut. Er befestigte den Felsen, der von ihm noch heute den Namen trägt (Gebel al Tarik, Gibraltar), und rückte kühn in die Gefilde von Xeres de la Frontera. Hieher hatte, auf die Kunde solcher Gefahr, Rodrigo die Blüthe der gothischen Nation, wohl 100,000 Krieger, versammelt, Tarik, mit nicht mehr als 12,000 Saracenen, dazu eine Rotte christlicher Ueberläufer und eine — wohl große aber mehr zum Raub als zum Kampf geneigte — Schaar halbnackter Mauren, wagte gegen ihn die Schlacht, gewann sie, und mit ihr das Reich (19—26. Juli 711). Blutig, und anfangs zweifelhaft, wurde gestritten, bis die verrätherischen Prinzen mit ihrem Oheim, dem Erzbischof, aus den vaterländischen und christlichen Reihen in jene der Ungläubigen übertraten, und hierdurch das Verderben der Westgothen unwiderruflich entschieden. Rodrigo selbst, welcher mehr Zuseher als Theilnehmer des Kampfes gewesen, ertrank als Flüchtling in den Fluten des Quadalquivir.

Der Sieger Tarik und der mit neuer Macht herbeieilende Musa durchzogen jetzt, fast ohne Widerstand, das weite Reich. Das ganze Land von Cadix bis Narbonne, von Carthagena bis Corunna (Brigantium) huldigte, an Rettung verzweifelnd, und durch einheimische Zwietracht gedrängt, mit demüthiger Bereitwilligkeit dem Chalifen.

Doch ein Lebensfunke der gothischen Monarchie erhielt sich in den Gebirgen Asturiens, wohin die Tapfersten der Nation sich gezogen hatten, entschlossen, frei zu sein oder zu sterben. Klein, aber unüberwindlich war diese Heldenschaar; ihr Haupt, Pelayo, Sprößling des frühern Königsgeschlechtes. Wie von ihnen, die da herrlich gegen die Saracenen stritten, allmählig ein neues christliches Reich über Spanien gegründet worden, davon gehört die Darstellung dem folgenden Zeitraum an.

Angelsächsisches Reich.

Vierzig Jahre, nachdem Honorius Britannien seinem Schicksal überlassen, landeten an der Küste der, von innern und äußern Stürmen hart bedrängten, Insel Hengist und Horsa, Anführer der Sachsen. Sie waren, nach der gewöhnlichen Erzählung von Vortigern, Fürsten von Dannovien und damals über ganz Britannien König, herbeigerufen worden, um das an eigener Kraft ver-

zweifelnde Volk gegen die furchtbaren Caledonier zu beschützen (449). Die Sachsen demüthigten diese Barbaren, und erhielten als Lohn die Insel Thanet zum Sitz. Aber bald verwandelten sich die Beschützer in Feinde. Mehrere Schwärme der Sachsen, Jüten und Angeln, dann auch Dänen, Preußen, Rugier, eine große Zahl Friesen u. A. folgten der ersten Auswanderung, und drangen von Norden, Osten und Süden in das unglückliche Land. So verzweifelt die Lage der Eingeborenen schien, so ermannten sie sich doch zur tapfern Gegenwehr, stritten — gegen 150 Jahre — vielmal glorreich, endlich ermattend — gegen die wilden Feinde, und behaupteten auch dann noch, als die fremde Heptarchie* festgegründet auf brittischem Boden war, in dem westlichen Theil desselben, in den Bergen von Cornwallis, und länger noch in jenen von Wales (dort bis in die Mitte des zehnten — hier bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts) ihre selbständige Herrschaft. Viele suchten jenseits des Meeres die Freiheit, gründeten auf den Küsten Armorik's eine Niederlassung, die sich durch glückliche Kriege erweiterten, und gaben diesem Theile Galliens ihren heimathlichen Namen (Bretagne) und ihre bis auf den heutigen Tag neben jener des herrschenden Volkes fortlebende Sprache.

Die Kriegsmanier der Sachsen in Britannien glich jener der Vandalen und Hunnen, oder war noch zerstörender. Alle Spur der römischen Gesittung, Gesetze und Künste, auch die Sprache und Religion der Besiegten wurde vertilgt, und der elende Ueberrest der letzten zur kläglichsten Sklaverei erniedrigt. Doch als der Krieg vertobt, der Besitz sich befestigt hatte, wurde die Behandlung milder. Auch die christliche Religion erhob sich wieder nach Ethelberts von Kent Bekehrung (596), durch den Eifer P. Gregors des Großen und seines Glaubensboten, des Mönches Augustin. Jener Ethelbert war zugleich Gesetzgeber seines Volks und allgemeiner Monarch.

Nicht nur das unterjochte Britannien, auch das freie Wales war in Wildheit zurückgesunken, ja dieses auf längere Zeit als jenes. Zum zweitenmal, wie vor der römischen Eroberung, wurde die Insel ein wildes und dunkles Fabelland. Die Kraft des Volkes erschöpfte sich in innerer Zwietracht.

Die sieben Reiche, von ihrer Gründung bis auf Egbert von Westsex (800—836), welcher sie bleibend vereinigte, demnach länger

* Kent, Sussex, Essex, Northumberland, Ostangeln, Mercia und Westsex heißen die sieben in solcher Zeitfolge, von 456 an, gestifteten Reiche.

als 300 Jahre, kriegten fast unabläßig unter einander. Dieser Hader stärkte nicht wenig die Freiheit in Wales. Durch Glück und Kühnheit oder hervorleuchtendes Verdienst erwarb bald dieser bald jener König den Vorrang, selbst eine Art von Herrschaft über die Andern. Aber nur die Umstände, nicht ein Gesetz oder bleibendes System, erhoben sie zur Würde solcher allgemeiner „Monarchen." Auch hat keiner mit den auswärtigen Nationen bedeutenden Verkehr gehabt. Egbert selbst aber gehört mehr der folgenden als der gegenwärtigen Periode an.

Geschichte der Franken.

Ursprung.

Alle abendländischen Reiche wurden weit, an Ruhm und Macht, vom fränkischen übertroffen. Dasselbe hat über viele der übrigen seinen Scepter gestreckt und den Verhängnissen Europens eine bleibende Richtung ertheilt. Seiner Geschichte gebührt eine ausführlichere Darstellung.

Ueber den Ursprung dieser weitgebietenden Franken jedoch herrschen Dunkelheit und Zweifel. In der Mitte des dritten Jahrhunderts treten sie zum erstenmal auf bei den römischen Schriftstellern. Sie erscheinen da als ein Kriegsbund verschiedener Völker (der Catten, Amsivarier, Chamaver, Brukterer, Chauzen, Sigambrer, Usipeten, Attuarier u. A.), aber wir wissen nicht, ob diese Stämme durch eine freiwillige Vereinigung unter dem gemeinschaftlich angenommenen Namen der Franken sich zur größeren Nation gebildet, oder ob solche Vereinigung durch die Macht eines andern und eigenen Volkes, welches dann das ursprüngliche Frankenvolk wäre und die übrigen Stämme sich nur einverleibt hätte, bewirkt worden. Wir möchten das Letztere vermuthen, und das nordalbingische Land für die Heimath dieser wahren Franken halten.

Ueber die Geschichte des ältesten Frankenvolkes, vor seiner Vereinbarung mit den fremden Stämmen, und herab bis auf die Periode zusammenhängender, gleichzeitiger Zeugnisse finden wir zwar in Ueberlieferungen und in Chroniken, die aus Ueberlieferungen schöpften, reiche, selbst fortlaufende und umständliche Angaben. Aber das

Wunderbare und Mährchenhafte derselben verhüllte das Wahre so sehr, daß dieses kaum mehr mag erkannt werden. Auch werden die Franken (dasjenige abgerechnet, was aus ihren Sagen zur Beleuchtung uralter Nationalsitte hervorgeht) welthistorisch merkwürdig erst durch die Verhältnisse mit Rom und durch Erstarkung zum größern Volke. Nur das Allgemeinste von ihrem ältesten Zustand und eine kurze Charakteristik mag hier eine Stelle finden.

An den Franken erkennen wir deutlich die allgemeinen Charaktere der germanischen Abkunft: Blondes Haar, einen stattlichen Wuchs, eng anschließende Kleidung, Liebe der Waffen, Verhältnisse, Sitten, Lebensweise — Alles wie bei den übrigen Deutschen, oder wenig davon verschieden. Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehören eine vorzüglich gute Bewaffnung (ein starkes Schwert, ein großer Schild und eine sehr gefährliche Streitaxt mit Widerhaken), Kühnheit, ja Vermessenheit in deren Gebrauch, sodann — wenn wir Berichte der römischen Schriftsteller für Beweise gelten lassen, doch freilich auch nach den Zeugnissen ihres eigenen Geschichtschreibers, Gregor von Tours — Frechheit im ganzen Thun, ungezähmter Hang nach Gewaltthaten, Stolz, der in Hochmuth, Freiheitssinn, der in Zügellosigkeit übergeht, endlich Grausamkeit und Untreue.

Die Franken waren lange in mehrere Stämme getheilt, von welchen jeder seinen eigenen Fürsten hatte. Solches hinderte die gemeinschaftliche Anwendung der Kraft und verzögerte den Zeitpunkt der Nationalgröße. Doch fielen sie in dem römischen Reich vielfältig durch wilden Angriff und weite Raubzüge schwer. Die salischen Franken zumal machten ihren Namen berühmt.

Unter der Regierung des Honorius breiteten sich die Franken, welche schon unter Constantius um Toxandria (unsern Lüttich) eine feste Niederlassung gegründet, in der ganzen niederrheinischen Provinz (Germania secunda) von Gallien aus. Klodion (vor 440), der erste ihrer Könige, dessen Gestalt uns mit Bestimmtheit erscheint, eroberte das belgische Land bis zur Somme. Die beiden Brüder, die zu Attila's Zeit über die Franken herrschten, und von welchen der Eine — Ungenannte — den Schutz des Hunnen-Königs, der Andere, Merovänus (Merwig) den Schutz der Römer anflehte, sollen Klodions Söhne gewesen sein. Von diesem Merovänus hat, nach der gewöhnlichen Meinung, das erste Königsgeschlecht der Franken den Namen der „Merovinger" erhalten. Denn die Herrschaft bei den Franken ruhte auf Wahl aus dem Hochadelsgeschlecht, wenn gleich

weder streng nach Erstgeburt, noch untheilbar. Welchen die Nation aus dem regierenden Haus zum Oberhaupt erkor oder annahm, derselbe wurde auf einem Schild — zum Zeichen des Kriegsbefehls — emporgehoben und dann als König verehrt. Alle Glieder dieses Hauses trugen, als Kennzeichen ihrer Würde, das lange, unbeschnittene (blonde) Haar. Alle Unterthanen — Gemeine und Edle — mußten — und sehr lange dauerte solches Gesetz — ihre Häupter scheeren.

Meroväus Sohn (nach Andern dessen Bruder) war Childerich (von 456—481), der schönste, weiseste und stärkste Mann seiner Zeit, und ein glücklicher Krieger. Sein Tod gab dem fünfzehnjährigen Chlodwig, seinem Sohn, die Herrschaft über den salischen Stamm.

Chlodwig. Merovinger.

Chlodwig (Chlodoväus, Chludewig, Ludwig) ist der wahre Stifter der fränkischen Monarchie, ein Mann, durch Charakter und Thaten äußerst merkwürdig, doch wenig lobenswerth. Sein ererbtes Gebiet war klein; über den größern Theil des Frankenlandes herrschten andere Stämme (zumal zwischen dem Niederrhein und der Maas die Ripuarier), und überhaupt war bis dahin von den Franken mehr nur Land durchplündert und verwüstet als erobert worden. Von dieser beschränkten Lage erhob Chlodwig sich zur Herrschaft eines mächtigen Reiches, und vollendete innerhalb 30 Jahren die Gründung einer Monarchie, welche sofort der Schwerpunkt von Europa ward, und in ihrem Hauptland heut zu Tage noch mit imponirender Stärke besteht.

Das abendländische Reich war erloschen (476); Odoaker, welcher in Rom den Kaiserthron umgestürzt, begehrte der transalpinischen Länder nicht. Kaum hatte Chlodwig seine einheimischen Angelegenheiten geordnet, im fünften Jahre seiner Regierung (486), so stürzte er auf Syagrius, welcher, im Namen des erloschenen Reiches, von Soissons aus einen nicht unbeträchtlichen Theil von Gallien regierte. Bei Nogent, unfern Soissons, war die Schlacht. Syagrius sah die Auflösung seines Heeres, und floh nach Toulouse an den westgothischen Hof. Aber auf Chlodwigs Drohung wurde Syagrius ausgeliefert, und dann getödtet. Das ganze belgische Land, die wichtigen Städte Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens huldigten dem Sieger, welcher sofort auch im Osten

das Land der Tungrer, zwischen der Niedermaas und Mosel, eroberte, und im Westen gegen die Loire vordrang.

Ein gefährlicher Angriff der Alemannen unterbrach solchen Siegeslauf. Dieses streitbare, aber fernen Wanderungen abgeneigte Volk hatte auf heimathlichem, deutschem, Boden seine Macht gegründet, herrschte anfangs zwischen dem Main und Neckar, später — mit den Baiern, Ostgothen, Burgundern und Franken zusammenstoßend — vom Lech und der Donau bis jenseits des Mains und des Oberrheins — dort zur Lahn, hier über Elsaß, einen Theil Lothringens und das nördliche Helvetien. Jetzt drangen sie den Rhein abwärts gegen Köln, in das Gebiet Siegberts, Königs der ripuarischen Franken. Chlodwig eilte seinen Brüdern zu Hülfe, und stieß auf die Alemannen in den Feldern von Tolbiacum (Zülpich im Jülichischen, 496). Als die Schlacht verloren schien, und die Alemannen ein Siegesgeschrei erhoben, da flehte Chlodwig zum Gott der Christen und seiner Gemahlin Chlotilde um Sieg, und gelobte an ihn zu glauben, wenn er durch wirksame Hülfe in dieser Stunde der Noth ihn von seiner höhern Macht überzeuge. Sofort wandte sich das Treffen; die Alemannen flohen, die Blüthe ihrer Mannschaft fiel, es fiel ihr König, der Ueberrest bat um Gnade. An diesem Tag ging die Selbständigkeit Alemanniens unter; es wurde eine fränkische Provinz; zwar unter selbstgewählten — in der Folge erblichen — Herzogen, und unter Fortbestand der alten Gesetze und Gewohnheiten (noch war bei den Franken kein festes System der Herrschaft), doch nicht minder unterworfen und dienstbar. Auch wurde der nördliche Theil des Landes, um den Main und westlich am Rhein bis Worms, von fränkischen Kolonien besetzt, und trägt heut zu Tage den hiervon abgeleiteten Namen.

In demselben Jahre, da er die Alemannen besiegte, nahm Chlodwig, seinem Gelübde treu, in Rheims die Taufe, mit ihm 3000 Franken, und in kurzer Frist der größere Theil der Nation.

In der Bereitwilligkeit, seine alten Götter zu verwerfen, weil sie seine Bitte unerhört ließen, und Christus zu huldigen, spiegelt sich, wahr und ungeschmückt, unseres Proselyten Seele. Seine Bekehrung war eigennützig, aber darum doch aufrichtig, nur freilich nicht ins Innere dringend.

Diese Annahme ist wohl die günstigste für Chlodwig. Viele meinen, daß er bloß aus Betrachtung der politischen Vortheile, welche — auch ohne Einschreiten des Himmels — die Taufe ihm

bringen mußte, sich zu derselben entschlossen habe, daß also seine Bekehrung ein leeres Blendwerk, eine bloße Maske gewesen.

Auch waren jene Vortheile allerdings sehr groß, ja unermeßlich. Die herrschende Religion in den Ländern, nach deren Unterwerfung Chlodwig strebte, war die christliche, und die Grundmasse der Bevölkerung nebst dem größten Theil des Klerus hing mit Eifer dem katholischen Glauben an, während die barbarischen Eroberer Galliens, die Westgothen und Burgunder, die arianische Lehre bekannten. Durch Abschwörung des Heidenthums hob Chlodwig die gehässige Scheidewand zwischen seiner Nation und den christlichen Galliern, und machte dieselben, so wie die Ueberreste der römischen Truppen, geneigter zur Unterwerfung. Durch das Bekenntniß des athanasischen Glaubens aber gewann er die feurige Anhänglichkeit, ja den bereitwilligen Beistand des orthodoxen Klerus und der meistens gleichgesinnten Provinzialen gegen ihre arianischen Gebieter, endlich auch einen bequemen Vorwand des Angriffs und ein Mittel zur Begeisterung seiner Krieger.

Aber auch die Kirche, zumal die orthodoxe, hatte vollen Grund, der Bekehrung Chlodwigs sich zu freuen. Seine und seiner Nachfolger Macht erweiterten fernerhin in Krieg und Frieden die Herrschaft des Christenthums; und was noch freudigeren Dank erregte, jene Bekehrung gab der katholischen Kirche eine feste Stütze gegen die, unter dem Schutze aller übrigen christlichen Häupter damals drohend einherschreitende, Ketzerei.

Chlodwig, nach empfangener Taufe, verfolgte eifriger als zuvor den Lauf der Eroberung. Das ganze nördliche Gallien, die Städte von Armorika, und was irgend noch in jenen Ländern den römischen Namen behauptete, unterwarfen sich (497 ff.)

Seine Kriege mit den Burgundern und Westgothen (500 und 507 ff.), und wie er durch beide seinen Ruhm und seine Macht erweitert, haben wir früher gesehen.

Noch fehlte zur Sättigung Chlodwigs die Vereinbarung aller fränkischen Stämme unter seine Herrschaft. In den meisten seiner Kriege hatten zwar dieselben schon mitgestritten; doch nur aus freiwilliger Neigung und unter ihren eigenen Häuptern. Alle waren mit Chlodwig verwandt. Der gewissenlose Tyrann räumte sie alle, sammt Söhnen und Brüdern, durch den empörendsten Verrath aus dem Weg, und saß fortan allein auf dem blutbefleckten Thron.

Aber nicht lange mehr besaß er denselben. Im 45sten Jahre des

Alters und im 30sten der Herrschaft (511) starb der gleich tapfere, als kriegsgewandte und verschmitzte, gewaltthätige, meineidige Stifter des französischen Reiches.

Die Einheit dieses Reiches, durch so viele Verbrechen erkauft, ging wieder verloren durch dessen Theilung unter Chlodwigs Söhne. Theodorich, der Aelteste, erhielt Austrasien, das östliche Land. Von der Maas zum Rhein, und jenseits desselben über die eroberte alemannische Provinz erstreckte sich sein Gebiet (auch Einiges an der Marne, um Rheims und Chalons, wurde dazu geschlagen). Mez war die Residenz. Die drei jüngern Brüder, Chlodemir, Childebert und Lothar I., schlugen zu Orleans, Paris und Soissons ihre Sitze auf, und beherrschten von da, nach zweifelhaften Theilungslinien, das übrige — westliche — Reich (Neustrien).

Ungeachtet der Theilung schwoll die Macht der Franken noch immer, so wie sie begonnen hatte, durch Verbrechen und Sieg; dabei begünstigt durch ihrer Nachbarn Schwäche.

Der austrasische Theodorich zerstörte das thüringische Reich. Die Thüringer werden seit dem Ende des dritten Jahrhunderts genannt. Von der Nordelbe, jenseits welcher sie anfangs gehauset, rückten sie in die Mitte Germaniens, allwo sie seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts weit hin nach allen Richtungen herrschten. Die Freundschaft der Ost- und Westgothen, ihrer Geschlechtsverwandten, befestigte ihre Macht. Unter den Völkern, welche mit Attila zogen, waren sie eines der wichtigsten; die Franken, so wie die Gallier, empfanden damals ihre schwere Hand, und feindselige Erinnerungen aus diesem Krieg pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Erneute Beleidigungen von beiden Seiten vermehrten den Haß.

Indessen beraubten Theodorichs d. Gr., des Ostgothen, Tod und Bedrängnisse, welche gleich darauf über dessen Reich kamen, Thüringen seiner wichtigsten Stütze. Da fiel Theodebert, des austrasischen Theodorichs Sohn und Nachfolger (534), über den, wegen Wortbrüchigkeit allerdings strafbaren, König Thüringens, Hermanfried, schlug ihn an der Unstrut, lockte ihn darauf nach Zülpich, unter dem Schein der Versöhnung, und stürzte ihn die Stadtmauer herab. Das thüringische Reich, mit seiner Hauptstadt Scheidungen wurde jetzt leicht erobert und zur fränkischen Provinz gemacht. Doch zogen in einen Theil von dessen nördlichen Ländern die Sachsen ein.

Derselbe Theodebert, bei den Nöthen des ostgothischen Reiches,

vollendete die Eroberung Alemanniens (vielleicht auch Baierns), und erfüllte Oberitalien mit den Schrecken so wie mit dem Abschen des fränkischen Namens. Sein Sohn Theudebald starb kinderlos (554).

Durch gleichen Ausgang der übrigen Linien wurde bald nachher das ganze väterliche Reich unter Lothar I., Chlodwig's jüngstem Sohn, vereint.

Bei seinem Tod (561) erfolgte eine neue Theilung. Von seinen vier Söhnen erhielt Charibert Paris, Guntram Orleans und Burgund, Chilperich Soissons und Siegbert Austrasien.

Die Geschichten dieser Prinzen und ihrer Söhne sind durch die größten Verbrechen bezeichnet. Selbst der Beste aus den Brüdern, Guntram, den man darum den Frommen nannte, war grausam und treulos; aber in den Häusern Chilperichs und Siegberts häuften sich Gräuel auf Gräuel. Die Verworfenheit und die unerhörten Frevel zweier Weiber, Brunehild und Fredegund, entzündeten allernächst den verbrecherischen Hader. Die erste, eine westgothische Prinzessin und Gemahlin des austrasischen Königs Siegbert, rief diesen auf zum Krieg gegen den Bruder Chilperich in Soissons, welcher auf Anstiften der Buhlerin Fredegund seine Gemahlin, Galsuinde, Brunehilds Schwester, ermordet hatte, und dann die Verbrecherin ehelichte. Später beherrschte sie im Namen ihres Sohnes, Childebert II., und dann ihrer beiden Enkel, Theudebert und Theodorich, achtunddreißig Jahre lang, den größeren Theil des Frankenreiches unter Schandthaten und Verbrechen ohne Zahl und Maß; alles aus Herrschsucht, Wollust und wüthendem Haß gegen die gleich schändliche Fredegund, Chilperichs Gemahlin und Mörderin (584).

Endlich, nach dem friedlichen Tod dieser Feindin, erging über Brunehild die Rache. Lothar II., Fredegunds Sohn, vollstreckte sie auf barbarische Weise. Ihn gelüstete nach Austrasien und Burgund, welche Brunehild verwaltete. Die Nation erklärte sich gegen Brunehild und huldigte Lotharn. Die Königin wurde gefangen und, mit ihren Urenkeln, schmählich, unter entsetzlichen Martern hingerichtet (613).

Der Mörder — nunmehr Herr über das ganze Reich — hielt eine merkwürdige Versammlung von dessen geistlichen und weltlichen Ständen zu Paris (615), wo die Rechte der Nation — oder viel-

mehr ihrer Großen und Bischöfe — bestimmt, befestigt und erweitert wurden.

Unter demselben Fürsten († 628) sehen wir zuerst die Macht des königlichen Major Domus, Hausmeiers oder Großhofmeisters, über alle andern Gewalten sich erheben. Von dem ursprünglichen Geschäft, der Verwaltung der Krongüter und des königlichen Hauses, hatte dieser Minister sich allmählig zur obersten Leitung aller bürgerlichen und Kriegsgeschäfte emporgeschwungen. Warnachar, dessen Hilfe Lothar II. vornehmlich die Herrschaft verdankte, erhielt von diesem die Zusage der lebenslänglichen Gewalt. Persönliche Verdienste oder Kühnheit einiger Großhofmeister, kluge Benutzung der Umstände, vor allem die zunehmende Erschlaffung der merovingischen Prinzen, erhöhten und befestigten des Ministers Macht. Fortan ist nur von ihm, von dem Könige nicht mehr die Rede.

Zwar noch 124 Jahre nach Chlotars Tod saßen dessen Nachkommen auf dem Thron. Aber es war nur der Name der Herrschaft; das Machtwort des Großhofmeisters — mitunter auch die Parteisucht der Großen und die früh erwachte gegenseitige Abneigung der Austrasier und Neustrier — bekleidete bald diese, bald jene merovingische Puppe mit dem Königsmantel, setzte sie wieder ab, vereinigte oder theilte das Reich. Die Würde des Ministers, welche anfangs der König frei ertheilt und zurückgenommen hatte, wurde später durch die Wahl der Stände — höchstens auf den Vorschlag des Königs — vergeben: endlich sahen die Inhaber sie als Eigenthum, ja als ein Erbgut an. Nicht minder um sie, als um die Krone selbst, wurden Kriege geführt.

Die Könige dieser Zeiten werden von den Franzosen mit Recht les Roies fainéans (gekrönte Schlafmützen, wie man es gut übersetzt hat) genannt. Doch waren sie unschädlich. Die Majestät des Thrones, auf welchem sie schliefen, blieb immer ein Nationalband, und ihre Hofhaltung wurde, ohne Auflagen, aus dem Ertrag eigenthümlicher Maierhöfe bestritten. Alle Jahre, im Maimonat, erschien der König in der Versammlung der Nation, sprach, was der Minister ihm in den Mund gelegt, theilte — nach dessen Weisung — die erledigten Lehen aus, bestätigte die früheren Vergabungen, die allgemeinen und besonderen Rechte. Hierauf fuhr er, von einem Viergespann Ochsen gezogen, in den Palast zurück, und man sah ihn nimmer bis zum folgenden Maitag. Nicht die Ohnmacht dieser Könige, mehr die allzugroße Gewalt des Ministers, brachte Unheil über das Reich.

Unter den Großhofmeistern vor Pipin machten Grimoald und Ebroin durch Kraft und Verbrechen ihre Namen bekannt. Ein weit höheres Interesse aber beginnt mit der Erhebung Pipins von Heristal (678).

Pipin von Heristal. Karl Martell.

Derselbe wurde von den Austrasiern zum Major Domus oder Herzog, gegen Ebroin, ernannt. Der König, Dietrich III., bestätigte ihn gezwungen in solcher Würde über das ganze Reich (687). Von da an, durch 27 Jahre, regierte Pipin kraftvoll, weise, glücklich in Krieg und Frieden. Von den Königen dieser Zeit weiß man nichts als die Namen. Mehrere Empörungen der deutschen Völker, welche unwillig den Franken dienten, wurden niedergeschlagen, und die Ruhe im Innern durch gute Einrichtungen und Gesetze befördert.

Nach Pipins Tod (714) entstanden große Bewegungen, durch die Eifersucht der Austrasier und Neustrier, durch die Macht von Parteihäuptern, auch durch einen Ueberrest von Anhänglichkeit ans Königshaus, bis Pipins natürlicher Sohn, Karl Martell, durch Tapferkeit, Gewandtheit und Glück, aus der Mitte der streitenden Parteien sich zum Herzog von Neustrien und zum alleinigen Herrn über beide Reiche erhob. Zwar eine Zeitlang noch ließ er das Schattenbild der Könige fortdauern; aber nach Dietrichs IV. Tod (737) setzte er demselben keinen Nachfolger mehr, führte ungetheilt — wenn auch ohne den Königstitel — die Gewalt, und hinterließ sie seinen Söhnen wie ein Familiengut (741).

Durch siegreiche Kriege Karls mit den deutschen Stämmen wurde der Umfang des Frankenreiches erweitert, mehr aber noch durch eine energische Regierung im Innern die Kraft erhöht. Die großen Dynasten und Vasallen gehorchten — unwillig, aber durch Karls starke Hand gezähmt — dem mächttigen Großhofmeister, und er übte selbst über die stolzen Prälaten sein Herrscherrecht.

Unter den Lorbeeren, welche Karls Stirne zieren, sind die saracenischen die glorreichsten. Wir haben früher die Moslems die große Halbinsel der Pyrenäen erobern sehen. Jetzt überstiegen sie dieses finstere Gebirg und betraten Gallien, um die alten Länder der Westgothen dem eroberten spanischen Reiche beizugesellen. In diesen Ländern herrschte jetzt, mit königlicher Macht, Herzog Eudes von Aquitanien, über ein aus Basken, Gothen und Franken



Karl Martel.

(Bd. II. S. 82.)

Mit Zugrundlegung älterer Skulpturen gezeichnet.

gemischtes Volk. Einen ersten Angriff schlug er zurück; ein zweiter unterwarf den Saracenen das heutige Languedoc und Gascogne von der Rhone-Mündung bis zu jener der Garonne. Hierauf führte Abdor-Rhaman ein drittes Heer über die Pyrenäen (731): ganz Gallien, ja ganz Europa, sollte des Beherrschers der Gläubigen werden. Jenseits der Rhone, bei Arles schlug er die Christen in einer mörderischen Schlacht, dann nochmals, und fast bis zur Vertilgung, im Norden der Garonne, den unglücklichen Herzog Eudes, überschwemmte, verheerte das schöne Land bis zur Loire und Saone, und erfüllte mit lähmendem Schrecken die ganze Christenheit.

Wäre ihm gelungen, die Macht der Franken zu brechen, kein anderes Reich mehr hätte widerstehen können. Siegreich hätten die Saracenen des Abendlandes ins Herz von Europa vordringen, und allda sich mit ihren, vom Morgenland herbeikommenden, Brüdern vereinigen mögen. In so verhängnißvoller Lage hätte ein Sieg der Saracenen dem Christenthum den Untergang bereiten, und mit demselben die Grundlage der edelsten Humanität und die Keime der Freiheit zerstören können.

Als die Kunde von Abdor-Rhamans Siegen erscholl, als der vertriebene Eudes von Aquitanien um Hülfe flehend herumirrte, als Flüchtlinge von Tours, Lyon, Besançon die nahende Gefahr verkündeten, da sammelte Karl die fränkischen und andern deutschen Krieger unter seine allzeit siegreichen Paniere, ordnete als großer Heerführer den Marsch in die Ebenen von Poitiers, und daselbst die unsterbliche Schlacht (732). Am siebenten Tage des Kampfes, wo die Gewaltshaufen des Fußvolkes zur Entscheidung auf einander stießen, da „vertilgte — nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Rodericus Toletanus das hochstämmige, kühne Geschlecht der Deutschen, mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend, in wenig Augenblicken das arabische Heer." Die Trümmer desselben, durch einheimischen Hader vollends zerrüttet, flohen eilig und auf immer, jeder Stamm einen besonderen Weg suchend, über die Pyrenäen zurück. Karl erhielt von so großem Sieg den Beinamen Martell (Hammer).

König Pipin.

Neun Jahre nach dieser herrlichen Waffenthat starb Karl (741). Seine Söhne, Karlmann und Pipin, theilten das Reich. Der erste erhielt Austrasien, der zweite Neustrien. Noch schien ein

gemischtes Volk. Einen ersten Angriff schlug er zurück; ein zweiter unterwarf den Saracenen das heutige Languedoc und Gascogne von der Rhone-Mündung bis zu jener der Garonne. Hierauf führte Abdor-Rhaman ein drittes Heer über die Pyrenäen (731): ganz Gallien, ja ganz Europa, sollte des Beherrschers der Gläubigen werden. Jenseits der Rhone, bei Arles schlug er die Christen in einer mörderischen Schlacht, dann nochmals, und fast bis zur Vertilgung, im Norden der Garonne, den unglücklichen Herzog Eudes, überschwemmte, verheerte das schöne Land bis zur Loire und Saone, und erfüllte mit lähmendem Schrecken die ganze Christenheit.

Wäre ihm gelungen, die Macht der Franken zu brechen, kein anderes Reich mehr hätte widerstehen können. Siegreich hätten die Saracenen des Abendlandes ins Herz von Europa vordringen, und allda sich mit ihren, vom Morgenland herbeikommenden, Brüdern vereinigen mögen. In so verhängnißvoller Lage hätte ein Sieg der Saracenen dem Christenthum den Untergang bereiten, und mit demselben die Grundlage der edelsten Humanität und die Keime der Freiheit zerstören können.

Als die Kunde von Abdor-Rhamans Siegen erscholl, als der vertriebene Eudes von Aquitanien um Hülfe flehend herumirrte, als Flüchtlinge von Tours, Lyon, Besançon die nahende Gefahr verkündeten, da sammelte Karl die fränkischen und andern deutschen Krieger unter seine allzeit siegreichen Paniere, ordnete als großer Heerführer den Marsch in die Ebenen von Poitiers, und daselbst die unsterbliche Schlacht (732). Am siebenten Tage des Kampfes, wo die Gewaltshaufen des Fußvolkes zur Entscheidung auf einander stießen, da „vertilgte — nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Rodericus Toletanus das hochstämmige, kühne Geschlecht der Deutschen, mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend, in wenig Augenblicken das arabische Heer." Die Trümmer desselben, durch einheimischen Hader vollends zerrüttet, flohen eilig und auf immer, jeder Stamm einen besonderen Weg suchend, über die Pyrenäen zurück. Karl erhielt von so großem Sieg den Beinamen Martell (Hammer).

König Pipin.

Neun Jahre nach dieser herrlichen Waffenthat starb Karl (741). Seine Söhne, Karlmann und Pipin, theilten das Reich. Der erste erhielt Austrasien, der zweite Neustrien. Noch schien ein

König nothwendig, um der Gewalt der Großhofmeister den Namen zu leihen, oder auch um solchen Titel zum Vortheil dieser letzteren im Gebrauch zu erhalten. Ein merovingischer Prinz, Childerich III., wurde darum auf den Thron gesetzt, welchen er bald seinem Gewaltträger überlassen mußte.

Pipin — seit der Abdankung Karlmanns, welcher ins Kloster Monte Cassino ging, Alleinherrscher — hatte der Nation durch Thaten seine Kraft bewiesen. Aber kein persönliches Verdienst ist so ehrwürdig in den Augen des Volkes, als der Schimmer einer Krone, und dem Ehrgeiz ist die kostbarste Huldigung jene, welche vermöge eines selbständigen Rechtes, unabhängig von Tugend und Kraft, gefordert wird.

Demnach beschloß Pipin, König zu werden, und weil die Heiligkeit des merovingischen — wenn auch veralteten — Rechtes nur einem noch heiligeren Titel weichen zu können schien, so wandte der Großhofmeister sich an den Papst, welcher bereits, durch kluge Benützung günstiger Umstände, eine glänzende Hoheitsstufe erklommen hatte, und nach dem, was kurz zuvor von ihm der heilige Bonifazius, der große Apostel der Deutschen, den Abendländern gelehrt, als Haupt der Christenheit, ja als Stellvertreter Gottes auf Erden von den Franken verehrt ward. Eine Gesandtschaft ging an ihn ab und trug seiner Entscheidung die Frage vor: „Welches der wahre und rechtmäßige König sei, ob jener, der den leeren Namen trage, ob der, welcher die ganze Gewalt des Reichs und dessen Sorge in Krieg und Frieden führe?“ — Der Papst (Zacharias) entschied nach den Wünschen des Gewaltträgers. Nach seinem Ausspruch wurde Childerich entthront, geschoren, ins Kloster gesteckt und Pipin von den, ihrer Treue gegen Chlodwigs Haus entbundenen Franken als König begrüßt. Der heilige Bonifazius und nachmals der Papst selbst ertheilten ihm durch feierliche Salbung einen heiligen Charakter, und es wurde ein schwerer Bannfluch gegen diejenigen ausgesprochen, welche je es wagen würden, von dem also geweihten Pipin oder seinem Haus auch in der spätesten Folgezeit abzufallen.

Diese glänzende Ausübung der päpstlichen Machtvollkommenheit — Absetzung und Einsetzung von Königshäusern — enthielt zugleich das feierlichste Anerkenntniß jener Macht, und diente dem römischen Stuhl als fernere Begründung der Hoheitsansprüche über alle Throne der Christenheit.

Wie dankbar Pipin sich gegen den römischen Stuhl bezeiget, sein

zweimaliger Kriegszug gegen die Longobarden, welche Rom bedrängten, die Eroberung des Exarchats und dessen Schenkung an den Papst — dies ist oben erzählt. — Er starb 768.

Pipin, so wie seine Vorfahren, hatten vielfältigen Krieg mit den deutschen Völkern, insbesondere mit den Alemannen, Thüringern, Baiern, Sachsen und Friesen zu führen. Wir haben hier nur noch die drei letztgenannten zu betrachten.

Daß die Baiern (Boioarii, Baioarii, Bodoarii) von denjenigen Bojern abstammen, welche nicht lange vor Christi Geburt durch die Markomannen aus Böhmen (Bojohemum von ihnen genannt) vertrieben wurden, ist die von starken Gründen unterstützte — Meinung der meisten Schriftsteller. Nach solcher Annahme wären sie nicht germanischen, sondern gallischen Ursprungs. Doch mögen sie in den neuen Wohnsitzen, nämlich in Norikum, Vindelicien und Rhätien, mit deutschen Stämmen sich vermischt haben. Die Länder, wo sie nun hausten — der Lech trennte sie von den Alemannen —, waren meistens eine Zugabe des italischen Reiches. Bei dem Falle des ostgothischen Reiches kamen sie an die Franken. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts erscheint zum erstenmal deutlich ein Herzog von Baiern, Garibald, aus dem agilolfingischen Hause. Dasselbe besaß solche Würde erblich, doch nicht untheilbar, und in der Persons-Bestimmung abhängig von des fränkischen Königs Willen. Die enge Verbindung der Baiern mit den Longobarden erregte bei den Franken Unwillen und Mißtrauen; den Baiern gab sie Muth zu Empörungen. Karl Martell und Pipin schärften die Abhängigkeit. Karl der Große — nach wiederholtem Abfall des Herzogs Tassilo II. — setzte denselben ab (788), und ließ Baiern durch fränkische Grafen wie sein übriges Reich regieren.

Der Kriegsbund der Sachsen erstarkte allmählig zum großen Volke. Ihr Name kommt schon bei Ptolemäus geographisch vor; historisch erscheinen sie erst gegen das Ende des dritten Jahrhunderts. Sie theilten sich, nach ihren Sitzen, in Ostphalen, Westphalen und Engern. Die Länder, wo ihre Völker gewohnt hatten (von der Ost- und Nordsee über die untere Elbe und Weser bis gegen den Rhein), verließen die Sachsen nicht; nur einzelne Schwärme von ihnen gingen oft aus in benachbarte ferne Reiche, als Abenteurer, Seeräuber, als Theilnehmer an fremden Kriegen, endlich als Eroberer. Mit Alboin, dem Longobarden-Könige, zogen viele tausend Sachsen über die Alpen (569). Den Franken halfen sie schon früher

das thüringische Reich zerstören (534). Aber der Sturz solcher Scheidewand stellte sie selbst den Angriffen der Franken blos. Schon Lothar I. (454) soll ihnen einen Tribut von 500 Kühen auferlegt haben. — Karl Martell und Pipin fielen ihnen abermals schwer. Die zunächst an den Franken wohnenden Stämme bequemten sich zu einem Tribut von 300 Pferden. Doch blieb der größte Theil der Nation frei und freiheitsstolz, und erlag auch Karl dem Großen erst nach dem heldenmüthigsten Widerstand.

Dagegen wurden die Friesen schon in diesem Zeitraum bezwungen. Dieses zahlreiche, deutsche Volk wohnte in den alten Sitzen der Chauken, und weiterhin längs der Nordsee-Küste, von der Mündung der Elbe bis zu jener der Schelde. Frühe kamen die südlichen Stämme mit den Franken in Streit. Radbod, ihr Fürst, wurde (689) durch Pipin von Heristal besiegt, mußte Südfriesland abtreten, und Tribut zahlen. Die Einführung des Christenthums sollte die Abhängigkeit befestigen. Darum wurde der heilige Willibrod nach Friesland geschickt. Anfangs ohne großen Erfolg, bis Karl Martell (734) den friesischen Fürsten Poppo überwand und tödtete. Ganz Friesland war jetzt eine fränkische Provinz, welche jedoch bis auf Karls d. Gr. Zeit noch ihre eigenen Fürsten behielt.

Die Geschichte dieses großen Karl erzählen wir in der folgenden Periode.

Verfassung der Deutschen. Allodialfreiheit.

Die Verfassung der deutschen Völker blieb durch einen großen Theil dieses Zeitraums dieselbe, welche sie im vorigen gewesen: aber allmählig erfuhr sie bei den meisten — bei den erobernden Stämmen zuerst, bei jenen, welche in der Heimath blieben, später — eine wesentliche Veränderung. Kein Machtgebot, kein revolutionärer Sturm hat solche Veränderung bewirkt; sie war die natürliche Entwicklung der in der Ur-Verfassung schlafenden Keime, bestimmt und gefördert durch neue Umstände und erweiterte Verhältnisse.

I. Die Deutschen, da sie nach dem Schluß eines Stammes im Heerbann, oder auch in freiwilliger Vereinigung, unter der Fahne eines Geleitsherrn, in die römischen Provinzen fielen, führten ihren eigenen — nicht eines Herren Krieg. Demnach war auch die Kriegs-Beute das gemeinsame Eigenthum der Streitgenossen. Was erobert, so wie was geraubt worden, theilten sie in Loose;

und jeder Einzelne erhielt ein solches, nur größer oder kleiner, je nach Verhältniß seines Kriegs-Verdienstes, seiner Eigenschaft oder vertragsmäßiger Bestimmung.

Diese Erwerbung geschah mit vollem und unbeschränktem, daher auch erblichem, Eigenthumsrecht. Die also zugetheilten Güter wurden Allodien (vollständige, freie Besitzthümer) genannt.

II. Der neue Gutsbesitzer jedoch entsagte sofort seinen vorigen Neigungen und Gewohnheiten nicht. Jagd und Krieg liebte er mehr als Ackerbau, und wo er den letzten trieb, da geschah es durch Leibeigene und Knechte, überhaupt durch Hörige oder bürgerlich nicht selbständige Leute. Nach wie vor war er ein freier Mann, ein gleiches Glied seiner Nation, immer bereit zum Krieg, ein selbständiger Wehr, in allen gemeinen Geschäften stimmberechtigt.

Denn die Angelegenheiten der Nation wurden noch immer auf allgemeinen Versammlungen geschlichtet, worauf jeder Freie — ob vornehm oder gering — seine, wenn auch dem Ansehen nach verschiedene, doch dem Recht nach gleiche, Stimme erhob. Die natürliche Kriegspflicht im Heerbann, Folgeleistung gegen die gemeinen Beschlüsse, Unterwerfung unter den Spruch der Gerichte, Annahme oder Bezahlung des Wehr- und Friedgeldes — dies war die Summe von des Freien bürgerlicher Verbindlichkeit. Auch seine Habe, wie seine Person, war frei; Steuern kannte man nicht. Nur von Unfreien, Hörigen, oder von besiegten Fremden, mochte Tribut gefordert werden. Der freie Mann gab in Fällen der Noth freiwillige Geschenke.

Solche neidenswerthe Freiheit blieb ungekränkt in ihren Hauptzügen, wo auch Könige, selbst wo Erbkönige über die eingewanderten Völker herrschten. Gewohnheit, freiwillige Ehrfurcht, mehr als bestimmtes Recht, erhielten oft eine Heldenfamilie im Besitz der obersten Würde: doch unter den Gliedern der Familie mochte das Volk nach Gefallen wählen. Bei mehreren Völkern galt unbeschränktes Wahlrecht. Der König war bloß Führer des Heerbanns, Vorsitzer in der National-Versammlung und in den hohen Gerichten, Vollstrecker der Volksbeschlüsse und Urtheile, endlich seiner Person nach heilig, zumal wenn er gesalbt worden, im Uebrigen dem Volkswillen und dem gemeinen Privatrecht unterthan. Er lebte von seinem Gut, von gesetzlich oder richterlich bestimmten Strafgeldern, höchstens von freiwilligen Gaben. Seinen unmittelbaren Leibeigenen, Hörigen und Leuten mochte er Befehl ertheilen, oder Leistungen auflegen, doch

nicht anders als die übrigen Guts- und Leutebesitzer. Ueber freie Männer und deren Gut hatte er keine Gewalt noch Recht. So auch die Stellvertreter, die er ernannte, die Herzoge und Grafen, oder wie sonst die Unterfeldherren, Vorsitzer der Provinzgerichte, überhaupt des Königs Gewaltträger in Krieg und Frieden hießen.

III. Aber dieses kunstlose Gebäude germanischer Freiheit, entsprechend nur den einfachen Bedürfnissen eines Wälder bewohnenden Hirten- und Jägervolkes, mochte unter den neuen Verhältnissen der Eroberung weder mehr genügend sein, noch auch dasselbe dem Geist und Charakter nach bleiben. Allmählig, ohne auffallende oder laut ausgesprochene Aenderung in Formen oder Grundsätzen, ging die demokratische Freiheit unter; und das Volk — abwechselnd von Königs-, Adels- und Priestertyrannei bedroht, doch eine Zeitlang noch durch den Streit dieser drei Mächte bei einigem Ansehen erhalten — wurde endlich, als die Königsmacht entscheidend gestürzt war — was aber erst im folgenden Zeitraum geschah — rettungslos den beiden andern preis.

Nachstehende Sätze mögen diese traurige Umwälzung erklären.

1) Der eingewanderte Stamm nach der Eroberung war nicht länger ein durch Gesammtbesitz und Gesammtnutzung einer beschränkten Gegend friedlich vereintes, nahe zusammen wohnendes, leicht an einem Ort zu versammelndes Volk. Ueber ein großes Land, über eine zahlreiche feindliche Bevölkerung hingegossen und zerstreut, glich es jetzt einem, in weite Kantonnirungen vertheilten, doch immer kriegsbereiten, schlagfertigen Heer. Die bürgerliche Freiheit wich der militärischen Subordination.

2) Welche Behandlungsart der Ueberwundenen stattfand, immer war sie der Freiheit gefährlich. Die Meisten, die dem Schwert entrannen, wurden zu Leibeigenen gemacht. Aber die große Menge derselben gewöhnte sich an den Anblick der Sklaverei, und gab einladende Beispiele der Bedrückung. Ließ man den Besiegten einen Theil ihrer Güter oder nahm sie (was bei zeitlicher Unterwerfung, zumal in Ansehung der Vornehmern oft geschah), gar in die Gemeinschaft der Rechte auf; so brachte die Vermischung der beiden Nationen nothwendig auch eine, der rein deutschen Freiheit nachtheilige, Verwirrung der Begriffe und Grundsätze hervor. Die Sieger lernten von den Besiegten dienen.

3) Auch wurde jetzt schwer oder unmöglich, Nationalversammlungen im eigentlichen Sinn des Wortes zu halten. Aus dem großen,

eroberten Reiche die zerstreuten Wehren auf einen Punkt zusammen zu rufen, ging nicht mehr an. Es blieb also nur der Name, nicht das Wesen solcher Versammlungen. Die Masse der Nation — die dem Versammlungsplatz benachbarte Volksmenge ausgenommen — erschien nicht mehr darauf: die Edlen und Vornehmen, zumal auch die Geistlichen, kamen allein, oder hatten wenigstens überwiegenden Einfluß. Die Notablen fingen an die Nation zu repäsentiren, demnach zu beherrschen.

4) Endlich hatte der eingeführte Allodialbesitz gleich mit sich den Keim einer andern Besitzart gebracht, welcher sich bald neben und mit der erstern entwickelte, später dieselbe umschlang, zurückdrängte, und zuletzt fast ganz vertilgte.

Lehen.

Die einwandernden Nationen bestanden zum Theil aus Männern, welche selbständig, jeder für sich allein, als einzelne Wehren kämpften, zum Theil aus solchen, die im Geleite stritten. Die Letztern, als welche in eines andern Namen, nicht auf eigene Rechnung, in den Krieg zogen, erhielten auch bei der Vertheilung der Beute oder des eroberten Landes kein eigenes oder Allodial-Loos. Wohl aber wurde dem Geleitsherrn, welcher als solcher mehr Verdienst, mehr Antheil an der Eroberung, als ein einziger Streiter gehabt, ein verhältnißmäßig größeres Loos zugeschieden, demnach waren seine Leute wegen ihrer Befriedigung stillschweigend an ihn gewiesen:

Der Geleitsherr (die meisten Edlen waren Geleitsherren), so wie er schon in der Heimath aus Kriegslust, Stolz oder Herkommen seine Schaar von Getreuen oder Leuten durch Geschenke von Pferden, Waffen oder durch Schmausereien im Dienst erhalten, theilte jetzt von dem großen Allod, welches ihm zugefallen, kleinere Stücke unter sein Gefolge aus — nicht zum unbeschränkten Eigenthum, sondern nur zu Lehen, d. h. zum nutzbaren und zugleich widerruflichen Besitz, wobei — anfangs stillschweigend, nachmals ausdrücklich und feierlich — die gegenseitige Verpflichtung, von Seite des Lehensherrn, zu Schutz und Vertretung, von Seite des Lehensmanns oder Vasallen zu weiterer Dienstleistung und Treue, eingegangen oder erneuert ward.

Diese, ursprünglich von der Gnade des Lehensherrn abhängigen Lehen gingen nach und nach — in natürlichen doch langsamen Fortschritten in erblichen Besitz über. Es war kein Grund, den treuen

Lehensmann, so lang er lebte oder Dienste thun mochte, aus dem verliehenen Lehengut zu vertreiben. Aus mehreren Mitbewerbern um ein erledigtes Lehen mochte der Sohn des verstorbenen Vasallen, wenn er tauglich zum gleichen Dienst schien, billig den Vorzug erhalten, und die öftere Wiederholung solcher an Söhne — in deren Ermanglung auch an Seitenverwandte — gemachten Verleihungen begünstigte allmählig den Anspruch, endlich auch das Anerkenntniß der Erblichkeit.

Nichts schien bequemer, nichts den Vortheilen der Geringern wie der Vornehmen entsprechender, als solche Einrichtung, wonach der große Gutsbesitzer die Ländereien, welche er selbst zu nutzen nicht vermochte, zum leichten Unterhalt einer — seinen Glanz und seine Macht erhöhenden — Dienstmannschaft verwandte, der arme Freie dagegen für wenig beschwerliche, oder doch seiner Neigung zusagende, Dienste gutes Auskommen, ja Wohlhabenheit fand. Bald vermehrte sich die Zahl der Lehenswerber. Als kein Grund und Boden mehr zu vergeben erübrigte, machte man Lehen aus jedem andern Besitzthum, aus nutzbringenden Rechten, Einkünften, Gefällen jeder Art, endlich aus Ehren und Würden, ja selbst aus geistlichen Dingen.

Vor allen suchten die Könige recht viele Vasallen zu sammeln. Nicht nur schien die Würde des Throns eine zahlreiche Dienstmannschaft zu fordern, auch die Gewalt des Königs beruhte auf ihr. Die hergebrachte Freiheit der Wehren oder Allodialbesitzer hatte dieselben mit den engsten demokratischen Schranken umgeben; der emporstrebende Geist der großen oder adeligen Freien drückte sie noch tiefer durch aristokratischen oder oligarchischen Trotz herunter. Nur von den eigenen Vasallen mochte der König stets bereiten Gehorsam fordern, nur durch ihre Hülfe sein Ansehen über aufrührerische Große, oder selbst über Gemeinfreie behaupten. Daher wurden, weil die Ländereien der Krone größtentheils zur Bestreitung der Hofhaltung vorbehalten blieben — vorzüglich die Rechte derselben, die Aemter und Würden, lehenbar verliehen. Die edelsten der Nation, die größten Allodialbesitzer — als aus deren Klasse die königlichen Oberbeamten, die Herzoge und Grafen, meistens genommen wurden — kamen so in das (freilich nur anfangs heilig geachtete, nachmals wie die Lehen erblich und die großen Vasallen übermächtig wurden, sehr lose) Verhältniß der Lehenspflicht oder der persönlichen Unterwürfigkeit gegen den König; während sie selbst, als dessen Gewaltsträger, mehr Anreizung und Gelegenheit erhielten, durch Ver-

mehrung der eigenen Vasallen ihren Hofstaat oder ihre Macht zu vergrößern.

Besaß einer ein ausgedehntes Lehengut (was zumal bei den Kron-Vasallen stattfand), so gab er kleinere Theile davon an Andere als Afterlehen, und wurde so zugleich Lehensherr und Vasall. Solche Unterordnung mochte durch mehrere Grade sich fortsetzen.

So wurden von allen Seiten die Lehen vervielfacht, und es begann — da die bestimmte Pflicht gegen den Lehensherrn die allgemeine gegen den Staat überwog — die Zerstücklung der Nation in eine Menge von Geleiten oder kriegerische Verbindungen, gegen welche die einzelnen Freien oder kleinen Allodialbesitzer bald eine untergeordnete Rolle spielten.

Die eiserne Gewalt erhob jetzt ihr Haupt. Nach der Zahl seiner Lehensmannen oder Kriegsknechte maß der Edle seine Rechte, das Gesetz verstummte vor dem Schwert.

Da entschlossen sich viele Gemein- oder auch ärmere Edel-Freie, Sicherheit gegen das überhandnehmende Faustrecht durch Aufopferung der theuern Freiheit zu erkaufen. Der Lehensverband gab dem Vasallen Anspruch auf den Schutz des Lehensherrn. Also übertrugen schwache Allodialbesitzer ihr Freigut einem benachbarten Mächtigen (oft auch einer Kirche, da der heilige Schirm noch kräftiger schien) als Lehen, und erkannten ihn als dessen Obereigenthümer, sich selbst (jedoch mit Vorbehalt der Erblichkeit, welche hierdurch auch im Allgemeinen befestigt ward) als Vasallen.

Hierdurch erlitt die alte Verfassung, erlitten alle Nationalrechte einen tödtlichen Stoß. Die Masse der Nation, welche ehedessen aus freien Männern bestanden, zählte jetzt der Gemeinfreien nur noch wenige. Sie waren Vasallen oder Aftervasallen der Edelfreien, der Herzoge, des Königs selbst geworden. Selbst von den Edelfreien hatten Viele sich zu Leuten von Mächtigeren erniedrigt. Ehedessen hatte auf den Nationalversammlungen die Stimme der Nation in der That entschieden. Jetzt war der größte Theil der Nation in Lehensleute verwandelt, welche, als solche, kein Stimmrecht mehr unter den Freien besaßen. Ihre Lehensherren, die großen Allodialbesitzer und die Gewaltsträger des Königs (auch die Priester, welche unter jeder Aenderung der Verfassung ihre Präpotenz bewahrten) wurden nun die Hauptglieder der — noch immer so genannten, aber dem Wesen nach von den frühern völlig verschiedenen — Nationalversammlungen. Gegen ihre vorherrschende Stimme mochte jene der täglich sich vermindernden

ärmeren Allodialbesitzer kein Gewicht mehr haben. Allmählig blieben diese gänzlich aus, und aus demokratischen Nationalversammlungen wurden aristokratische Reichstage.

Die Großen rissen nun leicht alle Gewalt an sich. Sie setzten den König herab, und erdrückten das Volk, welches sich unvermerkt zur gleichen Dienstbarkeit, selbst Leibeigenschaft seiner Ueberwundenen und Knechte verurtheilt sah, und errichteten so über den gemeinsamen Trümmern des Königsthums und der Demokratie eine tyrannische Adelsmacht.

Dieser Umschwung der Verhältnisse, diese fortschreitende Erweiterung des Lehenswesens ist nicht in allen Ländern gleichförmig, auch nicht überall in derselben Ordnung oder Folge, wie oben dargestellt worden, geschehen. Nach Nationen und Ländern, nach dem Einfluß der allgemeinen Ereignisse, auch nach einzelnen örtlichen und persönlichen Umständen wurde, hier länger und glücklicher, dort schwächer und erfolgloser, die Allodialfreiheit, in ihrem vollen Umfang oder in dürftigen Ueberresten, gegen das einreißende Feudalwesen behauptet. Auch ist überall erst im folgenden Zeitraum der Sieg des letztern über die erste völlig entscheidend worden.

Unter die deutschen Nationen, welche auf germanischem Boden blieben, als die Alemannen, Baiern, Thüringer und Sachsen, kam das Lehenswesen erst von den Franken, ihren Siegern. Auch waren dort, da der Boden den alten Eigenthümern geblieben, die aufgetragenen Lehen, nicht die gegebenen, Regel. Die Sachsen zumal — als welche erst im folgenden Zeitraum unterworfen wurden — besaßen ihren Grund durchaus nach dem Allodialgesetz.

Unser Zweck erheischt nicht, dieses Alles im Einzelnen ausführlicher zu behandeln. Die Summe des welthistorisch Wissenswerthen besteht darin: daß in diesem Zeitraum die Allodialfreiheit, im folgenden das Lehenswesen vorherrschten, jedoch niemals und nirgends — wenigstens in den eroberten Ländern nicht — alleinherrschten. Gleichzeitig mit den Allodialgütern wurden die ersten Lehen gegründet, und vollkommen war der Allodialbesitz nie verdrängt. Beide Verfassungen wurden auch durch fremdartige Einmischungen, als Leibeigenschaft, Priestermacht — vielfältig bestimmt oder entstellt; beide haben auch ihre gemeinsamen Charaktere, als Adelsmacht und Beschränkung des Königthums; doch so, daß vom Allodialwesen die Adelsmacht ein Auswuchs, vom Lehenswesen eine nothwendige Folge war, und daß die Be-

schränkung des Throns bei jenem einen demokratischen, bei diesem einen aristokratischen Charakter hatte.

Kriegswesen.

Das deutsche Kriegssystem, und wie die germanischen Völker theils im Heerbann, theils im Gefolge stritten, ist schon in der alten Geschichte erklärt. Solche Gefolge — als geübte, stets bereite Waffenmacht — dienten übrigens nicht bloß in den Privatkriegen ihrer Geleitsherren, sondern oft auch — gegen Sold oder vertragsmäßigen Lohn — der Nation selbst. Diese Benützung der Geleite schien den Gutsbesitzern, den eigentlichen Wehren bequem; aber sie führte einen doppelten Nachtheil mit sich. Der kriegerische Geist, die Wehrbarkeit des eigentlichen Nationalkörpers, wurde vermindert, und die Geleite — in dieser Rücksicht den stehenden Truppen ähnlich — oder ihre Herren, als Gebieter, ja Inhaber der bewaffneten Macht, konnten die Freiheit der Nation gefährden.

Die Heermannie — ursprünglich in Folge des Nationalbeschlusses oder gemeinsamer Verabredung, wohl auch der solcher gemäßen Einladung des Königs, Mannitio, sich erhebend — verwandelte sich später in ein königliches Aufgebot (Bannus) in dem Maße nämlich, als die Gewalt des Königs (oder auch der Großen, deren Beschluß alsdann der König proklamirte) an die Stelle der Nationalversammlung trat.

Gesetze der Deutschen.

Die deutschen Nationen, nachdem sie von den besiegten Römern schreiben gelernt, trugen allmählig ihre alten Gewohnheiten in förmliche Gesetzbücher zusammen. Die salischen Franken — entweder im Anfang des fünften Jahrhunderts, um die Zeit, in welche Pharamund gesetzt wird, oder wahrscheinlicher erst nach ihrer Niederlassung im belgischen Gallien — erhielten das nach ihnen benannte Gesetz durch die Arbeit von vier ihrer ehrwürdigsten Häupter. Später — auf Veranlassung des austrasischen Theodorich I. und, nach hundertjähriger Unterbrechung, durch den mächtigen Dagobert I. — wurden die Gesetze der ripuarischen Franken, desgleichen jene der Alemannen und der Baiern gesammelt. Die friesischen und die anglo-warinischen (oder thüringischen) Gesetze sind ungefähr aus

derselben Zeit, die sächsischen etwas später. Jene der Burgundionen wurden von Gundobald und Sigismund gesammelt; die westgothischen von Eurich; dann von Suintilla's Nachfolgern bis Egiza; die longobardischen endlich von Rotharis, Grimoald, Luitprand, Rachis und Aistulph gegeben; nirgends aus Machtvollkommenheit des Königs, sondern auf dessen Vortrag und Einleitung durch die Versammlungen der Nation oder ihrer Großen.

Der Charakter dieser Gesetze überhaupt ist natürliche Einfalt und Rohheit, doch mit gesundem Verstand, Stolz der Freiheit, bei den meisten auch Stolz der Eroberung, in den spätern Zusätzen mitunter schon Feudalgeist und emporstrebende Priester- und Herrschergewalt.

Die Verfügungen über Mein und Dein, über Erbschaften u. s. w. sind einfach und klar. Natürliche Billigkeit, gemeiner Verstand genügten zur Entscheidung der seltenen Rechtsstreite. Ueber Beleidigungen aber und Verbrechen ist eine große Zahl der genauesten Bestimmungen. Geldbußen, Wehrgelder sind die gemeinen Strafen; ihr Maß, nach Person und Fällen, mit sorgfältiger Abstufung festgestellt. Selbst öffentliche Verbrechen werden mit Geld gebüßt. Nur auf die schwersten ist Tod gesetzt. Für Unfreie sind Leibesstrafen Regel.

Oberster Richter ist zwar gewöhnlich der König; doch muß er nach dem Ermessen der Großen oder der Nation sprechen. Unter ihm richten in den Ländern, Gauen und Bezirken die Herzoge, Grafen (auch Centgrafen und Schultheiße), jeder mit Beiziehung redlicher, verständiger Leute (Schöppen), öffentlich — auf freiem Feld oder Bergen (Mall-Statt oder Mall-Berg). Zeugen, Eidschwüre oder Eideshelfer — auch schon Gottesurtheile — sind die Beweise.

Die Gesetze alle sind keine Landes-, sondern Volksgesetze. Den deutschen Eroberern fiel nicht bei, ihr Gesetz den Besiegten aufzudringen. Wohl verordneten sie über das Schicksal derselben; aber sie ließen ihnen ihr einheimisches Recht, oder stellten jedem die Wahl frei zwischen dem römischen und germanischen Gesetz.

Geschichte des morgenländischen Kaiserthums, oder des byzantinischen Reiches.

Verfassung. Arkadius. Theodos II.

Die Verfassung des römischen (byzantinischen) Kaiserreiches blieb, wie sie am Ende der vorigen Periode gewesen, eine vollendete, fest begründete, künstlich geordnete Despotie. Nur wurzelten die Grundsätze und Einrichtungen, worauf sie beruhte, von Geschlecht zu Geschlecht tiefer, und immer vollständiger schwanden die Erinnerungen, die Denkmale, auch die Namen aus der alten, freien Zeit. Daher der Uebermuth der Regierung immer unverhüllter und ruhiger, die Dahingebung des Volkes immer williger und gedankenloser, die innere Reichsgeschichte immer einförmiger und trauriger.

Ein Umstand verhinderte das völlige Herabsinken der Regierung zur ganz gemeinen Unwürdigkeit der orientalischen Dynastien. Der Thron war nicht erblich. Viele Erschütterungen und die abscheulichsten Verbrechen, hier der ränkevollen Hof- und Priesterlist, dort der frechen soldatischen Gewalt, wurden dadurch erzeugt: aber solche Aufregungen fachten periodisch das ermattende Leben wieder in etwas an, und der glückliche Emporkömmling brachte öfters aus dem Privatstand diejenigen Talente und Herrschertugenden mit, welche bei den im Serail geborenen Prinzen gewöhnlich erstickt werden. Der tiefste Verfall des Reichs hebt erst — im folgenden Zeitraum — mit dem Aufkommen lange regierender Häuser an; so wie in der vorliegenden Periode keine Zeit unglücklicher und schmachvoller, als jene des Hauses von Heraklius ist.

Gemäß der endlichen Theilung des Reichs unter Theodosius des Gr. Söhnen, herrschte der morgenländische Kaiser über alle Länder und Meere von der libyschen Wüste bis zur Donau und zum Kaukasus, und vom Euphrat bis zum adriatischen Meer. Dieses ungeheure Gebiet blieb auch lange Zeit, vorübergehende Kriegsverheerung der einzelnen Provinzen abgerechnet, unvermindert, und wurde noch vermehrt nach dem Untergang des abendländischen Reichs durch viele Küstenländer Galliens, Hispaniens und, nach dem Sturz des vandalischen und ostgothischen Thrones, durch Afrika und

Italien. Dieses Reich, bei einer nur erträglichen Verfassung, und nur vom geringsten Funken des Geistes belebt, hätte es nicht herrlich, überglücklich, unangreifbar sein und bleiben mögen? Aber seine Geschichten zeigen uns nichts als einen schneidenden, in jedem Verhältniß wiederkehrenden Contrast zwischen dem Segen der Natur und der Schlechtigkeit der Menschen. Alle Grundübel, alle Keime des Verderbens, welche schon in dem verbundenen Kaiserreich vorhanden waren, dauerten fort, entwickelten sich vollständig und vermehrten sich noch in jenem von Konstantinopel: Unbestimmtheit der Thronfolge, Einfluß des Heeres, selbst der barbarischen Kriegshäupter, auf dieselbe und die ganze Regierung, daneben der gleich gefährliche, aber planmäßiger geübte Einfluß einer stolzen, engherzigen, verfolgungssüchtigen Geistlichkeit; Kaisermord, Bürgerkriege, Empörungen, alle Schrecken und alle Schmach einer vollendeten, festgewurzelten Despotie, meistens böse oder schlechte oder untaugliche Kaiser (vielfältig aus den niedrigsten Ständen und Ausländer) — und fast immer, wie Solches bei Sultans-Regierungen gewöhnlich ist, nichtswürdige Minister. Dazu nun die steten Einfälle der barbarischen Nationen, die schweren persischen Kriege, die Erschöpfung des Reiches durch den Sold der Miethvölker, durch die Hofpracht, durch Günstlinge, die unaufhörlichen Verwüstungen von Freund und Feind; endlich die Entstehung eines neuen, furchtbaren Reiches im Süden, der unwiderstehliche Angriff von Mohammeds fanatischen Jüngern, die Erschütterung einer wie aus ihren Angeln gehobenen Welt: — Solches sind die Hauptzüge vom innern und äußern Zustand dieses stolzen Kaiserreichs, dessen lange Fortdauer, bei so vielen Gebrechen und Stürmen weit wunderwürdiger erscheint, als sein endlicher Fall.

In ruhiger Nachfolge und friedlicher Theilung setzten, nach des großen Theodosius Tod, dessen beide Söhne, Arkadius und Honorius, sich auf den Thron, jener des morgenländischen, dieser des abendländischen Reichs. Beide Prinzen waren minderjährig, und blieben es dem Geiste nach ihr Leben lang.

Die Minister, welche Theodosius zu Vormündern seiner Söhne gesetzt, Rufinus und Stilicho, Beide talentvoll, ja Letzterer ein wahrhaft großer Mann, zerrütteten das Reich durch ihre Zwietracht, Rufinus zugleich durch seine Laster. Er war des Morgenlandes und des Arkadius, Stilicho des Honorius und des Abendlandes Regent. Rufinus schändete seine Verwaltung durch Ungerechtigkeit, Uebermuth, Grausamkeit, Geiz und schreiende Erpressung;

aber bald ließ ihn Stilicho, welcher die Regierung beider Reiche ansprach, ermorden durch Gainas, den Gothen, den er mit den Legionen des Orients dem Arkadius zugeschickt (27. Nov. 395).

Von dieser Gewaltthat erntete Stilicho keinen Vortheil. Arkadius, welchen man kurz zuvor mit der schönen Eudoxia, der Tochter des Bauto, Feldherrn der im Sold des Reichs stehenden Franken, vermählt hatte, gab auf deren Empfehlung sein Vertrauen und seine Macht an Eutropius, den Eunuchen und Präfekten der kaiserlichen Schlafkammer, einen Menschen von vollendeter Schlechtigkeit, gleich häßlich und verworfen an Leib und Seele. Bis dahin hatte ein Gefühl des Anstandes die Kaiser abgehalten, die Eunuchen — von welchen sie wohl oft sich heimlich regieren ließen — ganz öffentlich an die Spitze der Magistrate und der Kriegsheere zu stellen. Jetzt erfuhren die Römer — wenn wir die byzantinische Sklavenheerde so heißen dürfen — auch diese Schmach, und mußten vor dem verschnittenen Patrizius und Konsul, dem ekelhaftesten und allerschamlosesten Räuber und Tyrannen, im Staube kriechen. Auch wurde er nicht durch das Uebermaß seiner Verbrechen, sondern durch eine bloße Serails-Intrigue gestürzt. Gainas forderte den Kopf des Eutropius. Aus der Hauptkirche, wohin der Elende geflohen war, zog man ihn hervor und richtete ihn hin, trotz der menschlichen Fürbitte des heil. Chrysostomus und des eidlich gegebenen Versprechens der Schonung (399).

Nach Gainas Tode (400) regierte in des Kaisers Namen die stolze, gewaltthätige Eudoxia bis zu ihrem Tode (404), nach Leidenschaft und Laune, zu großem Unheil des Reiches. Die Hunnen, die Isaurier verwüsteten die Provinzen, Aufruhr wüthete in Konstantinopel. Das Volk, wiewohl in bürgerlichen Sachen längstens an leidenden Gehorsam gewöhnt, war in Sachen des Himmels noch der kühnsten Entschlüsse fähig. Die Verfolgung des mit Recht verehrten heil. Chrysostomus entflammte es zum Widerstand, und die Flamme des Bürgerkrieges wüthete im Reiche.

Arkadius starb, nachdem er dreizehn Jahre Kaiser geheißen (408).

Gleich schwach, ja wo möglich noch schwächer, war sein Sohn, Theodosius II. Er war noch ein Knabe, als Arkadius starb. Anfangs der rechtschaffene Anthemius, hierauf (414) des Kaisers Schwester, die jungfräuliche Pulcheria, führten die Vormundschaft, die Letzte auch fernerhin durch 40 volle Jahre die Regierung des

Reichs. Pulcheria war die erste Selbstherrscherin, oder förmlich anerkannte Regentin des Römerreichs. Sie zählte erst 16 Jahre, als sie über den 14jährigen Bruder die Vormundschaft antrat, und er blieb ihr folgsam im männlichen Alter wie in der Knabenzeit. Die Schriftsteller rühmen die vorzüglichen Gaben Pulcheriens, ihren Geist und Muth, ihre Thätigkeit und Kenntniß der Geschäfte. Doch war sie auch nicht frei von weiblicher Leidenschaft und Schwäche.

Auch die Vermählung des Theodosius entzog ihn der Herrschaft seiner Schwester nicht. Er nahm die Gattin, welche sie ihm zuführte, liebte sie, so viel Pulcheria es erlaubte, und verstieß sie, als sie der Schwester Gunst verlor.

Unter dem elenden Theodosius II. wurden gleichwohl die Reichsgrenzen im Osten erweitert. Armenien, von einem Fürstengeschlecht, welches abwechselnd den Parthern (nachmals Persern) und Römern diente, beherrscht, der unaufhörliche Zankapfel der beiden Reiche, wurde — einheimische Parteiung, Bruderzwist im Königshaus gaben den Anlaß — unter dieselben vertheilt; das arsacidische Haus verlor den durch 560 Jahre behaupteten armenischen Thron.

Indessen wurden die europäischen Provinzen des Kaiserreiches von den Hunnen verwüstet. Wir haben jedoch die Bedrängniß, die vielfältige Schmach des Theodosius schon oben (bei Attila's Geschichte) dargestellt.

Theodosius II., der Schönschreiber — denn dies ist der einzige Ruhm, welchen des großen Theodosius Enkel sich erworben — starb im 50sten Jahre seines Alters und im 43sten seiner sogenannten Regierung (450).

Pulcheria herrschte fort, jetzt im eigenen Namen. Doch hielt sie der Klugheit gemäß, ihren Thron durch einen männlichen Genossen zu stärken. Der Senator Marcian, ein weiser, tapferer, aber schon 60jähriger Mann, erhielt die Hand der Kaiserin und damit den Purpur. Er lenkte den Strom der hunnischen Ueberschwemmung glücklich von seinem Reiche ab, welcher dann freilich desto gewaltiger über die Abendländer sich ergoß. Marcian starb, vier Jahre nach seiner Gemahlin, der heiligen Pulcheria (457).

Geschichte bis Justinian den Großen.

Ein Barbar, Aspar der Gothe, Patrizius des Reichs, vergab jetzt den Thron. Er selbst, so wie sein gleich benannter Vater und

sein Sohn (Ardaburius) hatten nach einander die römischen Heere siegreich angeführt, und sein Heldenhaus war stark durch Freunde, Klienten und eine zahlreiche Leibwache. Aspar schlug dem Senat seinen Haushofmeister Leo, einen Kriegsobersten, zum Kaiser vor. Der folgsame Senat applaudirte, und Aspars Diener erhielt das Reich.

Aber Leo verlangte wirklicher, nicht Schatten-König zu sein. Asparn wurde gelehrt, daß er Unterthan sei. Darüber ergrimmte der Stolze, und Leo ließ den Rebellen sammt seinen Söhnen hinrichten.

Der Kaiser unternahm sofort, in Gemeinschaft mit Anthemius, dem von ihm selbst eingesetzten abendländischen Kaiser, einen wohl angelegten, und mit der äußersten Anstregung beider Reiche in's Werk gerichteten Kriegszug gegen Geiserich, den Vandalenkönig. Eine Flotte von 1100 Schiffen segelte von Konstantinopel nach Afrika; sie trug über 100,000 Mann. Ihre Ausrüstung hatte 130,000 Pfund Goldes gekostet. Die Truppen von Aegypten und jene der Abendländer, welche schon früher den Kampf begonnen, sollten mit dem großen Heer nach seiner Landung sich vereinigen. Aber der König der Vandalen — ein Fremdling auf der afrikanischen Küste, von den Völkern, die er allda sich unterworfen, ja von vielen seiner eigenen Unterthanen gehaßt seiner Strenge willen, die scheinbar leichte Beute jedes entschlossenen Angreifers — zernichtete durch List und Muth die unermeßlichen Streitkräfte Ost- und Westroms (467).

Leo's Erbe († 474) war sein Enkel, gleichfalls Leo genannt, welchen Ariadne, seine Tochter, ihrem Gemahl, dem Isaurier Trascalisseus, geboren. Aber der Prinz starb bald, nachdem er zuvor seinen Vater zum Reichsgehülfen ernannt hatte. Derselbe, welcher den griechischen Namen Zeno statt seines barbarischen angenommen, regierte ohne Ruhm und ohne Glück. Basiliskus, trotz der Schande, womit der afrikanische Feldzug ihn bedeckt hatte, nahm den Purpur. Seine Schwester, die herrschsüchtige Verina, Leo's Wittwe, leitete die Verschwörung. Zeno erhielt sich mit Mühe. Der Gegenkaiser und seine Familie wurden marterv oll hingerichtet. Zu Basiliskus Besiegung hatte Theodorich, der Ostgothe, dem Kaiser sehr wirksame Hülfe geleistet. Nachher fiel sein Kriegsvolk den Provinzen durch Räubereien und Erpressungen schwer. Aber seine Sendung nach Italien gegen Odoaker befreite das Reich (489).

Ariadne reichte nach Zeno's Tod ihre Hand, und damit den Purpur, dem rechtschaffenen Anastasius, einem alten, treuen Minister,

welchem das Volk, zum rühmlichen Zeugniß für seinen Wandel, zurief: „Regiere, wie du gelebt hast!"

Anastasius hatte milde, väterliche Gesinnungen, gab wohlthätige Verordnungen, verminderte die Auflagen; aber seine Güte bewirkte nur Verachtung bei seinen der Zuchtruthe gewohnten und bedürftigen Unterthanen; und religiöser Eifer, gepaart mit dem Wahnsinn der circensischen Faktionen entflammte die sonst Feigen und Freiheitsvergessenen zur Empörung und zum Bürgerkrieg. Im Hippodrom, bei der Feier eines Wagenrennens, wurden 3000 Bürger von der „blauen" Partei durch die „grüne" ermordet. Aber mit dem frivolen Streit der Farben verband sich der ernsthafte religiöse Zwiespalt. Anastasius galt für einen Anhänger der eutychianischen Ketzerei; seine und der Grünen Feinde waren Kämpfer der Orthodoxie. Ueber das unglückliche Trisagion entbrannte in Konstantinopel ein so heftiger Aufruhr, daß die Hälfte der Stadt in Asche gelegt und der Kaiser gezwungen wurde, drei Tage lang in einer Vorstadt sich zu verbergen. Vitalian, welcher sich zum Vertheidiger des katholischen Glaubens, des Papstes und der chalcedonischen Synode aufgeworfen, übte große Verwüstungen in Thrazien und den Donauländern, rückte mit seinem Heer vor Konstantinopel und diktirte einen den Triumph der Orthodoxie befestigenden Frieden, welchen der gebeugte Anastasius auf dem Todbette unterzeichnete (518). In diesem ersten christlichen Religionskrieg waren mehr als 60,000 Bekenner im Namen ihres Gottes, welcher ein Gott der Liebe und des Friedens ist, getödtet worden.

So groß war schon die Schwäche des Reiches, der schirmlose Zustand der Provinzen, daß Anastasius für nöthig fand, die Halbinsel, worauf Konstantinopel gebaut ist, durch eine lange Mauer (die alten Kaiser hatten die caledonische Grenze also geschützt) gegen Feindesüberfall zu wahren.

Ein dardanischer Bauer, Justin, bestieg jetzt den Kaiserthron. Er war Oberhaupt der Leibwache, als Anastasius starb. Ihm vertraute jetzt der Eunuch Amantius eine große Summe, um mit derselben den Zuruf der Leibwache für einen Klienten, Theokrition, den er zum Kaiser bestimmt hatte, zu erkaufen. Justinus theilte das empfangene Geld im eigenen Namen seinen Soldaten aus, wurde als Kaiser ausgerufen, und befestigte den schlecht erworbenen Thron durch des Amantius und seiner Genossen Blut.

Neun Jahre regierte Justinus, oder schien zu regieren. Im Grund



Justinian.

(Bd. II. S. 101.)

Nach einem gleichzeitigen Mosaikgemälde in Ravenna.

verwalteten Proklus, der Quästor, und Justinian, Justins Neffe, den er an Sohnes Statt angenommen, das Reich. Der Kaiser, roh wie ein Soldat, unwissend wie ein Bauer, und nicht einmal des Schreibens kundig, jedoch streng orthodox, und darum der Geistlichkeit wie dem Volke werth, überließ Jenen die Geschäfte, für sich selbst den Glanz des Thrones und ruhigen Ueberfluß vorbehaltend.

Justinian der Große.

Von Justin's Tode (527), durch 38 Jahre, führte Justinianus, den man den Großen heißt, den Scepter. Seine Regierung ist die merkwürdigste von allen in der byzantinischen Geschichte.

Am Hofe dieses vielgepriesenen Kaisers herrschte vor allen Theodora, seine Gattin. Sie, die Tochter des Bärenhüters Acacius, Theatermädchen, Lustdirne, ausgelernt in jeder Schande, ward, nachdem sie in glücklich gewechselter Rolle durch schlaue Verstellung und Buhlerkünste den Patrizier Justinian gefesselt, dessen geheime, dann dessen öffentliche Geliebte, bald seine rechtmäßige Gemahlin (524), (mit Aufhebung der alten Gesetze, welche die Ehen von Senatoren mit Sklavinnen oder Schauspielerinnen verboten) und, so wie er Kaiser wurde, seine feierlich gekrönte Throngenossin, ja seine gleiche und unabhängige Mitherrscherin. Der verblendete Justinian blieb bis an ihren Tod (548) ihr folgsam, und pries selbst in Gesetzen die Weisheit seiner vortrefflichen Rathgeberin, der „ehrwürdigsten Gemahlin, welche Gott selbst ihm gegeben.“ Solche Anbetung rechtfertigte gewissermaßen und erhöhte ihren unbändigen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt über den Kaiser gab ihrer Habsucht, ihrer Grausamkeit, allen heillosen Launen und Leidenschaften ihres verderbten Gemüthes den weitesten Spielraum. Ihr muß von den Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Schändlichkeiten, welche die Regierung Justinians entehren, der größere Theil zugeschrieben werden.

Auch die meisten Minister Justinians, oder welche sonst Einfluß auf ihn und Gewalt am Hofe hatten, waren verächtlich oder schlecht. Tribonian besaß Gesetzkenntniß und Fleiß, aber weder Rechtlichkeit noch wahres Genie. Johann von Kappadocien, der prätorianische Präfekt, war der habsüchtigste, gewissenloseste, unmenschlichste Bedrücker. Seine Nachfolger und Kollegen, so wie die Statthalter in den Provinzen, waren, mit wenigen Ausnahmen, knechtisch gegen den

Herrn, tyrannisch gegen das Volk, dem eigenen Vortheil durch solche doppelte Schändlichkeit fröhnend.

Besser als seine Minister wählte Justinian seine Feldherren, und die Einsicht, die er hier bewies, mag den Verdacht begründen, daß er keine bessern Minister wollte.

Die Kriegshelden Belisar und Narses, mit preiswürdigem Kennerblick, der Erste im Feldlager, der Zweite unter den Eunuchen des Hofes von Justinian ausgewählt, erscheinen Beide vor allen Heerführern ihrer Zeit, und neben den vorzüglichsten aller Zeiten, groß; imponirende, hohe Gestalten. Zumal Belisar, ein Held, den Zierden des alten Roms zu vergleichen, aber gigantisch hervorstehend unter dem Pygmäengeschlecht Konstantinopels. Wo etwas Großes erscheint in Justinians Geschichte, da hat Belisar es gethan, und meist mit dürftigen Mitteln, unter den ungünstigsten Umständen Glück und Sieg durch persönliche Kraft erringend. Kühn und vorsichtig, tapfer und bescheiden, leutselig, treu, alle Größe sich selbst, Nichts der Erziehung, Nichts dem Beispiel oder dem edlen Wetteifer verdankend, in Allem der Liebe und nicht minder der Bewunderung werth. Nur Eines kann nicht verkannt werden, und zeigte abermals den moralischen Pesthauch der Despotie: — Belisar hatte den Stolz der Freiheit nicht. Ein freier Mann — nach so vielen Proben der Zurücksetzung, der Undankbarkeit, wie Belisar erfuhr, hätte den glänzenden Dienst eines verächtlichen Herrn gegen würdevolle Dunkelheit vertauscht. Belisar — wie es scheint, ohne schwere Selbstüberwindung — betete immer gleich demüthig vor Justinian und Theodoren an: ja — so wahr ist es, daß, wer einer Sklaverei gewöhnt ist, auch williger jede andere erträgt — selbst seines Weibes Sklave war Belisar. Die schlechte Antonina, Ehebrecherin, Mörderin, die würdige Vertraute und Freundin Theodorens (sonach freilich auch die Ausspenderin der Hofgunst, welche Belisarn zum Glück nöthig schien), sah den Helden des Zeitalters, den Sieger der Nationen, kindisch folgsam zu ihren Füßen liegen.

Der erste der von Justinian unternommenen Kriege, und welcher den größten Theil von seiner Regierung trübte, war der persische. Seit Jovianus (um 363) den theuer erkauften Frieden mit den Persern schloß, war bis auf Anastasius Zeit kein bedeutender Krieg zwischen beiden Reichen geführt worden. Kobad (491), der Sohn des Perozes, welcher gegen die Euthaliten oder weißen Hunnen äußerst unglücklich, mit Verlust der Freiheit und des Lebens, gestritten, bestieg,

nach großen einheimischen Zerrüttungen, den väterlichen Thron. Er erneuerte die Furchtbarkeit seines Reiches. Mit einem gewaltigen Heer überschwemmte er das römische Armenien und Mesopotamien (502—505), eroberte mehrere wichtige Festen, schlug des Anastasius Truppen in offener Feldschlacht, gab jedoch gegen schweres Geld seine Eroberungen zurück. Eine neue Festung, Dara, von Anastasius mit Hast angelegt (erst von Justinian vollendet), sollte der Schutz dieser Grenze werden. Kobad erhob neuen und glücklichen Krieg gegen Justin I., da dieser sich weigerte, des Königs Sohn zu adoptiren.

Blutiger, hartnäckiger war der Kampf unter dem großen Koshru (Coshroës I.), welcher den Beinamen Nushirvan (der Gerechte) führte (521). Dieser „gerechte“ König war über die Leichen zweier älterer Brüder und ihrer Kinder auf den Thron gestiegen. Der Schrecken blieb die Stütze desselben, und Koshru erkannte für sich selbst kein anderes Gesetz als seinen Willen, seine Leidenschaft und seine Laune. Doch schätzte er die Vortheile der geselligen Ordnung, duldete nicht, daß außer ihm — und einigen Lieblingen — Jemand im Reiche Unrecht übe, und schützte durch Edikte und Strafen die Ruhe, die Sicherheit und den Wohlstand des Volkes.

Koshru besiegte die Euthaliten und andere asiatische Nationen: aber den Hauptkampf führte er gegen das byzantinische Reich. Im zweiten Jahre von Justinians Regierung (539) wurde die morgenländische Grenze mit einem Einbruch heimgesucht. Der persische Feldherr bedrohte Dara; aber Belisar, mit weit geringerer Macht, schlug ihn aufs Haupt. Ein „ewiger“ Friede wurde hierauf geschlossen; Justinian zahlte 11,000 Pfund Goldes; die alten Grenzen blieben.

Von dieser Seite gesichert, unternahm Justinian jetzt den vandalischen und dann den ostgothischen Krieg. Wir haben die Erfolge dieser Kriege oben erzählt. Koshru hörte mit Neid, mit Besorgniß die schnell folgenden Siegesberichte, und wie Belisar nach einander Karthago und Afrika, Sicilien, Italien mit der Hauptstadt der Welt, Rom, gewonnen. Gothische Gesandte erschienen vor seinem Thron, und mahnten ihn auf zum Kriege gegen den Unersättlichen, dessen schwellende Macht Persien selbst Verderben drohte. Also fiel Koshru (539) unversehens in Syrien, eroberte, brandschatzte, verwüstete zum Theil dessen herrlichste Städte, und zerstörte bis auf den Grund die Königin des Morgenlandes, das reiche, volkerfüllte Antiochia.

Koshru, in seiner Siegeswonne, träumte schon von den Schätzen Kleinasiens, ja Konstantinopels; da erschien Belisar — und mit Belisar Rettung (541 und 542). Geräuschlos, ohne blutige Schlachten trieb er den großen König in zwei schwierigen Feldzügen über den Euphrat zurück.

Ohne förmlichen Friedensvertrag, vielmehr aus beiderseitiger Ermattung, oder weil die Streitkräfte in andern Gegenden gebraucht wurden, trat jetzt eine Waffenruhe in den verheerten Ländern des Euphrat ein. Der Schauplatz des Krieges zwischen Persien und Rom wurde auf das kaukasische, zumal das kolchische, Land beschränkt. Aus den widerstreitenden Ansprüchen beider Reiche auf dieses, durch Handel und Lage wichtige, Land entstand ein siebenjähriger Krieg (549—556), welcher mit ungemeiner Erbitterung, mit wahrem Heldenmuth auf beiden Seiten geführt und zuletzt zu Gunsten Roms entschieden ward.

Nach langwierigen, oft unterbrochenen Unterhandlungen kam endlich ein — auf 50 Jahre lautender — Friede zwischen beiden Reichen zu Stande. Koshru that Verzicht auf Kolchis; die übrigen Grenzen blieben, wie sie vor dem Kriege gewesen; der Kaiser — so wie er schon frühere Stillstände erkauft hatte — versprach eine jährliche Zahlung von 30,000 Goldstücken.

Während das ferne Afrika und Italien von den siegreichen Heeren Justinians durchzogen wurden, zitterten die Herzprovinzen des Reichs Thrazien, Macedonien, Griechenland, zitterte selbst Konstantinopel vor den alljährlichen Einbrüchen der wilden Raubhorden, welche, verschiedenen Namens und Stammes, in den Ländern jenseits der Donau sich herumtrieben. Aus denselben hatte Justinian zumal die Slaven und die Bulgaren zu fürchten. Auch die Gepiden rückten eigenmächtig in das, von den durch Belisar gedrängten Ostgothen verlassene, Norikum und Pannonien, welches der Kaiser als eine Zugabe des gothischen Reiches hätte ansprechen mögen. Doch baten sie — scheinbar demüthig — um die Schenkung der in Besitz genommenen Länder; und es wurden ihre weiteren Fortschritte durch die von Justinian herbeigerufenen Longobarden gehemmt.

Dagegen dauerten die Fehden mit den Slaven und Bulgaren fast ohne Unterbrechung fort. Der Ehrenname „Anticus," welchen Justinian in seinem Titel führte, deutet auf die Besiegung eines Hauptstammes der Slaven, der Anten, hin. Dieselben wohnten damals

in dem östlichen Dacien, von Siebenbürgen bis zum schwarzen Meer. Procopius behauptet, daß während der langen Regierung Justinians kein Jahr ohne Einbruch verflossen, und daß jeder Einbruch 200,000 Unterthanen des Reichs das Leben oder die Freiheit gekostet habe. In demselben Jahr, da Ravenna genommen ward, verheerten die Bulgaren alles Land vom thrazischen Bosporus bis zum jonischen Meer, und legten über 30 blühende Städte in Schutt. Selbst über den Hellespont nach Asien reichten ihre Verwüstungen.

Gegen das Ende von Justinians Regierung wurde Konstantinopel selbst durch die feindselige Annäherung eines Bulgarenheeres mit Schrecken erfüllt. Die lange Mauer war durch ein Erdbeben gebrochen; von den Wällen der schlecht besetzten Hauptstadt erblickte man die nahen Lagerfeuer der Barbaren. Da ergriff der Greis Belisar, zum letztenmal (559), den Feldherrnstab. Unter seinem Panier sammelten sich vertrauensvoll einige tausend Streiter, und Zabergan, der Chan der Bulgaren, floh nach dem Verlust einer Schlacht in das nördliche Thrazien.

Ein paar Jahre später fiel der Held, der für seine meisten Siege bloß Neid und Undank geerntet hatte, in die völlige Ungnade seines Herrn. Einmal war solches schon während des persischen Krieges geschehen. Doch erfolgte bald die Wiederherstellung.

Ernsthafter war Belisars zweiter Fall. Ein Rebell, Sergius, welcher gegen das Leben des Kaisers mit mehreren Anderen sich verschworen, hatte, als er ergriffen ward, zwei Hausbeamte Belisars als Genossen der Verschwörung angegeben. Dieselben, „unter den Qualen der Folter," demnach ohne alle Beweiskraft, gestanden die Mitschuld ihres Herrn. Die vielgeprüfte Treue des Helden und sein ganzes Leben stempeln solche Anklage zur Lüge: aber die Richter erkannten in Justinians ungnädigem Angesicht, daß Belisar schuldig sei. Seines Lebens wurde geschont, aber er verlor sein Vermögen und seine Freiheit (563), und wiewohl später solches Urtheil widerrufen ward, so genoß der unschuldig erklärte Belisar seine Befreiung nur noch wenige Monate. Er starb (13. März 565), wohl aus Kränkung; seine Schätze blieben dem Fiskus; nicht eine Ehrensäule wurde seinem Gedächtniß errichtet.

In demselben Jahre, wie Belisar, starb auch sein undankbarer Gebieter (14. Nov. 565.) In einer 38jährigen Regierung hatte er sich emsig bemüht, Ruhm zu erwerben und für groß zu gelten; aber aller, selbst ängstlichste Fleiß und Eifer, auch alles Glück und der

Schimmer, der von Triumphen, Gesetzen und Gebäuden auf den (von Juristen zumal) vielgepriesenen Kaiser fällt, ersetzen vor den Augen der Unbefangenen den Mangel an eingeborener Kraft und den Mangel an Rechtlichkeit nicht. Justinian war kein wilder, aber ein kalter Despot, welcher — nicht eben aus Freude am Blutvergießen oder Wehethun, nur aus ruhig berechneter Politik oder Herrscherstolz, im Krieg oder in einheimischer Verfolgung das Leben und Lebensglück von Millionen verschwendete, Alles ohne eigene Anstregung und Gefahr, durch die bereitwilligen Dienste seiner Sklaven. Er hatte Vieles gelernt, aber sein Geist nie auf eine freie, lichte Höhe sich geschwungen; sein Herz war eng, keiner heroischen Leidenschaften, nur der knechtischen Hingebung an Theodoren und einige Lieblinge, nicht des edeln Stolzes, nur gemeiner Eitelkeit, keiner humanen Erhebung, höchstens mönchischer Tugenden fähig. Er war niemals von hohen Ideen erwärmt, sondern, in religiösen Dingen zumal, zur Gemeinheit des Pöbels herabgesunken, frömmelnd, abergläubisch, unduldsam, Menschensatzungen höher als Gottes Willen, Wortgezänk wichtiger als Pflichterfüllung, theologische Grübeleien, Ketzerverfolgung für das würdigste Geschäft eines römischen Kaisers achtend, dabei keine Ketzerei für so abscheulich haltend, als das Widerstreben gegen seinen Willen. Die Unterthanen Justinians, welche sich unglücklich unter seiner Regierung fühlten, vergalten ihm mit wohlverdientem Haß. Nur die Strenge der Gesetze und die Furcht vor den Soldaten hielten den gewaltsamen Ausbruch ihres Mißvergnügens zurück. Doch wurden mehr als einmal Verschwörungen gegen den Kaiser angesponnen, und im 5ten Jahre seiner Regierung (532) gerieth er durch einen schrecklichen Tumult in der Hauptstadt in die äußerste Gefahr. Das schreiende Unrecht, womit er — der feindseligen Leidenschaft Theodorens fröhnend — die grüne Partei des Cirkus niederdrückte, gab den Anlaß zu solchem Aufruhr. Schon hatte das Volk den widerstrebenden Hypatius, des Anastasius Neffen, zum Kaiser ausgerufen, schon hielt Justinian einige Schiffe zur Flucht bereit, als die Entschlossenheit Theodorens und Belisars muthige Treue ihm Rettung brachten.

Ueberhaupt erschien in der ganzen Verwaltung Justinians ein empörender Ton der Strenge und des unbedingten Herrscherwillens, ferner Habsucht, schonungsloser Druck und die entgegengesetzten, aber gleiches Unheil bringenden Laster der Verschwendung und des Geizes. Schlechte Minister, räuberische Beamte wurden straflos gelassen:

kleine Vergehungen der Unterthanen, oder welche es wenigstens in politischer Beziehung sind, waren grausam verpönt.

Anastasius, bei der Verminderung der Auflagen, hatte durch Sparsamkeit einen Schatz von 120,000 Pfund Goldes gesammelt; Justin I. vermehrte ihn, aber Justinian, in kurzer Frist, verschwendete denselben. Er eroberte Afrika und Italien, brandschatzte Freund und Feind, riß die einträglichsten Monopole (zumal mit Seide) an sich, konfiszirte das Vermögen von Schuldigen und Unschuldigen, erschlich und erpreßte Vermächtnisse und Erbschaften, hob mit unerbittlicher Strenge die erhöhten Steuern ein — und war arm bei allem dem. Die wichtigsten Kriegsunternehmungen, und in den entscheidensten Zeitpunkten, wurden ohne Nachdruck, mit armseligen Streitkräften begonnen oder fortgeführt; und was durch Dürftigkeit hier nicht entschuldigt wird, muß dem Geiz des Kaisers zur Last fallen.

Die Unterthanen Justinians, welche frühe von der Verblendung zurückkamen, die anfänglich der Schimmer seines Reiches erzeugt hatte, waren zuletzt geneigt, ihm selbst die natürlichen Plagen zuzuschreiben, welche ein grausames Verhängniß über seine Zeitgenossen in außerordentlichem Maße häufte. Nicht nur die gewöhnlichen Gefährten des Krieges, Hunger und Seuchen, sondern eine eigene, unerhört furchtbare, aus Aegypten gekommene Pest entvölkerte vom 15ten Jahre seiner Regierung bis an deren Ende (ja noch ein ganzes Menschenalter darnach) alle Länder des römischen und der meisten andern Reiche in Ost und West. Zur Pest gesellten sich zerstörende Erdbeben in schrecklicher Wiederholung. 250,000 Menschen fanden unter den stürzenden Gebäuden von Antiochia ihr Grab; die Rechtsschule zu Berytus wurde mit ihren edlen Zöglingen verschlungen, Konstantinopel 40 Tage durch anhaltende Erschütterungen geängstigt.

Römisches Recht.

Wir dürfen Justinian d. Gr. nicht verlassen, ohne seiner Rechtsgesetzgebung, in der That seines Hauptwerkes, zu gedenken.

Die römische Gesetzgebung und Jurisprudenz, das langsam emporgestiegene Werk der Jahrhunderte, gelangte jetzt erst, durch den Eifer dieses Kaisers zu ihrer Vollendung. Schon in der republikanischen Zeit — laut Cicero's vollgültiger Klage — war das römische Recht zu einem ungeheuern und unübersehbaren Umfang erwachsen. Aber nach ihm ward dasselbe durch die fortwährende

Arbeit der Rechtsgelehrten, die von Jahr zu Jahr erneuerten prätorischen Edikte und durch die zahlreichen — theils besonderen, theils allgemeinen Verordnungen der Kaiser noch weiter, und bis ins Unendliche, vermehrt.

Aber die schwellende Flut solcher Rechtsquellen erschwerte deren Wissenschaft und Anwendung. Es blieb Justinian dem Großen vorbehalten, eine allgemeine Revision und erneuerte Begründung des römischen Rechtes zu Stande zu bringen.

Derselbe — schon als Jüngling der Rechtsgelehrtheit Freund — ließ gleich in den ersten Jahren seiner Regierung (von 528 bis 534) durch Tribonian, mit einigen Rechtsgelehrten, anfangs die Verordnungen der Kaiser von Hadrian bis auf Ihn selbst in eine systematische Sammlung bringen; hierauf aus 2000 Büchern der berühmtesten Rechtslehrer — zumal der 40 Allerberühmtesten — die Summe der rechtlichen Grundsätze und Entscheidungen ausziehen, und zugleich eine kurze Einleitung — die Institutionen — in die zwei weitläufigen Haupttheile des also festgestellten Rechtes, den Codex und die Pandekten, ausarbeiten. Zur Vervollkommnung dieses großen Werkes, zur Hebung der in demselben frühe bemerkten Widersprüche und Lücken, zum Theil auch aus Unthätigkeit, eitler Lust und Willkür, verordnete Justinian noch eine erneute Ausgabe des Codex (Codex repetitae praelectionis), bereichert zumal durch 50 eigene Gesetze oder Decisionen; und bezeichnete noch jedes folgende Jahr seiner langen Regierung mit immer neuen Constitutionen (Novellen) und Edikten.

Die eigenen Verordnungen Justinians enthalten wohl einige, jedoch nicht sehr bedeutende Verbesserungen oder genauere Bestimmungen der älteren Rechtslehren und Gesetze; häufiger trifft sie der Tadel zweckloser Neuerungssucht, kleinlicher Ansicht, mitunter auch engherziger Strenge. Aber auch als bloße Sammlung oder geordneter Auszug betrachtet, ist das justinianische Recht nur wenig preiswürdig. Uebereilung — woraus abwechselnd Lücken, Wiederholungen und Widersprüche hervorgingen —, schlecht gewählte Ordnung, endlich häufige Verfälschung des Grundtextes — mitunter aus Versehen, öfters mit Absicht begangen — sind die schweren Anklagen, welche mit Recht gegen dasselbe erhoben werden.

Gleichwohl hat sie dem wesentlichen Bedürfniß einer übersehbaren, bestimmten, geschlossenen Gesetzgebung — wenn auch nicht auf völlig genügende, doch immer auf sehr wohlthätige Weise —

abgeholfen; und es hat Justinian sich durch solches Werk des Friedens ein weit schöneres und bleibenderes Denkmal, als durch seine glänzenden Eroberungen gesetzt. Denn nicht nur in seinem — dem byzantinischen — Reiche, bis zu dessen Untergang, hat die gesetzliche Kraft des justinianischen Rechtes fortgedauert; sondern auch über die Abendländer, zumal über die ehemaligen west-römischen Provinzen, und dann über das deutsch-römische Kaiserreich, dessen Häupter sich Justinians als ihres Vorfahrers rühmten, hat dessen Herrschaft sich erhalten oder ausgebreitet, und sie besteht noch jetzt in den wichtigsten europäischen Ländern theils unmittelbar und namentlich, theils mittelbar, insofern die einheimischen Gesetzgebungen auf den Grund oder aus den Materialien des römischen Rechtes erbaut sind, oder auch subsidiarisch, insofern dasselbe die Unvollständigkeit von jenen ergänzen muß.

Und wohl nicht unbillig! Denn schon in der republikanischen Zeit und bevor die übrigen Wissenschaften in Aufnahme kamen, ward zu Rom die Jurisprudenz mit Eifer und Erfolg gepflegt. Die hohe Achtung, welcher daselbst die Rechtsgelehrten immerdar sich erfreuten, ermunterte die edelsten Geister zum Rechtsstudium, und es ist die Jurisprudenz die vorzüglichste — ja die einzige Wissenschaft (denn in den übrigen wurde bloß den Griechen nachgebetet), worin die Römer selbständigen Ruhm, oder das Verdienst eigener Schöpfung erworben haben. In allmähligen Fortschritten, unaufhörlich bereichert durch neue Erfahrungen und durch die Studien jedes nachfolgenden Geschlechtes, mußte wohl die Rechtswissenschaft im Lauf der Jahrhunderte zu einem hohen Grad der Vollendung gelangen; und sie erhielt sich auf ihrer Höhe, als die Künste des Geschmacks und die rein philosophischen Disciplinen durch die Unbild der Zeiten schon längstens gesunken waren. Selbst vor dem Thron der wildesten Despoten fand sie Gnade, weil ihre Aussprüche den — über jedes Gesetz erhabenen — Kaiser nicht banden, und weil auch der Despot sein Interesse dabei findet, daß außer Ihm Niemand Unrecht übe.

Auf solche Weise häufte sich in den Schriften der Rechtslehrer ein herrlicher Schatz von Aussprüchen einer reifen, durch Erfahrungen geleiteten, von reinen Rechtsbegriffen ausgehenden Vernunft über die unzähligen, zumal über die auf das „Mein und Dein“ sich beziehenden Verhältnisse des privatbürgerlichen und häuslichen Lebens, so zwar, daß deren Summe (abgesehen freilich von den vielen abgeschmackten — dem Wesen jedoch nicht angehörigen — Förmlichkeiten, Fiktionen und Härten, abgesehen zumal von den schweren Gebrechen des öffentlichen,

insbesondere des Kriminalrechts) — selbst in der mangelhaften und vielfältig unlautern Sammlung Justinians — größtentheils als wahres, bloß näher bestimmtes, ergänztes, sanktionirtes, Naturrecht mag betrachtet werden.

Geschichte bis Heraklius. Der persische Krieg.

Justinus II., Sohn Vigilantiens, der Schwester Justinians, erhielt vor dessen übrigen Verwandten den Thron durch den Eifer seiner Freunde, und verdiente ihn durch seine Gesinnung mehr, als durch Kraft oder Glück. Er war gerecht, wohlwollend, mild, aber seine Diener mißbrauchten seine Güte, belogen sein Vertrauen, drückten das Volk, welches er glücklich zu machen wünschte, und glücklich wähnte. Krankheit hielt ihn im Palaste gefangen. Dieses und sein fortwährendes Unglück im Krieg — die Longobarden hatten Oberitalien (568), die Perser die Grenzfesten des Morgenlandes erobert — stürzte den gutdenkenden Kaiser in tiefe Schwermuth, aus welcher er sich zu dem edlen Entschlusse erhob, den Scepter niederzulegen und ihn einer kräftigeren Hand zu vertrauen. Keiner von seinen Verwandten, der tugendhafteste Bürger sollte sein Nachfolger sein. Demnach gab Justinus feierlich das Diadem dem Befehlshaber der Leibwache, Tiberius (574), einem durchaus vortrefflichen Mann, welchen selbst Trajan mit Beifall hätte adoptiren mögen, — eine besonders strahlende Erscheinung in einer sonst so düstern Zeit.

Vier Jahre noch bei Lebzeiten seines Wohlthäters, und vier Jahre nach dessen Tode, regierte Tiberius II. Justins Wittwe, die herrschsüchtige, ränkevolle Sophia (dieselbe, deren übermüthige Behandlung des Helden Narses den Verlust Italiens bewirkte), suchte den Feldherrn Justinian, einen Sprößling des vorigen Kaiserhauses, auf den Thron zu heben. Tiber vereitelte die Verschwörung mit Muth und Klugheit. Er verzieh Justinian, führte durch ihn, dann durch Mauritius, den Perserkrieg glücklich, noch glücklicher aber und mit ungetheiltem Ruhm die innere Regierung, und ernannte sterbend seinen, ihm an Rechtlichkeit ähnlichen, jedoch minder kräftigen Feldherrn Mauritius zum Thronfolger (582).

Unter ihm — und schon früher unter Justin I. — erscheinen zum erstenmal die Türken* in der Geschichte des oströmischen Reiches,

* Diese Türken hatten in den Wüsten des Altai und weit umher ihr Reich gegründet, die Geugener — ihre ehemaligen Herren — unterjocht, die Avaren verjagt, China gedemüthigt und bis nach Vorderasien geschreckt.

welchem sie 900 Jahre später den Untergang brachten. Das erste Verhältniß der beiden Nationen war friedlich. Gleiche Feindschaft gegen die Perser machte sie zu Verbündeten.

Mauritius Regierung (von 582—602), bei allen seinen Tugenden, war unglücklich: zumal wurde Italien durch die longobardischen Waffen verwüstet.

Im Orient dagegen gewann Mauritius Persarmenien, und dazu die treue Freundschaft des Königs Koshru II., zum Lohn dafür, daß er ihn, den seine Unterthanen vertrieben hatten, auf den Thron wieder eingesetzt. Die Truppen, welche sonst die persische Grenze gehütet hatten, waren daselbst jetzt entbehrlich; Mauritius ließ sie in die Donauländer gegen die Avaren ziehen, deren Chan, Bajan, frech wie kein anderer Barbar, seit Attila's Zeit, die Majestät des Reichs verhöhnte. Durch die feierlichsten Eide wiegte er den Kaiser in Sicherheit ein, überfiel darauf und eroberte Sirmium, die starke illyrische Grenzfeste, und Singidunum, das er zerstörte, so wie alles Land von da bis in die Nähe Konstantinopels, überall durch Todtenhügel und Brandstätten seine Tritte bezeichnend.

Gegen diesen furchtbaren Chan schickte Mauritius sein, wohl starkes, aber schlecht gesinntes und schlecht angeführtes Heer. Commentiolus, welcher den Oberbefehl führte, schändete sich und das Reich durch Feigheit oder Verrath. Ein Haupttreffen ging verloren; zwölftausend Römer wurden gefangen. Mauritius weigerte sich, das verlangte Lösegeld für sie zu bezahlen. Da ergrimmte der Chan, und ließ sie tödten. Das Heer gerieth jetzt in furchtbare Bewegung. Mauritius sandte ihm den Befehl, in Feindesland die Winterquartiere zu nehmen; aber die Soldaten, die bequemere und sicherere Verpflegung bei Mitbürgern vorziehend, brachen darüber in volle Empörung aus, und ernannten Phokas, einen bloßen Centurio, zu ihrem Haupt (Oktober 602). Konstantinopel, als die Aufrührer heranrückten, wurde vom Kampf der Faktionen zerrissen. Die Grünen waren Freunde der Rebellen, Mauritius, zagend in solcher Noth, floh nach Chalcedon; Phokas, im Purpurgewand, zog in die Hauptstadt ein, und wurde vom Patriarchen feierlich eingesegnet.

Der Usurpator befestigte seinen Thron durch Blut. Mauritius, mit seiner Familie, wurde ergriffen; er sah 5 seiner Söhne unter dem Henkerbeil sterben, und starb selbst also, unter Aeußerungen einer heroischen Frömmigkeit. Auch die ehrwürdige Constantina, des Tiberius Tochter und Mauritius Gattin, ward mit ihren drei

Töchtern auf derselben Stelle hingerichtet, wo das Blut ihres Gatten und ihrer Söhne geflossen.

Solche Gräuel und viele andere empörten die Gemüther, und stürzten den Tyrannen. Heraklius, Exarch von Afrika, versagte den Gehorsam; sein Sohn, der junge Heraklius, das Racheschwert erhebend, nahte mit Heeresmacht der Hauptstadt: Konstantinopel freute sich ihrer Ankunft. Der Patrizier Crispus, des Phokas Eidam, aber von ihm beleidigt, ergriff ihn in seinem Palast, und ließ ihn gefesselt, in einem schlechten Boote, der Flotte des Heraklius entgegen führen. Unter Schmach und Pein hauchte der Tyrann den Geist aus, der Rächer ward als Imperator begrüßt.

Aber die Freuden seiner Krönung trübten die Schrecken des Perserkrieges.

Der große Koshru I. Nushirvan hatte die lange Fehde mit Rom wenige Jahre vor Justinians d. Gr. Tod durch einen rühmlichen Frieden geschlossen. Aber die Versöhnung war nicht aufrichtig und nicht dauernd. Koshru eroberte Yemen, das abgeschiedene, alte Königreich des glücklichen Arabiens, welches vor einiger Zeit der christliche Fürst der Abyssinier seinem Scepter unterworfen. Der Fürst Abyssiniens war durch die Religion dem Kaiser Roms befreundet. Justinus II. hielt jetzt den versprochenen Tribut zurück, nahm die rebellischen Persarmenier — auch sie waren Christen — in Schutz, und schloß endlich ein drohendes Bündniß mit den Türken gegen Persien. Bei solcher Gefahr führte der 80jährige Nushirvan (572) seine Heere unverzagt ins Feld, eroberte Dara, Apamea, verwüstete die Länder umher, gewährte jedoch dem zitternden Justinus einen Stillstand auf 3 Jahre. Als sie verflossen waren, erneuerte Tiberius glücklicher den Krieg. Bei Melitene wurde eine große Schlacht siegreich für Rom geschlagen. Persarmenien wurde erobert, die Küste des kaspischen Meeres im Triumph betreten. Im folgenden Jahre erblickte von den Zinnen seiner Residenz Koshru die feindlichen Paniere und der Schmerz über solchen Unfall am späten Abend einer glorreichen Regierung stürzte ihn ins Grab (579).

Sein Sohn Hormuz IV. war ein gewöhnlicher Tyrann, und erfuhr die — ungewöhnliche — Strafe der Tyrannei. Die verzweifelnden Provinzen wurden durch Aufruhr bewegt, die Völker, welche Nushirvan bezwungen hatte, pflanzten das Panier der Freiheit auf, und von entgegengesetzten Seiten rückten unwiderstehlich, hier die römischen, dort die türkischen Heere gegen das Herz des Reiches. Zwar

Bahram (590), dessen Heldenname in vielen morgenländischen Geschichten tönt, vertilgte in wunderbarem Siege 400,000 Türken. Aber gegen des Mauritius Feldherrn war Bahram unglücklich, wurde dafür mißhandelt von seinem undankbaren Gebieter, und dann Rebell zur Selbstrettung. Auf solche Kunde fiel das ganze Reich, fiel selbst Modain, die Residenz von dem Tyrannen ab. Er wurde in den Kerker geworfen, gefesselt vor die Satrapen zum Verhör gestellt und endlich ermordet von Bindoës, einem Prinzen des Hauses, einem schwer beleidigten, persönlichen Feinde.

An diesen Gräueln hatte Koshru Parviz, des Hormuz ältester Sohn, keinen Theil gehabt. Er war entflohen beim Anfang des Tumultes, wurde zurückberufen und auf den väterlichen Thron gesetzt. Aber der stolze Bahram beharrte in seiner Empörung, und zog unter dem Zuruf der charakterlosen Satrapen als Monärch in die Hauptstadt ein (590).

Da suchte Koshru und fand Rettung bei dem Erbfeinde des Reiches, bei dem Kaiser der Römer. Mauritius gab ihm Hülfe. Der Feldherr Narses, von persischer Abkunft, führte Koshru an der Spitze eines römischen Heeres in sein Reich, und kaum hatte er eine Schlacht gewonnen, als die meisten Satrapen, die Soldaten und das Volk ihm zufielen. Nur Wenige verharrten bei Bahrams Fahne. Sie wurden in zwei Schlachten aufgerieben, und Bahram, zu stolz, seine Größe zu überleben, nahm Gift (591).

Koshru II. belohnte seinen Wohlthäter durch Zurückstellung der römischen Grenzfesten, durch Abtretung Persarmeniens und durch Aeußerungen der Geneigtheit für die christliche Religion. Unverbrüchlich blieb seine Treue gegen Mauritius. Aber als Phokas seine Thronbesteigung und des Mauritius Hinrichtung dem Perserkönig durch eine feierliche Gesandtschaft ankündete (602), da zog Koshru, von gerechtem Zorn gegen den Mörder glühend, aus zur Rache, welche freilich zuerst auf die unschuldigen Völker fallen mußte. Mesopotamien, Armenien, Syrien wurden von den persischen Heeren überschwemmt. Sie stritten mit Wuth; der alte Nationalhaß, unter dem Deckmantel einer heiligen Rache, gab sich ungescheut volle Befriedigung. Viele Städte wurden erobert und zerstört, die Völker zertreten. Auch Antiochia war gefallen, als Koshru die Boten des Heraklius empfing, welche seine Erhebung und den Tod ihres gemeinschaftlichen Feindes meldeten (610).

Der Kaisermord war gerächt. Aber die Gelegenheit war zu lockend für den Sassaniden, dessen Erbfeindschaft gegen Rom nach dem Tode des Wohlthäters ohne Rücksicht sich äußerte.

Also setzte er den Siegeslauf fort, eroberte, plünderte die meisten Städte der syrischen, der phönizischen Küste, entweihte selbst die Heiligkeit Jerusalems durch Sturm und Brand, und führte die gesammelten Opfer von drei Jahrhunderten, sammt dem wahren Kreuz, welches die heilige Helena gefunden, von dannen.

Noch nicht gesättigt, überfiel und eroberte Koshru das ferne Aegypten mit allen Festen von den Mündungen des Nils bis an die äthiopische Grenze, ja einen Theil Libyens bis zum Syrtenland; während seine Feldherren die Städte und Fluren Kleinasiens bis an die Meerenge verwüsteten, Chalcedon eroberten und im Angesicht Konstantinopels ihr drohendes Lager schlugen (616).

Heraklius schien indessen bloß leidender Zuseher von dem Untergang des Reichs. Bitten, Vorstellungen, Anerbietungen von Tribut waren fast die alleinigen Waffen, die er dem furchtbaren Feind entgegensetzte. Koshru nahm endlich (622), als den Preis eines Stillstandes, einen jährlichen Tribut an von tausend goldenen und tausend silbernen Talenten, tausend seidenen Gewändern, tausend Pferden und tausend Jungfrauen.

Aus solcher Tiefe der Schmach und Noth erhob sich jetzt plötzlich Heraklius mit ungeahnter und wunderähnlicher Kraft. Auch den Avaren, welche gleichzeitig mit dem persischen Kriege das Reich bedrängten, hatte Heraklius keinen thätigen Widerstand gethan. Ungestraft plünderten, verheerten sie die schönsten Länder von den Grenzen Italiens bis zu den Vorstädten Konstantinopels, mordeten, übten jede freche Gewalt, und schleppten bei einem verrätherischen Ueberfall 270,000 Gefangene fort. Heraklius unterhandelte, gab Geschenke, bat um Frieden, und beschloß endlich, verzagend, nach dem fernen Karthago zu fliehen. Doch auf einmal raffte er sich auf mit dem Geist eines ächten Imperators und eines Helden. Mit Anstrengung der äußersten Kraft rüstete er ein mächtiges Heer, beschwichtigte die Avaren auf einige Zeit durch reiche Geschenke, und unternahm den verzweiflungsvollen Zug zur Rettung des Reiches. Sechs Jahre stritt er, romantisch kühn, eines Helden der schönsten Römerzeit würdig, mit Muth, Ausdauer, Weisheit und jeder Kunst des Krieges, eroberte die verlorenen Provinzen wieder und drang ins Herz von Persien; während das verlassene Konstantinopel eines furchtbaren Angriffs der

Avaren und Perser glorreich sich erwehrte. Im fünften Jahre dieses ruhmvollen Krieges (627, 1. Dezember) erfocht Heraklius auf der Stätte, wo einst Ninive gestanden, den herrlichsten Sieg, und gewann als Preis desselben das königliche Dastagerd (Artemita) mit unermeßlichen Schätzen. Hier war die auserlesene Residenz des großen Königs, hier die aufgehäufte Beute der Nationen und der Schweiß der eigenen Unterthanen, an Gold, Silber und Edelsteinen, Gewürz und Seide. Einiges — zuerst sein Harem — hatte Koshru geflüchtet, das Uebrige wurde geraubt und zerstört.

Der gefallene Weltmonarch floh den Anblick seines siegreichen Feindes, und rächte jede Niederlage durch Hinrichtungen, zum Theil der edelsten und getreuesten seiner Diener. Aber zweiundzwanzig Satrapen benützten die mißvergnügte Stimmung des Volkes und des Heeres zu einer Verschwörung. An ihre Spitze stellte sich Koshru's ältester Sohn, Shirujeh (Kobad II.), welchen die geliebte Sira ihm geboren, und drückte durch Vatermord der Geschichte Persiens ein grauenvolles Schandmal auf. Auch seine Brüder, 18 an der Zahl, ließ das Ungeheuer vor des Vaters Augen tödten, und wurde einmüthig als König erkannt (628).

Mit ihm schloß Heraklius großmüthig einen Frieden, welcher dem Reiche nur die alten Grenzen, ohne irgend eine Vergrößerung, zugleich aber die verlorenen Fahnen und Gefangenen und das unschätzbare Kleinod des heiligen Kreuzes wieder gab. Ohne äußere Veränderung der Verhältnisse endete so der 26jährige Krieg; aber er hatte beide Reiche bis aufs innerste Mark erschöpft. Das Verhängniß hatte es also gewollt, auf daß sie Beide eine leichte Beute der eben zu großen Bestimmungen sich erhebenden arabischen Macht würden.

Heraklius, nach so großen Verrichtungen, sank zurück in früher gewohnte Unthätigkeit: Sinnengenuß und alberne Mönchsstreitigkeiten erfüllten die 13 noch übrigen Jahre seines Lebens. Während er den Beweisen nachspürte, daß Christus bei seinen zwei Naturen doch nur einen Willen gehabt, ließ er fast ohne Widerstand geschehen, daß die heiligen Orte, wo der Erlöser gewandelt und gelitten hatte, ja, daß mit Palästina das weite syrische Land, vom Mittelmeer zum Euphrat, daß auch das reiche Aegypten von den Jüngern Mohammeds erobert wurde. Er starb (11. Febr. 641) wenige Wochen, nachdem die zweite Stadt des Reiches, Alexandrien, in die Gewalt der Sarazenen gekommen.

Das Haus des Heraklius und jenes des Leo Isaurikus.

Ueber die nachfolgenden byzantinischen Geschichten mögen wir flüchtig hineilen.

Konstantin III. und sein Stiefbruder Herakleonas folgten ihrem Vater Heraklius auf dem, durch den Verlust der schönsten Provinzen für immer geschwächten, Thron. Beide starben bald gewaltsam (641).

Konstans II., Konstantin's Sohn, ermordete seinen Bruder Theodosius, irrte darauf, von Gewissensbissen verfolgt, durch die Länder, und wurde getödtet zu Syrakus von einem seiner Knechte (668).

Konstantin IV., sein Sohn, Pogonat, der Schönbärtige genannt, erhielt sich in der Alleinherrschaft gegen einen zu Gunsten seiner Brüder erhobenen Soldaten-Aufstand, und war der erste orthodoxe Prinz seines Hauses.

In Justinian II. (685), seinem Sohn, erblicken wir wieder eines von denjenigen gekrönten Ungeheuern, welche der Menschheit doppelt Schande bringen: einmal weil sie solche erzeugen, und vielleicht noch mehr, weil sie ihre Herrschaft zu ertragen vermag. Zehn Jahre tyrannisirte er sein Volk, bis der Patrizier Leontius ihn vom Throne stürzte (695). An der Nase halb verstümmelt, lebte er weitere zehn Jahre in dem traurigen Exil zu Cherson auf Tauris, Gedanken der Rache, nicht der Besserung, nährend. Leontius geschah bald durch Aspimar oder Tiberius III., wie Er Justinian gethan, und dieser letzte gelangte endlich, durch Hülfe des Bulgaren-Königs Terbelis, und des gedankenlosen Pöbels der Hauptstadt, von neuem zu der so schlecht verwalteten Herrschaft. Der Antritt und die ganze Dauer seiner zweiten, sechsjährigen Regierung waren durch Grausamkeit der empörendsten Art, durch schaudervolle Mord- und Folterscenen bezeichnet. Endlich wurde er selbst, mit ihm sein unschuldiger, jugendlicher Sohn, durch den General Philippikus Bardanes getödtet. Hundert Jahre nach seiner Erhebung nahm des Heraklius Haus dieses Ende (710).

Philippikus, Anastasius II. und Theodosius III. bestiegen und verloren schnell nach einander den gewaltsam errungenen Thron durch ähnliche Gewalt. Der Sieger des letztern, Leo II., der

Isaurier, gründete ein Regentenhaus, welches bis in's vierte Glied das Reich behauptete.

Die Prinzen dieses Hauses haben durch Anfeindung des Bilderdienstes die leidenschaftlichen Schmähungen der Orthodoxen sich zugezogen. Die Lobpreisungen, welche die Bilderfeinde ihnen ertheilten, wurden unterdrückt, oder verhallten in dem lauten Geschrei der Zeloten. Die neuere, aufgeklärte Zeit — aus allgemeiner und nicht unbegründeter Vorliebe für die Gegenstände des Mönchshasses — hat die Ehre dieser Kaiserfamilie durch, zum Theil warme, Apologien wieder hergestellt. Doch wird der wahrhaft freidenkende und freigesinnte Mann immerdar den einen Despoten nennen, der eine Lehre, und wäre sie die beste und heiligste, mit Feuer und Schwert seinem Volke aufdringt. Mag man die Ansichten eines Copronymus vom Bilderdienst billigen: Er würde — ohne seinen Charakter zu ändern — auch die gegenseitige Meinung, wäre sie die seinige gewesen, gleich gewaltsam behauptet haben.

Leo II. (717), wiewohl er noch mit einiger Mäßigung bei Abschaffung der Bilder verfuhr, wurde doch dafür durch vielfältigen Aufstand in der Hauptstadt und in den Provinzen, durch den Abfall und den zum Theil bleibenden Verlust Italiens, endlich durch Kriegsunglück gegen die Sarazenen gestraft. Konstantin V. mit dem ekelhaften Spottnamen Copronymus (741), sein Sohn, schärfte die Edikte, und suchte die Bilderverehrer mit einer wirklichen Verfolgung heim. Stürmische Auftritte im ganzen Reich waren die Folgen davon. Konstantin wurde vertrieben, erkämpfte jedoch den Thron sich wieder, und stritt gegen einheimische und äußere Feinde überall mit Kraft und meistens mit Glück.

Ihm folgte nach einer 34jährigen Regierung (775), Leo III., sein Sohn, ein schwacher Prinz. Er übergab sterbend das Reich an seinen 10jährigen Sohn Konstantin VI. (780), den man den „im Purpur Geborenen" (Porphyrogenitus) nennt. Wir finden diesen Namen als Ehrennamen mehreremale in der byzantinischen Geschichte, als ob nicht für den persönlichen Werth beweisender wäre, von dem kleinsten Dorfe zum Vorsteher gewählt, als zum Gebieter von Millionen geboren zu werden.

Im Namen des gekrönten Knaben führte Irene, seine Mutter, die vormundschaftliche Regierung über das Kaiserreich. Aber so wie Konstantin zum Jüngling heranreifte, wurde der Palast vom ärgerlichsten Streit des Sohnes und der Mutter erfüllt. Irene, freilich

hochgereizt durch den Uebermuth des pflichtvergessenen Jünglings, der, noch unbärtig, sich vermaß, der lästigen Beschränkung seines Willens durch Verbannung der Mutter sich zu entziehen, focht feindselig, wie ein fremder Thronbewerber gegen den andern, so gegen den Sohn, die unnatürliche Fehde aus; wurde anfangs vom Throne gestoßen, erhob sich aber durch List und Ränke von neuem zur Herrschaft und befestigte dieselbe durch das Blut des Sohnes. Der Bürgerkrieg, der eben zu entbrennen drohte, ward verhindert durch solche That; aber sie erfüllte selbst das verderbte Volk der Griechen mit Entsetzen.

Irene hatte schon früher, als Vormünderin, den Bilderdienst wieder hergestellt (787), und hierdurch die Anhänglichkeit einer mächtigen Partei gewonnen. Durch das Gewicht dieser Partei vornehmlich behauptete sie auch jetzt die ungetheilte Herrschaft. Als aber die Kaiserin den kühnen Plan entwarf, durch ihre Vermählung mit Karl d. Gr., dem Erneuerer des abendländischen Reiches, die Vereinbarung der beiden Kaiserthümer, die Wiederherstellung der alten Glorie Roms zu bewirken, so machten die Großen Konstantinopels, welche Rom und die Franken und die Herrschaft eines energischen Kaisers gleich stark haßten, eine Verschwörung, und erhoben einen aus ihrer Mitte, den Großschatzmeisterr Nicephorus, auf den Thron (802). Derselbe verbannte Irene nach Lesbos, wo sie in Armuth und Verachtung ihr Leben schloß.

Geschichte des arabischen Reichs.

Einleitung. Land und Volk.

Durch die Eroberungen des großen Alexanders, der Seleuciden lang währende Herrschaft und Roms noch dauernde Gewalt wurden über einen großen Theil Asiens europäische Sitten, Gebräuche, Ideen, Künste, Sprachen, Regierungen und Religionen ausgebreitet. Denn selbst die christliche Religion, wiewohl von Asien ausgegangen, hatte dennoch ihre Fortbildung, und dann die Verfassung ihrer Kirche in und von dem römischen Reiche, demnach in europäischem Geist, erhalten. Europa war bis an den Tigris vorgerückt. Der Genius des Orients wich in's innere und östliche

Asien zurück, von wo aus er nur schwach — als von fern und durch wenigere Berührungspunkte — auf den europäischen fortwirkte. Ein sehr auffallendes Ermatten auf beiden Seiten — denn in Wirkung und Gegenwirkung allein besteht das Leben — war die Folge davon. Aber es erschien die Zeit, da durch eine mächtige Umwälzung der morgenländische Geist wieder zur alten Kraft erwachte, sein altes Reich, selbst mit erweiterten Grenzmarken, wieder in Besitz nahm, und durch grelle Entgegensetzung und durch feindseliges Streben nach Herrschaft auch auf die Thätigkeit und Entwicklung des abendländischen Geistes einen vielseitigen Einfluß äußerte.

In den Gegenden des untern Euphrat, in der von der Natur selbst gesetzten Grenzscheide der beiden Weltreiche, des römischen und persischen, da erstreckt sich viele Tagreisen lang und breit eine todte Wüste. Die schönen Länder, Syrien im Westen, Al-Dschesira (Mesopotamien) im Norden, und Irak (Babylon) im Osten, verlieren sich durch allmählige Uebergänge in deren traurigen Sand. Jenseits, im Süden dieser Wüste, liegt — oder wird vielmehr gebildet durch den fortwährenden Zug derselben — die Halbinsel Arabien. Durch das rothe Meer, mit seinen beiden Busen, dem arabischen und persischen, auf drei Seiten, auf der vierten durch das Sandmeer von der übrigen Welt geschieden, blieb dieses Land der Wunder, Jahrtausende lang, fast ohne alle wirkende oder leidende Theilnahme an den Schicksalen der auswärtigen Völker, ein geheimes Vorrathshaus von Kräften, welche zu großen Bestimmungen heranreiften.

Arabien, mit Inbegriff der nördlichen Wüste, enthält den vier bis fünfmaligen Flächenraum von Deutschland. Seine Beschaffenheit im Allgemeinen ist jener der afrikanischen Sahara ähnlich (von welcher es bloß durch einen schmalen Meerbusen und durch das glückliche Nil-Thal getrennt wird), nur daß es mehr Gebirge, zumal längs der Küsten, und in einigen Gegenden etwas mehr Wasser hat. Doch sind die meisten Berge nacktes Gestein, die meisten Quellen dürftig und von Salpeter und Salz geschwängert, die grünenden Räume gleich kleinen Eilanden im Sandmeere zerstreut. Dieser Sand, von den senkrechten Strahlen der Sonne glühend, versengt den Fuß des nicht eingeborenen Wanderers, raubt durch den heißen Qualm, der ihm entsteigt, den Athem, und erschreckt durch die darin schwimmenden Truggestalten. Wenn aber der Wind ihn wie Meereswogen aufthürmt und niederweht, dann begräbt er ganze Karavanen, ganze Heere in seinen Schooß.

In den südlichen Gegenden jedoch, zumal in den Küstenländern, wo höher liegende Thäler, kühlere Lüfte, und häufigere Quellen sind, da ist auch reicheres, vegetabilisches und animalisches Leben, da wird Korn und Reis gebaut, köstliche Südfrüchte, auch Zuckerrohr und Trauben gedeihen, Weihrauch, Myrrhen, Kaffee erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, und geben den vielgesuchten Stoff eines lebendigen, fernhin wirkenden Handels.

Dieser südliche, schönere Theil der Halbinsel wird darum das glückliche Arabien genannt, ist aber, da auch hier die Wüste vielarmig streicht, solcher Benennung nur vergleichungsweise werth.

Im Norden werden das peträische, und das sandige oder wüste Arabien, in strengerer Bedeutung, unterschieden. Ersteres von seinen Felsgebirgen, oder eigentlicher von der Stadt Petra, also genannt, reicht von der ägyptischen Grenze und vom Sinai-Gebirge über das Küstenland des arabischen Busens, welches den Namen Hedjaz führt, und die heiligen Städte Mekka und Medinah enthält. Letzteres begreift die weiten Wüsten von Syrien, Al-Dschesira und Irak, und südlich daran die Länder Hedscher, das höhere Nedsched, im innern Lande, und Jamomah, den Sitz des berühmten Stammes Honaifah. Doch sind die Grenzmarken des peträischen und wüsten, zumal gegen das glückliche Arabien, sehr unbestimmt, und die ganze Eintheilung den Einheimischen, als welche bloß die einzelnen Provinzen, wie Hedjaz, Nedsched u. s. w. nennen, unbekannt.

Die allermeisten Gegenden Arabiens sind bloß zur Viehzucht tauglich, und von jeher sind deren Bewohner auch Hirten — Nomaden — gewesen. Die Hauptmasse der arabischen Nation trieb in den ältesten Zeiten und treibt noch jetzt das Hirtenleben. Dieselben grünenden Eilande im Sandmeer, dieselben Brunnen wie vor Jahrtausenden dienen noch heute zum Sammelplatz, zum wechselnden Aufenthalt der Beduinen. Zwei kostbare Thiere zumal machen ihren Reichthum aus, das Kameel und das Pferd, beide einheimisch in Arabien und von der edelsten Race.

Doch auch von jeher haben die Stämme Arabiens durch Verkehr unter einander und mit dem Auslande sich, was sie außer ihren Heerden bedürfen, oder wornach sie lüstern sind, zu verschaffen gesucht. Einige Gegenden, etwa durch die Lage zu solchem Verkehr vorzüglich geeignet, oder durch vergleichungsweise Fruchtbarkeit zum ansäßigen Leben einladend, sind auch eigends von handelnden oder ackerbauenden

Stämmen (Hadesi und Fellah's) seit den ältesten Zeiten bewohnt; und Städte in nicht unbeträchtlicher Zahl bilden durch ihr regeres Leben einen anziehenden Contrast mit dem gewöhnlichen Schweigen der umgebenden Wüste.

Der Hauptcharakter des Nomadenlebens ist die Freiheit. So auch in Arabien. Die Kinder der Wüste, im Schooß der freien Natur erzogen, gesund, stark, genügsam, bedürfen der Einschränkungen und Gängelbänder der bürgerlichen Gesellschaft nicht, und ihr stolzer Geist verschmäht sie. Dem Aeltesten der Familie, oder dem Würdigsten in derselben, wird eine freiwillige mehr, als gezwungene Folge geleistet, und auf ähnliche Weise unter den Geschlechtern, die einen Stamm bilden, das eine zum anführenden bestimmt. Gemeinsames Interesse oder künstlich geweckter Enthusiasmus mögen die vielen Stämme zu einer Nation, ihre Streiter zu einem Nationalheer vereinigen, aber solche Vereinigung ist immer nur vorübergehend und los. Selbst jene, welche Mohammeds Genius bewirkte, löste sich großentheils auf, als seine Nachfolger den Sitz der Herrschaft im Ausland aufschlugen.

Die innere Freiheit gibt Muth und Kraft zur Behauptung der äußern. Doch ist auch diese bei den Arabern so sehr Geschenk des Bodens, als eigenes Verdienst. Oefters ist die Eroberung Arabiens versucht, aber niemals vollendet worden. Aegypter, Perser, Römer haben nach einander ihre Waffen hineingetragen, aber nur mit geringem Erfolg, und meistens zum eigenen Verderben. Hunger, Durst, Mühseligkeit rieben die Heere auf in der weglosen Wüste; oft verschlang sie das sturmbewegte Sandmeer. Nur Yemen, überhaupt Südarabien — wenn es zur See angegriffen wurde, denn zu Land ist die Wüste seine undurchdringliche Vormauer — mochte leichter bezwungen werden. Hier bietet der Boden solche Hindernisse nicht dar, und die durch Bequemlichkeit und gewohnten Genuß geschwächten Bewohner eines fruchtbaren Landes neigen sich zur Feigheit und Folgsamkeit der übrigen Südasiaten. Wir haben schon früher der Eroberung der Abyssinier, dann der Perser (unter Koshru I.) in Yemen gedacht. Noch führte ein Statthalter Persiens hier die Gewalt, als Mohammeds Sendung Arabien und die halbe Welt aus ihren Angeln riß.

Die Araber sind eines feurigen und hohen Geistes, von überreicher, kühner Phantasie und schnell entglühendem Enthusiasmus. Sie lieben die Dichtkunst, und sind leichter durch die Kraft der Worte, als

des Scepters oder des Schwertes zu lenken. Sie sind freiheitsstolz, unerschrocken, ausharrend, mäßig, ernst, großmüthig, gastfrei; aber auch räuberisch, rachsüchtig, leidenschaftlich, unruhig und wandelbar; gefährliche Feinde, unzuverlässige Bundesgenossen, ihre Pflicht nach ihrem Wohlwollen, ihr Recht nach ihrer Kraft ermessend, allem Fremden abgeneigt, im Zorne grausam.

Mohammed.

Die Kraft dieses Volkes hatte bis dahin nur in einheimischen Fehden, oder in vereinzelten Raubzügen, in theilweiser, bezahlter Hülfeleistung an Fremde, endlich in wenigen Vertheidigungskriegen an den Grenzen sich geübt. Die Gesammtkraft der Nation hatte sich noch nie entfaltet. Gleichwohl bestand, über ganz Arabien ausgebreitet, eine seit alter Zeit unvermischte, durch Gemeinschaft des Namens, der Sprache, der vorherrschenden Sitte, und hiernach muthmaßlich der Herkunft verbundene Nation. Dieselbe erhielt sich in ihrer Absonderung, wiewohl nach und nach eine nicht unbeträchtliche Menge neuer Ankömmlinge unter ihnen sich ansiedelte. Sabäer schon zu des Cyrus Zeit, später aber Magier, Juden und Christen aus allen benachbarten Ländern (unter den Christen zumal die verfolgten Ketzer), so wie durch die wechselnden politischen und kirchlichen Revolutionen eine Sekte gedrängt wurde, flohen in die Freistätte der Wüste; und fanden unter den heidnischen Arabern die Duldung, welche sie von den Genossen einer edleren Religion nicht erhalten konnten. Reinere Ideen, vor allen die Idee eines höchsten Gottes, wurden durch den Verkehr mit den Fremden allmählig in Umlauf gesetzt. Noch hatten sie den Sieg über die ererbten rohen Ideen des Fetischismus und der Abgötterei nicht erhalten; aber es war das arabische Volk doch vorbereitet worden zu ihrer Aufnahme, und hierdurch zur großen Umwälzung, die, in der von der Vorsehung bestimmten Zeit, über dasselbe, und von ihm aus über die halbe Welt kommen sollte.

Der Stifter dieser Revolution, ein so mächtiges Werkzeug der Vorsehung, muß wohl ein hohes Interesse erregen. Allein die Entfernung machte seine Züge fast unkenntlich, und Geschrei der Parteisucht übertönt der ächten Ueberlieferung leisen Ruf. Aber nicht in der Leidenschaft, nur in ruhiger Betrachtung ist die Wahrheit; auch nimmt die Wissenschaft ihren Standpunkt höher, als irgend eine positive Lehre



Mohammed.

(Bd. II. S. 122.)

Nach Tiepolo.

reicht. Warum wäre Mahommed zu verachten, oder zu hassen? — Wen Gott zum Werkzeug einer weltumkehrenden Veränderung erkoren, der kann nicht verächtlich sein; und es mag bezweifelt werden, ob ein Bösewicht jemals eine weitreichende, bleibende Veränderung hervorgebracht.

In dem Stamme Koreisch, welcher in dem von Alters her heiligen Mekka herrschte, dem edelsten in Arabien durch Thatenruhm und Sprache, und in der Familie Haschem, welcher die Anführung des Stammes und die Bewahrung der Kaaba (eines uralten Tempels und Nationalheiligthums) erblich durch viele Geschlechtsalter zustand, wurde im fünfhundertneunundsechzigsten Jahr unserer Zeitrechnung — als Justinus II. im 4ten Jahr das römische Reich verwaltete, ein Jahr nach der Eroberung Oberitaliens durch die Longobarden — Abul Kasem Mohammed (der Ruhmwürdige) geboren. Von den edelsten Vorfahren erbte Mohammed gleichwohl nur ein kleines Glück. Frühe ward er Waise. Die Habe seines Großvaters fiel meistens den Oheimen zu, und Er erhielt für seinen Antheil nicht mehr als fünf Kameele und eine Sklavin. Abu Taleb, unter den Oheimen der geehrteste, jetzt Anführer des Stammes, übte Vaterrecht über den verwaisten Jüngling, bis derselbe die Hand der Kadischah, einer reichen Wittwe, deren Handelsgeschäfte er als treuer Diener besorgt hatte, erhielt, und hierdurch zu Vermögen und Selbständigkeit gelangte.

Mohammed (diese Schreibart, als die gewöhnlichere, wiewohl minder richtige, werden wir fortan beobachten) war vierzig Jahre alt, und noch umschloß der Kreis eines stillen Privatlebens seine Schritte. Jetzt vernahm er den höhern Ruf, trat auf (609) — anfangs unter wenigen eng vertrauten, dann öffentlich in der Familie Haschem, endlich vor allem Volk, den Koreischiten und Fremden, in der Kaaba und überall, wo er Zuhörer fand — als „Gottgesandter Lehrer der einzig wahren Religion."

Wirklich ist Mohammeds Hauptlehre: „Es ist nur Ein Gott," die erhabenste, heiligste Wahrheit; und auch der unlautere Zusatz: „Mohammed ist sein Prophet," möchte — entweder als aufrichtige Selbsttäuschung und Schwärmerei, oder als heilsamer Betrug, um die Hauptlehre wirksamer einzuschärfen, oder endlich durch eine freiere Deutung des Wortes Prophet, wornach Jeder, der den innern Drang fühlt, eine entdeckte große Wahrheit zu verkünden, als von Gott hierzu berufen gelten kann — entschuldigt oder gebilligt wer-

den: wofern nicht Mohammed durch seine Strenge in Festsetzung, durch seine Härte in Behauptung seiner Prophetenwürde solche Nachsicht verwirkt hätte. Doch stolzer, unbedingter als jedes andern Gottgesandten klingen Mohammeds Verkündigungen. Nicht nur göttliche Lehren, auch unmittelbar göttliche Worte sind es, die er vorträgt. Er ist der größte und letzte aller Propheten. An ihn zu glauben ist unumgänglich nöthig zur Seligkeit, und — so setzte er hinzu, als die Verfolgung der Gegner ihn gereizt, schwellende Stärke ihn ermuthigt hatte — eine Pflicht, deren Erfüllung, wo die Lehre nicht hinreichend ist, durch's Schwert eingefordert wird.

Aber langsam und schwierig waren die ersten Fortschritte des Propheten. Gegen ihn waren eingewurzelte Vorurtheile, blinder Fanatismus, Neid und Parteihaß. In drei Jahren hatte er nur 14 Proselyten gewonnen, worunter Kadischah seine Gattin, Zeid sein Sklave, der junge Ali, Abu Talebs heldenmüthiger, schwärmerischer Sohn, und der ehrwürdige Abubeker, Mohammeds vielgeprüfter Freund. Zehn Jahre später war, wiewohl von fremden Pilgrimen eine bedeutende Zahl seine Lehre angenommen, noch immer der Koreischiten größter Theil derselben feind, und selbst im Hause Haschem der Widerstand groß. Doch schützte Abu Taleb, obschon er selbst die Neuerung haßte, den Neffen vor der Gewalt der Feinde, und Familienpflicht verband die Haschemiten alle zu solchem Schutz. Da entbrannte der Krieg der Koreischiten gegen Haschems edles Haus, und es ward nach Abu Talebs Tod die Anführung des Stammes an Abu Sophian, das Haupt des Hauses Ommajah, gegeben.

Dieser, vom alten Familienhaß gegen die Haschemiten und von Fanatismus zugleich getrieben, bewog die versammelten Häupter der Koreischiten und ihrer bundesverwandten Stämme zum Bluturtheil über Mohammed. Aus jedem Stamm — zur Verkündigung der Nationalrache — sollte ein Schwert in sein Herz gestoßen werden. Der Tag ward bestimmt, die Mörder umringten des Propheten Haus. Er aber, durch Ali's heldenmüthige Treue, rettete sich (16. Jul. 622, Anfang der Hedshrah) in die Wüste, und gelangte, begleitet von Abubeker, fast wunderbar den Verfolgern entrinnend, in 16 Tagen nach Medinah, der Stadt des Buches oder des Unterrichts, deren Bürger, schon früher dem Gotte Mohammeds huldigend, einen geheimen Bund mit dem Propheten geschlossen hatten, und ihn jetzt mit lautem Jubel empfingen. Die Charegiten und Afiten, die beiden Hauptstämme dieser Stadt, bildeten jetzt in brüderlicher Verbindung

mit den herbeieilenden Flüchtlingen von Mekka den ersten lebendigen Keim von Mohammeds Reich.

Derselbe entwickelte sich und erstarkte binnen 10 Jahren schon zum gewaltigen Baum, welcher ganz Arabien überschattete, und jenseits der Wüste bis nach Syrien, und an den Euphrat riechte, Vertheidigung und Rache gegen die Verfolger von Mekka entzündeten den Krieg, welchen bald Fanatismus oder wachsender Ehrgeiz des Siegers in einen allgemeinen gegen die Ungläubigen überhaupt verwandelte. Aber die Schlachten Mohammeds und seiner Feldherren — die Schriftsteller zählen deren gegen fünfzig — von dem ersten Sieg bei Beder (623), wo sein Heer aus 313 Mann bestand, bis zum Zug gegen das griechische Reich, auf welchem 20,000 Krieger zu Fuß und 10,000 Reiter seiner Fahne folgten, sind zwar reich an interessanten, hohen, ergreifenden Zügen: aber der allgemeine Geschichtschreiber, nur dem großen Strom der Verhängnisse folgend, muß die Darstellung des Einzelnen, so anziehend sie sei, dem Spezialhistoriker überlassen.

In dieser thatenreichen Periode von Mohammeds Leben sehen wir den hohen Charakter des Sehers, des unerschrockenen, doch friedfertigen Predigers der Wahrheit allmählig in jenen des fanatischen Priesters und des ehrgeizigen Eroberers übergehen. Widerstand hatte seinen Eifer heftiger gemacht, Verfolgung hatte seinen Zorn entzündet, wachsende Stärke endlich seinen Stolz erhöht. Nicht mehr im Ton der Lehre, welche zu überzeugen wünscht, im Ton des strengen Gebots, das Unterwerfung fordert, und mit Feuer und Schwert verkündete er jetzt die Einheit Gottes, so wie seine eigene Prophetenwürde. Die Zeit der Duldung war vorüber; den Ungläubigen wurde Krieg erklärt über die ganze Erde. Im Namen des unendlich Gütigen wurden dessen Geschöpfe zu vielen Tausenden geschlachtet, zur Ausbreitung der Wahrheit Trug, Meineid, verworfene Tücke geübt, jedes menschliche Gefühl verläugnet, jedes Menschenrecht niedergetreten zur Einschärfung humaner Gesetze.

Mohammed starb im dreiundsechzigsten Jahre seines Alters und im zehnten seiner Vertreibung aus Mekka (632). Seinen Charakter zeichnen, ist schwer. Seine Thaten liegen vor uns, aber zu ihrer moralischen Würdigung wäre nöthig, des Propheten Herz und die innersten Geheimnisse seines Gemüthes zu durchschauen. Doch über die Gaben und Talente Mohammeds können wir, nach den unverwerflichsten Zeugnissen und nach seinen Werken, ein historisch begründetes Urtheil fällen. Er erscheint uns als ein Mann, welchem die

Natur nicht einen jener äußerlichen und innern Vorzüge versagt hatte, welche dem Mann des Volkes, dem kräftigen Reformator nöthig sind: Schönheit, Adel in Antlitz und Gestalt; Wohllaut, Vollton der Stimme; hierzu ein scharfer Verstand, schnelles Urtheil, lebendiges Gefühl, reiche und glühende Phantasie und ein nie erschöpfter Strom natürlicher Beredtsamkeit; endlich Kühnheit, Beharrlichkeit, hohe Genialität, genährt durch einsame Betrachtung, beflügelt, entzündet durch den Geist der Schwärmerei.

So viele Gaben der Natur machten die künstliche Bildung entbehrlich. Mohammed hatte keinerlei gelehrte Erziehung. Doch hatte er, auf einigen Reisen nach Syrien und auch in Mekka selbst, durch Umgang mit Einheimischen und Fremden, den Gesichtskreis seines Verstandes erweitert; und einem empfänglichen Geist gibt jedes Thun und jedes Leiden Belehrung.

Mohammeds Privatleben — wenn wir seine Unenthaltsamkeit im Punkt der Liebe ausnehmen, wo jedoch das Klima und die Nationalsitten zu berücksichtigen sind — war unschuldig, erbaulich, tadellos. Der Beherrscher Arabiens, so wie früher der Bürger in Mekka, nährte sich von Gerstenbrod und Datteln. Milch und Honig war seine kostbarste Erquickung; sein Lager ein Teppich auf bloßer Erde. Gleich einfach Wohnung, Kleidung und die ganze Weise. Doch alles das lag theils im allgemeinen Charakter des Arabers und des Kriegers, theils mochte es nothwendig oder räthlich scheinen zur Behauptung der Prophetenwürde und des Charakters der Heiligkeit, demnach sowohl Klugheit als Tugend sein.

Erste Chalifen.

Mohammed hinterließ keinen Sohn; auch von seinen Töchtern überlebte nur Fatime den Vater. Sie war Ali's Gattin,* Hassans und Hoseins Mutter und, durch diese und mehrere andere Kinder, Mutter eines zahlreichen Geschlechts.

Keiner unter den Gläubigen hatte so vielen Anspruch, dem Propheten nachzufolgen, als Ali, sein Verwandter und Eidam, und welchen er schon beim Antritt des öffentlichen Lehramts zum Chalifen (Stellvertreter), zu seinem Bruder, seinem Aaron erklärt hatte. Aber die Ränke von Ayescha, Abubekers Tochter, der schönsten

* Der Koran hat sie mit Kadischah und Jesus Mutter und Moses Schwester zum Rang der vier vollkommensten Frauen erhoben.

von Mohammeds Frauen, wohl auch der Freiheitsgeist der Häupter, welcher die erblichen Ansprüche scheute, vor Allem der Eifer Omars, welcher Ali und das Haus Haschem haßte, entschieden für Abubeker. Ali, mit edler Selbstverläugnung, unterwarf sich.

Nach zwei Jahren (634) starb der Chalif, ein Mann von hoher Tugend und Weisheit, im Krieg wie im Frieden groß; sterbend bezeichnete er Omar, als den Würdigsten, zum Nachfolger. Die Häupter ehrten seine Wahl; auch Ali gehorchte. Unter Omar ging der Schrecken der arabischen Waffen über Syrien, Persien, Aegypten; es war die schönste Heldenzeit des Reiches. Omar, gleich edel und kräftig, gleich demüthig und enthaltsam, wie sein Vorfahrer, fiel nach zehnjähriger Verwaltung (644) durch den Stoß eines Meuchelmörders.

Da ernannte die Zeche (der hohe wählende Rath, aus den vornehmsten Häuptern und Mohammeds Freunden bestehend) Othmann, des Propheten Geheimschreiber, zum Chalifen mit einiger Beschränkung der Macht. Schwäche des Alters und des Charakters machten ihn minder fähig, als seine Vorgänger, zur Führung der Gewalt. Nach außen zwar dauerte das Kriegsglück fort. Kleinasien, Armenien, Nubien wurden betreten, Cypern, Rhodus erobert. Aber Arabien selbst brannte von Aufruhr und Parteiwuth. Aus allen Stämmen der Nation strömten die Empörer gegen Medinah, belagerten, erstürmten die heilige Stadt, und tödteten den 82jährigen Chalifen (655).

Jetzt endlich, nach 23jähriger Verdrängung, gelangte Ali zu seinem Recht. Seine Regierung war kurz und unglücklich, wiewohl von Heldenthaten glänzend. Ayescha, seine unversöhnliche Feindin, verband sich mit Telha und Zobeir, zwei mächtigen Häuptern; aber Ali schlug und tödtete dieselben in einer großen Schlacht, und sandte die gefangene Ayescha zurück zu des Propheten Grab.

Da erhob sich gegen ihn, noch furchtbarer, Moawijah der Ommajahde, Statthalter von Syrien. In der Ebene von Siffin stritten die beiden Heere hundert und zehn Tage lang. Vierhundert in einer Nacht erlegte Ali mit eigener Hand. Aber die Arglist des Gegners entriß ihm die Früchte des Sieges durch heuchlerische Berufung auf den Koran und einen schiedsrichterlichen Spruch. Noch einige Jahre währte der Krieg der Waffen und der Ränke; da entschlossen sich drei Charegiten, durch Ermordung der streitenden Häupter dem Volke Frieden zu geben. Ali, Moawijah und Amru,

des Letzten Freund und Eroberer von Aegypten, sollten sterben. Doch nur gegen Ali gelang — in der Moschee von Kufa * die That (660).

Seine Getreuen riefen Hassan, seinen ältesten Sohn, zum Chalifen aus. Dieser, aus Friedensliebe, entsagte dem Reich. Sein Weib, von Moawijah gewonnen, vergiftete ihn.

Die Würde des Imam oder Chalifen, nach der Haschemiten und aller wohldenkenden Araber Stämme, ging nun über auf Hosein, Hassans Bruder, welcher des Vaters Heldengeist mit des Bruders stiller Tugend einte. Aber zu Damaskus hatte Moawijah den usurpirten Thron befestigt durch die Anhänglichkeit der Syrer, der Perser und Aegypter und auch vieler arabischen Stämme, welche theils aus alter Eifersucht gegen Haschems Geschlecht, oder gewonnen durch Moawijah's Freigebigkeit, sich ihm ergeben hatten. Dieselben Häupter, deren stolzer Freiheitssinn die Erblichkeit der Macht in des Propheten Haus verschmäht hatte, unterwarfen sich jetzt der erblichen Herrschaft von dessen heftigstem Feind; und gemäß solcher Erbhuldigung, welche Moawijah durch List und Gewalt errungen, ergriff nach seinem Tode (680) der werthlose Jezid, sein Sohn, den entweihten Stab des Apostels.

Indessen waren es mehr die Häupter als das Volk, welche sich so pflichtvergessen und sklavisch an Moawijah hingaben; und meistens nur diejenigen, welche jenseits der freien Wüste sich angesiedelt, oder überhaupt durch längeren Kriegsdienst den feilen Geist der Soldknechte angenommen hatten. Viele echte Moslems bewahrten in ihrem Herzen eine fromme Treue für Fatimens Geschlecht. Bald nach der Thronbesteigung Jezids erhielt Hosein zu Medinah eine Liste von 140,000 Gläubigen aus Irak, zumal aus Kufa, welche heimlich seiner Sache geschworen hatten, und ihn aufforderten, am Euphrat zu erscheinen als ihr Heerführer und als Chalif.

Hosein, ohne seine Getreuen aus Arabien zu sammeln, zog eilig mit einem kleinen Gefolge von Weibern, Kindern und nur 72 Streitern durch die Wüste, wie zur leichten Besitznahme des Reiches. Aber schon war die Verschwörung durch Obeidollah, den Statthalter von Kufa, unterdrückt worden, und Hosein, als er die Gefilde von Kerbela betrat, sah plötzlich seinen schwachen Haufen von mehr als 5000 Feinden umringt. Nach einem verzweiflungsvollen Kampf, nachdem er alle seine Freunde hatte fallen sehen, ein Sohn und ein

* Ali hatte den Sitz des Reiches von Medinah nach Kufa — in Irak Arabi — verlegt.

Neffe in seinen Armen getödtet waren, sank endlich der unglückliche, edle Enkel Mohammeds unter den Streichen eines unmenschlichen Mörders, der sich einen Gläubigen nannte. Auf der Stelle, wo Hosein fiel, so wie unfern davon, über dem Grabhügel von Ali, wurde später ein frommes Denkmal und eine Moschee errichtet. Beide heiligen Orte, durch den Zulauf der Pilgrime belebt, erweiterten sich allmählig zu ansehnlichen Städten (Medsched Hosein und Medsched Ali), und noch heute werden unaufhörlich die beiden Gräber durch die andächtigen Thränen unzähliger Wallfahrer von nah und fern benetzt. Doch hat der Grad der Verehrung, welche Ali und seinen Söhnen gezollt wird, eine bleibende Spaltung unter den Moslems veranlaßt.

Mohammedanische Religion.

Zum Verständniß der politischen und bürgerlichen Geschichte des Reiches Mohammeds ist ein Blick auf seine Religion nothwendig.

Der Hauptlehre Mohammeds: „Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet," haben wir schon oben gedacht.

Auf sehr geschickte Weise ist diese Lehre mit dem Glauben der Juden und Christen in Verbindung gesetzt, oder vielmehr nur wie dessen vollendete Krone dargestellt. Eine ewige Religion ist es, welche Gott den Menschen in mehreren auf einander folgenden Offenbarungen — aber immer vollständiger und geklärter, nach ihrem steigenden Bedürfniß und größerer Empfänglichkeit, durch seine Auserwählten und Gesandten — zumal durch sechs Propheten von besonders strahlender Herrlichkeit verkündigt hat. Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed sind diese Propheten, von welchen Jeder die wahren, doch nur bis zur Erscheinung des immer größern Nachfolgers genügenden Mittel des Heils gepredigt, Mohammed aber, dessen Ankunft von Christus, so wie die des Letzten von Moses vorausgesagt worden, ist der Allerhöchste, und Keiner mehr wird ihm folgen.

Nicht nur die Einheit, auch die Geistigkeit und Unendlichkeit Gottes, beide mit philosophischer Strenge bestimmt, werden im Koran gelehrt. Gott ist der Herr der materiellen und der moralischen Welt; allmächtig, allwissend und allgütig. Alles, was geschieht, ist von ihm voraus bestimmt; doch ist — über die Erklärung geht

der Prophet klüglich hinaus — der Mensch frei, wenigstens verantwortlich.

Der Koran verheißt ferner Unsterblichkeit, und kündigt jenseits des Grabes überschwängliche Belohnungen den Auserwählten, gleiche Strafen den Verworfenen an. Die sinnlichen Freuden, womit Mohammed sein Paradies ausstattete, sind Zeloten und Heuchlern ein Gegenstand des Aergers. Aber sie hängen zusammen mit der Lehre von dem Wiederaufstehen des sinnlichen Leibes, und schließen, nach Mohammeds Versicherung, die reinen, geistigen Genüsse nicht aus. Gerechtere Rüge dagegen trifft die unbedingte und ewige Verdammung, welche der Fanatiker über alle Ungläubige — doch mit einiger Abstufung der Strafe nach dem Grad der Verkehrtheit — ausspricht. In einer eigenen Hölle aber, welche die gelindeste von allen und nicht ohne Erlösung ist (die Strafe dauert, — nach Maßgabe der Schuld — von 900 zu 7000 Jahren), leiden Diejenigen, welche dem Glauben nach auserkoren, und nur nach den Werken verwerflich sind.

Gut aber sind die Werke, welche der Koran gebietet, bös, welche derselbe untersagt. Der Islam (also heißt die Religion Mohammeds; ihr dogmatischer Theil wird Iman, der praktische Div genannt) schärft die allgemeinen Diktate der Moral, zumal jene der Gerechtigkeit, ein, und erhöht die unvollkommene Pflicht der Wohlthätigkeit, zu einem bestimmten, den zehnten Theil von jedem Einkommen in Anspruch nehmenden Gebot. Dabei wird den Bekennern die Beschneidung, die Enthaltung von Wein und alle Jahre ein strenges Fasten während des ganzen Monats Ramadan aufgelegt. Der Freitag in jeder Woche ist zum öffentlichen Gottesdienst — Gebet und Erbauungsrede — bestimmt, jedem Einzelnen aber geboten, täglich fünfmal nach vollbrachter Reinigung — wo immer er sich befinde — zu beten. Augen und Gemüth müssen bei solcher frommen Handlung nach der Gegend des Horizonts (Kebla) sich wenden, wo Mekka mit seinem heiligen Tempel liegt; eine einfache, aber in der Einfachheit erhabene Feßlung der Andacht, ein stummes Symbol der religiösen Verbrüderung von Völkern dreier Welttheile. Die Wallfahrt nach Mekka — im Leben wenigstens einmal zu verrichten — ist Religionspflicht, oder doch sehr verdienstliche Handlung. Endlich gebietet der Koran die Ausbreitung des Islam durch Ueberredung oder Gewalt. Doch bleibt natürlich der Beschluß solchen Krieges der obersten Gewalt überlassen; vom Einzelnen wird nur Willfährigkeit gefordert, dem Ruf zu folgen.

Alle Hauptvorschriften des Islam, sowohl des Glaubens, als des Handelns, sind in dem Koran enthalten. Dieses Buch (sein Name heißt „Lesung") ist unerschaffen wie das Wesen der Gottheit, und auf die Tafel ihrer unabänderlichen Rathschlüsse von Ewigkeit her mit Strahlen des Lichts gegraben. Eine Abschrift davon, auf Papier, in einem Band von Seide und Edelgesteinen, wurde durch den Erzengel Gabriel in den niedrigsten Himmel gebracht und kapitelweis dem Propheten geoffenbaret. Derselbe theilte sie weiter seinen Schülern mit; aber Offenbarung und Mittheilung geschahen weder in regelmäßiger Folge, noch im Zusammenhang, sondern je nach dem Bedürfniß des Augenblickes — d. h. nach den jedesmaligen Verhältnissen oder Leidenschaften des Propheten. Seine Schüler schrieben, was er also verkündete, sorgfältig auf, und verwahrten die einzelnen Blätter in einem gemeinsamen Behältniß. Abubeker brachte dieselben nach des Propheten Tod in Ordnung, und Othmann, im dreißigsten Jahre der Hedschra, machte sie als den Koran allgemein kund.

Mohammed, die Göttlichkeit seines Buches zu beweisen, fordert kühn Engel und Menschen auf, irgend etwas hervorzubringen, was einer einzelnen Sura (also heißen die Kapitel des Koran) an Vortrefflichkeit beikomme. Wirklich ist dem Buch der Stempel der Genialität aufgedrückt; es enthält große Ideen, ewige Wahrheiten, erhebende Betrachtungen; aber wir erkennen darin auch die nothwendige Beschränkung Desjenigen, der — nur des Lesens und Schreibens kundig — außer der engen Sphäre mündlicher Mittheilung von dem nährenden, geistigen Verkehr mit den Lehren der Zeiten ausgeschlossen war.

Nicht nur der Koran oder die rein göttlichen Worte, die über des Propheten Lippen gingen, auch die Sunnah, der Inbegriff Desjenigen, was er durch eigenes Wort und Beispiel lehrte, wird von der Hauptsekte seiner Bekenner für heilig und verbindlich geachtet. Die Verwandten und Freunde Mohammeds bewahrten solche erbauliche Erinnerungen, und überlieferten sie durch mündliche Erzählung den nachfolgenden Geschlechtern. Aber eine Flut von unechten Ueberlieferungen mischte sich unter die wahren; und erst 200 Jahre nach Mohammeds Tod wurden die letzten durch den frommen Al-Bochari ausgeschieden und, mit dem Beifall der herrschenden Sekten, als bleibendes Gesetz publizirt.

Mohammed hat keine Wunder gewirkt, die Wundergabe auch nicht angesprochen; aber seine Bekenner haben sie ihm beigelegt und zur Stärkung ihres Glaubens eine Menge von Ungereimtheiten erdacht.

Hierdurch ist der äußere Fortgang seiner Lehre befördert worden, aber nicht das Auffassen ihres Sinnes. Mit Recht sagte der Prophet, daß Zeichen und Wunder die Verdienstlichkeit des Glaubens verringern; denn es ist ein knechtischer Beifall, der einer Lehre um des Wunders willen gezollt wird: der freie Geist gibt sich nur der innern Kraft der Wahrheit hin.

Die mohammedanische Lehre — bei unvergleichbar geringerem Werth, als die christliche, und, da sie viel später eintrat, gegen diese, schon consolidirte, mit desto größerem Nachtheil ringend, demnach durch die allgemeine Weltlage weit weniger begünstigt, endlich ohne eigentliche Kirchenverfassung, ohne gewaltigen Priesterstand — erhob sich nicht allmählig, still und verborgen, sondern fast urplötzlich, schnell, geräuschvoll, unwiderstehlich zur Herrschaft über die halbe Welt. Kaum hundert Jahre verflossen nach der Flucht Mohammeds von Mekka, als schon der Islam über den Ländern von der Grenze Indiens bis zum atlantischen Ocean thronte. Die Erklärung dieser schneidenden Gegensätze liegt darin, daß Mohammeds Reich nicht bloß wie eine religiöse, sondern wie eine politische Revolution sich erhob, und durch die vereinte Kraft der Lehre und des Schwertes ausgebreitet und befestigt ward.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die mohammedanische Religion alle übrigen, die christliche ausgenommen, an innerem Werth gar weit übertreffe, auch daß, was von ihrem Inhalt nicht allgemein wahr und gut ist, doch eine klimatische oder nationale Zweckmäßigkeit habe, oder durch den darin wehenden, rein orientalischen Geist den Völkern des Orients sich kräftigst empfehle.

Demnach erfüllte sie auch gleich ihre heimathlichen Bekenner mit dem lebendigsten, selbst mit fanatischem Eifer, und ergoß sich, sobald der erste Widerstand — welcher freilich in der Wiege sie hätte erdrücken können — glücklich besiegt war, wie ein Feuerstrom über die Stämme Arabiens. Als einmal diese vereint waren unter der Fahne des Propheten, und mit derselben ausgingen in die Länder jenseits der Wüste, da mochte der Eifer der Christen und Magier ihren Lauf nicht mehr hemmen. Denn vor dem siegenden Schwert verstummen die Beweisgründe, und verstummt der Haß: und nach der politischen Weltlage war der Sieg den Arabern gewiß. Beide Reiche, das byzantinische und persische, lagen an der innern Auflösung, dem Erbtheil aller Despotien, krank, und hatten eben ihr Herzblut in einem schrecklichen Krieg wider einander vergeudet. Die Sarazenen da-

gegen traten mit freudiger Lebensfülle und der kühnen Vollgewalt einer jugendlichen, hochbegeisterten Nation auf. In solchen Verhältnissen mag leicht, zumal in Asien — wie dessen Geschichte vielfältig lehrt — eine Revolution lavinenartig fortschreiten, immer mächtiger, unwiderstehlicher, je weiter sie dringt.

Von jenen stillen, schöneren Triumphen einzelner, unbewaffneter Lehrer des Evangeliums über die Nationen der Erde weiß der Islam nichts. Den Götzendienern ward der Tod verkündet, wenn sie Bekehrung weigerten. Ueber Juden und Christen erging Sklaverei oder harter Tribut, wenn sie nicht Mohammed huldigten. Die Kriegsgefangenen schreckte das gezückte Schwert zur Annahme des Koran. Gefangene Kinder zu vielen Tausenden erhielten den Zwangsunterricht in der neuen Lehre. Jeder Gezwungene wurde selbst Werkzeug eines weiteren Zwanges, und es hielt die religiöse Umwälzung mit der politischen gleichen Schritt.

Beide aber, das weltliche und das kirchliche Reich Mohammeds, erweiterten sich auch durch freiwillige Unterwerfung. Die Sache des Siegers findet überall Anhang; und die Menge schwimmt immer dem Strome nach. Auch machten des Korans anziehende Verheißungen für diese und jene Welt die Gesinnungen seiner heftigsten Feinde wankend. Gedankenlosen Menschen war das Hersagen einer Formel ein leichter Preis für Freiheit und Wohlstand. Aufgeklärtere Heiden mochten mit aufrichtiger Gesinnung ihre Nationalirrthümer gegen Mohammeds bessere Lehre vertauschen; Juden und Christen aber in der Betrachtung, daß die neue Religion auf denselben Grund, wie die alte gebaut sei, eine Beruhigung für ihr Gewissen finden. Ehrgeizige Menschen endlich, oder habsüchtige, und welche durch die Umstände sich eingeengt fühlten, mußten sich eines Umschwungs der Dinge freuen, welcher zur Benützung jedes Talents, zur Befriedigung jeder Leidenschaft die Gelegenheit darbot.

Mohammed war Selbst der oberste und einzige Priester seiner Kirche. Die Prophetenwürde verlieh seiner Person den Charakter der Heiligkeit. Wie Er, übten auch seine ersten Nachfolger — als oberste, ja im strengen Sinn einzige Imams — das Recht und die Pflicht, in der Moschee zu predigen, das Volk zur Andacht zu ermahnen, vor und mit demselben zu beten. Ein Mehreres erheischte der Geist seiner Lehre nicht. Jeder Muselmann ist sein eigener Priester. Er mag für sich allein und wo immer sein Gebet verrichten, und die gebotene Reinigung vornehmen. Der Glaubensſätze sind wenige, und diese höchst

einfach. Nichts von Mysterien oder symbolischen Gebräuchen, deren Erhaltung und Vollziehung einen eigenen Stand fordert. Dasselbe Buch enthält die rein religiösen und die bürgerlichen Vorschriften; dieselben Personen, die Obrigkeiten und Richter, mögen über Beides wachen, in den Moscheen aber die Aeltesten und Ehrwürdigsten den Dienst des Imams (gewissermaßen als Stellvertreter des Chalifen) thun. Noch weniger aber als Priester hat Mohammed Mönche gewollt. Er erklärte kräftig seine Mißbilligung der Gelübde, welche der Natur, demnach Gott, den Krieg ankünden. Gleichwohl haben auch in seine Kirche, jedoch erst 300 Jahre nach ihm, die Mönche — die Fakirs, Derwische u. s. w. — sich eingeschlichen.

Glaubenssätze und Pflichten wurden von Mohammed, als Gottes Organ, mit unbedingter Macht verkündet. Sein Wort, und sein Wort allein, war das Gesetz der Gläubigen. Die vereinte kirchliche und bürgerliche Gewalt, ohne Theilnehmer oder verfassungsmäßige Schranke, ging von ihm auf seine Nachfolger über, welche, zumal wie sie ihren Thron aus Arabien (woselbst der eingeborene Freiheitsgeist der Wüstenbewohner dem Festwurzeln des Despotismus hinderlich war) nach Syrien und Mittelasien versetzt hatten, die unbedingtesten Gewalts-Herrscher in der Welt wurden. Selbst asiatische Despoten sahen und sehen sich bisweilen durch den Stolz der Edlen oder Satrapen, durch Vorrechte einzelner Stämme oder Klassen, durch überlieferte, des Alters willen heilige Verwaltungs-Grundsätze und, wo dies Alles nicht vorhanden ist, wenigstens durch das selbstständige Ansehen der Priesterschaft beschränkt. Die Chalifen, nachdem sie über sklavisch gesinnte, durch's Schwert unterworfene Völker ihren erblichen Thron errichtet hatten, ertödteten durch die monströse Vereinbarung der geistlichen und weltlichen Alleinherrschaft auch den letzten Schatten von Freiheit oder selbständigem Recht. Denn das geschriebene Gesetz (der Koran), welches da vorlag, mochte von ihnen, als Nachfolgern des Apostels, nach Gefallen gedeutet werden, und unterstützt im Allgemeinen ihre Herrschermacht.

Eroberungen der Araber.

Schon Mohammed hatte die Grenzen von Syrien betreten, jedoch ohne bedeutenden Erfolg. Aber der Krieg gegen die Ungläubigen auf der ganzen Erde war feierlich erklärt, und im ersten Jahr von Abubekers Herrschaft (632) zogen die unter der Fahne des Prophe-

ten vereinten Stämme gegen die beiden großen Reiche, deren schwach bezeichnete Grenzen mit den arabischen im Sand der Wüste zusammenflossen. Auf dem doppelten Wege, hier über das reiche, mit herrlichen und festen Städten prangende, Syrien, dort über die weiten Flächen Iraks, und jenseits derselben über des alten Medien und Persien vielnamige Hochgelände ergoß sich unaufhaltsam der Strom der Eroberung. Zur Rettung Syriens schickte Heraklius ein mächtiges Heer. Die Araber sammelten sich zu Aiznadin: der schreckliche Kaled, das Schwert Gottes, Amru, sein gleich schrecklicher Freund, über Beiden der milde, großmüthige Abu-Obeidah, führten den Befehl. Sie erfochten über Werdan, der Griechen Feldherrn (633, 13. Juli), einen glänzenden Sieg, und eroberten, als Preis desselben, das hartnäckig vertheidigte, unglückliche Damaskus (634). Viele Gräuelscenen, wie die Kriegswuth mit Fanatismus gepaart sie erzeugt, bezeichneten die Fortschritte der Sarazenen. Schrecken lähmte den Widerstand. Viele Städte, unter ihnen Chalcis, das stolze Emesa und Heliopolis (Baalbeck), mit wunderherrlichen Gebäuden prangend, beugten ihr Haupt. Da raffte Heraklius seine letzte Kraft zusammen, den unersetzlichen Verlust abzuwehren. Ein Heer, zahlreicher als das erste, aus allen Provinzen zusammengezogen, eilte nach Syrien. Eine zweite Schlacht geschah (636) an den Ufern des Hieromax; sie war hartnäckig, äußerst blutig und von schrecklicher Entscheidung. Der sarazenische Feldherr rühmte sich — wohl mit orientalischer Uebertreibung — 150,000 Ungläubige getödtet und 40,000 gefangen zu haben. Keine griechische Macht erschien mehr im Felde. Die Sarazenen zogen umher, die noch übrigen Festen zu bezwingen. Da fiel die heilige Stadt Jerusalem nach rühmlicher Gegenwehr in die Gewalt der Bekenner;* es fiel das starke Aleppo (Beröa); Antiochia, die Hauptstadt des römischen Asien, und dessen Beispiel folgend alle übrigen Land- und Küstenstädte Syriens und Phöniziens, selbst Cäsarea, die wohlverwahrte Metropole der palästinischen Provinzen, unterwarfen sich (639).

Noch vor Beendigung des syrischen Krieges (638) war Amru von Palästina aus in Aegypten eingebrochen, hatte Pelusium erobert, bald darauf das königliche Memphis eingenommen und in schnellem Siegeslauf das ganze Land, stromauf und ab, in die Gewalt des Chalifen gebracht. Nur Alexandrien, durch seine Lage, durch

* 637. Doch erhielt Jerusalem, als auch den Moslems heilig, eine günstige Kapitulation.

die Zahl, den Reichthum, die Verzweiflung seiner Bürger stark, und über's Meer mit Konstantinopel und allen Hülfsquellen des Reiches in ungehemmter Verbindung, vertheidigte sich 14 Monate lang. Endlich erlag es dem kriegerischen Ungestüm seines Feindes.

Die Ursache so glänzender Fortschritte war, daß das ägyptische Volk, dessen Masse — Alexandrien ausgenommen, woselbst die Orthodoxen und kaiserlich Gesinnten (daher „Melchiten") vorherrschten — der monophysitischen Ketzerei ergeben war, den tyrannischen Beherrscher, der den Gewissenszwang anthat, verabscheute, und lieber durch Bezahlung von Tribut Duldung von einem fremden Feind erkaufen wollte, als länger den parteiischen Druck der eigenen, engherzigen Regierung und den Hohn einer triumphirenden, einheimischen Sekte empfinden. Demnach ergaben sich die Jakobiten (oder Monophysiten) Aegyptens auf erträgliche Bedingungen an Amru, und halfen ihm thätig und mit allem Eifer, welchen Sektenhaß und Rache einflößten, das Verderben der Griechen vollenden. Beide Sekten, Jakobiten und Melchiten, wurden hierauf durch Amru's unparteiische Strenge niedergedrückt; hohe Steuern flossen in die Schatzkammer des Chalifen, und die ägyptischen Ernten brachten Ueberfluß in die nackten Steppen von Arabien. Im Uebrigen war, zumal nach vertobtem Siegesrausch, die Verwaltung des Landes weise, gerecht und wohlthätig, Ackerbau und Handel wurden begünstigt; die Indolenz der Einwohner selbst wich dem belebenden Einfluß arabischer Kolonien und des energischen Geistes, der von der neuen Regierung ausging.

Seit KosHru's II. Tod lag ein schweres Verhängniß über Persien. Der Vatermörder Shirujeh (s. oben) starb binnen Jahresfrist (629). Hierauf, in drei Jahren, 8- bis 10maliger Herrscherwechsel; auch Frauen — 2 Töchter Koshrus — bestiegen den Thron; Zerrüttung, Bürgerkrieg, Spuren der Auflösung im ganzen Reich. Der Angriff eines unbekannten Feindes mahnte die Perser jetzt zur Einigkeit. Also wurde der 15jährige Jezdegerd, Koshru's Enkel, einmüthig auf den wankenden Thron erhoben (632), und die Blüte der Nation ausgesandt in das Feld von Kadesia. Hier hatte Said, Omars Feldherr, nach einiger Unterbrechung des Kriegs den Gewaltshaufen, 30,000 Streiter, gesammelt; hier mußte entschieden werden, ob Mahommed, ob Zoroaster der Größere sei.

Nach mehrtägigem, schrecklichem, wechselvollem Kampfe sank endlich die Schale Mohammeds (636). Ein Wirbelwind, welcher plötzlich das Perserheer in Staub hüllte, erzeugte Verwirung, diese die

Niederlage. Der Oberfeldherr, Rustan, wurde erschlagen, das Reichspanier erobert: das Gefilde umher deckten Leichen. Auch die Sarazenen beklagten den Verlust von 8000 Streitern.

Hierauf unterwarf sich ganz Irak, das Land herrlicher Weiden und der reichsten Kornfelder. Ueber den wilden Tigris setzten die Sieger, und erstürmten Modain, den Königssitz. Unermeßliche Schätze belohnten die Blutarbeit.

Jezdegerd war nach Holiwan, in den medischen Bergen, geflohen. Da ging eine zweite Schlacht, bei Jalula, verloren; und der König verbarg sich in den schwer zugänglichen Höhen von Persis. Aber nicht Flucht, nur muthiger Kampf mag Rettung bringen. Die Perser, tapferer als ihr Gebieter, wagten — bei Nehavend, südlich von Hamedan — die dritte Schlacht, und vergossen darin ihr Herzblut. Kein Widerstand mehr war möglich. Die weiten Länder des Perserreichs bis zum Indus, zum Oxus und zum kaspischen Meere huldigten dem Chalifen, während der unglückliche Jezdegerd, über den Jaxartes eilend, bei den Völkern der Steppe um Hülfe flehte. Die Türken folgten demselben mit Heeresmacht zur Wiedereroberung des Reiches. Aber, seine Schwäche bemerkend, standen sie bald gegen ihn auf, und erschlugen ihn (651).

Von den Ufern des kaspischen Meeres war ein Theil der Moslems westlich gegen die Länder Armeniens und Mesopotamiens gezogen, um dort mit ihren siegreichen Brüdern aus Syrien sich zu vereinigen. Die Letztern hatten bereits das Gebirg Taurus überstiegen, Kleinasien geschreckt, zum Theil durchplündert, und begegneten jetzt den Eroberern Persiens in gemeinschaftlichem Triumph. Die berühmten Festen Dara und Nisibis, Edessa und Amida, um welche so oft der Kriegslärm ertönt hatte, hörten jetzt auf, Grenzstädte zu sein, und sanken in glückliche Vergessenheit.

Innere Geschichte. Ommajahden und Abbassiden.

Die Vollendung dieser Dinge geschah meistens unter Othmann, wiewohl er wenig thätigen Antheil daran nahm. Unter ihm erstarkten auch die beiden arabischen Kolonien — Bassora am westlichen Ufer des vereinten Stromes Euphrat und Tigris, 8 Meilen vom persischen Meerbusen, und Kufa, weiter westlich, fast an der Grenze der Wüste, beide nach dem Siege von Kadesia und der Eroberung

Modains erbaut — zu wichtigen Städten, jenes durch seinen reichen Handel, dieses durch die Verlassung von Modain.

Bereits erhob sich eine Seemacht der Araber. Cypern, Rhodus wurden erobert, die Eilande der Cykladen, bald auch entferntere Küstenländer geplündert. Der Kaiser Konstans, des Heraklius Enkel, an der Spitze der Reichsflotte, ertrug den Anblick der 1700 arabischen Schiffe nicht. Seine schändliche Flucht gab die Meere bis zu den Dardanellen den Feinden preis.

Auch zu Land und bei erweiterten Grenzen um so vielfältiger, gingen die Siege fort. Doch schwächten die einheimischen Fehden den Nachdruck des äußern Krieges, und so lange unentschieden war, ob Ommajah's, ob Haschem's Haus im Reich des Propheten herrsche, blieb im Wechsel des Glücks solche Schwäche auffallend merkbar.

Zwar Moawijah, nach Ali's Tod, drängte die Griechen, die während des Bürgerkriegs sich erholt hatten, mit erneuter Kraft. Kleinasien wurde durchstreift, bis nach Thrazien hinüber geschreckt, Konstantinopel selbst vom Meer aus sieben Jahre lang geängstigt. Aber an der Festigkeit der großen Kaiserstadt scheiterte der ungelehrte Muth der Sarazenen, und naher Kriegslärm, vom Libanon, schreckte Damaskus. In den Schluchten dieses Gebirges hatte das Heldenvolk der Maroniten (Mardaiten, Empörer, wurden sie von den Tyrannenknechten genannt) seinen unbezwinglichen Sitz. Sie behaupteten die bürgerliche wie die Gewissensfreiheit gegen die Mitchristen sowohl als gegen die sarazenischen Dränger, welche letzte, vorzüglich aus Furcht vor ihnen, selbst zum Tribut an das Reich sich herabließen.

Aber nach mehreren, theils persönlich schwachen, theils durch Bürgerkrieg geängstigten Chalifen bestieg Abdul-Malek (684) den damascenischen Thron, welchem kaum Syrien und Aegypten mehr gehorchten, während Arabien und der größere Theil Persiens das Haus Ali, nach Hoseins Tod aber den kühnen Abdallah, Zobeirs tapfern Sohn, erkannten. Diesen gefährlichen Gegner und andere Parteihäupter besiegte Malek (693), stellte die ungetheilte Macht Ommajah's wieder her, und bekriegte sofort Justinian II. mit Glück. Derselbe Chalif ließ als der Erste Gold- und Silbermünzen prägen. Bis auf ihn hatten die Araber nur fremdes Geld.

Unter Al-Walid (705), seinem Sohn, stieg die arabische Macht am höchsten. Die Bürgerkriege hatten den Muth der Nation genährt,

durch Uebung die Kraft erhöht. Als sie vereint jetzt sich nach Außen wandte, war keine andere ihr gewachsen. Al-Walid selbst blieb ruhig in Damaskus, aber seine Feldherren siegten in drei Welttheilen, und pflanzten Mohammeds Panier an den Ufern des Jaxartes und an den Pyrenäen auf.

Einer derselben, Katibah (der Kameeltreiber), eroberte die wichtigen Provinzen alle, welche zwischen dem Oxus, Jaxartes und dem kaspischen Meere liegen, das Sogdiana der Alten, wohl auch Transoxiana und in den mittlern Zeiten Mawaralnahar genannt (d. i. den Haupttheil der großen Bucharei, Turkestan, Nord-Chowaresm, mit den Sitzen der Turkomanen und anderer Steppenvölker) sammt den wichtigen, durch Handel von jeher berühmten Städten Carizme, Bochara und Samarkand.

Zu gleicher Zeit vollendete und befestigte Musa die Unterwerfung Nord-Afrika's. Schon sechzig Jahre früher (647), unter dem Chalifen Othmann, war Abdallah, dessen Milchbruder, der Statthalter Aegyptens, mit Heeresmacht in dieses Land gebrochen und, nach einem großen Sieg über Gregorius, den Präfekt von Afrika, bis zur kleinen Syrte gedrungen. Aber die einheimischen Kriege der Araber hinderten den Fortgang der Eroberung, und noch mehrere andere Einfälle scheiterten nach anfangs glücklichem Erfolg. Aber als Abdul-Malek die einheimischen Parteien niedergeschlagen, da sandte er Hassan aus (692) mit einem starken Heere, zur endlichen Bezwingung Afrika's. Derselbe vollzog, was ihm geboten; er eroberte das Land und die Städte, endlich auch Karthago, die alte Königin von Afrika, und auch jetzt noch Hauptsitz der bürgerlichen und der Kriegsmacht. Dreimal wurde diese ehrwürdige, unglückliche Stadt erstürmt, abwechselnd von Freund und Feind; endlich legte Hassan sie ganz in Asche.

Auch diese Eroberung war nicht von Dauer. Die Mauren, welche vor dem ungestümen Angriff der Sarazenen in die Thäler des Atlas geflohen waren, brachen jetzt daraus hervor, mit fanatischer Wuth und vereint unter der prophetischen Fahne ihrer Königin Kahina (698). Ihre barbarische Kriegsmanier zerstörte, was noch von Denkmalen der Gesittung und von Werken des menschlichen Fleißes übrig war, in dem einst so blühenden, volk- und städte-erfüllten, aber drei Jahrhunderte hindurch unausgesetzt durch innere und äußere Stürme heimgesuchten Lande.

Erst Musa, Hassans Nachfolger, gesandt von dem Chalifen Al-

Walid, und Musa's Söhne, Abdallah und Abdelaziz, endigten diesen schweren Krieg (709). Nach vielen schrecklichen Niederlagen und dem Verlust von 300,000 Gefangenen, unterwarfen sich die Mauren, horchten der Lehre des Koran, nahmen selbst die Sprache der Araber an, und verschmolzen hierdurch, so wie durch vielfältige Vermischung des Blutes und durch Gemeinschaft der Sitte, mit ihren Siegern allmählig zu einer Nation.

Der Sitz der Macht wurde von dem zerstörten Karthago nach Kairwan verlegt. Akbah, im 50sten Jahr der Hedshra, hatte diese berühmte arabische Kolonie, 12 Meilen südlich von Tunis, gegründet. Die Sicherheit ihrer vom Meer entfernten Lage hatte die Wahl bestimmt. Aber die Gegend umher mangelt der Nahrung und des Wassers. Gleichwohl — durch der Herrscher Willen — wurde sie ein Schauplatz der Pracht und der Ueppigkeit.

Derselbe Musa, welcher so großes in Afrika verübte, und sein Unterfeldherr Tarik stürzten, wie wir oben sahen, in Spanien das westgothische Reich.

Solyman; Walid's Bruder, folgte ihm auf dem jetzt mächtigsten Thron der Erde (714). Dieser Tyrann ließ den Eroberer Spaniens, den Greis Musa öffentlich geißeln, und schickte ihm in's Exil nach Mekka, mit unmenschlichem Hohn, das abgeschlagene Haupt des Sohnes nach. Vergessen war die Freiheit und der Stolz der Söhne Arabiens; sie hatten beides, beim ersten Schritt über die Wüste, hingegeben für Gold und Macht. Ueber Arabien selbst wurde die Despotenruthe gestreckt; bis dessen weisere Kinder, ihre unselige Täuschung erkennend, dem von den gierigen Brüdern gestifteten Reich entsagten, und zurück zur Freiheit und Armuth in der sichern Wüste kehrten.

Derselbe Solyman erhob fürchterlicheren Krieg, als je, gegen Konstantinopel. Mit ungeheuerer und wiederholt erneuerter Macht, zur See und zu Land, wurde die Kaiserstadt zwei Jahre lang belagert. Aber das griechische Feuer* zerstörte die Flotte; das Landheer ward durch fruchtlose Stürme auf die starken Mauern, dann durch Hunger, Seuchen und Winterkälte, endlich durch das Racheschwert der thrazischen Bauern und die Pfeile der Bulgaren aufgerieben.

* Unter Konstantin IV. wurde durch den Syrer Kallinikus, einen flüchtigen Unterthan des Chalifen, das Geheimniß jenes, auch im Wasser brennenden, Feuers nach Konstantinopel gebracht. Seine mannigfaltig verderbende Anwendung hat mehrere Jahrhunderte lang die byzantinische Kriegsmacht allen Feinden furchtbar erhalten. Aber auch die Sarazenen geriethen später in den Besitz des Geheimnisses.

Solymans Tod (717) und der frömmelnde Charakter Omars II., seines Nachfolgers, beschleunigten den Frieden.

Nach ihm, in 25 Jahren, bestiegen sechs Chalifen den Thron. Ihre Regierungen, wie ihre Personen sind von wenig Interesse; nur der Letzte aus ihnen, Mervan (744), besaß Kraft und Muth, die aber das Verderben von ihm nicht abwandten.

Die Nachkommen des gefährlichsten unter allen Feinden des Propheten, und welche dem Haus Mohammeds so tückisch als grausam seine Erbschaft entrissen, die Henker so vieler edlen arabischen Geschlechter, konnten niemals populär werden in Mohammeds Reich. Der Name Desjenigen, dessen Stellvertreter sie sein wollten, regte unabläßig die treuen Moslems zum Haß auf. Eine fromme Ueberlieferung bewahrte und pflanzte fort die Anhänglichkeit an des Propheten Haus von Geschlecht zu Geschlecht. Aber die Fatimiten versäumten aus Selbstverläugnung, oder verscherzten aus Unklugheit die Gelegenheit der Rache; indessen neben ihnen die kühnern oder weisern Abbassiden — von Al-Abbas, Mohammeds Oheim, also genannt — sorgsam die Erinnerung ihrer Geburtsrechte wahrten, und die Grundsteine der Herrschaft leise zusammentrugen.

Unter Merwan brach die Glut in Flammen aus. Ibrahim, Sohn Mohammeds, des Urenkels von Al-Abbas, wurde von einer mächtigen Partei in Chorasan als Herrscher ausgerufen: Abu-Moslem, der Mann des Schreckens, stritt für ihn. Aber Ibrahim selbst, auf dem Pilgerzug nach Mekka, wurde von seinen Feinden ergriffen, und starb im Kerker. Abdalla Saffa Abul-Abbas, sein Bruder, empfing hierauf als Chalif den Eid der Treue. Schon wehte von den Thürmen vieler Städte die schwarze Fahne drohender die Ufer des Zab entlang, vor den Schlachtreihen des unversöhnlichen Feindes. Mervan eilte dahin mit großer Macht. Aber das Verhängniß war wider ihn. Er sah die Niederlage seines Heeres, floh an die Ufer des Nil, wurde ereilt, abermals geschlagen und getödtet (750). Hierauf erging über sein Haus die unerbittlichste Verfolgung. Blutig, unmenschlich wurde Hosein gerächt. Damaskus selbst, wo die Herrlichkeit der Ommajahden geglänzet, war der Schauplatz ihrer Vertilgung.

Nur Einer ihres zahlreichen Geschlechtes, Abdor-Rhaman, entrann in's ferne Abendland. Die Thäler des Atlas verbargen den Flüchtling, Spanien nahm ihn als Herrscher auf. Dieser entlegenen Provinz waren die Parteiungen des Hauptlandes fremd geblieben; sie

ehrte das Haus, unter dessen Scepter sie von Anbeginn gestanden. Also baute der noch einzig übrige Sprößling der Ommajahden durch Glück und Muth, trotz aller Anstrengung der Abbassiden in Spanien einen neuen Thron, welcher fester und länger, als der verlorene in Damaskus, stand. Cordova war der Sitz dieses auf immer von dem großen Chalifat getrennten Reiches. Der Stolz seiner Beherrscher, die sich gleichfalls Chalifen nannten, und ihr Reichthum — die Frucht einer wenigstens im Anfang weisen und kräftigen Verwaltung — erhoben Cordova zur würdigen Nebenbuhlerin von Bagdad; aber die bleibende Feindschaft beider Chalifen — bald kam noch ein drittes Chalifat zu Kairwan auf — sicherte die Christenheit und war der Keim noch weiterer Auflösung für Mohammeds Reich.

Die Herrschaft der Abbassiden im Hauptreich wurde durch Al-Mansur (753), Abul-Abbas Bruder, befestigt. Er war es, welcher die neue Residenz Bagdad (Dar al Salam, die Stadt des Friedens) baute. In der Gegend, die seit unfürdenklichen Zeiten stolze Hauptstädte getragen — wo die zwei großen Ströme Iraks in benachbarten Rinnsaalen ihrer Vereinigung zueilen, an dem östlichen Ufer des Tigris (später ward auch die Westseite überbaut), vier Meilen nordwärts von Madain, und im Gesichtskreis der Stelle, wo die Trümmer Babylons ruhen — erhob sich auf des Chalifen Machtwort mit wunderähnlicher Schnelligkeit und Pracht dieser fünfhundertjährige Sitz des Reiches. Der Segen der Natur nicht minder als der Zauber des Thrones zog Menschen und Reichthümer herbei. Ein ganzes Volk, die Schätze eines Königthums umschlossen die Mauern von Bagdad. Der prächtige, weise, zugleich tapfere und die Wissenschaften liebende Al-Mansur starb 774.

Von ihm an, so wie von Abdor-Rhamans Herrschaft in Spanien (788), erhält die arabische Geschichte einen durchaus veränderten Charakter. Sonach stellt sich hier die Erhebung der Abbassiden und die Theilung des Reiches — wiewohl etwas früher als Karls d. Gr. Regierung — als der natürliche Ruhepunkt dar.

Wirkungen des mohammedanischen Weltreiches.

Durch die Gründung von Mohammeds Religion und Weltreich wurde die Geschichte des Orients, überhaupt aller Länder, wohin die Waffen seiner Zöglinge siegreich drangen, entscheidend und auf immer verändert; zugleich aber, bei dem nothwendigen und mächtigen Ein-

greifen ihres Rades in die Verhängnisse der übrigen Welt, auch diese dadurch unmittelbar oder mittelbar in den wichtigsten Punkten geleitet und bestimmt. Ein großer Theil der vorliegenden Periode und alle nachfolgenden enthalten auf unzähligen Blättern ihrer Geschichte die Beweise davon. Hier nur einen Blick auf einige der nächsten, insbesondere auf den religiösen Zustand sich beziehenden, Folgen der großen Umwälzung.

Ungeachtet der Duldung, welche der Koran und die Gesetze der Chalifen den Christen — gegen Erlegung eines Tributs — gewährten, wurde gleichwohl, theils durch freiwilligen Abfall, theils durch die natürliche Wirkung des andauernden Drucks und oft harter Bedrängniß, in den Ländern der mohammedanischen Herrschaft das Christenthum entweder völlig ausgerottet, oder doch zu einem kümmerlichen, allmählig dahin welkenden Zustand herabgebracht.

Nicht nur durch den Raub so wichtiger Besitzungen, vielleicht noch mehr durch Hinderung der weitern Fortschritte, hat der Islam dem Christenthum geschadet. So weit sich in Asien und Afrika die Herrschaft, die Niederlassungen der Mohammedaner ausdehnten, wurden allenthalben die christlichen Missionen beschränkt, aufgehoben oder abgehalten, und es trat fast überall eine feindliche Mittelmacht zwischen den Verkehr der Christen und Heiden. Mittelasien, das Land der Magier, wo schon an manchen Stellen von Christen gestreuter Same keimte, wurde nun der Hauptsitz von Mohammeds Reich. Die Perser, kleinmüthig oder lau in ihrem Glauben, gingen fast allgemein zum Islam über. Nur ein äußerst kleiner Theil derselben, in den wüsten Bergländern von Kerman und in jenen, die längs des Indus liegen, vorzüglich aber in Aderbeidschan, wo noch heut auf dem Berge Elborz der Sitz des Oberpriesters und des ewig brennenden Feuers ist, verharrte bei der Religion der Väter. Noch heute verehren dieselben (die den Namen Parsen oder auch Gauren und Guehren — im Sinn der Gegner ein Spottname — führen) und, von ihnen ausgegangen, noch mehrere zerstreute Kolonien und einzelne Wanderer das heilige Feuer, sind der alten Sitte hartnäckig getreu, eben so unvermischten Blutes, eben so ächt alterthümlich in Zügen und Charakter, auch fast eben so gedrückt und verachtet unter den Nationen Asiens, wie die Juden überall.

Die heidnischen Nationen Hochasiens, welche wiederholt die südlichern Reiche stürzten, die Turkomanen, die Tataren, die Türken, mancherlei Geschlechts und Beinamens, huldigten fast überall

nach vertobtem Siegesrausch den Sitten, den Einrichtungen und Religionen der Besiegten. Sie wären Christen geworden, hätte das Christenthum in Mittelasien geblüht; jetzt wurde ihnen der Koran statt des Evangeliums gereicht, durch ihre Bekehrung aber die Herrschaft des ersten befestigt und der Feindseligkeit zwischen dem Morgenland und Abendland eine bleibende Grundlage gegeben.

Geschichte des Christenthums.

Wir gehen zur Geschichte des Christenthums über, und machen daraus das Schlußgemälde des vorliegenden Zeitraums.

Ausbreitung und Wirkungen.

Wir haben die Ursachen der siegreichen Ausbreitung des Christenthums in dem vorigen Zeitraume betrachtet. Theils durch die fortdauernde Wirkung derselben Ursachen, theils durch die natürliche Lebenskraft der nunmehr festgewurzelten Kirche setzte ihr Wachsthum sich fort, und erstarkten, vermehrten sich ihre Zweige zu einer herrlichen, weithin die Länder beschattenden Krone.

Schon durch Konstantin d. Gr. und Konstantius, vollständiger noch durch Theodosius d. Gr., Eifer war in dem unermeßlichen Kaiserreich die Christuslehre siegreich, ja alleinherrschend geworden. Die letzten Funken des alten Heidenthums waren erloschen, als die Barbaren sich in den Provinzen West-Roms niederließen. Die bürgerlichen Einrichtungen und Sitten, die Künste und Wissenschaften der Besiegten wurden von den trotzigen Siegern verschmäht; aber sie nahmen die Religion derselben gläubig folgsam an. Vor dem Ende des 5ten Jahrhunderts waren die Ost- und Westgothen, die Burgunder, die Vandalen, die Sueven und Alanen (in Spanien), die vermischten Heerschaaren, welche unter Odoaker den west-römischen Thron gestürzt, endlich auch die Franken — ihrem glorreichen Gebieter Chlodwig nacheifernd — Christen geworden. In den beiden folgenden Jahrhunderten horchten die Angelsachsen und Pikten, die Alemannen, Baiern und Friesen den Lehren der heiligen Missionäre Augustin, Kolumban, Gallus, Kilian und Willibrod. Aus England kam im 8ten Jahrhundert der noch höher gepriesene h. Bonifazius (Winfried), das Gedeihen unter

den Deutschen zu fördern. Sein Erfolg war groß, überhaupt sein Wirken folgenreich. Doch hat erst Karl d. Gr. — leider durch das Schwert — die Bekehrung des norddeutschen Hauptstammes, der Sachsen, vollbracht, welche traurige Bekehrungsart später auch gegen die Wenden, Preußen und andere Völker gebraucht ward. In Asien, ungeachtet das Aufkommen der Lehre Mohammeds die Fortschritte des Christenthums entscheidend hemmte, wurde doch weit und breit durch flüchtige Ketzer, zumal durch Nestorianer — mitunter auch durch orthodoxe Glaubensboten — der Same des Evangeliums, freilich auf kärglich lohnende Erde, gestreut.

Die Wirkungen von dieser Ausbreitung des Christenthums waren unermeßlich, doch erst in spätern Zeiten reifend. Wir deuten sie durch folgende Sätze an:

I. Eine Religion der Humanität und des Friedens, und welche alle Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe als göttliche Gebote, unter der Sanktion ewiger Belohnungen und Strafen, darstellt, müßte wohl, wenn sie wahrhaft herrschend in den Gemüthern der Bekenner würde, das Reich der Tugend, das Reich einer jedem von uns erreichbaren menschlichen und bürgerlichen Veredlung und Glückseligkeit herbeiführen. Doch nur im Zaum halten, mildern, nicht aufheben kann die Religion die den moralischen Geboten entgegenstrebende sinnliche Menschennatur. Das Christenthum hat die Gutgearteten im Guten befestigt, entzündbare Gemüther selbst zu heroischer Tugend begeistert, unzählige geheime Vergehungen wider natürliche und positive Gesetze verhindert, auch im Allgemeinen den Charakter der Nationen gesänftigt und die Bahn der Veredlung für sie geebnet; aber — es hat den Keim des Verderbnisses nicht ausgerottet, und, in der langen Folge von Jahrhunderten, gegen Bosheit und Leidenschaft im Ganzen unwirksam gekämpft.

II. Dagegen hat dasselbe sowohl durch seinen allgemeinen Geist, als durch verschiedene besondere Einsetzungen unschätzbares Gutes in einzelnen Sphären gewirkt. Ohne seine freundliche Lehre von der Gleichheit aller Menschen hätte das alte Sklavenrecht, welches die Hälfte der Menschen zu Sachen herabwürdigte, in seiner empörenden Härte fortbestehen, oder die Feudalbedrückung des Mittelalters in gleich vollständige Sklaverei übergehen mögen. Schöner, allgemeiner, eindringlicher als Solon, Lykurgus und alle menschlichen Gesetzgeber hat Christus die Freiheit verkündet. Fesseln ohne Zahl hat seine Lehre gelöst und eine Erhebung dem Gemüth gegeben, die

auch in Ketten frei sein läßt. Weiter ist die erste Grundlage geselliger Ordnung und humaner Bildung — Monogamie — durch das Christenthum befestigt, geheiligt worden; und seine eindringlichsten Gebote der Liebe haben das Erbarmen in die wildeste Brust gelegt.

III. Vorzüglich aber, und in doppelter Rücksicht, haben die bürgerlichen Verfassungen durch seinen Einfluß gewonnen. Die bestehenden Staatsgewalten, als von Gott selbst eingesetzt, sind, nach solcher — den Aussprüchen des philosophischen Staatsrechts zur willkommenen Stütze dienenden — Lehre, heilig, unverletzlich dem Angriff frecher Parteiwuth, dem Bereich gesetzloser Volkskräfte entrückt. Aber zugleich wird auch der bürgerlichen Gewalt ihre Grenze vorgezeichnet: „es bleibt Gott, was Gottes ist;" und der Oberherr des Staates ist, gleich dem Niedrigsten im Volk, den moralischen Geboten der Religion und den Satzungen der Kirche, welcher er angehört, unterworfen. Er ist Laie, ehrt pflichtmäßig, wie die übrigen Laien, den Altar in den geweihten Dienern desselben, und erlaubt sich keinen Eingriff in ihr heiliges Amt. Ja, es mag, weil Regentenpflicht zugleich Gewissenspflicht ist, der Priester gegen aristokratische oder monarchische Tyrannen, gegen welche die bürgerliche Verfassung keinen Schutz verleiht, im Namen Gottes oft eine so kräftige Stimme erheben, als in repräsentativen Staaten im Namen des Volkes von dessen Gewaltträgern geschieht; und selbständiger, wirksamer — freilich auch beim Mißbrauch gefährlicher — als bei bloßen Nationalkirchen ist die Priesterwürde der über so viele Völker verbreiteten, ihrem Charakter nach allgemeinen, christlichen Kirche.

IV. Die Einführung einer Religion, welche auf heilige Bücher gegründet ist, fordert die Kenntniß der Schrift, oder bringt sie mit, und es ward das Evangelium, als es den nordischen Völkern zukam, theils der Anlaß zur Einführung einer eigenen heimathlichen Schrift (wie denn Ulphilas zum Behuf seiner Bibelübersetzung das gothische Alphabet erfann), theils der Schlüssel zur Literatur der alten klassischen Welt. Die erfreulichsten Wirkungen, und in schneller Entfaltung, hätten daraus für die germanische Geistesbildung hervorgehen mögen, wäre nicht durch andere Umstände der wildkriegerische Geist der Völker genährt, verstärkt und bald auch durch überhand nehmenden Druck der Gemeinen das Emporstreben des Genies verhindert worden. Indessen glimmte durch die Wunderkraft der Schrift der Funke der Erkenntniß, wenigstens im Stillen, selbst in den dürftigsten Mönchsbibliotheken, auch in bloß kirchlichen Verhandlungen fort, um später, bei gün-

stigeren Umständen, als lebendiges Licht unter den Völkern aufzuflammen.

V. Das Christenthum selbst, zumal dessen Kirchenverfassung, erfuhr aus der Bekehrung der Barbaren manchen rückwirkenden Einfluß. Das reinere, naturkräftige germanische Gemüth gab der Religion, welche unter den geschwätzigen, ausgearteten, an Geist und Herz unheilbar verderbten Griechen und Römern zu eitlem Wortkram, leerem Gepräng und zum Gegenstand unaufhörlichen Haders geworden war, einen frischen und angemessenern Boden, worin das Göttliche der Lehre tiefer wurzeln, und — wie mächtig auch die Barbarei dagegen ankämpfte — schönere Blüthen der Humanität erzeugen mochte. Gleich förderlich — ja wohl allzusehr, weil auch schädliche Auswüchse daraus üppig emporkamen — war der germanische Boden für die Befestigung der Kirche und die Stärkung der Hierarchie. Die frommen Deutschen, mit der ehrerbietigen Folgsamkeit, die sie schon ihren heidnischen Priestern erwiesen, gaben sich willig den herrschsüchtigen Ansprüchen des christlichen Klerus hin; und es hat die schwellende Hoheit der abendländischen Bischöfe die Hierarchie und das aus Mitte des Klerus sich erhebende Papstthum mit furchtbaren Kräften ausgerüstet.

VI. Die andächtige Sammlung der abendländischen Völker um diesen, durch sie erhöhten, Thron des römischen Oberpriesters, die hierdurch unter ihnen befestigte Einigkeit des Glaubens, der moralischen Lehre und des kirchlichen Interesses, die gemeinsamen vielseitigen Verhältnisse Aller zum päpstlichen Stuhl, die gleichförmigen Einflüsse, die von demselben aus, viele Jahrhunderte lang, unter die Völker gingen, sind wohl die Hauptgrundlage derjenigen zwischen den wichtigsten Nationen Europens bestehenden, durch Gemeinschaft der Grundsätze, der höhern Gesittung und reinern Humanität sich aussprechenden Verbindung geworden, welche man die europäische oder die christliche Republik zu nennen pflegt, und welche in wesentlichen Dingen noch heut zu Tage, ungeachtet der später eingetretenen, äußern Spaltung, fortdauert.

Fortbildung und Verderbniß.

Aber die erhabene Einfalt der Christuslehre genügte bald der unruhigen Neuerungssucht und der eitlen Priesterweisheit nicht mehr. Von Geschlecht zu Geschlecht wurde daran gekünstelt, und es erhob sich

im Lauf der Jahrhunderte an der Stelle des in seiner Einfachheit himmelan leitenden Glaubens eine spitzfindige, kalte, niederdrückende Schultheologie.

Mit solcher Erweiterung des Lehrbegriffs war die zunehmende Strenge in dessen Behauptung verbunden. In raschem Uebergang verwandelte die verfolgte Kirche sich in die Verfolgerin; und dieselben Personen, welche selbst noch unter tyrannischem Gewissenszwang gelitten, machten sich gleich darauf des nämlichen und noch schlimmeren Mißbrauches der Gewalt schuldig. Ungläubige und Irrgläubige galten für verlustig des allgemeinen Menschenrechts; die Ehre Gottes glaubte man durch Mißhandlung seiner Geschöpfe zu verherrlichen.

Es war natürlich, daß die triumphirende Kirche andere und stolzere Gebräuche, als die gedrückte, einführte. Manches, was für eine kleine, dürftige Gesellschaft und im ersten Feuer der Begeisterung taugte — wie die Gütergemeinschaft, die Liebesmahle —, wurde unpassend und unhaltbar im Zustand der Herrschaft. Dazu kam das Aufhören der Scheu vor dem Heidnischen, sobald das Heidenthum nicht mehr gefährlich war, die bereicherte Erfahrung von der Wirksamkeit dieser oder jener Andachtsmittel und die wiederkehrenden Forderungen der auch durch den geistigsten Glauben nicht zu vertilgenden, sinnlichen Menschennatur.

Aber dieselben Gebräuche können — je nach Zeit und Volk — nützlich oder schädlich sein, und alle werden bös, sobald sie das Wesen, welchem sie dienen sollen, in Schatten stellen oder unterdrücken.

Ein solches fand wirklich statt in dem größten Theil der christlichen Kirche. Ein gemeiner Anthropomorphismus verunreinigte bald den geistigen Lehrbegriff, und gesellte sich den erhabensten Mysterien in abenteuerlicher Verbindung bei; die Gottesverehrung wich dem Kreaturdienst, der allgemeine Gott wurde vergessen über der lokalen Andacht zu heiligen Orten, zu Reliquien, zu Bildern, zumal zu solchen, die für wunderthätig galten, und zum heiligen Kreuz. Man glaubte, durch Berührung heiliger Gegenstände, durch eine Begräbnißstätte in der Nähe von heiligen Leibern, durch Hersagung von Formeln, noch wirksamer durch Spenden an Geistlichkeit und Kirche, sich zu entsündigen: Frömmelei, Werkheiligkeit, Unterdrückung der Natur vertraten die Stelle der Tugendübung; die herrliche christliche Moral ging großentheils unter in abergläubischen

Verpflichtungen und Handlungsweisen, vollständiger noch (und schon früher) in dem Unsinn einer schwärmerischen Ascetik.

Ketzergeschichte. Insbesondere von dem arianischen Streit.

Einen der umfangreichsten Theile der christlichen Kirchengeschichte macht die Fortbildung der Dogmen und die Folge der Ketzereien aus. Doch wollen wir nur flüchtig darüber hineilen.

Wohl ist die Geschichte philosophischer Ideen und Systeme, ihres Ursprungs, ihrer Fortbildung, ihres gegenseitigen Einflusses, ihrer Verwandtschaft und Abstammung, als Geschichte der Kräfte und der edelsten Bestrebungen unseres Geistes, seiner bald genial schnellen, bald mühsamen Eroberungen im Reich der Erkenntniß, wohl auch seiner unglücklichen Versuche, seiner bald selbstverschuldeten, bald unausweichlichen Irrthümer und Rückschritte unendlich anziehend und lehrreich. Aber ganz anders ist der Charakter der kirchlichen Streitigkeiten, die uns hier vorliegen. Das Licht der Philosophie erhellte jenes Zeitalter nicht. Die Lehren der alten Meister waren theils vergessen, theils verabscheut, theils tönten sie als leere Laute um das Ohr. Die Erkenntniß rückte nicht einen Schritt weiter mit allem Hader. Denn nicht um Ideen, nur um Wortformeln — schwer mit dem Gedächtniß, mit dem Verstand durchaus nicht zu erfassen — wurde gestritten; und nicht mit den lebendigen Kräften des freien Geistes, sondern mit der Befangenheit hartnäckiger Vorurtheile und blinder Parteiwuth, dabei nach positiven Gedankenregeln und auf allen Seiten eingeengt durch die Schreckbilder einer kranken Phantasie oder durch die Machtsprüche der Autorität. Beim Anblick dieser sich heilig dünkenden Streiter, welche das Verfechten unverständlicher Worte zum Hauptgeschäft, zum Zweck, zum Stolz ihres Lebens machen, welche, während ihr Geist an der kürzesten Kette gefangen liegt, den Himmel zu durchfliegen und die Natur des unendlichen Gottes zu erschauen wähnen, welche übermüthig in ihrer Armseligkeit, entscheidend in ihrer Unwissenheit, herrschsüchtig in ihrer Knechtschaft, unbarmherzig in ihrem frommen Eifer sind, fühlen wir uns abwechselnd von Mitleiden, Widerwillen, Verachtung und Abscheu durchdrungen, gegen sie selbst und ihre ganze Zeit.

Schon in der frühesten Periode des Christenthums ward der reine Strom seiner Lehre durch die Schwärmerei der Gnostiker getrübt. Dieselben, die da stolz sich der höhern Erkenntniß rühmten, hatten

ihre Meinungen von göttlichen Dingen aus der orientalischen und griechischen Weltweisheit, zum Theil auch aus den jüdischen Schulen geschöpft, und suchten solche, durch die Ausgeburten ihrer eigenen Phantasie oder absichtlicher Betrügerei verunstalteten, Begriffe ins Christenthum einzuführen, oder auch demselben entgegenzusetzen. Aus der Fülle der Gottheit, dem Pleroma, sind, wie Strahlen aus dem Lichtmeer, mächtige Geister, Aeonen, theils gute, theils böse ausgeströmt, die Baumeister unserer unvollkommenen Welt und deren Regenten, die Führer — mitunter auch die Verführer — der Menschen. Ein solcher Aeon (der größte und beste, nach der Lehre der christlichen Gnostiker) war Christus, welchem Viele die Würde des platonischen Logos, mit widerstreitenden Nebenbestimmungen, beilegten.

Viele verschiedene Sekten, viele einzelne Schwärmer und Betrüger sind unter der allgemeinen Benennung der Gnostiker enthalten. Auch die Manichäer sind den Gnostikern verwandt. Der Name derselben kommt von ihrem Lehrer, Manes, einem Perser,* welcher aus der magischen Religion die Behauptung zweier Grundwesen, eines guten und eines bösen, ins Christenthum übertrug, und überhaupt eine abenteuerliche Vereinbarung eigener Träumereien mit Zoroasters und Jesu Lehren versuchte. Keine Ketzerei ward von den Orthodoxen so sehr verabscheut wie diese. Der Name Manichäer, mit erweiterter Bedeutung, wurde, wie zur Brandmarkung, den Feinden der Kirche überhaupt ertheilt.

Auch in den praktischen Lehren zeigte die gnostische Schule den Charakter der Schwärmerei und oft fanatischer Uebertreibung. Doch wurden — je nach dem Sinn und der Gemüthsart einzelner Meister — die entgegengesetzten Abwege verfolgt. Die einen begünstigten das Uebermaß sinnlicher Lust. Die andern und meisten schärften ein strenges Leben der Entsagung und körperlichen Abtödtung ein.

Von der Mitte des zweiten Jahrhunderts bis zur nicänischen Synode (325) — ja noch mehrere Jahrhunderte nachher, weil die Bestimmung des Conciliums nicht jeden Zweifel hob und nicht von allen Gemeinden beobachtet ward — wurde, mitunter heftig und gewaltthätig, die Frage verhandelt, wann das jährliche Osterfest zu begehen sei? Wer dasselbe mit den Juden beging, oder wer auch unabsichtlich in einen chronologischen Irrthum fiel (die Berechnung ist nicht ohne Schwierigkeit), schien den Priestern Jesu der Verdammniß und den Kaisern der Hinrichtung werth.

* Wurde hingerichtet auf Befehl seines Königs im Jahr 277.

Unter den Kirchenspaltungen war keine unseliger, als jene der Donatisten. Am Anfang des vierten Jahrhunderts wurden durch zwei verschiedene Parteien Cäcilian und Majorin — als aber der Letztere starb, Donatus an dessen Stelle — zugleich zur bischöflichen Würde von Karthago erhoben. Die Ansprüche der beiden Bewerber wurden — da die Leidenschaft ihrer Parteien eine friedliche Ausgleichung unmöglich machte — vor den höheren und höchsten kirchlichen und bürgerlichen Behörden verhandelt und gegen Donatus entschieden. Aber die Anhänger desselben und seiner Nachfolger vertheidigten über 300 Jahre lang die canonische Gesetzmäßigkeit der geschehenen Wahl und die Ungültigkeit der wider dieselbe ergangenen Urtheilssprüche. Ausgestoßen aus dem Schooß der Kirche, verworfen, unterdrückt, verfolgt auch von dem weltlichen Arm, schleuderten sie dieselben Bannflüche auf die gesammte christliche Welt zurück, und unterhielten gegen die bürgerlichen und kriegerischen Gewalten des Kaisers den hartnäckigsten, verzweiflungsvollsten Krieg.

Aber die wichtigsten Ketzereien beziehen sich auf die überschwänglichen Geheimnisse der göttlichen Dreieinigkeit und der Menschwerdung Christi, worüber heut zu Tag der größte Theil der Christenheit, zumal die abendländischen, sonst getrennten Kirchen, in übereinstimmendem Glauben, ja viele Bekenner selbst in sorgloser Unwissenheit ruhen. Sie sind es, welche die alte Kirche und durch sie den Staat ein halbes Jahrtausend hindurch in die heftigste Bewegung setzten, und zuletzt der Grund von mehr als Einer bleibenden Spaltung wurden.

Sobald die christlichen Religionslehrer, nicht zufrieden, das große Geheimniß der Dreieinigkeit also, wie es in ihren heiligen Büchern enthalten ist, mit gläubiger Unterwerfung anzubeten, zugleich die Tiefen desselben ergründen, das Unbegreifliche durch anmaßliche Erklärung dem Verstand erkennbar machen wollten, war es wohl natürlich, daß sie entweder durch sinnliche Vorstellungen, durch Herabziehung des Unendlichen zum Endlichen das erste entweihten, oder bei dem vergeblichen Versuch, mit den Schwingen des endlichen Geistes in überschwängliche Räume sich zu erheben, ihre Kraft durch leeren Flügelschlag erschöpften, und bedeutungslose Worte statt der Ideen in mühsamer Erzeugung zur Welt brachten. Frühe ward ein gefährlicher Bund zwischen heidnischer Weltweisheit und christlicher Offenbarung geschlossen: man vermaß sich, eine durch die andere zu erklären,

man verglich zumal, und suchte eine gegenseitige Uebereinstimmung der erhabenen Träume Plato's mit den Worten Jesu und der Apostel.

Die tiefsinnigsten Abstraktionen hatten Plato zur Unterscheidung dreier archäischer oder ursprünglicher Grundwesen in dem einen, unendlichen Gott geführt. Die erste, beharrliche, nothwendige Ursache, der ewige Vater, Schöpfer und Regierer der Welt; dann der Logos, die Vernunft, das intellektuelle Urbild der Schöpfung, der Sohn des Vaters; und endlich die Seele des Weltalls, der göttliche Geist, die unmittelbar bildende und erhaltende Kraft, sind diese drei geheimnißvollen Wesen, welche, je nach der ruhigern oder exaltirteren Betrachtung, entweder als bloße Abstraktionen des Verstandes, d. h. bloß als drei verschiedene Verhältnisse desselben Grundwesens zum Weltall, oder als drei besondere, wenn gleich unter sich innigst verbundene, Wesen sich darstellen. Die letztere dieser Vorstellungsarten läßt wieder mehrere Varianten zu, je nachdem die Idee der Vereinigung oder jene der Sonderung der drei Wesen vorherrscht, und je nachdem man sich dieselben als völlig gleich an Würde und Kraft, oder eines dem andern untergeordnet denkt.

Am heftigsten und auf die längste Zeit entglühte die, gleich nach der siegreichen Erhebung des Christenthums, durch Arius, Presbyter in Alexandrien, hierüber angefachte Flamme. Dieser sonst würdige, tadellose, gelehrte Priester erhob sich gegen die von seinem Bischof Alexander im Kanzelvortrag über die durchaus gleiche Dreieinigkeit und zumal über die Ewigkeit des Logos geäußerten Grundsätze. Er selbst behauptete, der Logos sei durch den freien Willen des Vaters erzeugt, demnach — wiewohl von dessen Geist erfüllt und ein Ebenbild von des Vaters Herrlichkeit — doch demselben untergeordnet, und sein Dasein, wiewohl längst vor dem Dasein aller Welten beginnend, dennoch nicht von Ewigkeit. Alexander, nach einigem Wanken, sprach über den kühnen Priester den Bannfluch aus. Aber viele Bischöfe, zumal in Asien, bekannten sich zu der Lehre des Geächteten und mehrere Provinzial-Synoden verwarfen die Beschlüsse Alexanders.

Konstantin d. Gr. schrieb, als seine gute Absicht der friedlichen Schlichtung an der Leidenschaft der Prälaten scheiterte, ein allgemeines Concilium — das erste in der christlichen Kirchengeschichte — nach Nicäa aus (325). In Gegenwart des obenansitzenden Kaisers wurden die Verhandlungen gepflogen, mit großer Ueberlegenheit auf Seite der Katholiken. Ein zufällig auf die Bahn gebrachtes Wort,

welches die Arianer entscheidend verwarfen, ὁμοούσιος, wurde zur Bezeichnung der wesentlichen Gleichheit (Konsubstantialität) des Sohnes mit dem Vater, und als die Fahne der Vereinigung für die Rechtgläubigen erkoren, und erhielt die vielseitigste Zustimmung. Und so wurde Arius mit seinen, durch Furcht sehr verminderten, Anhängern aus der Kirchen-Gemeinschaft ausgeschlossen, in's Exil verwiesen und ihre Schriften zum Feuer verdammt. Vergeblich schlug später ein Theil der Arianer, anstatt der Gleichheit wenigstens die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zugebend, das der orthodoxen Formel so nahe kommende ὁμοιούσιος zum Symbol vor. Die Rechtgläubigkeit kann zu keinem Vergleich sich herablassen; und wegen des Unterschieds einer Silbe wurde die Kirche und der Staat durch eine 250jährige Fehde zerrüttet.

Denn die arianische Partei, so wie ihre Niederlage durch den Zorn des Kaisers beschleunigt und vervollständigt worden, also erhob sie sich wieder durch die wechselnde Hofgunst und durch geschickt benützte politische Verhältnisse. Zugleich schlug ihre Ketzerei jenseits der Grenzen des Kaiserreiches noch weiter verbreitete und tiefer gehende Wurzeln.

Unter den Söhnen Konstantins ward Konstantius frühe von den Arianern gewonnen. Derselbe brachte durch seinen ebenso abergläubischen als tyrannischen Eifer für die Ketzerei die Sache der Rechtgläubigkeit in die größte Gefahr. Das Maß der Verfolgung, welche früher über die Ketzer ergangen, wurde jetzt über den Katholiken gehäuft, Concilien im Morgenland und Abendland zur Bekräftigung des Homousios gehalten, die Homoiousianer durch Ränke und Gewalt zur Abtrünnigkeit oder zum Stillschweigen gebracht.

In diesen Zeiten der Bedrängniß wurden die Hoffnungen der katholischen Kirche wie ihre Kräfte fast einzig durch den heroischen Athanasius, den unsterblichen Helden und Märtyrer des nicänischen Glaubens, aufrecht erhalten. Unabläßig, von seinem ersten Erscheinen in der Kirche und während der 47jährigen Bekleidung der bischöflichen Würde, kämpfte er durch Wort, Schrift und That für die gleiche Gottheit des Sohnes, ungebeugt durch Verfolgungen und Leiden, in den verzweifeltsten Lagen immer aufrechten Gemüthes, im Ganzen glorreich und sieghaft. Fünfmal ward er von seinem Stuhl vertrieben, und irrte wohl 20 Jahre als Verbannter oder Flüchtling umher; aber die begeisterte Anhänglichkeit seiner Gemeinde, der geheime und offene Beistand der Mönche, die Theilnahme der ganzen katholischen Welt, vor Allem die schnelle Ergreifung und treffliche Be-

nützung jedes günstigen Wechsels in den Umständen, führten ihn allemal triumphirend zurück.

Theodosius d. Gr., von dem heiligen Feuer der Orthodoxie schon in der zarten Kindheit erfüllt, bezeichnete die ersten Jahre seiner Regierung durch den völligen Sturz des Arianismus und aller übrigen Ketzersekten in dem ganzen Umfang seines Gebietes. Er verkündete diktatorisch die einzige Gottheit des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, in gleicher Majestät und frommer Dreieinigkeit. Wer anders zu denken sich erkühnte, wurde mit dem ehrlosen Namen Ketzer gebrandmarkt und mit den schwersten, ewigen und zeitlichen Strafen bedroht.

Zur Befestigung dieser Dinge und des nicänischen Glaubens schrieb Theodosius nach Konstantinopel die zweite allgemeine Kirchenversammlung aus (381). Auf derselben wurde zumal die, mit der Lehre vom Sohne in analoger Verknüpfung stehende, Lehre von der gleichen Göttlichkeit des heiligen Geistes ausdrücklich bekräftigt, und die Vorstellung des Macedonius (des semiarianischen Bischofs von Konstantinopel zu Konstantius Zeit), wornach der heil. Geist nicht selbständiger Gott, sondern nur eine göttliche Kraft wäre, verdammt.

Aber in's Abendland kam die arianische Ketzerei wieder zurück im Geleit der barbarischen Nationen, welche die Provinzen Westroms eroberten. Ulphilas, der Apostel der Gothen, hatte, wie es scheint aufrichtig, das arianische Glaubensbekenntniß von Rimini unterzeichnet, und diese Ansicht, welche er seinen Zöglingen mittheilte, verbreitete sich desto schneller über die barbarische Welt, da dieselben, als in den einheimischen Mundarten lehrend, leicht den Sieg über die orthodoxen lateinischen Glaubensboten erhalten mochten. So wurden nach einander alle Stämme der Gothen, nicht minder die Vandalen, Burgunder, Sueven und Longobarden von einem Glaubensstreit angesteckt, welcher in der römischen Welt zu wüthen aufgehört — zum Theil auch schlimmeren Seuchen Platz gemacht hatte.

Das Schwert Belisars jedoch, und Justinians Edikte, erhoben in Afrika, auch in Italien, den athanasischen Glauben wieder; das Schwert der Franken that solches in den gallischen Provinzen der Burgunder und Westgothen; die letzteren selbst, als Herren Hispaniens, gelangten erst durch die Bekehrung Reccareds (586), die Longobarden noch später (nach 600), meist durch

der Königin Theudelinde und P. Gregors des Großen Eifer, auf den Weg des Heils; und so erlosch endlich der durch zweier alexandrinischer Priester religiöse Sophistik angefachte, weltverderbende, dreihundertjährige Brand.

Nestorianer und Eutychianer. Monotheleten.

Die Gottheit des Logos und sein Verhältniß zum Vater war festgestellt: aber noch blieb das Geheimniß der Menschwerdung unerklärt. In den unergründlichen Tiefen und labyrinthischen Gängen desselben irrten die Theologen jener ketzerbrütenden Zeit viele Geschlechtsalter hindurch mühsam, unter lärmendem Geschrei und bitterem Hader herum, Licht und Ausweg vergeblich suchend, und zuletzt auf verschiedenen Seiten sich zu bleibend feindseligen Parteien sammelnd.

Die eine Partei war die der Nestorianer, welche nach ihres Stifters, des Patriarchen von Konstantinopel, Nestorius, Lehre die göttliche und menschliche Natur in Christus unterschieden, und Marien nur Christus-Gebärerin, nicht aber Gottes-Gebärerin genannt wissen wollten.

Die andere Partei entstand durch den Widerspruch des alexandrinischen Patriarchen Cyrillus. Dieser beschuldigte Nestorius, die zwei Naturen in Christo in zwei Personen zu umstalten, demnach vier Personen in der Gottheit anzunehmen, und machte solche scheußliche Ketzerei dem Morgenland und Abendland mit Donnerworten kund. Der Papst Cölestin, auf einer italischen Synode, verdammte Nestorius, aber der Orient widersprach, und der Kaiser Theodosius II. schrieb zur Schlichtung des Streites eine Kirchenversammlung (die dritte allgemeine) nach Ephesus aus (431). Auf derselben wurde die Sache der Wahrheit zugleich durch Ränke und Gewalt unterstützt; die Bewohner und Umwohner der Stadt, die, wie man glaubte, Mariens Grab besaß, nahmen sich die Ehre der „Gottesgebärerin" an, und Cyrill's Haß triumphirte in dem Beschluß, wornach „der neue Judas," Nestorius, der beleidigten göttlichen Majestät für schuldig erklärt, seiner bischöflichen Würde entsetzt und aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen ward.

Mit Nestorius leidenvollem Tod erlosch der Brand nicht; er schlug vielmehr auch auf der andern Seite in lichte Flammen aus. Fortgerissen durch allzugroßen Eifer, hatte Cyrill in seinen Bannflüchen

wider Nestorius sich Ausdrücke erlaubt, welche dem Vorwurf der entgegengesetzten Ketzerei nicht entgingen; und in noch größerem Maße hatte solches Eutyches, Cyrills Freund, Presbyter und Archimandrit zu Konstantinopel, in seinen polemischen Aussprüchen gethan. Nach vollbrachter Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur war nur eine Natur mehr in Christus — also klang seine vorlaute, unheilschwangere Behauptung. Ein zweites Concil zu Ephesus (449), von Theodos II. zusammenberufen, in einer regellosen und durch die ärgerlichsten Scenen priesterlicher Leidenschaft und frecher Gewalt geschändeten Verhandlung, bekräftigte Eutyches Lehre; aber ein anderes und allgemeines Concilium (das vierte solchen Ranges), von Kaiser Marcian nach Chalcedon ausgeschrieben (455), befestigte, unter dem vorherrschenden Einfluß des römischen Papstes und nach Vorschrift seiner Epistel über die Menschwerdung (Tomus), die Rechtgläubigkeit durch eine genau bestimmte, von den Griechen jedoch nur widerstrebend angenommene Formel. Nicht aus oder von zwei Naturen gebildet — wie die Mehrzahl der Orientalen zugeben wollte — sondern, was den Eutychianern durchaus keine Zuflucht übrig ließ — „in zwei Naturen bestehend, ist die eine Person Christi."

Aber je strenger ein Glaubensgesetz, desto hartnäckiger des Fanatikers Widerstand. „Eine menschgewordene Natur Christi" ward das Feldgeschrei, welches feindselig in den Kirchen Aegyptens und des römischen Asiens, bald auch Armeniens, Nubiens und Abyssiniens ertönte, ja zum Theil noch heut ertönt. Die Monophysiten führten — wenigstens größtentheils — den gemeinschaftlichen Namen der Jakobiten, von dem Syrer Jakob Baradäus, welcher im sechsten Jahrhundert ihre, durch Unfälle und einheimischen Zwiespalt gesunkene, Partei wieder erhob und vereinigte. Ihr — durch erlittene Verfolgung gerechtfertigter Haß gegen die Melechiten (Königssklaven, auch im Glauben folgsam, nach ihrer eigenen Meinung ein Ehrenname) brachte langdauernde Verwirrung und schreckliches Blutvergießen über die schönsten Provinzen, zumal über Aegypten, und erleichterte den Sarazenen deren Eroberung.

Zugleich mit den Monophysiten, nur in entgegengesetzter Richtung, trennten sich die Nestorianer von der orthodoxen Kirche. In Persien — wo sie als Geächtete, demnach als Feinde des römischen Kaisers Zutrauen fanden — gründeten sie eine festwurzelnde Kirche, welche nach und nach, durch den Eifer der Missionarien und unter Begünstigung verschiedener Umstände, bis an die äußersten Ende

Asiens, nach Sibirien, China und Indien (woselbst die sogenannten Thomas-Christen auf der malabarischen Küste noch heute in Glaubensgemeinschaft mit den Nestorianern stehen) sich ausbreitete. Das Oberhaupt derselben, der „Katholik" oder Patriarch von Babylon (d. h. von den wechselnden Königssitzen am Tigris) freute sich lange Zeit der Anerkennung seiner Hoheit von allen diesen zerstreuten Gemeinden. Später sind einige der entferntesten erstorben, die Abhängigkeit der übrigen ist schwächer, die Herrschaft unter drei Häupter (zu Mosul, Amida und Van) getheilt worden.

Einen neuen Hauptkrieg veranlaßte Kaiser Heraklius. Derselbe, auf Einflüsterung der palästinischen Mönche, und in der wohlmeinenden Absicht, einen annähernden Schritt zur Aussöhnung mit den Monophysiten zu thun, verkündete den Gläubigen, daß Christus ungeachtet seiner zwei Naturen, dennoch nur einen Willen gehabt. Solche Verkündigung entzündete von neuem den unter der Asche glimmenden Brand. Sophronius, Patriarch von Jerusalem, auf den Eifer seiner Mönche gestützt, erhob sich gegen jeden Vergleich in der Sache des Glaubens, und die Päpste stimmten ein in diesen Grundsatz. Eine Kirchenversammlung im Lateran sprach einen schrecklichen Bannfluch über die Urheber und Anhänger so abscheulicher Irrlehre; und die griechische Kirche nahm später das Gesetz der lateinischen an. Auf einem allgemeinen Concilium (dem 6ten) in Konstantinopel (680) kam die so lang und stürmisch verhandelte Bestimmung des katholischen Glaubens endlich zu Stande. „Eine Person, zwei Naturen und zwei, jedoch zum immerwährenden Einklang gestimmte, Willen in Christus." —

Aber die syrischen Mönche, welche den Monotheletismus ausgebrütet hatten, trotzten dem Ausspruch der vereinten katholischen Welt. Das Volk umher theilte ihren Fanatismus. Unter dem Namen der Maroniten (von Joh. Maro, ihrem ersten Vorsteher) oder der Mardaiten tilgten die Monotheleten — zurückgedrängt in die Schluchten des Libanon — durch den Ruhm unvergleichlichen Heldenmuthes die Schande der Ketzerei, erfuhren aber durch Justinians II. grausamen Unsinn ein trauriges Loos. Doch wurden sie nicht ganz vertilgt; und noch heute besitzen die Nachkommen dieser religiösen Schwärmer — und zwar jetzt gereinigt von dem Gift der Ketzerei, wie man behauptet — des Libanon Höhen und Thäler bis zu den Gestaden von Tripoli.

Ketzereien im Abendland.

An diesen großen Bewegungen nahm das Abendland — die bald vermittelnde, bald entflammende, bald entscheidende Dazwischenkunft des Papstes ausgenommen — nur wenig Theil, dagegen wurde es durch einige eigene Ketzerstreitigkeiten heimgesucht.

Unter denselben war die langwierigste und folgenreichste der unselige Streit über die Gnade. Pelagius, ein englischer Mönch, regte denselben auf zu K. Honorius Zeit, indem er die milde Lehre von der ursprünglichen, auch nach Adams Fall noch fortbestehenden, moralischen Natur verkündete. Mit dieser Idee, und der Verwerfung der Erbsünde, war mehr als eine weitere Abweichung von der herrschenden Lehre verbunden. „Der Tod ist nothwendige Folge der organischen Natur, nicht Sold der Sünde. Der Wille des Menschen ist frei, und besitzt die eingeborene Kraft zum Entschluß und zur Ausübung der Tugend. Die himmlische Gnade, die uns verheißen worden, ist nur erleichternd, nicht bestimmend beim Bekehrungsgeschäft wirksam; und ob die einzelnen Menschen den Weg des Heiles wandeln oder nicht wandeln werden, ist zwar von dem allwissenden Gott vorausgesehen, aber nicht in einem ewigen Beschluß gegründet."

Die Hauptpunkte solcher Lehre wurden im Morgenland und Abendland verdammt; vorzüglich durch den Feuereifer des heil. Augustinus, welcher sein düsteres System (an dessen unerbittlicher Strenge jeder Vergleichungsversuch, wie der Semipelagianismus, scheiterte) siegend aufstellte, und demselben eine vorherrschende Autorität für alle folgenden Zeiten gewann. „Durch einen unbedingten göttlichen Rathschluß sind wir Alle entweder zum ewigen Leben oder zur Verdammniß bestimmt. Alle Heiden — deren scheinbare Tugenden nichts anders als glänzende Laster sind —, ja alle Kinder, welche ungetauft sterben, sind verloren. Nur durch die Gnade wird der Menschen Heil bewirkt, der freie Wille ist dabei unkräftig." —

Pelagius starb in der Verbannung. Aber seine Lehrmeinungen starben nicht. Durch alle folgenden Jahrhunderte, fast bis auf die neueste Zeit — unter mannigfaltig verschiedener Form, doch meistens unheilbringend — ist der Streit über die Gnade geführt worden; und noch heute wird die Schwierigkeit gefühlt, die menschliche Freiheit mit der Allwissenheit Gottes oder die unbedingte Vorherbestimmung mit der moralischen Zurechnung zu vereinbaren.

Hierarchie und Papstthum.

In stetem, mächtigem Fortschreiten erhob sich das Ansehen und die Macht des Klerus. Schon Konstantin d. Gr. hatte eine allgemeine Freiheit der Schenkungen oder letztwilligen Vergabungen an die katholische Kirche verkündet. Die eifrige Benützung solcher Freiheit von Kleinen und Großen und von den Kaisern selbst (derselbe Eifer lebte bald auch unter den barbarischen Völkern und ihren Fürsten auf) bereicherte die Geistlichkeit, und gab ihrer Größe einen selbstständigen Grund. Bald — jedoch in vorliegender Periode noch nicht allgemein — wurden die Kirchengüter von den bürgerlichen Lasten und Steuern befreit, d. h. die geistliche Real-Immunität zu großer Bedrückung des Laienstandes eingeführt. Schon früher — der große Konstantin, durch Exemtion der Bischöfe von der weltlichen Strafgerechtigkeit, hatte hierzu den Grund gelegt — war die Personal-Immunität in zunehmender Ausdehnung des Begriffs den Geistlichen ertheilt, und das Recht der schon im Judenthum und im Heidenthum bestandenen heiligen Freistätte auf die christlichen Kirchen übertragen worden. (Lokal-Immunität.)

Solche Begünstigungen und Vorzüge mochten allein schon hinreichen, aus der Geistlichkeit einen Staat im Staat zu bilden. Aber nicht nur Unabhängigkeit, sondern Herrschaft begehrten die christlichen Priester. Das beharrliche Streben nach diesem Zweck und die natürliche Ueberlegenheit einer auf geistigen Prinzipien beruhenden Macht über die physischen Kräfte errang den gewünschten Triumph; und drei Mittel waren es vorzüglich, die ihn herbeiführten: Der Charakter der die Laien zur Ehrfurcht niederwerfenden Grundlehre, sodann die Unwissenheit dieser Laien, und endlich die klug erbaute und befestigte Kirchenverfassung.

Nach einem anfangs heftigen, doch bald ermattenden Kampf zwischen Demokratie und Aristokratie, erhob sich die letzte triumphirend in dem Gemeinwesen der Geistlichkeit. Die Bischöfe wurden die anerkannten Häupter der Priester ihres Sprengels. Unter den Bischöfen selbst (es gab ihrer über 1800) wurde die, anfangs stillschweigend durch die Meinung, durch den Reichthum, durch den Umfang des Sprengels, durch den persönlichen Charakter einzelner Prälaten, vorzüglich aber durch die Analogie der bürgerlichen Ein-

theilung des Reichs eingeführte, Ungleichheit gesetzlich bestätigt und regelmäßiger bestimmt.

Aber der Hauptpfeiler des ganzen Gebäudes, die Vollendung des hierarchischen Systems, das Hauptband der kirchlichen Einheit ward der, allmählig in stolzer Majestät sich erhebende Primat des römischen Papstes.

Die heiligen Apostel Petrus und Paulus waren auf Befehl des Tyrannen Nero im Cirkus von Rom hingerichtet worden. Ueber ihren hochverehrten, durch religiöse Schauer und Wunder geheiligten Gräbern erhob sich langsam, im Lauf der Jahrhunderte, der erstaunenswürdige Bau eines kirchlichen und irdischen Weltthrones.

Die wohlthätige Wirkung des päpstlichen Primats auf die Einheit, Festigkeit und Ausbreitung der Kirche wird von Unbefangenen nicht verkannt werden; und war es zweckgemäß und weise, einen Primat zu konstituiren — auf daß die ihrer Natur nach freie kirchliche Vereinbarung nicht untergehe in Anarchie oder feindseliger Spaltung, und die Kirchengewalt durch einen gemeinsamen Schwerpunkt einen ruhigen Fortbestand und Einheit des Wirkens erhalte —, so erschien vor allen andern der römische Bischof zur Führung solchen Primats berufen und geeignet.

Dem Namen der weltherrschenden Stadt war, und in fortgeerbter Erinnerung, die Verehrung der Völker zugewandt; selbst Konstantinopel, die neue Kaiserstadt, erkannte in gewissem Maße die höhere Majestät der mütterlichen alten Roma. Von den vier großen Reichs-Statthaltern, welche nach Konstantinus d. Gr. Einsetzung die vier prätorischen Präfekturen verwalteten, saß einer in Rom, und als der Sitz der Regierung nach dem festen Ravenna gekommen, blieb doch Rom durch seine Volkszahl, seinen Reichthum, seine — wenn auch alternde — Herrlichkeit die wichtigste Stadt des Abendlandes, so wie nach seinem Ruhm auf Erden die erste. Zwei apostolische Stifter, und zwar die größten, hatten nach der Ueberlieferung zur Kirche Roms den Grundstein gelegt und durch den Märtyrertod denselben geheiligt. Sie war die älteste, die zahlreichste unter den abendländischen Christen-Gemeinden, deren viele durch den Eifer der von ihr ausgegangenen Missionarien ihre Gründung erhalten hatten. Viele Bischöfe Roms waren durch ächt-apostolischen Wandel, durch Heiligkeit, Wohlthätigkeit über die ganze Christenheit hin berühmt geworden; andere hatten durch große Talente in Kirchen- und Staatssachen geglänzt; die meisten durch vielfältigen Verkehr und Briefwechsel mit geistlichen und weltlichen

Häuptern, mit den Gemeinden des Reichs und mit barbarischen Völkern, ausgebreiteten Einfluß geübt. Frühe hatten die Päpste die große Idee der Herrschaft gefaßt, und steten Blickes, gleichförmig in Maximen und Hülfsmitteln, weise, kraftvoll denselben Plan verfolgt. Was einer erwarb an Gütern, Ehren oder Macht, vermehrte das fideikommissarische Erbe des heiligen Petrus, und gab dem Nachfolger die Mittel zu weiterem Erwerb.

Endlich begünstigten auch die politischen Verhältnisse und der allgemeine Strom der Begebenheiten die Erhöhung Roms. Die morgenländischen Prälaten waren unter einander durch ewige Eifersucht und unaufhörlichen Ketzerstreit entzweit. In solchen einheimischen Fehden mochte, wenn die Parteien gleich waren, der römische Bischof — der nach seiner Stellung fast wie ein Auswärtiger erschien — durch seinen Beitritt entweder als mächtiger Alliirter oder als Schiedsrichter leicht die Entscheidung geben.

Selbst der konstantinopolitanische Patriarch, soviel Glanz auf denselben von dem nahen Thron fiel, konnte gegen den römischen nicht mit gleichen Waffen streiten, eben weil die Nähe des Monarchen ihm die Unabhängigkeit raubte, und die wandelbaren Verhältnisse oder Gesinnungen des Hofes keine Stätigkeit in Grundsätzen und Maßregeln erlaubten, während der römische Bischof, meist unerreichbar der Despotenhand, nach selbständigen Entschlüssen handelte.

Bei allem Dem war doch bis in's 8te Jahrhundert der Primat des Papstes auf den — nicht immer unbestrittenen — Vorzug des Rangs beschränkt; eine eigentliche Gewalt des Gesetzgebers oder des Richters erkannten die übrigen Kirchen an demselben nicht; mit Ausnahme der suburbikarischen Provinzen, welche schon Konstantin d. Gr. dem römischen Stuhl unterwarf, dann der gallischen Kirche, welche Valentinian III. zum Gehorsam gegen denselben anwies, und auch der englischen Kirche, welche der Missionär Augustinus dem Papst, der ihn gesandt hatte, gewann. Der Titel „allgemeiner Bischof,“ welchen einige Päpste annahmen, wurde theils von den Patriarchen Konstantinopels selbst angesprochen, theils überhaupt verworfen, und einige Billigungen der Kaiser konnten solchem Titel kein kirchliches Recht verleihen.

Erst im achten Jahrhundert wurde der Herrlichkeit des Papstes eine feste Grundlage durch weltliche Größe gegeben.

Die Anfeindung der Bilder durch die leo'sche Kaiserfamilie,

theilung des Reichs eingeführte, Ungleichheit gesetzlich bestätigt und regelmäßiger bestimmt.

Aber der Hauptpfeiler des ganzen Gebäudes, die Vollendung des hierarchischen Systems, das Hauptband der kirchlichen Einheit ward der, allmählig in stolzer Majestät sich erhebende Primat des römischen Papstes.

Die heiligen Apostel Petrus und Paulus waren auf Befehl des Tyrannen Nero im Cirkus von Rom hingerichtet worden. Ueber ihren hochverehrten, durch religiöse Schauer und Wunder geheiligten Gräbern erhob sich langsam, im Lauf der Jahrhunderte, der erstaunenswürdige Bau eines kirchlichen und irdischen Weltthrones.

Die wohlthätige Wirkung des päpstlichen Primats auf die Einheit, Festigkeit und Ausbreitung der Kirche wird von Unbefangenen nicht verkannt werden; und war es zweckgemäß und weise, einen Primat zu konstituiren — auf daß die ihrer Natur nach freie kirchliche Vereinbarung nicht untergehe in Anarchie oder feindseliger Spaltung, und die Kirchengewalt durch einen gemeinsamen Schwerpunkt einen ruhigen Fortbestand und Einheit des Wirkens erhalte —, so erschien vor allen andern der römische Bischof zur Führung solchen Primats berufen und geeignet.

Dem Namen der weltherrschenden Stadt war, und in fortgeerbter Erinnerung, die Verehrung der Völker zugewandt; selbst Konstantinopel, die neue Kaiserstadt, erkannte in gewissem Maße die höhere Majestät der mütterlichen alten Roma. Von den vier großen Reichs-Statthaltern, welche nach Konstantinus d. Gr. Einsetzung die vier prätorischen Präfekturen verwalteten, saß einer in Rom, und als der Sitz der Regierung nach dem festen Ravenna gekommen, blieb doch Rom durch seine Volkszahl, seinen Reichthum, seine — wenn auch alternde — Herrlichkeit die wichtigste Stadt des Abendlandes, so wie nach seinem Ruhm auf Erden die erste. Zwei apostolische Stifter, und zwar die größten, hatten nach der Ueberlieferung zur Kirche Roms den Grundstein gelegt und durch den Märtyrertod denselben geheiligt. Sie war die älteste, die zahlreichste unter den abendländischen Christen-Gemeinden, deren viele durch den Eifer der von ihr ausgegangenen Missionarien ihre Gründung erhalten hatten. Viele Bischöfe Roms waren durch ächt-apostolischen Wandel, durch Heiligkeit, Wohlthätigkeit über die ganze Christenheit hin berühmt geworden; andere hatten durch große Talente in Kirchen- und Staatssachen geglänzt; die meisten durch vielfältigen Verkehr und Briefwechsel mit geistlichen und weltlichen

Häuptern, mit den Gemeinden des Reichs und mit barbarischen Völkern, ausgebreiteten Einfluß geübt. Frühe hatten die Päpste die große Idee der Herrschaft gefaßt, und steten Blickes, gleichförmig in Maximen und Hülfsmitteln, weise, kraftvoll denselben Plan verfolgt. Was einer erwarb an Gütern, Ehren oder Macht, vermehrte das fideikommissarische Erbe des heiligen Petrus, und gab dem Nachfolger die Mittel zu weiterem Erwerb.

Endlich begünstigten auch die politischen Verhältnisse und der allgemeine Strom der Begebenheiten die Erhöhung Roms. Die morgenländischen Prälaten waren unter einander durch ewige Eifersucht und unaufhörlichen Ketzerstreit entzweit. In solchen einheimischen Fehden mochte, wenn die Parteien gleich waren, der römische Bischof — der nach seiner Stellung fast wie ein Auswärtiger erschien — durch seinen Beitritt entweder als mächtiger Alliirter oder als Schiedsrichter leicht die Entscheidung geben.

Selbst der konstantinopolitanische Patriarch, soviel Glanz auf denselben von dem nahen Thron fiel, konnte gegen den römischen nicht mit gleichen Waffen streiten, eben weil die Nähe des Monarchen ihm die Unabhängigkeit raubte, und die wandelbaren Verhältnisse oder Gesinnungen des Hofes keine Stätigkeit in Grundsätzen und Maßregeln erlaubten, während der römische Bischof, meist unerreichbar der Despotenhand, nach selbständigen Entschlüssen handelte.

Bei allem Dem war doch bis in's 8te Jahrhundert der Primat des Papstes auf den — nicht immer unbestrittenen — Vorzug des Rangs beschränkt; eine eigentliche Gewalt des Gesetzgebers oder des Richters erkannten die übrigen Kirchen an demselben nicht; mit Ausnahme der suburbikarischen Provinzen, welche schon Konstantin d. Gr. dem römischen Stuhl unterwarf, dann der gallischen Kirche, welche Valentinian III. zum Gehorsam gegen denselben anwies, und auch der englischen Kirche, welche der Missionär Augustinus dem Papst, der ihn gesandt hatte, gewann. Der Titel „allgemeiner Bischof," welchen einige Päpste annahmen, wurde theils von den Patriarchen Konstantinopels selbst angesprochen, theils überhaupt verworfen, und einige Billigungen der Kaiser konnten solchem Titel kein kirchliches Recht verleihen.

Erst im achten Jahrhundert wurde der Herrlichkeit des Papstes eine feste Grundlage durch weltliche Größe gegeben.

Die Anfeindung der Bilder durch die leo'sche Kaiserfamilie,

welche die Italiener zur frommen Empörung brachte, forderte den Papst auf, sich an die Spitze des Volkes als Vertheidiger, Rathgeber und Führer zu stellen. Gregor II. und III. benützten diese Verhältnisse trefflich, setzten die Kaiser in Schrecken — hinderten jedoch die völlige Trennung Italiens von dem Reich, um desto unbeschränkter selbst in dem scheinbaren Gebiet eines unmächtigen Kaisers zu schalten, leiteten von da an in den drangvollen Zeiten der Isolirung und der longobardischen Gefahr die Angelegenheiten Roms in Krieg und Frieden, und erwarben sich in der Dankbarkeit eines durch sie von der Tyrannenmacht befreiten Volkes den schönsten Titel zur Herrschaft.

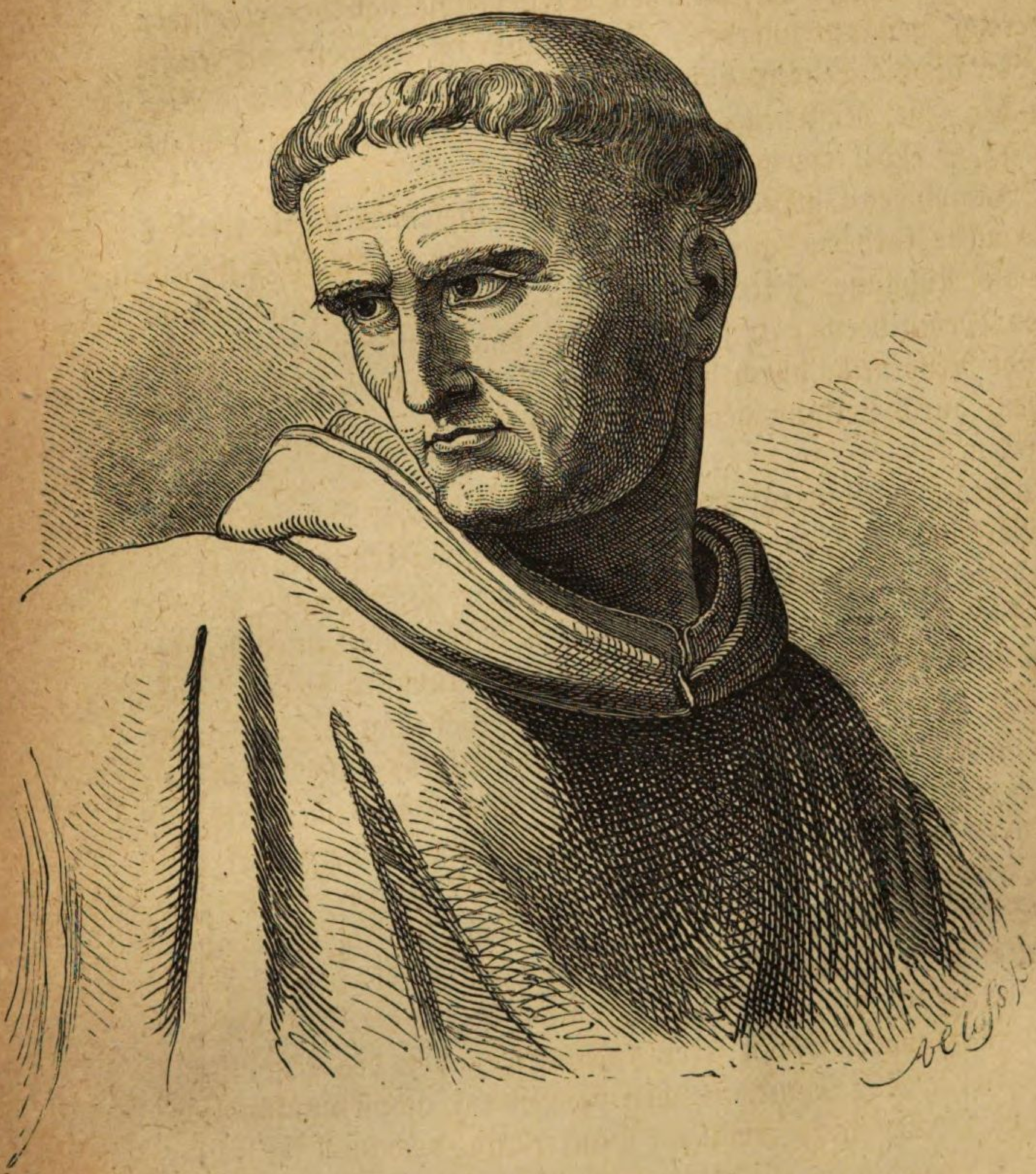
Solcher Titel wurde bald durch äußere Autorität bekräftigt. Pipin, der Franken König nach des Papstes Ausspruch, bezahlte demselben seine Schuld durch die Schenkung des Exarchats, welches er den stolzen Longobarden entrissen. Diese Schenkung, mit ansehnlicher Erweiterung, wurde von Karl d. Gr. bestätigt und der römische Bischof also zum ansehnlichen weltlichen Fürsten — wenn auch unter fränkischer Hoheit — gemacht.

Um dieselbe Zeit hatte Bonifazius (Winfried), der Apostel der Deutschen und Erzbischof von Mainz, dem römischen Stuhl den Eid der Suprematie geleistet. Seinem Beispiel folgte die gesammte deutsche Klerisei, und später das ganze Abendland.

Das Mönchthum.

Eine dem Christenthum im Grunde fremdartige, doch frühe demselben — mit unermeßlicher Einwirkung auf Kirche und Staat — eingeimpfte Einsetzung, das Mönchthum, fordert hier noch unsere Betrachtung.

Die Grundsätze der Ascetik, worauf das Mönchswesen beruht, sind weit älter als das Christenthum. Vorlängst, unter Heiden und Juden, gab es Leute, welche aus religiöser oder philosophischer Schwärmerei, aus Lust zum Ungewöhnlichen, aus Stolz oder menschenscheuer, schwarzgallichter Gemüthsart die gemeinen Tugenden des häuslichen und bürgerlichen Lebens verachteten, vollkommener, geistiger als die übrigen Menschen zu sein begehrten, und solches höhere, reinere Leben der Seele durch Kasteiung oder Tyrannisirung des Leibes zu erreichen meinten. Die Gymnosophisten, die Essäer, die Pythagoräer und Cyniker mögen, jede Sekte in ihrer Weise, als Vorläufer der Mönche betrachtet werden.



Bonifazius.

(Bd. II. S. 162.)

Nach H. Heß.

Noch eifriger ergriffen und schwärmerisch erhöht wurden solche Ideen in den neu-platonischen oder eklektischen Schulen, aus welchen sie in's Christenthum mächtig wirkend übergingen, und schon frühe, theils unter verschiedenen Sekten, die von der römischen Kirche ketzerisch genannt werden, theils auch im Schooße der recht-gläubigen Kirche die Lehren von Ertödtung der Sinnlichkeit, Verschmähung der Ehe, Kasteiung des Leibes und fortwährender Einkehr ins geistige Selbst erzeugten.

Der Triumph des Christenthums, da dessen Bekenntniß, als welches keine Opfer mehr forderte, auch allein nicht mehr verdienstlich schien, vermehrte die Anhänger jener Lehre, und es mochte unter den also vorbereiteten Gemüthern ein genialer und phantastischer Kopf leicht eine bleibende Revolution durch bestimmtere Gestaltung der noch schwankenden Ideen, durch Leitung der aufgeregten Kräfte auf einen näheren Zweck bewirken.

Antonius, ein Bauernjunge aus Thebais, that Solches (305), durch das Beispiel, das er (mit ihm sein älterer Freund Paulus) durch einsiedlerisches, freudenloses Leben in der Wüste unter stetem Gebet und Bußübung, losgetrennt von allen natürlichen und bürgerlichen Verhältnissen, den Frömmlingen und Enthusiasten seines Landes gab. Als er starb (356), waren die Wüsten von Ober- und Nieder-Aegypten von seinen Schülern bevölkert, und selbst die Städte am Nil mit zahlreichen Kolonien derselben Schwärmer erfüllt.

Pachomius, der Stifter des ersten regulären Klosters, auf der Nil-Insel Tabenne, Ammonius Hilarion, welcher in Palästina und Syrien, Basilius, welcher in Pontus das Mönchsleben einführte, Athanasius (und nach ihm zumal Hieronymus), welcher dasselbe in Rom, und Martin von Tours (370), der es in Gallien that, waren Nacheiferer und Zeitgenossen des Antonius, oder wenig später. Der Same, welchen sie gestreut, schoß unglaublich schnell in reiche Ernten auf, zumal im Mutterland, doch auch im fremden Boden mit freudigem Gedeihen. Hunderttausend Mönche und Nonnen zählte man schon zu Ende des 4ten Jahrhunderts bloß in den großen Klöstern Aegyptens; jene von Palästina und Syrien waren fast in ähnlichem Verhältniß bevölkert, und die weiten Wüsten umher belebte eine zerstreute Schaar von Eremiten und Anachoreten. Der rauhere Himmel der Abendländer setzte dem Fortgang des Mönchthums einiges Hinderniß entgegen, und bestimmte die Mönchsregeln auf andere Weise. Doch erhoben sich allmählig in

Städten und Einöden, von Kalabrien bis nach Irland und die Hebriden, Klöster ohne Maß und Zahl. Der heilige Kolumban und Augustin, der geistliche Eroberer Englands, welche im 6ten Jahrhundert solche fromme Werke förderten, Benedikt, der in demselben Jahrhundert den ersten besondern Orden errichtete, Chrodegang, der Stifter der regulären Chorherren bei den Kollegiatkirchen im 8ten Jahrhundert, und sein Zeitgenosse, Bonifazius, der fälschlich „Apostel der Deutschen" genannt ist, sind die vorzüglichsten Väter des abendländischen Mönchthums.

Die Cönobiten oder Mönche in engerer Bedeutung, so verschieden die Statuten einzelner Orden in Nebenbestimmungen und speziellen Zwecken sind, werden durch einen gemeinsamen Geist, und insbesondere durch die drei Grundgelübde, der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit, zu einer an Geist und Charakter gleichförmigen Menschenklasse vereinbart. Die Armuth enthält sowohl die allgemeine Verpflichtung zur kargen ascetischen Lebensweise, demnach zur beschränktesten Einfachheit in Wohnung, Speise, Kleidung u. s. w. (womit ursprünglich auch Handarbeiten verbunden waren), als auch insbesondere die Entsagung auf alles persönliche Eigenthum. Der blinde Gehorsam, das zweite Gelübde, dessen Beobachtung die strengsten — oft tyrannischen — Strafen wahrten, vollendet die Zernichtung der Persönlichkeit, und wandelt den Mönch in ein willenloses Werkzeug des Obern, nach den verschiedenen Stufenfolgen der Kloster- und Ordens-Würden um. Die Ehelosigkeit — wiewohl sie ursprünglich nicht unbedingt gefordert wurde — ist eine natürliche Folge der beiden ersten Verpflichtungen und des gemeinschaftlichen Lebens, auch im Begriff der ascetischen Keuschheit, als des dritten Gelübdes, enthalten.

Die geistlichen Verrichtungen des Gottesdienstes und der Seelsorge sind dem Mönchthum nicht wesentlich. Die ersten Mönche wurden für Laien geachtet, doch erkannte man sie bald als geeignete Diener der Hierarchie.

Unläugbar haben viele Klöster Gutes in reichem Maße gewirkt. So lange die wirkliche Armuth den Mönchen das Gesetz der Arbeit auflegte, ist durch ihren nützlichen Fleiß (— später auch durch der Großgewordenen Schätze und Machtwort) manche Wildniß angebaut, Wald, Sumpf und Heide in völkernährende Fluren verwandelt worden. Von Klöstern ging oft der Wohlstand in eine weite Umgegend aus; selbst Pracht und Ueppigkeit derselben dienten zur Belebung der

Industrie. Auch edlere Ernten, der Kunst und Wissenschaft, sind in den Klöstern oder durch dieselben erblüht. In ihnen allein fanden während des Waffengetümmels im Mittelalter die Musen eine — freilich dürftige Zufluchtsstätte. Viele Klöster und Orden haben die Wissenschaften zum ganz vorzüglichen Ziel ihres Strebens gemacht, und ihre Sammlungen, ihre Unterrichtsanstalten, ihre gelehrten Werke haben immer schätzbare— den Urhebern oft unwillkommene — Früchte getragen. Unermeßliches Verdienst haben sich die Missionarien — die meisten derselben sind aus Klöstern gekommen — um Geographie, Anthropologie, ja um die meisten Zweige der Erkenntniß gesammelt, und die wahrhaft wohlthätigen, humanen Zwecke einiger besondern Orden oder Klöster, als Krankenpflege, Befreiung der Gefangenen u. A., haben ihnen den gerechtesten Anspruch auf Dank und Verehrung erworben. Endlich haben sich auch in allen Orden und zu allen Zeiten viele einzelne Mönche durch Tugend, wahre Frömmigkeit, Talent und Eifer für's Menschenwohl rühmlichst ausgezeichnet.

Dennoch sprechen Philosophie und Humanität das verwerfende Urtheil über das Mönchthum aus.

Nur der dem Mönchthum natürlich oder nothwendig einwohnende Geist kann unser Urtheil bestimmen; und solcher Geist wird durch die Betrachtung erkennbar, daß das Mönchthum die Unterdrückung der natürlichen Triebe fordere, und daß sein Wesen Frömmelei und Werkheiligkeit sei.

I. Nicht ungestraft wird die Natur beleidigt, und unterdrückte Kräfte eröffnen sich eine verderbliche Bahn. Der Mönch, welcher die freundlichsten Gefühle verläugnen, hart gegen sich selbst und Feind des Vergnügens sein soll, wird leicht auch hart gegen Andere, unduldsam, verfolgend, ohne Nachsicht und Erbarmen. Auch ist Demjenigen, welcher den Menschen auszog, die Gefahr nahe, entweder in himmelhohen Regionen als Phantast zu schwärmen, oder zu grober Sinnlichkeit noch unter den Menschen herabzusinken. Nicht minder Gefahr ist für den, welcher dem Gesetz des blinden Gehorsams sich unterwarf, daß er auch die verächtliche Gesinnung des Sklaven annehme, und von der Menschenwürde selbst die Idee verliere.

II. Ein Institut der Frömmelei und der Werkheiligkeit kann nur in einem abergläubischen Boden und in einer finstern Zeit gedeihen. Der Mönch, als socher, ist daher nothwendig der Aufklärung und jeder freien Erkenntniß Feind. Er mag die Gelehrsamkeit dulden, selbst lieben, er mag die Realdisciplin ehren: — aber die Philo-

sophie, in deren Reich das Mönchthum nicht aufkommen kann, ist ihm ein Gräuel. Aus gleichem Grund, weil er selbst ihnen entsagte, und durch ihre Unterdrückung gewinnt, schätzt er die häuslichen und bürgerlichen, auch die rein menschlichen Tugenden gering, und preiset und schärfet dafür die unfruchtbaren Tugenden der Ascetik ein. Ein Staat, wo das Mönchthum herrscht, ist der liberalen Geistesbildung verschlossen, verschlossen der Freiheit, dem Bürgerglück und der edlern Humanität.

Zweiter Zeitraum.

(Fünfter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Von Karl dem Großen bis zum Schluß der Kreuzzüge.

Vom Jahr 800 bis 1300.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Charakter des Zeitraums.

Lehenswesen und Hierarchie sind die beiden Hauptverhältnisse, um welche, als um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt alle andern sich drehen, und welche, als die herrschenden Mächte, des Zeitalters, dessen allgemeinen Geist in bürgerlicher, religiöser, wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung gebieterisch bestimmen.

Beide, das Lehenswesen und die Hierarchie, was immer ihre Lobredner von deren zeitgemäßer Vortrefflichkeit, d. h. von ihrer nach den damals obwaltenden Umständen anzuerkennenden Wohlthätigkeit, rühmen — gehören zu den kläglichsten Erscheinungen in der Geschichte.

Es mußte wohl eine böse Zeit sein, worin selbst der Aberglaube zur Wohlthat ward, Pfaffenmacht eine erwünschte Zuflucht blieb, Ordalien die Nothhülfe gegen Stupidität oder Willkür der Richter waren, Unwissenheit die Despotie minder ein-

greifend machte, Rohheit die Schutzwehr gegen Immoralität in der Politik und im Privatleben war, und Stumpfheit die Noth und Bedrängniß minder empfinden ließ! Das Hauptübel war, daß allenthalben das Volk die Freiheit verloren, ja, daß ein wahrer Rechtszustand durchaus fehlte. Viele andere Uebel erscheinen uns darum beziehungsweise als Güter, weil sie jenes Hauptübel verschleierten oder milderten. Aber dieser Schein verschwindet, wenn man sie an und für sich ins Auge faßt. In dem rechtslosen Verhältniß der durch Kriegsgewalt unterworfenen oder durch Kriegsgewalt herrschenden Völker und Heerhäupter mochte die Kette der Lehensherrlichkeit und Vasallenschaft, welche vom Thron bis zur Hütte alle Stände und Landestheile durchlief, die völlige Anarchie verhindern, oder wenigstens den Schein eines bürgerlichen Vereins erhalten. Aber wie unvollständig ersetzte sie jenes festere und edlere Band eines gemeinen Gesetzes und eines gemeinen Willens, welches die Glieder eines wohlorganisirten Staates als solche umschlingt, und — ob unter monarchischen oder republikanischen Formen — als eine moralische Person darstellt? — Wohl mochten die Vorrechte und die Macht des (ob Allodial-, ob Lehens-) Adels der Tyrannei des Königs einen Damm entgegensetzen; aber die Adeligen selbst, als eben so viele Zwingherren konnten nach Willkür durch einheimische Fehde das Land verwüsten, und ungestraft den Fuß auf den Nacken der ihnen preisgegebenen Gemeinen setzen. Nicht anders ist Hierarchie. Sie hat vielseitig die Wuth der Leidenschaften durch heiliges Ansehen besänftigt, die Gräuel der Befehdungen durch den Gottesfrieden gemildert und die ungerechte Gewalt großer und kleiner Tyrannen vermittelnd und strafend gebrochen. Aber Leidenschaften hat sie auch aufgeregt, heilige Kriege hat sie entzündet, und ist nicht weniger dem Unrecht als der Gerechtigkeit hülfreich gewesen; ja sie hat, selbst wo sie wohlthätig wirkte, für den Schein der äußern Freiheit die edlere, die Geistesfreiheit, als Preis gefordert und oftmals auch mit der weltlichen Macht wider die Volks- und Menschenrechte sich verbunden. Gegen eine so furchtbare Allianz, des Thrones mit dem Altar, blieb den Nationen auch nicht Eine Waffe; denn die Wissenschaft ward durch Kriegslärm verscheucht oder durch den Bannstrahl ertödtet; und unter der in Schmach versunkenen, durch Vereinzelung ohnmächtigen Menge war keine öffentliche Meinung, höchstens die vom Priester geleitete — meist mißleitete — Religiosität wirksam. Auch die Armuth lähmte die Volkskraft. Ohne Kenntniß der feinern Genüsse, geduldig der

Noth hingegeben, ohne Sicherheit des Eigenthums wie der Person, wie hätten die Menschen betriebsam, gewerbfleißig, den Handel liebend sein können? — So ward der Rost der rauhen Sitte von Jahrhundert zu Jahrhundert dichter; nur die Tugenden, welche natürlich dem ungebildeten Zustand und der Noth entkeimen, veredelt durch die himmelan leitende Christuslehre, blieben sichtbar, und nur seltene Talente — wiewohl durch die Seltenheit und wegen der umgebenden Nacht um so heller leuchtend — machten sich Bahn. Das kostbarste, eigenthümliche Kleinod dieser Zeiten war die Chevalerie, eine der Rohheit und Bosheit mit wunderbarer Macht entgegenstrebende Einsetzung; doch ihrem Wesen nach selbst auch das Kind der Rohheit, und durch ihren Hauptzweck, Bekämpfung des Unrechts, dieses letzere als vorherrschende Gewalt voraussetzend; dabei sehr geneigt zur Ausartung in abenteuerliche, die wichtigsten bürgerlichen Verhältnisse verwirrende Mißgestalt; endlich, selbst in der vollkommensten Beschaffenheit, eine gefährliche Stärkung der Adelsmacht, eine durch Heiligkeit imponirende Scheidewand zwischen Edlen und Volk.

Das trübe Gemälde, welches wir hier von dem Zeitraum entwarfen, bedarf freilich, für die einzelnen Jahrhunderte sowohl, als für einzelne Theile des historischen Schauplatzes, einer nähern Bestimmung. Zumal ist bald nach dem Anfang der Kreuzzüge ein leises Beginnen des Umschwungs zum Bessern, eine langsam heraufkommende Morgendämmerung bemerkbar. Auch haben wir bei unserer Charakteristik nur Europa, ja vorzugsweise nur das germanische, also das mittlere und westliche Europa, im Auge gehabt. Doch sind auch die nördlichen und östlichen Nationen an Barbarei den Abendländern gleich, ja meist tiefer als sie und ärmer an Gutem. Das byzantinische Reich aber geht seinen eigenen, traurigen Gang fort, mehr und mehr der Auflösung nahend.

Ein abstechendes Gegenstück zur christlichen Barbarei gibt die in diesem Zeitraum gerade am schönsten blühende orientalisch-mohammedanische Kultur. Doch ist dieselbe auch in ihrer höchsten Höhe, nach dem Verhängniß Asiens, durch die Wolken des Despotismus verdüstert, und hat das energische — nach immer fortschreitender Ausbildung strebende, im Geist und Gemüth der Völker nicht minder, als in den Umständen liegende — Lebensprinzip der europäischen nicht. Noch in der vorliegenden Periode ermattet auch die arabische Kultur schon wieder, und wird am Ende derselben durch die mongolische Umwälzung fast vernichtet.

Summe der politischen Begebenheiten.

Die imposante Erscheinung Karls des Großen eröffnet den Zeitraum und gibt dem Strome der allgemeinen Verhängnisse eine neue, lang kenntliche Richtung. Dieser thatkräftige, vom Schicksal wunderbar begünstigte, oder vielmehr demselben als Werkzeug dienende Mann ist, den Wirkungen nach, die von ihm ausgingen, für mehr als ein Jahrhundert die Hauptgestalt. Gegen die Ländermasse, die er zusammenbrachte — sie reichte von der Nordsee bis zum untern Italien, vom Ebro bis zur Weichsel und Theiß — verschwand die Bedeutsamkeit aller übrigen europäischen Staaten. Selbst nach der frühen Zersplitterung seines Reiches behielten dessen getrennte Theile noch geraume Zeit eine gemeinsame Bewegung und einen, in weiter Sphäre wirksamen gemeinsamen Schwerpunkt; ja, ein Theil, Deutschland, behauptete als Erbstück von Ihm die vorherrschende Macht in Europa viele Jahrhunderte lang. Seine Gesetze, wiewohl ihr Geist nicht verstanden und auch ihr Buchstabe hintangesetzt ward, sind dennoch die Grundlage und der wichtigste Erklärungsgrund der spätern innern Verfassung vieler Reiche; und durch die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums ist er auch für die politischen Verhältnisse von ganz Europa in ferne Zeiten gebietender Gesetzgeber geworden.

Auf keinen seiner Nachkommen vererbte sich Karls großer Geist; auch ging durch das rächende Schicksal nach wenigen Geschlechtsaltern sein ganzes Haus — meist schmählich — unter; sein Reich aber zerfiel, zuerst (schon unter seinen Enkeln, 843) in die drei Hauptreiche, Deutschland, Italien und Frankreich, später in noch mehrere Trümmer, als: die beiden burgundischen, das navarrische und das obotritische Reich.

Nach vielen Zerrüttungen und unsäglichem Elend, welches die schwache Regierung der Karolinger über die Völker gebracht hatte, erhob sich zuerst, unter freigewählten, einheimischen Königen, die Macht Deutschlands, und erhielt entschiedenes Uebergewicht und anerkannte Majestät durch die bleibende Erwerbung der italienischen Königskrone und des römischen Kaiserthums unter Otto d. Gr. Ein herrliches — nach der etwas später erfolgten Vereinigung beider Burgundien dreifaches, Deutschland, Italien und Arelat umfassendes — Reich. Westgrenze war die Rhone und Maas, in Nord, Süd und Ost noch meist die alt-karolingische Grenze, nur

daß gegen Ost die zweifelhafte Herrschaft bestimmt, befestigt und bedeutend erweitert ward, und außer den Wenden auch Böhmen, Polen und Ungarn (die beiden letztern jedoch nur zeitlich) seine Hoheit erkannten. Aber die rohe Staatskunst jener Zeiten verstand und der Geist des Lehenswesens erlaubte nicht, durch festen Zusammenhang die Glieder dieses großen Körpers zu verbinden. Selbst die eigentlich deutschen Länder wurden durch die schwellende Macht der Thronvasallen und größern Dynasten allmählig in ein regelloses Gemisch nach Unabhängigkeit strebender Herrschaften verwandelt, welche der König nur durch persönliche Ueberlegenheit an Geisteskraft, Muth oder angestammte Hausmacht in Unterwürfigkeit zu erhalten vermochte. Die Berührung mit dem meist feindseligen, immer eifersüchtigen Frankreich begünstigte in den burgundischen und lotharingischen Provinzen, so wie die Verschiedenheit des Ursprungs und der Sitte, das Andenken früherer Selbständigkeit und die Entferntheit der Lage in den wendischen und slavischen Ländern, die Losreißung von Deutschland; und ohne die, in den auswärtigen Staaten herrschende, ähnliche Verwirrung, mehr noch ohne den ausgezeichneten, persönlichen Werth der meisten deutschen Könige — in welcher Rücksicht unsere vaterländische Geschichte jene aller übrigen Reiche wunderbar überstrahlt — wäre Schmach und Auflösung das fast unausweichbare frühe Loos des unförmlichen Staatskörpers gewesen.

Aber das schwierigste — ob auch glänzendste — Verhältniß blieb die Verbindung der deutschen Königskrone mit Italien und der römischen Kaiserwürde. Dieses wichtige Verhältniß bietet, zumal in politischer Rücksicht, zwei ganz verschiedene Seiten der Betrachtung dar. Der Besitz der reichen lombardischen Fluren, die Oberhoheit des Kirchenstaates und hierzu — unter den spätern Hohenstaufen — die Herrschaft über das gesegnete Neapel und Sicilien konnten wohl, als kostbare Kleinodien, des angestrengtesten Ringens werth, als unerschöpfliche Schatzkammern und Waffenhäuser, als würdige Trophäen und feste Bollwerke deutscher Kraft und deutscher Herrlichkeit gelten. Das römische Kaiserthum aber, nach den großen Erinnerungen, die sich an dessen Namen knüpfen, enthielt den vollgültigen Anspruch auf den ersten Rang unter allen abendländischen Mächten, ja einen scheinbaren Titel zur Herrschaft der Welt. Doch alle diese Besitzthümer waren mehr Schein und Namen als Wirklichkeit. Die Natur, so wie sie Deutschland von Italien durch ewige Grenzmarken gesondert, hat auch die Völker durch die bleibende Scheidewand verschiedener

genetischer und klimatischer Charaktere getrennt. Der ungelehrten, leidenschaftlichen, nur auf Gewalt pochenden Politik der deutschen Kaiser war es ganz unmöglich, diese Contraste zu heben oder unschädlich zu machen. So blieben die transalpinischen Eroberer den gedemüthigten Völkern Italiens immerdar als barbarische Fremdlinge verachtet, als siegende Feinde verhaßt; und der Besitz des Landes war nie ein anderer, als ein schwankender, von stäter Waffengewalt abhängender Kriegsbesitz. Jeder Krönungszug war ein Feldzug, jeder Schritt ward erschwert durch offenen Kampf oder gefährlichere Tücke, jeder Winkel Italiens getränkt mit deutschem Blut.

Hierzu kam das nähere Verhältniß mit dem Papst. Der Bischof Roms und der Schutzherr der römischen Kirche, der priesterliche Regent des Kirchenstaates und dessen bürgerlicher Oberherr, der abendländische Patriarch und der abendländische Kaiser, oder, nach kühnern Ansprüchen, das geistliche Oberhaupt der Christen und der zeitliche Herr der Welt, hatten gegen einander in allen diesen Beziehungen so viele Punkte eifersüchtiger oder feindseliger Berührung, daß, nach der allgemeinen Lage der Dinge, der heftigste Widerstreit zwischen Beiden, ja ein Kampf auf Tod und Leben, unvermeidlich war. Jahrhunderte durch ward derselbe gekämpft mit allen Waffen, welche die gegenseitige Stellung Beiden darbot, aber mit entschiedener Ueberlegenheit des Papstes, als welcher nicht nur durch den Donner des Bannes eine fanatische Welt erschreckte, sondern auch die irdischen Interessen der Freiheitsliebe, des persönlichen Hasses, der Ehrsucht und Herrschbegierde gegen die Kaiser aufregte, schirmte und als dienstbare Werkzeug benützte. Daher geschah, daß, als die sächsischen Kaiser durch wiederholte, theuer erkaufte Siege die Herrschaft scheinbar befestiget, der fränkische Heinrich (III.) dieselbe auch ausgeübt hatte, schon des Letztern Sohn, wiewohl aus eigener Schuld, dem ungleichen Kampf erlag, die heldenmüthigen Hohenstaufen aber, nach langem, glorreichem Widerstand, das traurige Ende nahmen, ihren Nachfolgern am Reich ein warnendes Beispiel; also daß nach ihnen keiner mehr die Reichsrechte gleich eifrig zu behaupten wagte, und das Königreich Italien zum veralteten Titel, das römische Kaiserthum aber fast zum bedeutungslosen Namen herabsank. In dem vergeblichen Ringen nach welscher Hoheit aber hatten die Kaiser nicht nur die deutsche Nationalkraft vergeudet, sondern auch ihr eigenes Ansehen in Deutschland dem feilen Beistand ihrer Vasallen zum Opfer gebracht. Ihre Herrschaft selbst über dieses Deutschland war beinahe zum bloßen Ehrenrang ge-

worden; und am Ende des Zeitraums ist — während einzelne deutsche Fürsten an selbständiger Macht den Königen ähnlich sind — der deutsche Staatskörper, als welcher der gemeinsamen Seele, der energischen Centralkraft ermangelt, auf der politischen Wagschale wenig bedeutend mehr.

Dasselbe Verhältniß zwischen Kaiser und Papst ward auch zur politischen Gestaltung Italiens der vorzüglichste Grund. Dieses Land hatte sich frühe der Herrschaft der Karolinger entzogen; einheimische Große wagten es, nach der königlichen, selbst nach der Kaiserkrone zu greifen. Aber zu uneinig im Innern, konnte Italien der Macht des Auslandes sich nicht erwehren. Nach blutigen Umwälzungen und wechselvollem Kampf verschwanden die meisten der, aus der Zersplitterung des karolingischen Erbes hervorgegangenen Fürstenthümer, und Italien huldigte den Deutschen. Wohl würden auch ohne den Papst Nationalhaß und Lehensanarchie diese Bande wieder zerrissen haben; aber die Fehde zwischen Thron und Altar begünstigte, beschleunigte die Zerreißung, und gab der neuen Ordnung der Dinge Bestand und Charakter. Rom ward zum zweitenmal Gebieterin der Welt. Denn gegen den Papst, nachdem er den Kaiser besiegt hatte, mochte kein Fürst, kein König mehr Widerstand wagen, und es empfing vom Vatikan ehrerbietig die Christenheit Gesetz und Recht. In Italien selbst indessen galt des Papstes Wort viel weniger. Zwar über das schöne Reich, welches in Neapel und Sicilien über den Trümmern der arabischen und griechischen Herrschaft die Normänner gegründet, hatte er die Lehenshoheit errungen und sein unmittelbares Gebiet, den Kirchenstaat, welchen er Pipins und Karls d. Gr. Schenkung verdankte, gegen die Unbilden der Zeit, so gut es anging, vertheidigt: aber hier wie dort ward ihm, durch den Trotz seiner Vasallen und ihre Ueberlegenheit in weltlichen Waffen, oft harte Bedrängniß und der Welt das sonderbare Schauspiel einer weithin unwiderstehlichen, in der Nähe verspotteten Gewalt.

In den lombardischen Landen, als welche, der Lage und den Verhältnissen nach, des Kaisers Macht am meisten scheuten, erklang vor allen, zwischen dem feindseligen Geschrei der beiden streitenden Gewalten, der Freiheit edler Ruf. Er ging von den Städten aus, welche sofort in dem Papst, als dem Gegner ihres gefürchteten Oberherrn, den natürlichen Schützer erkannten. Eine Menge von Freistaaten blühte auf, durch Handel reich, durch Gemeingeist mächtig und weithin — auch für jenseits der Alpen — ein anlockendes Bei-

spiel. Dagegen wandten sich viele Große, welche das Aufkommen der bürgerlichen Rechte haßten, an den Kaiser. An denselben wandten sich auch einzelne Städte, die mit andern im Streit lagen, oder einzelne Parteien unter dem Volk und Adel. So ward allmählig ganz Italien durch die Zwietracht der Guelfen (Anhänger des Papstes) und Ghibellinen (Anhänger des Kaisers) in zwei politische Parteien getheilt, welche, bunt durch einander gemischt, blutigen Krieg und einheimische Zerrüttung in fast alle Länder, Gemeinden und Geschlechter einige Jahrhunderte lang brachten, durch ihren innern Hader die Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten hinderten, und durch ihren wechselnden Erfolg den vielgetheilten Zustand des Landes, die wunderbare Mischung von Freiheit und Fürstenmacht in der merkwürdigen Halbinsel veranlaßten.

So wie Deutschland zur Vielherrschaft, und Italien zur Freiheit sich ausbildeten, also gedieh in Frankreich das System der Monarchie und der conzentrirten Gewalt. Zwar unter den Karolingern waren alle Verhältnisse jenen in den beiden andern Ländern gleich; doch offenbarte schon die hier länger, als überall sonst fortdauernde Herrschaft der unwürdigen Sprößlinge Karls den der Erbmonarchie geneigten Charakter des französischen Volks; und von der Erhebung Hugo Capets an, dessen Haus den Scepter nimmer verlor, nahm die Geschichte Frankreichs einen der Geschichte Deutschlands durchaus entgegengesetzten Gang. Die deutschen Könige hatten den männlich kühnen Sinn auf große Unternehmungen nach Außen gerichtet, aber das einheimische Interesse, zumal die Stärkung ihrer Herrschermacht, im Bewußtsein kaiserlicher Erhabenheit vernachlässigt. Die Könige Frankreichs, ohne solche imponirende Würde, von übermüthigen Vasallen umgeben, und der hinreichenden Zwangsgewalt ermangelnd, strebten zuerst, ja fast ausschließend, nach Vergrößerung ihrer Königsmacht, und verfolgten diesen Plan mit jener beharrlichen Politik, welche die natürliche Waffe der Schwachen ist. So ward ihre Aufmerksamkeit von auswärtigen Angelegenheiten abgelenkt, und, wo sie in solchen auftraten, da geschah es meistens — wie in den oft wiederholten Kriegen um Lothringen — mit auffallender Schwäche. Die Schwierigkeit ihrer einheimischen Verhältnisse vermehrte solche Schwäche. Denn als ein Herzog der, schon unter den Karolingern zur Feindesbeute gewordenen, Normandie, also ein Vasall und Pair von Frankreich, England eroberte, und später das reiche Erbe von Guienne derselben feindseligen Krone zufiel, so sah sich der französische König

in seinem eigenen Reich von so naher Gefahr in Nord und Süd bedroht, daß alle andern Plane der Sorge um die Erhaltung weichen mußten. Doch führte er die Kriege mit England nicht ohne Glück; die Gefahr sammelte die Franzosen um ihren Beherrscher, und es zeigte sich schon deutlich die Wirkung der durch Ludwig VI. und Philipp August gestärkten Königsmacht. Noch sichtbarer war solches unter den glänzenden Regierungen Ludwigs IX. und Philipps des Schönen.

Spanien war eine eigene Welt. Die allmählig entstehenden christlichen Reiche, Leon, Castilien, Navarra, Aragonien und Portugal verschwendeten ihre meiste Kraft theils in gegenseitigen Kämpfen, theils in Kriegen gegen die mehr und mehr zurückweichenden Mauren. Doch nahmen sie auch, leidend und widerstrebend, an den Umwälzungen Nordafrika's, deren meiste Schwingungen die Halbinsel erreichten, nicht minder — zumal Navarra — an den englisch-französischen Kriegen wegen nachbarlicher Verhältnisse, auch an den Angelegenheiten Italiens — insbesondere das nach fremder Herrschaft lüsterne Aragonien — einigen Theil.

England genoß, unter Alfred d. Gr., ein kurzes Glück. Nach vielen Verwüstungen eroberten die Dänen das ganze Land. Aber nicht lange behaupteten sie es. Ein neuer Eroberer, Wilhelm von der Normandie, beruhigte mit schwerem Scepter das blutende Reich. Nach wiederholten Stürmen bestieg das Haus Plantagenet mit Heinrich II. den Thron, stärkte ihn durch weite Besitzungen in Frankreich und durch das neu eroberte Ireland. Einheimische Unruhen, durch die widerstreitenden Interessen der königlichen Gewalt und des nach Freiheit aufstrebenden Volkes veranlaßt, hinderten den Nachdruck der auswärtigen Kriege. Frankreichs Ueberlegenheit ward empfunden, so wie die gefährliche Nachbarschaft des meist feindseligen Schottlands.

In vielen Raub- und Eroberungszügen ward der Name der Normänner groß. In ihrer Heimath verhinderten Barbarei und innere Zwietracht das Aufkommen eines mächtigen Reiches. Doch war Dänemark — zu welchem auch Norwegen mitunter gehörte — unter Kanut d. Gr. und unter den beiden Waldemar gefürchtet. Schweden blieb lange getheilt und bis an's Ende des Zeitraums politisch unbedeutend.

Rußland, das unter den Fürsten aus Rurik's Geschlecht aus der Barbarei sich emporzuheben begann, ward durch das Schwert der

Mongolen dahin zurückgestürzt. Europa kannte nur noch dunkel dies große Land und Volk.

Die Geschichte der Wenden, der Böhmen, Mähren, größtentheils auch der Polen, ist mit jener Deutschlands verbunden, und meist nur in solcher Verbindung bedeutend.

Unter den aus Asien in die euxinischen und Donauländer eingewanderten Horden sind die Ungarn die wichtigsten; anfangs als die Geißel Deutschlands, später demselben lehenspflichtig, darauf abermals selbständig und immer als unruhige Nachbarn gefährlich.

Die Bulgaren, Chazaren, Patzinazen, Komanen u. A. setzen ihre verheerenden Züge fort, und herrschen abwechselnd über die bluttriefenden Länder. Ihre wichtigsten Verhältnisse hatten sie zum russischen und zum byzantinischen Reich.

Dieses letztere versinkt mehr und mehr in Lethargie; nur die Kreuzzüge, an welchen es thätig und leidend großen Antheil nimmt, geben ihm ein vorübergehend erhöhtes politisches Leben.

Noch stand am Anfang der Periode der Thron der Abbassiden weitgebietend, glanzvoll zu Bagdad, ungeachtet der Ommajahden verhaßtes Geschlecht in selbständiger Majestät zu Cordova herrschte. Aber nach dem ewig wiederkehrenden Verhängniß der asiatischen Reiche ermattete das große Chalifat, und es starb, anfangs in den entlegeneren Provinzen, endlich im Herzen selbst, die politische Lebenskraft. Aus den durch Empörung der Statthalter oder barbarischer Miethsoldaten, oder gemeiner Abenteurer sich losreißenden Provinzen bildeten sich neue Reiche, neue, mehr oder minder fern wirkende Mittelpunkte kriegerischen und politischen Völkerverkehrs; und zuletzt ward der sechsundfünfzigste Nachfolger des Propheten in der heiligen Stadt des Friedens von mongolischen Rossen zertreten, das Chalifat zerstört.

Unter den vielen, aus der Auflösung des arabischen Weltreiches in Afrika und Asien hervorgegangenen neuen Reichen war dort das schon im zehnten Jahrhundert gegründete fatimitische, bei welchem, durch den Anspruch seines Stifters auf die Chalifenwürde, die kirchliche Trennung zur politischen sich gesellte, vorzüglich merkwürdig. Aber noch viele andere Dynastien erhoben sich auf der weitgedehnten afrikanischen Nordküste und auf jener des Oceans und in Spanien zu glänzender, doch meist kurz dauernder Herrlichkeit.

In Asien ziehen zumal die türkischen Reiche durch weitverbreiteten Einfluß und durch die bleibende Wichtigkeit des türkischen



Alfred der Große.

(Bd. II. S. 175.)

Nach einer Zeichnung von Sergent.

Namens, den aufmerksamen Blick auf sich. Seit dem sechsten christlichen Jahrhundert sind die Geschichten Asiens von dem Ruhm und den Schrecken jenes ferntönenden Namens erfüllt. Aber sehr verschieden sind der Schauplatz und die Umstände des — ob auch überhaupt barbarischen und meist verderbenden — Wirkens dieser großen, in vielgetheilten Stämmen bestehenden Nation. Von einem uralten Reiche der Türken in den Bergwüsten des Altai geben die Jahrbücher der Sinesen Kunde. Die furchtbaren Horden der Chazaren, Ungarn, Petschenegen u. A. sollen aus dem Schooße dieses Reiches gekommen sein. Viele andere, näher der Heimath bleibend, zogen meist unter dem weitverbreiteten Namen der Turkomanen in den Steppenländern östlich am kaspischen Meer — ein Theil auch im Westen desselben — umher, gewöhnlich gegen die mittelasiatischen Reiche, oft auch im Sold derselben Waffen führend. Aus türkischen Gefangenen und Miethlingen bildeten zumal die spätern Abbassiden ihre Leibwachen, gaben begünstigten Häuptlingen derselben die Statthalterschaft weiter Länder, andern die Würde von Emirs und Veziren. Theils von solchen sklavischen Emporkömmlingen, theils von Häuptern der freien Horden wurden nun, durch Empörung oder Krieg, die vielen Throne gebaut, welche wir, neben oder nach einander, in den Ländern des Chalifats sich erheben und — auf gleiche Weise, wie sie entstanden — wieder einstürzen sehen. Die Reiche der Gaznevide n, Seldschukiden, Charissemiten, Atabecken, Kurden und Mamlucken und viele andere gehören hierher.

Selbst die Mongolen, deren verwüstende Herrschaft fast ganz Asien und ein Dritttheil von Europa umfaßte, sind eine türkische, oder den Türken unterworfene Horde. Im dreizehnten Jahrhundert erhob sich, aus der Wüste Cobi, der allerschrecklichste Sturm, der je die Welt verheerte. Unter Dschengis-Chan und seinen Söhnen stürzten die halbmenschlichen Mongolen, lawinenartig, über die Länder, warfen hundert Throne nieder, und errichteten über deren Trümmern ihr eigenes, unermeßliches Reich, das größte, durch Blut und Verödung schrecklichste in der Geschichte. Auch von den vier Haupt-Chanaten, in welche das ungeheure Ganze bald zerfiel — als Sina oder Ostasien, Iran oder Mittelasien, Dschagatai oder das hochasiatische Steppenland (Turan) und Kaptschak oder Nordasien mit Rußland — war jedes einzelne allzugroß, die drei letztern auch zu barbarisch gestaltet (nur in Sina civilisirten sich die Unholde), um ohne weitere

Umwälzungen zu bleiben. Wir werden dergleichen auch im nächstfolgenden Zeitraum, zumal die allerwichtigste von Dschagatai, ausgehen, und hierdurch den seither angedauerten traurigen Zustand Asiens sich vollenden sehen.

Auf alle Verhältnisse der meisten abendländischen, wie der morgenländischen Reiche hatten die, am Ende des elften Jahrhunderts beginnenden, Kreuzzüge den mächtigsten Einfluß. Kein merkwürdigeres Schauspiel war noch als sie.

Diese Züge wurden überwiegend einer religiösen Idee willen unternommen, später erst aus politischen Gründen. Demnach ist auch zunächst der politische Standpunkt der richtige zu ihrer Würdigung nicht. Gleichwohl mußte der Stoß so ungeheurer Kräfte, der Zug so gewaltiger Heere, die Eroberung, die langwierige und angestrengte Behauptung eines fernen Landes, die auf verschiedenen Wegen, zu Land und Wasser in Nord und Süd versuchte Verbindungslinie mit Jerusalem, endlich das Scheitern aller dieser Plane auch wichtige politische Resultate geben. Welches waren dieselben? —

Ganz Europa erhebt sich in Waffen — „wie aus den Angeln gehoben, um über Asien herzustürzen," ringt fast zweihundert Jahre lang mit äußerster und vereinter Kraft — und erwirbt Nichts, als den schwankenden Besitz eines kleinen Küstenlandes, behauptet denselben kümmerlich, unter großen Unfällen und beständiger Gefahr, und verliert ihn endlich auf immer. Mehrere gekrönte Häupter, viele große Fürsten und Herren, die Blüthe der Ritterschaft aus allen Reichen, und Millionen gemeiner Streiter sind als Schlachtopfer dieser großen Sache gefallen, unsägliche Schätze dafür aufgewendet: und nicht eine Scholle des theuer bezahlten Landes ist zum Gewinn geblieben, und der Erbfeind des christlichen Namens, anstatt geschwächt zu sein durch zweihundertjährige Fehde, bei ihrem Ende furchtbarer als je; das griechische Reich, zu dessen Schutz zumal die Kreuzzüge begannen, anfangs zwar durch neuen Ländererwerb gestärkt, bald aber durch die Kreuzfahrer selbst geängstigt, ja umgestürzt und nach seiner Wiederherstellung vertheidigungslos den Türken preisgegeben; in Asien endlich sind viele zerstörende Schläge auf türkische und arabische Reiche, viele blutige Umwälzungen veranlaßt oder begünstigt; aber durch eben diese Zerrüttung ist die Schutzwehr der Mongolen geschwächt und der ferne Grund zur Entstehung der osmanischen Macht gelegt: — Dies sind die, mit Zweck und Mitteln so sehr contrastirenden, äußern Wirkungen der Kreuzzüge und die scheinbare Rechtfertigung

des harten Urtheils eines berühmten Schriftstellers: „daß also das einzige Unternehmen, zu welchem je die sämmtlichen Nationen Europa's sich vereinigten, und welches sie mit gleichviel Eifer als Beharrlichkeit verfolgt haben, bloß zum auffallenden Denkmal menschlicher Thorheit gedient.“ —

Aber das Mißlingen des Hauptzweckes so großer Bewegungen, welches gar leicht sich erklärt durch einen Blick auf die Karte und durch unbefangene Wägung der gegenseitigen physischen, militärischen, politischen und moralischen Streitkräfte, und durch besonnene Erwägung der, nach der Natur des Unternehmens und nach der damaligen Weltlage unvermeidlichen und unübersteiglichen, Schwierigkeiten und Hindernisse — das Mißlingen des Hauptzweckes oder die unmittelbare Wirkung der Kreuzzüge darf unser Urtheil über diese Unternehmung nicht bestimmen. Dieselbe ist mehr nach ihren Antrieben, nach ihrem Geist und nach ihren mittelbaren Folgen zu würdigen, was auch von uns später geschehen wird.

Kultur.

Ueberhaupt. Ritterwesen.

In einem Zeitalter triumphirender Adels- und Priestermacht, wo Sklaverei und Finsterniß über den Völkern lasten, und der Nationalverband selbst in eine Menge von Zwingherrschaften sich auflöst, wo der Rost der Barbarei von Jahrhundert zu Jahrhundert sich verdichtet, und unter beständigem Waffengeräusch oder donnerndem Kirchenfluch die Stimme der Humanität und der Vernunft kaum mehr vernehmlich bleiben: — da ist das Kulturgemälde wohl traurig, doch in seiner Traurigkeit lehrreich. Wenn ein Volk in den frühesten Aufstrebungen zur bürgerlichen Gesittung schon überrascht wird von dem schlimmsten Verderbniß geselliger Verhältnisse und den heillosesten Früchten künstlicher Ausartung; dann wird durch das Monströse der Zusammensetzung, so wie durch die Hoffnungslosigkeit eines solchen Zustandes das Entsetzen des Beobachters aufgeregt und ein fürchterlicher warnender Spiegel allen kommenden Geschlechtern aufgestellt. Also ist der Charakter des vorliegenden Zeitraums. Die Völker hatten kaum

den Mühseligkeiten und Gebrechen eines völlig rohen Zustandes sich entwunden, und schon sanken sie unter der Last eines künstlichen, ja gedoppelten — feudalistisch-aristokratischen und hierarchischen — Despotismus darnieder; sie mußten die allerschwersten Bürden politischer Verhältnisse tragen, und dabei aller Segnungen der bürgerlichen Gesellschaft oder der veredelten Humanität entbehren.

In so düsterer Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse schlummerten gleichwohl die Keime einer bessern Ordnung der Dinge. Sie lagen darin, vielleicht von Keinem erkannt, und sie entwickelten sich, von Wenigen absichtlich gepflegt, im Ganzen minder durch das Verdienst jener Menschen, als durch wunderbare Fügung oder durch den Gang der allgemeinen Ereignisse.

Außer dem Christenthum, welches den nachstehenden Verhältnissen meist Ursprung oder Gestaltung gab, außer den Trümmern der alten Literatur, woran der Geistesblick der wiedererwachenden Europäer sich erheben mochte, waren es zumal drei Ursachen, die einen so glücklichen Umschwung erzeugten: die Chevalerie, das Städtewesen und die Kreuzzüge. Von den beiden letzten fordert die Ordnung, an einem andern Ort zu sprechen, hier nur von der Chevalerie.

Zu allen Zeiten haben Gewalt und Bosheit wider Recht und Unschuld sich verschworen. Zu allen Zeiten haben Wohlgesinnte sich verpflichtet gefunden, wohl auch sich ausdrücklich vereinbart, zur Milderung des menschlichen Elends, zur Handhabung des Rechts und zur Rettung der Unschuld. Die Größe des Uebels in der mittlern Zeit, die Auflösung der geselligen Bande durch Gesetzlosigkeit und Faustrecht forderten und erlaubten eine nachdrücklichere Abhülfe. Wo gestattet ist, der eigenen Rechte, ja der Anmaßung und Leidenschaft willen zum Schwert zu greifen, da kann die bewaffnete Vertheidigung fremder Rechte und die offene Beschützung der Unschuld nicht zum Vorwurf dienen. Wo die Gerichtsstühle keine Hülfe geben, da muß sich der Bedrängte an den Schutz der Einzelnen wenden. Freiwilliges Worthalten, wo der Gerichtszwang ermangelt, wird um so heiligere Pflicht.

Hierin — also im Uebel selbst — liegt wohl der erste Keim der Chevalerie, als seines natürlichsten und kräftigst wirkenden Gegenmittels. Umstände und der allgemeine Geist der Zeit gaben ihm die bestimmtere Gestaltung. Die Dankbarkeit der Geretteten, die Achtung, welche dem Kämpfer für Recht und Unschuld selbst die Bösen zollten,

das schöne Bewußtsein, welches die Handlungen der Großmuth belohnt, munterten kräftig zu einer Thätigkeit auf, die der herrschenden Neigung zur Waffenführung trefflich zusagte, und den stolzen Ansprüchen der Edlen eine vollkommene Stütze gab. Von jeher hatte bei jenen kriegerischen Völkern die Tapferkeit als des Mannes Zierde, zumal als die unerläßliche Adels-Probe, gegolten. Jetzt kam die schönere Idee auf: Großmuth zieme dem Tapfern, zum Schutz des Schwachen sei der Starke verpflichtet. Ideen aber herrschen gewaltiger als Gesetze. Wenn als Pflicht galt, dem Unrecht zu steuern, so mußte die eigene Verletzung des Rechts um so schändlicher erscheinen. Der Gerechte haßt die Lüge, als das Werkzeug des Betrugs, und der Starke verachtet sie als Feigheit. Wahrheit, Treue, felsenfeste Treue ist die heiligste Tugend. Ohne sie ist keine Ehre, und Ehre ist des Ritters kostbarstes Gut. Die Würde des Charakters drückt auch dem äußern Benehmen den Stempel des Adels auf; Uebung der Menschenliebe stimmt zur Leutseligkeit, und die Scheu des Unrechts lehrt vorsichtig, schonend, gefällig im Umgang sein. Allen Pflichten wird durch die Religion eine höhere Weihe gegeben, der Geist der mittlern Zeit förderte solche Weihe für alle wichtigern Verhältnisse, und die christliche Religion, als Lehrerin der Gerechtigkeit und des Erbarmens, harmonirte aufs Schönste mit den Hauptverpflichtungen des Ritterthums, läuterte und heiligte sie. Bald wurde durch äußerliche Einsetzungen diese Andacht genährt, der Ritterschlag fast einem Ordensgelübde verglichen. Eine Art von Noviziat, den Dienst als Knappe, mußte Jeder thun, der nach der Würde des Ritters strebte, und mehr als Ritter ward auch der König nicht.

Freilich kann keine menschliche Einsetzung die Natur des Menschen umwandeln. Das Ritterthum tilgte die Anlagen zur Bosheit, die Selbstsucht, die Leidenschaft nicht. Aber es stellte doch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Ehre als hohe Ziele des pflichtmäßigen Bestrebens auf, verstärkte die Kraft moralischer Gebote durch conventionelle Sanktion, huldigte jeder Tugend, brandmarkte das Laster, welches, wo immer es aufkam, doch als Regelwidrigkeit oder als sträfliche Uebertretung auch der statutarischen Pflicht erschien. Aller Auswüchse ungeachtet, die zumal in spätern Zeiten es verunstalteten, bleiben doch jene herrlichen Grundzüge des Ritterthums kennbar, und, ob verzerrt durch schwärmerische Uebertreibung, oder mißbraucht durch Bosheit und Heuchelei, sein wahrer Charakter ist immer edel und groß.

Die Folgen des Ritterthums haben fortgedauert, nachdem es selbst,

dem veränderten Geist der Zeiten weichend, im Leben erloschen war. Manche Verfeinerung des geselligen Tones, manche Delikatesse in der Freundschaft und Liebe, die Heilighaltung des Ehrenworts selbst unter Jenen, die der moralischen Pflichten spotten, und vor allem die Züge der Menschlichkeit und Großmuth, welche mitunter die Zerstörungen der Kriegswuth, die Gräuel des Schlachtfeldes mildern — sind wohl meistens Vermächtnisse oder Nachklänge aus der Ritterzeit.

Gesetze und Sitten.

Die Gesetze bestanden meist nur aus Herkommen oder Gewohnheiten, welchen die Umstände oder die Urtheile des schlichten Verstandes den Ursprung gegeben hatten, die man gelegenheitlich sammelte, und, wenn sie Billigung erhielten, mit öffentlichem Ansehen versah. Politische und bürgerliche Gesetze waren nicht streng geschieden. Die Kriminalgesetze hatten noch immer zu ihrem Hauptcharakter Composition. Die genaue Bestimmung des Wehr- und Friedgeldes nach der Würde der verletzten Personen und den Graden der Verletzung, ohne Rücksicht auf die moralische Zurechnung, mag eine Rohheit der Begriffe andeuten: aber sie verbannte, was man auch als tiefe Weisheit betrachten kann, alle Willkür vor den Gerichten.

In Deutschland haben die Städte, die natürlichen Freundinnen des Rechts, zuerst Gesetzsammlungen gemacht. Aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sind die Provinzialgesetzsammlungen: das Sachsenrecht, das Schwabenrecht, auch das Kaiserrecht. Ueberall waren solche Provinzialgesetze und Gewohnheiten vorherrschend. Allgemeine Reichsgesetze wurden wenige gegeben. Die aufkommende Landesherrlichkeit veranlaßte dieses.

Aber wichtiger als alle Provinzial- oder Nationalgesetzgebungen sind uns einige andere, in diesem Zeitraum aufgekommene, Gesetze von allgemeinem oder doch über viele Länder sich erstreckendem Ansehen. Das Lehenrecht, das römische Recht und das canonische.

Vom römischen Recht haben wir schon in dem vorigen Zeitraum gesprochen. Sein Gebrauch in den ehemals römischen Abendländern war nie gänzlich erloschen, zumal was das kaiserliche Recht und die Justitutionen betrifft. Die Pandekten dagegen kamen erst unter Kaiser Lothar II. in erneuertes Ansehen. Irnerius (Werner) hielt damals über dieses Recht auf der hohen Schule von

Bologna sehr zahlreich besuchte Vorlesungen, und brachte es dadurch in Aufnahme. Kaiser Lothar begünstigte dessen Studium. Auch seine Nachfolger — erkennend, wie trefflich dieses Recht ihre Herrscheransprüche unterstützte — widmeten ihm ihre Gunst, und so schwang es, anfangs als Gewohnheitsrecht oder Gerichtsbrauch, dann aber als feierlich anerkanntes Gesetz, sich zur Herrschaft auf in den deutschen und auch in den meisten Abendländern.

Das Lehenrecht war eine nothwendige Folge des überhandnehmenden Lehenwesens. So wichtige, so allgemein verbreitete Verhältnisse konnten nicht lang ohne gesetzliche Leitung oder Bestimmung bleiben. Gewohnheiten, anfangs die alleinige Quelle des Lehenrechts, zeichneten auch ferner den Lehengesetzen die Bahn; diese gaben jenen die bestimmtere Gestalt und endlich festen Bestand.

Viel ausgebreiteter, auch folgenreicher war die Herrschaft des canonischen Rechts. Diese Gesetzgebung hat sowohl die engere Vereinigung der Geistlichkeit in allen zur römischen Kirche gehörigen Ländern bewirkt, aus ihnen ein wahres politisches Gemeinwesen — in allen Staaten einzeln, und auch über alle zusammen hin — gemacht, als auch die Unterordnung des bürgerlichen Standes und der bürgerlichen Macht unter die Geistlichkeit vorzüglich bewirkt oder befestigt.

Dies alles wäre schwerlich geschehen, wenn nicht im Schooße der Kirche selbst eine energische Centralgewalt sich gebildet und so durch Sammlung der geistlichen Streitkräfte unter eine Fahne, durch Anwendung derselben nach einer Richtung, ihren Sieg über die weltliche Macht erleichtert hätte. Dieses große Werk hat der Papst vollbracht, und es ist das Kirchengesetz, seinen wesentlichsten Bestimmungen nach, zum bloß päpstlichen geworden. Hierzu legte den nähern Grund — ein falsches Buch: eine Sammlung angeblicher Dekretalbriefe der Päpste aus den ersten sechs Jahrhunderten, unter dem verehrten Namen Isidors, B. von Sevilla († 636), von einem Betrüger (wahrscheinlich um die Mitte des neunten Jahrhunderts) verfertigt, und unter Begünstigung der allgemeinen Unwissenheit jener barbarischen Zeit, nicht ohne Arglist und Gewalt, zumal aber durch Papsts Nikolaus I. Beharrlichkeit und Glück († 867), der Christenheit als echtes historisches Monument, und der römischen Kirche als vollgültiges Gesetz dargestellt und aufgedrungen. In dieser Sammlung erschienen diejenigen stolzen Ansprüche, welche zu erheben die Geistlichkeit überhaupt und insbesondere den Papst erst die damaligen

Verhältnisse ermuthigen konnten, als wären sie schon von den frühesten Päpsten verkündet und unbestritten ausgeübt. Nach schwachem Widerstreben nahm die abendländische Christenheit dieses Werk des Betruges auf, und so ward die Erhabenheit des geistlichen Standes über den weltlichen, so wie die höchste gesetzgebende und richterliche Macht des Papstes, auf einer dauernden Grundlage befestigt. Durch wiederholte Ausübung gewannen die glücklich behaupteten Grundsätze immer vermehrte Stärke, und ohne Scheu durfte man jetzt in der Form von Gesetzen sie verkünden.

Der Mönch Gratian, Lehrer auf der hohen Schule zu Bologna, trug um 1150 eine Sammlung von Kirchengesetzen, meist in solchem Geiste, zusammen, unter dem Titel concordia discordantium canonum. Sie erhielt bald, durch den Beifall des Papstes, und das Stillschweigen der weltlichen Mächte, ein gesetzliches Ansehen. Später (1230) gab Raymund de penna forti, auf Befehl Gregors IX., eine Sammlung päpstlicher Verordnungen in fünf Büchern, libri decretales genannt, heraus, welchen Bonifacius VIII. noch das sechste Buch hinzufügte. Beide Sammlungen sind wie das gratianische „Dekret," Haupttheile des heut zu Tage noch gültigen canonischen Gesetzbuches, welches im folgenden Zeitraum noch einige weitere Zusätze erhalten hat. In vielen Sachen hat dieses canonische Recht vor dem römisch-bürgerlichen — und mehr noch vor den barbarischen Nationalgesetzen jener Zeit — an Billigkeit, Humanität, zweckmäßiger und deutlicher Bestimmung unläugbaren Vorzug: aber nicht eigentlich von dieser Seite ist es hier zu würdigen, sondern nach seinen Wirkungen im Großen und nach dem Geist derjenigen Verhältnisse, welche zu begründen oder zu befestigen es eigentlich geschaffen ward.

Gerichtsverfassung. Befehdungen.

Karl d. Gr., die Pflege der Gerechtigkeit als wesentliche Pflicht oder als Vorrecht des Thrones betrachtend, beauftragte seine Gewaltsträger, die Grafen, auch die Edelvögte, mit dem Vorsitz in den Gerichten: dem höhern Gericht saß der missus dominicus vor, und der Kaiser selbst nahm die höchste Berufung an. Nachdem aber das Lehenwesen, und mit demselben die Zersplitterung der Herrschaft, überall aufgekommen; so maßte jeder größere oder kleinere Lehenherr sich die Gerichtsbarkeit über seine Vasallen, die Kronvasallen über ihre Unter-

gebenen, die Grundherren über ihre Hintersaßen und Grundholden an; und dem König als solchem blieb fast keine Gerichtsbarkeit. Doch übte er sie unter speciellem Titel im eigenen oder Hausland, als König auch über die unmittelbaren Thronvasallen, aus, und behauptete auch jeweils, so gut die Umstände es erlaubten, die concurrente oder die höhere Jurisdiktion in oder über den Ländern und Gerichten der Vasallen und Grundherren.

So lange noch natürlich gute Sitten, altgermanische Redlichkeit und Wahrheit unter den abendländischen Völkern galten, mochte die rohe Einfachheit eines ungelehrten Gerichtsganges ihrem Bedürfniß genügen. In dem Maße aber, als in die Barbarei sich auch Verschlechterung und moralisches Verderbniß mischten; da kam den Richtern nicht mehr die Einfalt, Aufrichtigkeit, Gewissenhaftigkeit der zu Richtenden zu Hülfe. In bürgerlichen und noch mehr in peinlichen Sachen ward das Bedürfniß regelmäßiger Beweisführung, die wider den Schweigenden oder Läugnenden gelten möchte, gefühlt. Unkunde des Schreibens machte die schriftlichen Beweise selten. Zeugenschaften gingen oft ab, oder waren verdächtig wegen der übertriebenen Begriffe von der Pflicht der Hülfeleistung, welche den Verwandten oder Vasallen gegen den Verwandten, den Lehensherrn oder den Mitvasallen obliege. Längst hatte die eingerissene Immoralität die mündliche Versicherung ihrer Kraft beraubt. Eidschwüre aber, die man zu deren Verstärkung forderte — mit so schauervollen Feierlichkeiten man dieselben verband, so viele Eideshelfer man zur weiteren Bekräftigung verlangte — verloren durch zu häufigen Gebrauch ihre Heiligkeit und reizten zum Verbrechen durch dargebotene Straflosigkeit.

Die Erkenntniß solchen Unheils und die Unfähigkeit, demselben auf irgend eine von Menschen abhängige Weise zu steuern, brachte endlich den Gedanken der Berufung auf Gott selbst hervor. Gott selbst nämlich wurde aufgefordert, für Recht und Wahrheit zu zeugen, entweder durch stärkenden Beistand, oder durch Hemmung des Naturlaufes zu Gunsten Dessen, der Wahres behauptete. Mancherlei Weisen solcher göttlicher Proben oder Gottesurtheile erdachte der Aberglaube, und Gesetze schrieben sie vor. Leben, Ehre und Gut der Menschen wurden so von blindem Zufall oder von der Arglist und von geheimen Künsten abhängig gemacht, und waren nirgends so sehr gefährdet als vor eben den Tribunalen, welche sie hätten schützen sollen. Doch auch die Ordalien haben ihre Vertheidiger gefunden! —

Aber die beliebteste Gattung derselben, und welche, wenigstens

unter adeligen Parteien, fast alle anderen verdrängte, war der gerichtliche Zweikampf. Da das Bewußtsein des Rechts dem Kämpfer höhern Muth verleiht, ein böses Gewissen dagegen gewöhnlich zaghaft macht, so könnte wohl von allen andern Ordalien der Zweikampf unter den Hauptpersonen des Streits ein nachsichtiges oder beifälliges Urtheil verdienen. Aber bis zum Abenteuerlichen ward er mißbraucht. Er verdrängte jede andere Beweisart. Die Aechtheit einer vorgelegten Urkunde mußte durch's Schwert erprobt werden. Durch's Schwert mußte der Zeuge seiner Aussage Glauben verschaffen; der Richter selbst mußte kämpfen, um sein gesprochenes Urtheil zu rechtfertigen. Verwandte, Freunde, Vasallen der Parteien mußten bereit sein zum gleichen Kampf. Für Jene, die wegen ihres Standes, Geschlechtes, Alters, oder wegen körperlicher Gebrechen unfähig zum Kampfe waren, traten Andere in die Schranken. Das Gericht wurde in eine wahre Arena verwandelt. Keine Kunst war daher edler, nothwendiger, allgemeiner geschätzt, als die Kunst der Waffen. Ohne sie blieb man jeder Beschimpfung, jeder Gewaltthat, jedem Frevel preis. Im Schooß des Friedens, an der Gerechtigkeit heiliger Stätte, gab nur die Waffe Schutz. Was sollte der adelige Jüngling anders erstreben, als Kampffertigkeit? Tugend, Recht und Wissenschaft, sie galten Nichts gegen das Schwert.

Weit schlimmer noch, ja tödtend für alles bürgerliche Glück, und selbst das Prinzip der bürgerlichen Vereinigung zernichtend, wirkten die Befehdungen.

Das Recht der Selbstrache, die Theilnahme daran, als Recht und Pflicht für die Angehörigen des Beleidigten, ja die Vererbung derselben Pflicht nach der Ordnung der Vermögens-Erbfolge, sind bei den alten germanischen Völkern — Folge ihrer losen Vereinigung und ungezähmten Barbarei — allgemein vorherrschende Begriffe, unbestrittene Uebung, ja mitunter selbst gesetzlich anerkannt gewesen. Das erste Dämmerlicht eines verbesserten gesellschaftlichen Zustandes führte jedoch zur Beschränkung oder Hemmung jener verderblichen Rechte. An die Stelle der ungemessenen Privatrache trat die Composition; das obrigkeitlich oder gesetzlich bestimmte Wehrgeld tilgte die Privatbeleidigung; durch Bezahlung des Friedgeldes erlangte der Beleidiger den öffentlichen Schutz.

Aber durch den Geist des Lehenwesens wurden die Bande des bürgerlichen Vereins noch loser als vorhin gemacht, den persönlichen Verpflichtungen mehr Ausdehnung und Stärke verliehen,

der Stolz und die Anmaßung der Vornehmern genährt und bekräftigt. Wer eine Schaar von Vasallen zu seinem Befehl hatte, deren erste und fast alleinige Dienstleistung in jener der Waffen bestand, der verschmähte das Ansehen der Gerichte, so wie die Beschränkung durch gesetzliche Vorschrift. Jeder Edle — denn wer auch keine Vasallen hatte, mochte doch durch Verwandte, Freunde und Dienstleute stark sein, auch die vornehmere Geistlichkeit, als im Besitz jedes adeligen Vorrechtes, maßte also das Recht der Fehden sich an, und der schreckliche Zustand des Krieges Aller gegen Alle, der Fluch der gesetzlosen Naturfreiheit erhob nun und befestigte sich für Jahrhunderte im Schooß der bürgerlichen Gemeinwesen, und verderbend für die Nichttheilnehmer so sehr als für die Theilnehmer des Streites.

Die Unerträglichkeit der Drangsale, welche durch die Befehdungen über die Völker kamen, ihre nachtheilige Einwirkung auf das Ansehen der Könige und ihr schreiender Widerstreit mit dem Geist jener göttlichen Lehre, welche von der Kirche verkündet ward, veranlaßten unzählige Versuche und Bestrebungen, das Uebel zu heilen, oder doch seine Verderblichkeit zu mindern. Aber diese Verordnungen der bürgerlichen Gewalt, insbesondere die vielen Landfriedens-Edikte, blieben meist unbeobachtet. Der Geist der Anarchie, des trotzigen Faustrechts, spotteten der Königsmacht. Etwas wirksamer war das Ansehen der Kirche. Schon frühe wurde den frechen Friedensstörern mit kirchlichen Strafen gedroht. Endlich wurde im elften Jahrhundert, zuerst in Frankreich, dann auch in den meisten übrigen Ländern, unter dem Ansehen von Concilien und des Papstes, der Gottesfriede, treuga Dei, verkündet, wornach unter den schwersten Strafen geboten ward, alle Wochen von Donnerstag Abends bis Montag früh, zur Feier der durch das Leiden und die Auferstehung Christi geheiligten Tage, der Waffenführung sich zu enthalten. Dadurch erhielten also nicht nur die Fehden eine heilsame Unterbrechung, die bürgerlichen und ländlichen Geschäfte einen freien Spielraum, sondern auch zu versöhnenden Unterhandlungen oder zur Stiftung eines dauernden Friedens war damit oft erwünschte Gelegenheit geboten. Doch auch dieses Hülfsmittel, wiewohl das wirksamste von allen, brachte nur eine theilweise und prekäre Erleichterung.

Durch die bisher entwickelten Verhältnisse ist auch das Sittengemälde dieses Zeitraums entworfen. Wir können leicht denken, daß der Geist des Krieges und der wilden Anarchie den sanften Sitten kein Aufkommen verstattete, daß die Edlen auf ihren einsamen Felsen-

burgen in Rauhheit oder grobe Schlemmerei, die Gemeinen unter dem Joch der Leibeigenschaft in Brutalität, oder in feige, freudenlose Dahingebung versanken, daß der Mangel an Kunstgeschmack und wissenschaftlicher Kenntniß keinen edlern Lebensgenuß erlaubte, und daß die unterdrückten geistigen Kräfte, die durch Adelsstolz und Pfaffenthum geholmneckten, mißbrauchten moralischen Gefühle der Menschen in böse Mißgestalten oder häßliche Auswüchse übergingen. Nur die Chevalerie mit ihren freundlicheren Blüthen, die sie unter begünstigenden Umständen trieb, und, gegen das Ende des Zeitraums, die an einigen Höfen wieder auflebende, minder geschmacklose Pracht, am meisten das fröhliche Aufkommen des Städtelebens und der vielseitigen bürgerlichen Verhältnisse, milderten die Rohheit des Zeitalters, und veranlaßten den Uebergang zu dem geselligen, genußreichern, feinern Ton der neuern Zeit.

Indessen gediehen selbst in den Jahrhunderten der tiefsten Rohheit köstliche Tugenden, die meist den verfeinerten Zeiten fremd, oder doch sparsamer zugetheilt sind. Die Tugenden der Häuslichkeit — zumal beim weiblichen Geschlecht — der Gastfreundlichkeit, der Mäßigung, der anspruchslosen Redlichkeit und selbstverläugnenden Menschenliebe finden wir bei den Bessern aller Stände in vielen erfreulichen und rührenden Zügen. Auch bewog die vielfache Bedrängniß der Zeit, der nimmer ruhende Sturm der Außenwelt die Beängstigten zur Einkehr in sich selbst, zur Erhebung ihres Geistesblicks gen Himmel; und aus der gläubigen Einfalt, aus dem andächtigen Vertrauen gingen Tröstungen, edle Lebensblüthen, moralische Kräfte auf, um welche die stolzeste Philosophie wohl den Köhler beneiden darf.

Völkerverkehr und Handel.

Die Gräuel der Verwüstung, die im Geleit der wandernden barbarischen Völkerschwärme über Europa gekommen, und plötzlichen Tod brachten den Friedenskünsten und allem freundlichen Verkehr, hatten nun ausgetobt; aber die bleibenden Verhältnisse, welche aus ihnen hervorgegangen — Niederdrückung der Gemeinen in Unfreiheit oder völlige Sklaverei, Befestigung des Faustrechts, allgemeine Herrschaft barbarischer Sitte — äußerten ihre traurige Wirkung in fortwährender Lähmung der Arbeit und des Gewerbfleißes, in fast ausschließender Pflege der Waffenkünste, in zahlloser Vermehrung feindseliger, und in äußerster Beschränkung der freundlichen Berührungspunkte unter den

Menschen, in Ertödtung des Verkehrs, einerseits durch Armuth und nothgedrungene Entsagung, anderseits durch Vergessenheit der Bequemlichkeiten und feinern Genüsse.

Selbst die Natur nahm Theil an solcher Verwilderung der Menschen, und offenbarte in der traurigen Gestalt des Landes die Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft. Italien sogar, der Garten Europa's, war voll Wälder und Sümpfe geworden. Wölfe hausten in der Wildniß, wo sonst in reichen Gefilden fröhliche Menschen gelustwandelt. Noch schlimmer war's jenseits der Alpen. Große Strecken in allen Provinzen lagen wüste. Nicht nur die pflegenden Hände, selbst Eigenthümer mangelten ihnen, das Recht der Besitzergreifung fand weiten Raum. Welche Gründe aber im Eigenthum waren, die wurden mehr zur Viehzucht benützt als zum Ackerbau, ja häufig nur zur Jagd, als welche nicht bloß Ergötzung, sondern Ernährungsquelle der Edlen war. Beim mindesten Mißwachs, bei jeder Feindesverwüstung, beim Durchzug unerwarteten Kriegsvolks, brach Hungersnoth aus. Denn kaum für's dringendste Bedürfniß wurde gebaut. Gleich dürftig oder noch dürftiger waren Gewerbe und Handel. Die Gemeinen behalfen sich in ihrer Armuth jeder mit den Arbeiten seiner eigenen ungelehrten Hand. Die größeren Eigenthümer hatten leibeigene Handwerker auf ihren Gütern zur Befriedigung ihrer einfachen haus- und landwirthschaftlichen Bedürfnisse. Der Städte gab es in der Hälfte Europens noch sehr wenige; welche von Alters her bestanden, die waren meist tief herabgekommen, und die Sphäre der Gewerbsthätigkeit bei allen sehr klein.

Also gebrach es an den ersten Grundlagen oder Gegenständen des Handels, an dem rohen Stoff nicht minder, als an Erzeugnissen des Gewerbfleißes. Aber auch alle Bedingungen ermangelten, welche der Völkerverkehr unerläßlich fordert: Rechtssicherheit, Friede im Innern, und von Außen selbst die gegenseitige Bekanntschaft.

Unter so vielen Bedrückungen, Mühseligkeiten und Gefahren erhielt gleichwohl sich der Handel, und machte selbst bedeutende Fortschritte, sobald und wo immer durch die geringste Gunst der Umstände die Möglichkeit einigen Gedeihens erzeugt ward.

Insbesondere fand man in allen Ländern, wo die Araber herrschten, große Handelsthätigkeit und fruchtbringenden Gewerbfleiß. Spanien war nie volkreicher, besaß niemals blühendern Landbau und regsamere Industrie als in der arabischen Zeit. Im Morgenland ist

erst durch Türken und Mongolen das Gedeihen der Friedenskünste unterbrochen, der Handel gelähmt worden.

Was die Araber im Süden, das waren im Norden, und schon früher, die Normänner. Seit dem neunten Jahrhundert wurden dieselben durch geographische Entdeckungen in Nord und Ost berühmt.

Diese Entdeckungen ermunterten den Handelsgeist der Nation, und machten ihn fernwirkend. In Gemeinschaft mit den längst betriebsamen Wenden, die an der Ostsee hausten, führten die Normänner eine Zeitlang den Haupthandel der Welt. Einerseits ging derselbe zur See an die Küstenländer Deutschlands und Frankreichs, später zumal in die niederländischen Städte, wohin, als zur bequemsten Zwischenlage, die italischen Kaufleute die Waaren des Südens führten; anderseits auf mehreren Land- und Fluß-Straßen durch Rußland, zumal über Nowogorod, nach dem schwarzen Meer und bis in's innere Asien.

Eine lebendige Kenntniß vieler fernen Länder und einen weitreichenden Handel unterhielten die Wallfahrten nach Palästina und andern heiligen Orten und dann die Kreuzzüge. Aber noch weiter öffnete sich der geographische Gesichtskreis durch einige berühmte Reisende, welche theils ihre eigenen Beobachtungen, theils sonst gesammelten Notizen in ihre sehr denkwürdigen Reisebeschreibungen eintrugen. Der Jude Benjamin von Tudela (um 1160), welcher in Angelegenheiten seiner Nation den Orient durchreiste, dann die Mönche Plan Carpin und Ascolin, welche Papst Innocenz IV. an den mongolischen Chan Gayuk sandte, Andreas de Rubruguis, an den Chan Mangu von Ludwig IX. geschickt, Marco Paola, der (1269) von Venedig aus eine 26jährige Handelsreise durch Asien that, und unter den Europäern der Erste war, der China sammt dessen Hauptstadt Peking sah, und 50 Jahre später der Engländer John Maundeville, der die nämlichen Gegenden bereiste, sind die vorzüglichsten derselben. Ihre — mit Wundergeschichten und Fabeln reich vermischten — Beschreibungen der inner-, hoch- und ost-asiatischen Länder sind die Grundlage der, bis auf die neuesten Zeiten gäng und gäbe gewesenen Darstellungen dieses Welttheils.

Weit eingreifender in die großen Handelsverhältnisse als dieses alles war aber das europäische Städtewesen, sowohl jenes, welches, wie in Italien, oder überhaupt in den Ländern des alten römischen Reichs, sich bloß verjüngte, als welches, wie in den deutschen und

nordischen Ländern, allererst in's Leben trat. Von ihnen beiden wird jedoch an anderer Stelle gesprochen.

Christliche Religion und Kirche.

Immer weiter dehnte sich die Herrschaft des Evangeliums aus. Die germanischen Völker, welche nicht schon früher bekehrt waren, zumal die Stämme der Sachsen; dann die Wenden und Slaven, die skandinavischen Nationen, die Russen, die Ungarn und in Asien viele tatarische Horden wandten sich zum Christenthum, theils der friedlichen Lehre horchend, theils durch's Schwert gezwungen, und, je nach geographischen und politischen Verhältnissen, theils nach dem lateinischen, theils nach dem griechischen, mitunter auch nach einem ketzerischen — zumal in Asien nach dem nestorianischen — Ritus.

So erfreulich die Ausbreitung, so betrübend erscheint die fortschreitend verschlechterte innere Gestaltung des Christenthums. Denn nicht nur wurde der Gottesdienst, für welchen der römische Ritus, mit ihm die lateinische Sprache, allmählig im ganzen Abendland aufkamen, fortwährend mit neuen Gebräuchen überladen und durch steigende Pracht entstellt, auch mitunter Ceremonien eingeführt, welche weit verwerflicher als die alten heidnischen, ja zum Theil äußerst ärgerlich und ganz unsinnig waren; sondern selbst die Lehre ward theils verderbt, theils verhüllt durch Menschensatzungen, welche, wiewohl dem Geist des Evangeliums widerstreitend oder fremd, unter dem Schutz der allgemeinen Verfinsterung, hier an der Hand des Betrugs sich einschlichen, dort als Diktate einer heiligen Gewalt sich ankündigten. Die Lehren selbst aber wurden mit tyrannischer Strenge behauptet, die schrecklichste Verfolgung erging über jeden Abfallenden oder auch nur Wankenden im Glauben.

Dieses zunehmende Verderbniß war meist die Frucht der unumschränkten Kirchengewalt, weil Alles, was über die durch Natur oder Vernunft gesetzte Grenze schreitet, nothwendig zur Mißgestalt wird, oder abenteuerliche Auswüchse erzeugt. Aber wie gelangte die Geistlichkeit zu so ungemessener Macht? wie ward sie stärker als alle zeitlichen Gewalten, als alle bürgerlichen und Menschenrechte?

Theils geschah solches durch die fortgesetzte Wirkung derjenigen Umstände, Verhältnisse und Kräfte, welche schon in den früheren Zeiten zur Erhebung der Kirche sich vereinigt hatten, theils durch neuere

Gunst der Zufälle und deren kluge, muthvolle, consequente Benützung. Es ist leicht zu begreifen, wie — in einer Zeit der allgemeinen Lähmung aller bürgerlichen Gewalten durch die Lehensanarchie, der Auflösung des Nationalverbandes durch die einzelnen Zwingherrschaften, so wie des Völkerverkehrs durch Unwissenheit und Barbarei — ein über alle christlichen Länder, zumal von Mittel- und West-Europa, ausgebreiteter, unter sich selbst durch gemeinsames Interesse, gemeinsames Gesetz und eine wohl organisirte Verfassung zusammenhängender, in jedem einzelnen Land schon durch lokale Besitzthümer und politische Rechte einflußreicher Körper, durch seine planmäßig geleitete Gesammtkraft ganz übermächtig werden, und die Widerstrebungen aller Gegner vereiteln mochte. Es ist nicht minder begreiflich, wie, in einem Zeitalter der Finsterniß und Geistesarmuth, derjenige Stand, welcher allein noch einige Schätze der Wissenschaft besaß, mit entschiedener Ueberlegenheit gegen alle übrigen auftreten, durch künstliches Blendwerk und eingeschwärzte Lehren seine Hoheit immer unbestrittener und glänzender machen konnte, und wie endlich in den Zeiten fast allgemeiner Dahingebung in die Fesseln der Leibeigenschaft oder doch der persönlichen Abhängigkeit, eine das Gemüth nicht minder, als die äußern Handlungen ansprechende, die Güter des Himmels nicht minder als der Erde ausspendende Macht unwiderstehlich werden mußte. Der Nimbus der Heiligkeit, welcher den Stand überhaupt und dessen ausgezeichnete Glieder insbesondere umstrahlte, warf die Menge zu frommer Verehrung nieder, und es wurde, wer aufrecht zu stehen wagte, durch die Donner der Kirche zermalmt. Der Bannfluch und das Interdikt waren solche furchtbare Waffen, welche selten vergeblich geschleudert wurden. Der erste schloß den Einzelnen aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus, und beraubte ihn nicht nur der kirchlichen Güter, sondern auch — theils durch ausdrückliches Gesetz der Staatsgewalten, zumal der frömmern römischen Kaiser, theils durch erweiternde Auslegung solcher Gesetze oder durchs Herkommen — der bürgerlichen, ja der menschlichen Rechte. Wo aber auch diese Waffe nicht wirksam genug erschien, oder wo gegen ein ganzes Volk mehr als gegen Einzelne der geistliche Krieg zu führen war, da wurde das furchtbare Interdikt ausgesprochen, welches allen Einwohnern einer Stadt, eines Landes, eines Reiches den Genuß der religiösen Tröstungen entzog, und ihr Gemüth durch düstere, Schauer erregende Ceremonien mit den Schrecken des göttlichen Zornes füllte.

Der Besitz so ungebundener Macht verderbte die Geistlichkeit;

und es wird solches Niemanden befremden, welcher die Natur des menschlichen Herzens kennt. Die Gewalt selbst führt die Neigung zu ihrem Mißbrauch mit sich, und der Besitz der Erdengüter ist Lockspeise für die Begierde. Die Geistlichkeit, berauscht von Macht und Reichthümern, wurde übermüthig und üppig, die Kirchenzucht war frühe erschlafft im Kampf mit Leidenschaft und Sinnlichkeit; es schien, nach gesicherter Gewalt, nicht nöthig mehr, durch strenge Sitten oder durch persönliche Würde zu imponiren. Der Cölibat, als Auflehnung wider die Natur, rächte sich selbst, hier durch geheime Sünde, dort durch unverhüllte Ausschweifung, oder es ward wenigstens die Entsagung auf Familienglück als ein Rechtsanspruch auf andere Genüsse, zumal auf Hoheit und Macht, betrachtet. Endlich wirkte die allgemeine Verdorbenheit des Zeitalters auch auf die Geistlichkeit zurück; der dumme, rohe, sklavische Haufe der Laien verdiente kaum eine edle Beherrschung.

Von den merkwürdigen Begebenheiten der Kirche, insbesondere vom Papstthum, reden wir in der spezielleren Geschichte.

Kunst und Wissenschaft.

Nicht mehr Griechenland oder Italien, oder überhaupt Europa, sondern das arabische Reich ist der Hauptsitz der Geistesbildung. Seitdem die Abbasiden auf den Thron des Chalifats sich geschwungen, erblühte in ihrem Gebiet, nicht minder in einigen der, vom Hauptreich losgetrennten, arabischen Staaten, feinere Sitten, Kunst und Wissenschaft. Es geschah solches in der nämlichen Zeit, da in Europa Finsterniß und Barbarei ihre Herrschaft befestigt, und selbst die — geschriebenen und ungeschriebenen — Denkmale der früheren Kultur theils zerstört, theils verhüllt oder unverständlich gemacht hatten. Ein halbes Jahrtausend hindurch und noch länger blühte die arabische Literatur, vollkräftig und früchtereich. Von den indischen Grenzländern und von dem Saum der hochasiatischen Steppe bis an den lybischen Sand und an die atlantische Küste wichen die rauhen Töne des Fanatismus dem Klang sanfter Lieder; der Kriegslärm wechselte ab mit der vielstimmigen Lehre der Wissenschaft und Weisheit. Die Sünde Amru's — wenn der alexandrinische Bücherbrand mehr als Legende ist — wurde reichlich vergütet durch die Anlegung zahlreicher Büchersammlungen in Ost und West, von Fürsten

und Unterthanen, durch unermüdetes Abschreiben und Uebersetzen von alten und fremden, durch unerschöpfliche Erzeugung von eigenen Geisteswerken. Selbst die Eroberungen der Türken endeten die Blüthe der Wissenschaften nicht; ja es ging von deren Hauptbeförderern Einer, Malek-Schah, aus dem Stamm der Seldschuken hervor. Erst die mongolische Umwälzung erschütterte ihr schönes Reich. Doch endete sie es nicht. Die Wissenschaften hoben abermal ihr Haupt aus den Trümmern der Verwüstung, bis — erst am Ende des folgenden Zeitraums — die Tataren und Osmanen sie für immer niedertraten.

So glänzend jedoch diese allgemeine Schilderung ist, und so hoch die arabischen Schriftsteller, aus Selbstzufriedenheit und Nationalstolz, ihr wissenschaftliches Verdienst anschlagen: so löset doch, bei genauerer Prüfung, das Meiste sich in leeren Schein, oder doch in bloß vergleichungsweises Licht und in bloß örtlichen und zeitlichen Werth der Lehre auf.

Aus unbefangener Schätzung geht hervor, daß, einige wenige Disciplinen ausgenommen, die Erkenntniß bei den Arabern über denjenigen Punkt nicht vorgeschritten, zu welchem sie schon bei den Alten gelangt war, ja daß bei mehreren und den edelsten Wissenschaften die Jünger Mohammeds weit hinter dem klassischen Heidenthum zurückgeblieben sind.

Auch kann uns diese Wahrnehmung wenig befremden. Der Genius der asiatischen Völker ist der Thätigkeit des Geistes nicht hold. Hieran ist allernächst der Despotismus schuld: aber daß derselbe in Asien unaufhörlich herrschte, ist eben der Fluch jenes Erdtheils.

Es ist in der Natur der Dinge gegründet, daß der Hauch des Despotismus tödtend auf die edleren Geisteskräfte wirke. Ein Sklave kann den Schwung zu großen Gedanken nicht nehmen, und versucht er es, so kann der Despot es nicht dulden. Mitunter mag ein wohlgesinnter oder kurzsichtiger Sultan sein, welcher die Wissenschaft — aus Liebe oder Eitelkeit — pflegt und fördert, aber er handelt gegen sein erstes Interesse, wenn er es thut. Auch wird ihn, oder doch seine Satelliten, der natürliche Instinkt darüber bald belehren. Die schönen Künste, zum Vergnügen und zur Pracht, die Real-Disciplinen, zu staatswirthschaftlichem Bedarf, wird er ermuntern; aber die höhere, die freie, geistige Erkenntniß, die Philosophie, und ihre Freundin, die lautere, würdige Geschichte, die muß er hassen, weil er sonst durch ihren Ausspruch verworfen wird.

Also bei den arabischen Herrschern; ja bei ihnen noch mehr als bei Andern, da sie nicht bürgerliche Despoten, sondern zugleich oberste Priester oder Schützer der Religion waren, demnach ein gedoppeltes Interesse die Unterdrückung der Geistesfreiheit von ihnen forderte. Geächtet war im Reich der Chalifen nicht bloß die Philosophie und die republikanische Politik Griechenlands und Roms, sondern auch die Mythologie Homers und Ovids. Die Götter nicht minder, als die Helden der klassischen Welt waren ein Gräuel für den Beherrscher der Gläubigen, und es fanden sich die Moslems durch eine unübersteigliche Scheidewand von dem Reich des Geschmackes, sowie von jenem der Geschichte und der Philosophie geschieden. Auch verschmähten sie selbst die Sprachen, worin so gefährliche Schätze enthalten waren. Nur in Uebersetzungen — nach ängstlicher Auswahl Desjenigen, was dem Reich und dem Glauben Mohammeds unschädlich war — wurden die Geisteswerke der Griechen und Römer ihnen kund; versagt blieb ihnen die unmittelbare Berührung.

Daher verdankt allernächst die Erdkunde ihrem und ihrer Unterthanen Eifer eine wesentliche Bereicherung. Nicht minder genossen alle Theile der Mathematik, so auch die Naturwissenschaften, einer freundlichen Ermunterung, wodurch sie zum Theil in ihrem frühern Zustand erhalten, zum Theil vorangeführt wurden. Das Letztere geschah zumal bei der Botanik, Chemie und Arzneikunde. Die Chemie, welche früher bloß aus vereinzelten Kenntnissen bestanden, ist eigens erst durch die Araber zur wahren Wissenschaft geworden; und die Namen der großen arabischen Aerzte, als der beiden Mesve, Rhazes, Geber, Avicenna, dann des Avenzoan und Averrhoës werden mit Ehrfurcht ausgesprochen. Die berühmte Schule zu Salerno, von welcher aus die Morgenröthe der neuen Heilkunst kam, ist arabischen Ursprungs.

Doch auch die Arzneikunde litt durch die Beschränkung der Geistesfreiheit. Die Zergliederung menschlicher Leichen war verboten; die Anatomie mußte sich mit Thieren behelfen. Die Thorheiten der Alchemie und Astrologie äußerten vielfältig auf die Heilkunde ihren verderbenden Einfluß, und nicht minder nahm dieselbe Theil an dem verwirrenden Wortkram der philosophischen Schulen.

Denn nicht mit freiem Geist und lebendiger Forschung, nur als knechtische Schüler des einen Lehrers, Aristoteles (auf die übrigen wurden nur halbe Blicke geworfen), betrieben die Araber das Studium der Philosophie. Ja, diesen einen Meister studirten sie nicht in der

Ursprache, sondern in Uebersetzungen, durch deren Mängel die Dunkelheit seiner Bücher vermehrt, die Mißverständnisse gehäuft wurden. Die Spitzfindigkeiten der Dialektik, der Rüstkammer für gelehrte Kämpfe, beschäftigten zumal den Fleiß der Araber, und ihnen gehört das Verdienst, auch den rohen Abendländern diese lang verkannten Schätze der aristotelischen Weisheit zuerst wieder zugeführt zu haben. Die arabischen Uebersetzungen des Stagiriten, mit den Commentarien der orientalischen Lehrer, zumal des gefeierten Averrhoës, wurden ins Lateinische übertragen; und dieser Quelle vor andern ist der Strom der Scholastik entflossen.

Daß diese im Grund nicht sehr bedeutende wissenschaftliche Kultur der Araber, daß selbst die der Juden jene der Christen überstrahlte, gibt wohl am deutlichsten den Grad der Finsterniß zu erkennen, die über der christlichen Welt lag. Freilich blieben in dem weiten Umfang derselben immer einige Länder durch ein Dämmerlicht erhellt; auch leuchteten in den finstersten Jahrhunderten immer einzelne Sterne: aber der allgemeine Charakter war Unwissenheit und Nacht.

Am meisten noch war von der alten Aufklärung in den griechischen Ländern übrig geblieben. Unter den Abendländern waren England und Italien am wenigsten verfinstert. Doch brach über jenes mit der dänischen Eroberung die volle Nacht herein; dieses, reicher als alle übrigen an Denkmalen der alten Kultur, und selbst durch deren Trümmer reich, konnte nicht ganz in Barbarei sinken.

Laßt uns, unter den einsamen Leuchten dieser düstern Jahrhunderte zumal, der Gewaltigen gedenken, welche durch huldreichen Blick das Genie ermuntert und die Wissenschaft zu Ehren gezogen haben.

Karl der Große glänzt von dieser Seite in reiner Glorie. Er hat Vieles für die Wissenschaften gethan und, nachdem er in hundert Schlachten gesiegt, seiner nicht unwürdig geachtet, Schulen zu stiften, durch persönliche Gegenwart die Lehrer wie die Lernenden zu ermuntern und einen Kreis von Musenfreunden um seinen Thron zu versammeln. Die Früchte von allem Dem reiften nicht. Nach Karls Tod mangelten die pflegenden Hände, die zarte Pflanze starb in der eisernen Zeit.

Gleich eifrig, ja mit noch reinerer Liebe, und zugleich als selbst Gelehrter, beförderte der große Alfred die Wissenschaft.

Gegen das Ende des Zeitraums haben vor Allen Friedrich II., der genialste der Hohenstaufen, und Alfons X., der Weise, von

Castilien, als Beförderer der Wissenschaft geglänzt. Die ernstern Disciplinen sowohl als jene des Geschmacks erfreuten sich ihrer fruchtbringenden Pflege.

Die Namen der ausgezeichnetsten Genies in dem halben Jahrtausend, welches dieser Zeitraum umfaßt, sind fast in einem Athemzuge auszusprechen. Doch auch solche kurze Aufzählung liegt nicht in unserem Zweck. Wir erlauben uns bloß einen allgemeinen Blick.

Im neunten Jahrhundert wurden außer den gelehrten Freunden Karls des Großen, unter welchen Alcuin der merkwürdigste ist, vor allen Andern Hincmar, Erzbischof von Rheims († 882), und Johann Erigena (auch der Schotte genannt, doch aus Irland gebürtig) berühmt. Im zehnten aber und in der ersten Hälfte des elften wird die Unwissenheit vollständiger; in 150 Jahren zählte man nur 25 Schriftsteller, von denen die meisten werthlos sind. In diesen finstern Zeiten verlor sich fast selbst die Schreibkunde. Die vornehmsten Personen, die obersten Richter konnten mitunter ihren Namen nicht schreiben. Die Handzeichen rühren daher. Die Bücher wurden immer seltener und verschwanden in einigen Gegenden ganz. Gleichwohl finden wir in eben dieser Zeit die gelehrte und geistreiche Rhoswitha, Nonne in Gandersheim, und den großen Gerbert, als Papst Silvester II. († 1003), das Wunder seiner Zeit und auch als Zauberer verschrieen, wegen seiner angestaunten Wissenschaft in natürlichen Dingen.

Nach der Mitte des elften Jahrhunderts, merkbarer im zwölften Jahrhundert, beginnt die Morgendämmerung des Geschmackes und der Wissenschaft. Es bildeten sich allmählig die neuern Landessprachen, und veredelten sich durch ihren Gebrauch — wo nicht in den ernsten Wissenschaften, doch in der Dichtkunst, und auch in öffentlichen Geschäften.

Aber die berühmtesten unter den Lehrern dieses und der nächstfolgenden Jahrhunderte trugen sämmtlich die Fesseln der Scholastik, d. h. jener spitzfindigen und streitsüchtigen Schulweisheit, welche — aus einer abenteuerlichen Zusammensetzung heidnischer, zumal aristotelischer, Philosophie und christlicher Theologie bestehend — nach der Natur dieser widerstreitenden Elemente sowohl, als nach dem in Schulen, zumal in Klosterschulen, so leicht aufkommenden Geist der Pedanterie, der Einseitigkeit, der absprechenden Anmaßung, den Fortschritten der bessern, freien Erkenntniß nicht anders als hinderlich sein konnte.

Es waren aber die an Klöstern und Domstiftern meist von Alters bestehenden, und zumal durch Karl d. Gr. und seine Nachfolger vermehrten, Schulen durch den größern Theil dieses Zeitraumes die einzigen gelehrten Bildungsanstalten des Abendlandes; die Geistlichen also allein und ausschließend im Besitz der dürftigen Reste der Wissenschaft. Lange Zeit beschränkte sich der Lehrplan auf das Trivium und Quadrivium, bis allmählig der Geistesblick sich erweiterte, und, wenigstens an den größern und berühmtern Schulen, der Unterricht eine größere Ausdehnung gewann. Es erstarkten selbst solche Schulen durch Reichthum, Berühmtheit und die sich fortbildende einheimische Verfassung, auch durch ausdrückliche Privilegien, zu gesonderten Instituten, welche wohl ihrem Geist, und auch der Form ihrer Verwaltung nach, klösterlich oder geistlich blieben, auch unter der Leitung oder Hoheit der kirchlichen Autoritäten, zumal des Papstes standen; aber dennoch lebenskräftiger für die Wissenschaft, auch als eigene Korporationen ansehnlich und einflußreich in Kirche und Staat wurden. Auf solche Weise entstanden theils Specialschulen für besondere Wissenschaften, theils Generalschulen oder Universitäten. Von den ersten sind zumal jene zu Bologna für die Jurisprudenz, zu Salerno für die Arzneigelehrtheit, zu Paris und Oxford für Philosophie und Theologie berühmt geworden. Die beiden letzten erweiterten sich zu Universitäten, deren Rang und Vorrechte auch die Schulen von Rom, Padua, Toulouse, Montpellier und Salamanca erhielten. Uebrigens dauerte auch an den Universitäten die scholastische Beschränkung in Geist und Lehre fort. Die dialektische Kunst behagte den eiteln Lehrern als bequeme Waffe des Angriffs und der Vertheidigung. Die geoffenbarte göttliche Wahrheit, so wie die Kirchensatzungen wurden durch Aussprüche — anfangs Plato's, nachmals aber, seitdem aus den arabischen Schulen die Verehrung für den Stagiriten nach dem Abendland gekommen, des Aristoteles unterstützt, und die Grübeleien der Metaphysik mit dogmatischer Strenge eingeschärft. Es kam so weit, daß Aristoteles, dessen Schriften frühere Kirchenlehrer verdammt hatten, von spätern Concilien als beweisende Autorität selbst in heiligen Dingen angeführt wurde, und daß die Verschiedenheit philosophischer Ansichten zu Verketzerungen und Verfolgungen Anlaß gab.

Zumal wurde im dreizehnten Jahrhundert, durch K. Friedrichs II. Gunst und durch den Eifer der beiden Orden, der Dominikaner und Franziskaner, das Ansehen des Stagiriten vorherrschend und die Scholastik triumphirend. Die gefeierten Namen eines Alexanders van



Karl der Große.

(Bd. II. S. 199.)

Nach dem Siegel einer Urkunde.

Hales, eines Albertus Magnus, eines Thomas von Aquino, eines Bonaventura und vor Allen eines Roger Baco zeichnen dieses Zeitalter aus. Diese berühmten Männer alle gehörten jenen Bettelorden an; sie alle waren Hauptlehrer der Scholastik; sie alle huldigten dem Aristoteles.

II. Detaillirte Geschichte des fünften Zeitraums.

Geschichte des karolingischen Reiches.

Karl der Große.

Aus der Schaar der Könige, welche über die Bühne des Mittelalters — wie der übrigen Zeiten — meist in einförmiger Unbedeutsamkeit einherziehen, und unter denen nur wenige durch Thatkraft und wenigere noch durch ächte Weisheit und Tugend ausgezeichnet, persönlich merkwürdig sind, tritt mit vorzüglich imponirender Majestät Karls des Großen Gestalt hervor. Er, der Baumeister eines Weltreichs, der Gesetzgeber der Nationen und in der Nacht der Zeiten vor und nach ihm ein einsam strahlender, aber auch eben darum in höherem Lichtglanz, als ihm wirklich eigen ist, erscheinender Stern.

Karl der Große gelangte im dritten Jahre seiner Regierung, durch den gelegenen Tod seines Bruders Karlmann, zur Alleinherrschaft des fränkischen Reiches. Der Verdacht, diesen Bruder gemordet zu haben, liegt auf ihm; die Beraubung seiner unmündigen Neffen, die er von ihres Vaters Erbschaft ausschloß, bestärkt den Verdacht; aber das doppelte Verbrechen war nöthig, so sagt man entschuldigend, zur Ausführung der Plane seines großen Geistes.

Desiderius, der Longobarden König, Schwäher der beiden Brüder, nahm die flüchtigen Enkel auf. Darüber ergrimmte Karl, schickte seine Gattin ihrem Vater zurück und zog feindlich nach Italien. Bald war Desiderius in Pavia belagert; Hunger und Seuchen erzwangen nach zehn Monaten die Uebergabe. Desiderius, wahrscheinlich geblendet, verkümmerte in einem klösterlichen Gefängniß. Karl nahm die Krone der Longobarden, schlug die Versuche Adelgis,

des Sohnes von Desiderius, nieder, ließ den Herzog von Friaul, der nicht gehorchen wollte, den Tod der Verbrecher sterben, und zwang den mächtigen Herzog von Benevent zur Anerkennung der fränkischen Hoheit.

Gegen den jetzt übermächtigen König der Franken und Longobarden, gegen den tapfern, unermüdeten, des Menschenblutes wenig schonenden Karl, konnte, nach der damaligen Lage Europa's, kein anderer König, kein Volk im Streit aufkommen. Daß er sie ringsum der Reihe nach niederwarf, darf uns daher minder in Verwunderung setzen, als in einzelnen Beispielen die Unvollständigkeit des Sieges oder die Langwierigkeit des Kampfes.

Vor allen merkwürdig ist hier der sächsische Krieg, begonnen schon vor dem longobardischen, im Jahr 772, und fortgeführt bis 803 mit weniger Unterbrechung, dabei reich an Unfällen und an Gräueln.

Die Thaten dieses Krieges sind unvollständig und verunstaltet durch die Schmeichelei der fränkischen Chronikenschreiber auf uns gekommen. So viel erkennen wir, daß gleich im ersten Feldzug Karl die Feste Eresburg (Stadtberg an der Diemel) eroberte, die weitverehrte Irmensäule zerstörte und siegreich bis an die Weser drang; daß aber, was auch meist in den folgenden Feldzügen geschah, die der Uebermacht weichenden Sachsen, sobald das fränkische Hauptheer abzog, zu neuen Angriffen sich ermannten, rächend über die verhaßten Feinde stürzten und in's eigene Land derselben die Verheerung trugen; ja, daß sie selbst in offener Feldschlacht den Sieg wenigstens zweifelhaft machten, und erst nach dem hartnäckigsten Widerstand, und nachdem auf beiden Seiten unzählige Schlachtopfer geblutet hatten, durch die äußerste Anstrengung Karls dahin gebracht wurden, unter der Bedingniß der Beibehaltung ihrer Freiheit und ihrer einheimischen Gesetze, in die Gemeinschaft der Beherrschung und der Religion mit den Franken zu treten.

So ehrenvoll diese Bedingungen schienen, so wurden sie doch, als Gesetz des Feindes, von den Sachsen verabscheut. Aber die christliche Religion, die man den Sachsen aufgedrungen, heischte nicht bloß das Opfer der einheimischen, durch Alter geheiligten, mit der ererbten Sitte und Verfassung zusammenhängenden Lehren, Ueberlieferungen und Gebräuche, sondern auch die Entrichtung der einem bis dahin steuerfreien Volk unerträglich scheinenden — Zehnten. Auch suchte Karl, der Abneigung der Sachsen gewiß, sich ihres Gehorsams nicht nur durch Errichtung von Bisthümern, Einsetzung von Grafen

und Sendgrafen und durch Verpflichtung des Heerbanns zum Kriegsdienst zu sichern; sondern er hielt für nöthig, um die Nation zu schwächen, viele Tausende der Sachsen in fränkische Länder zu verpflanzen, gleichwie er während des Krieges schonungslos ihre Gauen verwüstet, Tausende von gefangenen Vaterlandsvertheidigern geschlachtet und durch gehäufte Frevel an den heiligsten Menschenrechten seinen Kriegsruhm geschändet hatte.

Doch selbst dieser Kriegsruhm ist zweideutig, wenigstens verdunkelt durch Wittekinds strahlendes Verdienst. Derselbe — nicht Herzog der Sachsen, nur ein Edler des Landes Westphalen — stritt, vom Anfang des Krieges bis in dessen vierzehntes Jahr, theils als Haupt eines Geleites, theils als gewählter Führer des Heerbannes, gegen den übermächtigen Feind — wohl öfters unglücklich, doch immer glorreich. Endlich aber, nachdem (783) in zwei großen Schlachten — den einzigen Haupttreffen des Krieges — der sächsische Heerbann verblutet, und Karl in den folgenden Jahren alles Land bis zur Elbe verwüstet hatte, horchte Wittekind auf die oft verworfenen Anträge des Feindes, huldigte dem König und nahm die Taufe.

Die Unterwerfung Sachsens hatte feindselige Berührungen mit den Wenden und Normännern zur Folge. Dies gab Anlaß zu neuen Triumphen. Die Wilzen, die Sorben, die Böhmen wurden besiegt und zum Tribut gezwungen, die Normänner aber, welche, von Jütland aus, unter ihrem König Gottfried zu Wasser und zu Land gefährliche Angriffe wagten, mühsam durch die gesammelte Reichsmacht zurückgetrieben. Gottfrieds Nachfolger, Hemming, ging einen Frieden ein (811), welcher die Eider zur Grenze Deutschlands machte. Auf dem Tage zu Paderborn, 777, allwo Karl die Unterwerfung vieler sächsischen Stämme annahm, erschienen die arabischen Emirs, Ibn al Arabi und sein Sohn Jussuf, Hülfe begehrend wider Abdor-Rhaman, den ommajahdischen Chalifen zu Cordova. Der Enkel Karl Martells stand nicht an, sein Schwert gegen die Sarazenen zu wenden: er überstieg die Pyrenäen, eroberte Pampelona, Saragossa und alles Land bis zum Ebro. Aber das heimziehende Heer, schwer von Beute, ward in den Engpässen von Ronceval durch die Basken überfallen; viele Schätze wurden geraubt, viele Tapfere erschlagen, unter ihnen der gefeierte Roland, Karls Schwestersohn. Die That blieb ungerächt, doch ward die spanische Mark in langwierigem Kampf behauptet. Aber mit dem Chalifen zu Bagdad, Harun-al-Raschid, dem Abbassiden, hielt

Karl Friede, ja gegenseitigen freundlichen Verkehr. Die beiden Feinde Ommajah's waren unter sich natürliche Freunde.

Tassilo II. der Agilolfinge, Herzog in Baiern, vermöge früherer Verträge dem fränkischen König unterthan, hatte schon Pipin die Heeresfolge geweigert, gegen Karl aber mehr als einmal feindlich sich erhoben und, besiegt im Felde, nach wiederholtem Schwur der Unterwerfung, zu verrätherischen Anschlägen Zuflucht genommen. Jetzt hielt der erzürnte König zu Ingelheim Gericht über den Abtrünnigen. Der Agilolfinge ward zum Tode verurtheilt. Die Gnade des Gewaltherrschers verwandelte die Todesstrafe in Klostergefängniß. Baiern wurde in Grafschaften getheilt, die Gewalt des Königs zu sichern.

Mit Tassilo hatten die Avaren Bündniß geschlossen. Nach seinem Sturze fielen sie in die fränkischen Länder, worüber Karl den Vertilgungskrieg wider sie erhob. In zehn Feldzügen, auch mit drei Heeren zugleich, wurde gestritten, blutig für beide Theile, endlich verderblich für die Avaren. Die Ringe wurden erobert, unsägliche Reichthümer erbeutet, das verödete Land bis zur Raab, ja bis zur Mündung der Theiß und Save, fränkischen Grafen und Bischöfen untergeben.

Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums.

Aber die glänzendste, folgenreichste Begebenheit von Karls Leben ist die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums. Seitdem Augustulus, auf Befehl des Deutschen Odoaker, vom Thron der Cäsaren herabgestiegen, hatte die Würde geruht. Rom gehorchte hierauf theils den deutschen Beherrschern Italiens, theils den morgenländischen Kaisern, und errang während der Unruhen des Bilderstreites eine zweifelhafte Selbständigkeit, unter losen republikanischen Formen und der väterlichen Gewalt des Papstes. Aber der Zorn des byzantinischen Hofes und die Feindseligkeit der Longobarden machten einen Beschützer nöthig. Der Beschluß des römischen Senats und Volkes, durch das Ansehen des Papstes bekräftigt, ernannte Karln Martell zum Patrizier von Rom. Sein Sohn und Enkel erhielten die gleiche Würde, mit welcher — so schwankend ihr Begriff und zweideutig die Absicht ihrer Ertheilung sein mochte — wenigstens die Schutzherrlichkeit über die heilige Stadt und deren Kirche verknüpft war. Pipin und Karl d. Gr. erfüllten auf glänzende Weise die übernommene Pflicht, und stärkten dadurch ihr Hoheits-

recht, also daß, nach Zerstörung des longobardischen Reichs, der Patrizier Karl unter Ehrenbezeugungen, wie sie nur dem Gebieter erwiesen wurden, in Rom seinen Einzug hielt.

Nach dem Tode des weisen Papstes Hadrian I. wurde Leo III. durch den Einfluß einer mächtigen Partei zu seinem Nachfolger gewählt. Der Haß seiner Gegner erregte vier Jahre darauf einen Tumult wider ihn, und mit Noth entkam der mißhandelte Papst aus dem Kerker. Karl empfing denselben im Lager bei Paderborn, und zog im folgenden Jahr (800) persönlich über die Alpen, hielt Gericht in Rom, sprach den Papst von aller Anschuldigung los, und bestrafte seine Feinde. Am Weihnachtstage des achthundertsten Jahres der christlichen Aera ward in der Peterskirche, nach geendigtem Meßopfer, eine glänzende Krone vom Papst auf des Königs Haupt gesetzt, und es erscholl der tausendstimmige Ruf: „Langes Leben und Sieg Karln, dem Frommen, dem Hocherhabenen, dem von Gott gekrönten, großen und friedliebenden, römischen Kaiser.“ Von jetzt an hatte Karl einen selbstständigen Titel zur Beherrschung Roms, in der Meinung der Menschen aber einen Anspruch auf Weltbeherrschung. So mochte die veraltete Majestät der Erdenkönigin durch die männlich reife Kraft des karolingischen Reiches von neuem aufblühen, die Völker des Abendlandes — ja, wenn der Plan, mit Irenen sich zu verbinden, gelungen wäre, auch jene des Morgenlandes — zu einem neuen Weltreich, oder doch zu einem System verbundener Staaten sammelnd. Diese glänzende Aussicht jedoch ging theils gar nicht, theils in ganz anderem Geist, als Karl gedacht hatte, in Erfüllung.

Wenn wir den Sieger, den Eroberer Karl von dem Standpunkte der geistigen Schöpferkraft betrachten, so schwindet seine Größe meist dahin, weil nur die Werke seines Armes, nicht jene seines Geistes im Strom der folgenden Geschichte noch kenntlich bleiben. Nichts als sein Reich — das auch einen andern Ursprung hätte haben können — und dieses frühzeitig zertrümmert, hat er der Menschheit vermacht, und gerade von dem, was sein eigenthümliches, wahrhaft persönliches Werk, der Ausfluß seiner Individualität gewesen, von seinem rein geistigen oder genialen Wirken ist nach kurzer Frist nur wenig Spur mehr zu erblicken.

An die Stelle des monarchischen — ja wohl despotischen — Systems, welches Karls Einrichtungen in bürgerlichen und in Kriegsachen bezweckten, sehen wir, bald nach ihm, die volle Anarchie eben des Lehenwesens treten, welchem er zeitlebens entgegen ge-

arbeitet. Das mühsam angefachte Licht der Wissenschaft, welcher er sich auf allerdings ruhmwerthe Weise hold bezeiget, erlosch nach seinem Tod in noch dichterer Finsterniß. Der Clerus, welchem er, als vermeinter Stütze des Thrones, erhöhte Macht verliehen, trat schon seinen Sohn und Enkel mit Füßen. Alle seine Gesetze und Verordnungen endlich, so zahlreich und mannigfaltig sie waren, linderten wohl einzelne moralische und bürgerliche Gebrechen; doch nur vorübergehend; und im Allgemeinen brach die Barbarei noch gewaltiger herein. Selbst die unmittelbare Frucht der Siege, die politische Macht des Reichs, wurde durch Theilung desselben aufs Spiel gesetzt; und wiewohl der Zufall das Erbe unter Ludwigs des Frommen Scepter vereinigte, so ward doch, beim ersten Nachlassen der Energie, sowohl der lose Zusammenhang im Innern, als das schlechte Vertheidigungssystem gegen Außen durch die schnell um sich greifende einheimische Zerrüttung und durch die Schrecken der normännischen Waffen kund.

Zum Verständniß der voranstehenden wie der nachfolgenden Geschichte ist ein Blick auf die bürgerliche Verfassung der karolingischen Staaten, oder überhaupt der germanischen Reiche nach den davon in diesem Zeitraum erscheinenden vorherrschenden Zügen vonnöthen.

Bürgerliche Verfassung. Das Lehenwesen.

Den Hauptcharakter solcher Verfassung bildet das Lehenwesen. Wir fügen dem davon bereits in der vorigen Periode Gesagten noch einige Bemerkungen bei. Jahrhunderte lang trug man die Folgen des Lehenwesens ohne Aufmerksamkeit auf ihren Ursprung, ohne Prüfung ihres Charakters und Geistes. Endlich, als das Uebermaß der politischen Bedrängniß die gewaltsame Revolution Frankreichs erzeugte, erhob man sich mit leidenschaftlicher Entrüstung gegen das Lehenwesen, als welches man für die Hauptquelle alles Unheils erkannte. Hinwieder vertheidigten, welche der parteiischen Gunst der Lehenrechte sich erfreuten, das System selbst mit allem Eifer und aller Verblendung des gereizten Egoismus. Laßt uns parteilos, wie es der Geschichte ziemt, und ernst, wie es die Wichtigkeit der Sache fordert, diese Verhältnisse erwägen, laßt uns zumal das Lehenwesen in Vergleichung mit dem Allodialwesen betrachten.

Das Prinzip der Allodialverfassung ist die Freiheit, jenes der Lehenverfassung die Knechtschaft. In jener fließen alle

Rechte und Pflichten aus der Idee der Nationalverbindung, sind also Bürger-Rechte und Bürger-Pflichten: in dieser kommt Alles von persönlicher Verpflichtung und ist contraktmäßige Forderung und contraktmäßige Obliegenheit. In jener fordert die Nation selbst, oder durch ihre eigenen Gewaltsträger, Treue, Gehorsam, Leistung: in dieser ist Treue und Leistung bloß persönliche Schuldigkeit.

Daher ist die Allodialverfassung edler, weil sie auf Ideen beruht, und die Würde des Menschen und Bürgers anerkennt und schützt: die Lehenverfassung dagegen ist schon in ihrem Begriff jener Würde feindlich, weil sie eine Dahingebung der Freiheit an Personen, um Lohnes willen, voraussetzt. Auch hat sie eine natürliche Geneigtheit entweder in Anarchie, oder in völlige Sklaverei, ja wohl in beide zugleich — nämlich dort den Staatsverband, hier das Verhältniß der Einzelnen betrachtet — überzugehen.

Das Allodialsystem ist ein System der Vereinigung freier Männer unter, aber nicht durch die Häupter, als welche vielmehr selbst nur vermöge der Vereinigung da sind. Dagegen ist das Lehensystem eine Zerstücklung der Nation in eine Menge kleinerer oder größerer Haufen von dienstbaren Leuten, welche, ohne gemeinsames Interesse und ohne gemeinsames Recht, jeder nur als Dienerschaft desselben Herrn zusammenhängen, und welche zusammen nur in so fern das Bild einer Nation darstellen, als ihre Herren wieder haufenweis noch höheren Gebietern dienen, und diese zuletzt Alle einem Höchsten mit gleicher Pflicht verbunden sind. In dieser künstlichen Zusammenkopplung hängt die ganze Nationalverbindung von dem einzigen höchsten Ring ab, an welchen die Ketten der Vasallenschaften und ihrer untergeordneten Aftervasallenschaften geschlossen sind. Zerbricht dieser Ring, d. h. ermangelt der König, oder wird seine Gewalt gebrochen, sofort stehen so viele getrennte Fürstenthümer da, als unmittelbare Kronvasallen waren. Geht in solchen Ländern der Fürst ab, so ist seine Macht in eine Zahl kleinerer, unabhängiger Herrschaften zersplittert. Wenn aber auch diese die Häupter verlören, so befänden sich die losgebundenen Dienstmänner plötzlich vereinzelt, und würden, erschreckt über die ungewohnte Freiheit, nach allen Richtungen sich zerstreuen; während eine Nation im Verband der Allodial-Freiheit, auch nach dem Verlust der Häupter, Nation bliebe wie zuvor, und nach Gefallen entweder andere Häupter wählte, oder eine sonst beliebige Ordnung träfe.

Je loser aber das Nationalband im Lehensystem (wo es rein,

nach seiner Grundidee besteht), desto stärker oder vielfacher das Band der Dienstbarkeit. Der gemeine Lehensmann, oder des untersten Grades, ist nicht nur dem persönlichen Willen seines unmittelbaren Lehensherrn, sondern — da dieser selbst einem Höhern, und so weit dieser einem noch Höhern, der Letzte endlich dem Höchsten zum Gebote steht — mittelbar auch diesen allen dienstbar, weil die Wirkung des höhern Befehls sich auf alle untergeordneten Stufen der Aftervasallenschaft fortsetzt, demnach die Masse der Nation in Wahrheit zu Knechten der Knechte von Knechten wird. Im Allodialsystem dagegen wird durch die Unterordnung der Häupter nur die Freiheit befestigt, das oberste Haupt hält alle übrigen in den Schranken des Gesetzes, und wird selbst durch die Gesammtheit darin erhalten. Bedrückung kann da nur durch Verderbniß des Systems oder durch regelwidrige Anmaßung entstehen. Im Lehenssystem findet Befreiung nur ausnahmsweise Statt, und kann nur Folge der Beschränkung oder Ausartung des Systems sein; Dienstbarkeit ist die Regel.

Schon in der Kindheit des Lehenwesens, als dasselbe im Schatten der vorherrschenden Allodialverfassung als eine von selbst aufgewachsene Pflanze sich erhob, und noch ungeregelt durch Gesetze, als bloßes Herkommen, ein geduldetes mehr als ein eigens eingesetztes Verhältniß war, wurde dadurch die Freiheit vielfach und wesentlich gefährdet.

In dem Maße nun, wie sich die Lehen vermehrten, und der Allodialbesitz vergleichungsweise verringert oder minder geschätzt ward, in eben dem Maße fühlbarer, vorherrschender, eingreifender wurden auch die Wirkungen davon. Schon unter den spätern Merovingern war das Uebel groß. Karl Martell und Pipin kämpften kräftig, doch ohne entscheidenden Erfolg, wider den Trotz der mächtigen Vasallen; das System selbst bekämpften sie nicht. Tiefer blickend und gleich standhaft als glücklich, griff Karl der Große die Wurzel des Uebels an, indem er in dem fast veralteten Allodial-System, in dem längst hintangesetzten Heerbann die Mittel zur Hemmung der Lehensanarchie, aber zugleich die Kräfte zur Einführung eines, den Rechten der Gemeinen nicht minder, als den Anmaßungen der Großen gefährlichen, Regierungssystems fand. Die Zertrümmerung dieses Systems durch die Unfähigkeit oder das Unglück seiner Nachfolger nahm hierauf den letzten Damm wider die neu aufschwellende Macht der großen Vasallen weg, und es befestigte sich triumphirend das

Lehenwesen mit allen seinen Mißbräuchen und Auswüchsen, in seinem nun für Jahrhunderte unerschütterlichen Besitz.

Am meisten gefährlich schien Karln die Macht der, über ganzen Völkern oder weiten Ländern waltenden, Herzoge zu sein, ob sie als Erbfürsten oder als Reichsstatthalter ihre Gewalt besäßen. Darum hob er die Herzogthümer auf, und theilte das Reich in kleinere Bezirke, Gowen (auch Pagus, Comitatus genannt), welchen er seine Grafen, Comites, nach dem römischen Styl) vorsetzte. Für die Treue dieser Grafen aber sollte die Beschränkung ihrer Vollmacht und das neben und über sie gesetzte bischöfliche und Sendgrafenamt bürgen.

Das wichtigste Geschäft des Sendgrafen war die Haltung der jährlichen Maitage, welche, da sie bei dem großen Umfang des Reichs nicht mehr allgemein sein konnten, in jeder Provinz oder Sendgrafschaft vereinzelt gehalten wurden. Es erschienen darauf außer den Grafen und Zentgrafen (oder Edelvögten, überhaupt den untergeordneten Gewaltsträgern) auch einige Schöppen (Scabini) im Namen der Gemeinen (wie ein Ausschuß des freien Volkes), und berathschlagten über die Angelegenheiten der Provinz, über neue Einrichtungen und Gesetze, oder über die Annahme der vom König ihnen zugeschickten allgemeinen Verordnungen. Die Beschlüsse der Provinzversammlung brachte der Sendgraf auf den allgemeinen Reichstag, welcher aber schon früher zum bloßen Hoftag oder zur Versammlung der Großen geworden. Nur was durch solche Versammlungen — des Volkes selbst, in so fern es geschehen konnte, oder wenigstens der Großen, die es gewissermaßen vorstellten — beschlossen oder genehmigt war, galt als Gesetz; und es wird genau das Capitulare, als eine bloß königliche Willensmeinung, von dem Gesetz, lex, als wozu die Genehmigung des Volkes gehörte, unterschieden.

Außer der Ernennung der Schöppen, welche aus unbescholtenen, freien Allodialbesitzern bestanden, behielten die Gemeinen noch verschiedene wichtige Rechte und Freiheiten, und wurden sorgfältig gegen den Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Grafen und Edelvögte geschützt. Aber dem Könige selbst wurden sie, der beständigen Kriege willen, als Heerbannsleute, ja als Frohndknechte und vielfältig auch als freiwillige Vasallen, überhaupt als Unterthanen eines glänzenden Thrones enge verpflichtet; auch blieben sie, bei der unabläßig durch

äußere Kriege zerstreuten Aufmerksamkeit des Königs, vielen ungesetzlichen Bedrückungen der Großen preis.

So hoch die Einsetzungen Karls von Manchen gepriesen worden sind, so ward doch bald durch den Zusammensturz des mühsam errichteten Gebäudes ihre Unhaltbarkeit im Ganzen kund. Karl handelte nicht consequent genug. Er war wie getheilt zwischen Allodial- und Lehen-System, zwischen Herrschafts- und Freiheits-Prinzipien, ob auch jenen geneigter. Darum hinterließ er lauter schwankende Verhältnisse, in ihrer weitern Entwicklung von dem Spiel der Zufälle, von der Persönlichkeit der Nachfolger abhängig. Um die mit Recht gefürchtete Aristokratie — der großen Dynasten sowohl, als der mächtigen Vasallen — entscheidend zu brechen, hätte Karl — weil das Prinzip der Urverfassung die Freiheit gewesen — mit Ernst und Treue dahin arbeiten sollen, die sinkende Demokratie wieder zu erheben, und die veralteten Volksrechte wieder kräftig zu machen. Aber er that nichts von dem. Dem Adel setzte er meist nur seine eigenen angemaßten Herrscherrechte entgegen, ließ die Volks-Freiheiten meist nur als königliche Bewilligungen gelten, machte, selbst wo er zu dem Allodial-System oder Heerbann zurückging, auch diesen seinem persönlichen Interesse oder jenem der Krone dienstbar, und verdarb die Demokratie daher in ihrem innersten Lebenskeim. Darum fiel die Masse des Volkes, welches einmal gewöhnt worden, wie ein großes Gefolge mißbraucht zu werden, bei der Erschlaffung des Throninhabers ohne Widerstand in die Gewalt der einzelnen Großen; das einzig mögliche Gegengewicht der Adelsmacht war zerstört, diese daher unwiderstehlich und für den König selbst verderblich. So ward über Karln oder seine Nachkommenschaft die Strafe der Engherzigkeit oder des Egoismus, welche die Herrscherplane ihm eingegeben, durch die waltende Nemesis verhängt.

So wenig hatte selbst Karl die Gemeinen zu schirmen gewußt, daß, trotz seiner Begünstigung des Heerbanns, schon unter seiner Regierung eine große Menge der Wehren freiwillig oder gezwungen den Großen als Dienstmannen sich hingab, um ihrer gewaltthätigen Bedrückung sich zu entziehen. Unter seinen Nachfolgern nahm solche Erniedrigung der Gemeinen zu, und gleichmäßig der Uebermuth der Großen. Aus Herrschsucht wurden die unter sich selbst entzweiten karolingischen Prinzen die Diener ihrer Vasallen, deren Beistand sie mit Reichsgütern und Reichsehren verschwenderisch bezahlten. Ludwig der Deutsche gab auf dem Reichstag zu Koblenz (860) den-

selben die feierliche Versicherung, in allen großen Geschäften nur nach ihrem Rath und Willen handeln zu wollen, und machte also seine Diener zu Reichsständen. Jetzt war die Abhängigkeit des Thrones von seinen Vasallen befestigt, und was diesen an Macht und Ehre zugewachsen, unwiederbringlicher Verlust für die Nation. Allmählig bei zunehmender Schwäche, selbst Verächtlichkeit der karolingischen Prinzen — wurde das Dienstverhältniß in jenes einer selbstständigen Macht verwandelt, und durch gegenseitige Uebertragung oder Vermischung der lehenbaren mit den Allodial-Rechten, der Amts-Gerechtigkeit mit jenen des Besitzers, der gesetzlichen oder herkömmlichen mit jenen, welche erschlichen, angemaßt oder ertrotzt waren, das System der drückendsten Aristokratie zur Vollendung gebracht.

Nicht nur wurde nämlich — was nach den allgemeinen Verhältnissen fast unausweichlich war — das Amt der Grafen und Edelvögte in den Familien der Besitzer, theils durch Herkommen, theils durch stillschweigende oder ausdrückliche Vergünstigung erblich, sondern man unterschied bald die dem Grafen als Gutseigenthümer oder als Geleits- und Schutzherrn zustehenden Besitzthümer, Gülten und Rechte nicht mehr von jenen, welche er als Thronvasall oder als königlicher Gewaltsträger, auch als Häuptling im Heerbann, besaß. Aus allen wurde eine Masse von Rechten, welche für dem Titel nach heilige, dem Besitz nach gleich selbstständige galten, und durch deren Gebrauch oder Mißbrauch leicht noch mehrere mochten erworben, Thron und Volk fortwährend enger mochten beschränkt werden. Die meisten Grafen waren zugleich reiche Allodialbesitzer in den Bezirken ihrer Verwaltung; die Herzoge, welche jetzt wieder aufkamen, nicht minder; beider Gewalt stieg zusehends: die Sendgrafen dagegen verloren ihr Ansehen in gleichem Maße, als der König, welchen sie vorstellten, schwächer geworden. Endlich hörte selbst ihr Amt auf, oder verlor wenigstens seine Bedeutung dadurch, daß es mit jenem der Grafen oder Bischöfe anfangs persönlich, dann aber bleibend vereinigt wurde.

Die Adeligen und die Leibeigenen.

Mit der Herabsetzung der Königsmacht ging auch die Niederdrückung des gemeinen Volkes gleichen Schritt, und so entstand all-

mählig die völlige Spaltung der Nationen in die zwei Hauptklassen der Adeligen und der Leibeigenen, welche sich gleich weit, nur nach entgegengesetzter Richtung, von dem natürlichen Gleichmaß bürgerlicher Rechte entfernen, und welche wir Jahrhunderte hindurch fast ganz allein auf dem Schauplatz finden, während die eigentlichen Bürger, die wir nach Vernunft und Recht dort suchen, davon verschwunden sind.

I. Der Adel. Schon in den ältesten Zeiten treffen wir einen Adel bei den germanischen Völkern an. Doch nicht als eine von den Gemeinen scharf geschiedene, politische Kaste, sondern nur als den Inbegriff derjenigen Personen oder Familien, welchen entweder wegen größeren Besitzthums oder wegen besonderen Verdienstes — wovon die Erinnerung sich auch vererben mochte, oder wegen öfters geführter Gewalt, eine vorzügliche Achtung zu gebühren schien; ohne daß ein bestimmtes oder ausschließendes Recht, oder anerkannte Erblichkeit dabei stattfand. Dieser Adel, aus der Natur der einfachsten bürgerlichen Verhältnisse fast unausbleiblich hervorgehend, und kaum im ganz wilden Zustand der Völker unbekannt, in seinem Ursprung unbeleidigend für die Rechte der Gemeinen, und Selbst frei, auch freiheitsstolz, artete im Laufe der Jahrhunderte theils durch natürliches, von Innen kommendes Verderbniß — wozu alle politischen Verhältnisse geneigt sind — theils durch äußere Einwirkungen oder Zusammenfluß der Umstände, in eine genau abgemessene Stufenfolge angemaßter bürgerlicher und politischer Vorrechte in einer zahlreichen, doch geschlossenen Kaste privilegirter, die gemeine Freiheit verschmähender oder anfeindender, auf Fürstendienst stolzer, und gleichwohl dem Fürsten trotzender Familien aus, deren durch theils ausdrückliche, theils stillschweigende Anerkennung, oder wenigstens durch die längste Verjährung bekräftigte Ansprüche den merkwürdigsten Gegensatz historisch begründeter Verhältnisse zu den Forderungen des natürlichen Staatsrechtes und der natürlichen Staatsklugheit ausmachen.

II. Die Leibeigenen. Während also eine zahlreiche Klasse der Nation zu stolzen Vorrechten und trotziger Gewalt emporstieg, versank eine andere, weit zahlreichere, in Verachtung und Unfreiheit. Der weite Raum zwischen beiden, das wahre Volksgebiet, worin sonst die gemeine Freiheit geblüht, blieb meist öde und leer. Von entgegengesetzten Polen angezogen, schwangen viele Gemeinfreie, selbst Unfreie, durch Glück begünstigt, sich hinauf zum Stande des Adels;

die meisten fielen von einer Stufe der Unfreiheit zur andern hinunter, bis in die Fesseln der Leibeigenschaft.

Schon ursprünglich treffen wir Sklaven bei den Germanen an. Cäsar und Tacitus gedenken derselben. Aber sie waren, wie bei den Alten überall, keine Glieder der Nation, sondern kriegsgefangene Feinde oder einzelne Gemeindegenossen, die aus besonderem Rechtsgrund ihre Freiheit verloren.

Die Zahl derselben ward vermehrt: einerseits durch Eroberung der römischen Länder, wo die Sieger schon viele wirkliche Sklaven vorfanden, aber auch eine Menge von Provinzialen nach dem Kriegsrecht dazu machten; anderseits durch fortwährende Kriege, zumal später wider die Normannen und Slaven.

Doch war damals schon ein großer Theil der Nation selbst in Sklaverei gefallen. Die Ausartung der Allodialverfassung, mehr noch das im Gefolge des Lehenwesens frech einherschreitende Faustrecht, hatte die Schwachen den Starken preisgegeben, und so schrecklich stieg die gesetzliche Bedrückung, daß viele arme Freie nicht bloß zu Vasallen, sondern selbst zu Leibeigenen der umwohnenden Großen sich erniedrigten, um die Wütheriche, die kein Erbarmen kannten, durch Interesse zu sänftigen. Solche Obnoxiation geschah wohl auch unter Vorbehalt gewisser Rechte, oder bedingnißweise. Selbst Edle mochten sich dazu entschließen. Mehreren ward sie der Weg zur Herrengunst, dadurch zum Wohlstand und zu erneuerter Ehre, den Meisten zur völligen Sklaverei.

Denn wie schwankend der Titel der Abhängigkeit, wie gering der Vorwand zur Herrschaft: die Gewalt ersetzte leicht, was dem Rechte gebrach. Wer auf irgend eine Weise, als Vasall, oder Schutzbefohlener, oder Zinsholde, als Pächter, als freiwilliger, zeitlicher Knecht, Gerichtsangehöriger, Kriegsuntergebener, ja nur als Bezirksgenosse oder Nachbar mit einem Großen in nähere Berührung gekommen, den riß die nimmer befriedigte Anmaßung, gleich einem allgewaltigen Meeresstrudel, in stets sich verengenden Kreisen fort in den Abgrund der Sklaverei.

Wer vollends dahin gelangte, dessen Loos war traurig und schmachvoll. Der Leibeigene war Sache oder Thier, nicht Mensch. Im unbedingten Eigenthum seines Herrn, der selbst das Recht über Leben und Tod (lange Zeit ganz frei, später durch ein unbedeutendes Wehrgeld beschränkt) gegen ihn ausübte, aus Laune oder der kleinsten Vergehungen willen ihn grausam züchtigte — mochte der Sklave sich weder

des Besitzes äußerer Sachen, noch der theuern Familienrechte erfreuen. Was er erwarb, gehörte dem Herrn, der ihm bloß den dürftigen Lebensunterhalt reichte. Alle Arbeiten, die der Herr befahl, mußte der Sklave verrichten, zu Haus, im Feld, in der Werkstätte, Alles ohne Dank oder Lohn. Die Kinder der Sklaven, als Früchte des Eigenthums, gehörten gleichfalls dem Herrn. Nicht in heiliger Ehe unter priesterlicher Einsegnung, nur in thierischer Begattung wurden sie erzeugt. Später, als etwas mildere Sitten wurden, blieb doch der Wille des Herrn das Ehegesetz. Der Sklave mochte verkauft, vertauscht, verschenkt werden, stückweis oder in Haufen, meist aber mit dem Grund, dem er angehörte (glebae adscripti). Und damit auch von Außen schon seine Erniedrigung kund werde, mußte er den eigenen Sklavenrock tragen, und mit geschorenem Haupte gehen. Wenn Einer, von Verzweiflung getrieben, seinem Herrn entrann, so wurde er, wo er hinging, gleichfalls Sklave, oder wohl ausgeliefert an den alten Herrn.

Solche äußerste Schmach ward nun vorzugsweise den Bauern zu Theil. Die häuslichen Sklaven waren minder zahlreich, und mochten durch die Gunst des Herrn oder durch die Eigenschaft der Dienstleistung zu bessern Verhältnissen gelangen. Die unglücklichen Kolonen blieben Lastthiere für und für. Wohl gab es mildere Grade der Dienstbarkeit auch unter den Bauern. Vielen war einiges Erwerbsrecht gelassen. Wenn sie die willkürlich oder vertragsmäßig bestimmten Frohnen geleistet, den aufgelegten Zins entrichtet hatten, blieben sie von weiteren Anforderungen frei. Doch fiel nach ihrem Tode wenigstens das „Besthaupt“ und „Besttheil“ ihrer Verlassenschaft dem Herrn anheim. Einige waren nur zum Theil dienstbar. Ja es erhielten sich, unter allen Stürmen und Bedrängnissen der Zeit, noch immer viele Freibauern, ohne bessern Rechts-Titel, als die Unterdrückten hatten, nur durch Glück. Indessen war, was diesen und jenen von Freiheit geblieben, im Grunde prekär, und Druck das allgemeine Loos des Bauernstandes. Auch ist es in vielen Ländern dasselbe geblieben bis auf die neueste Zeit. Während den Städten die goldene Freiheit zu Theil ward, während knechtische Ministerialen (Hof-Bediente) sich selbst zum Adel hinaufschwangen, ist auf den meisten Bauern — der Grundmasse der Nation und ihrer Erhalterin — das Joch der Knechtschaft, ob auch nicht im Namen und äußerlichen Zeichen, doch in den drückendsten Lasten geblieben.

Wir kehren zum Faden der karolingischen Geschichte zurück.

Das karolingische Haus.

Von den ehelichen Söhnen Karls, Karl, Pipin und Ludwig, unter welche er schon 781 und vollständiger 806 das Reich getheilet, starben die beiden ältern vor dem gebeugten Vater, welcher dann den einzig noch Uebrigen (813) zum Mitregenten und Kaiser, Pipins hinterlassenen Sohn Bernhard aber zum König von Italien — jedoch unter Ludwigs Oberhoheit — erklärte, und bald darauf starb (814).

Frühe erkannte der gutmüthige aber schwache Ludwig das Schwierige seiner Lage, und gab sich auf einer großen Versammlung der Stände zu Aachen (817) einen Reichsgehülfen in der Person Lothars, seines ältesten Sohnes. Derselbe sollte der Haupterbe des Reichs und Oberherr der Brüder Pipin und Ludwig, Diese jedoch auch Könige in eigens zugetheilten Ländern, ja befugt sein, den Oberherrn zur Beobachtung seiner Pflichten anzuhalten. Gegen diese Theilung erhob sich Bernhard in Italien. Doch leicht ward er übermannt, durch ein Gericht der Großen zum Tod, durch Ludwigs Begnadigung aber zur Blendung verurtheilt, an deren Folgen er kläglich starb (818).

Bald erregte die Herrschsucht der Brüder weit schrecklichere Auftritte. Ludwig, nach dem Tode seiner Gemahlin Irmengard, erkor sich zur zweiten Gattin die schöne Judith, Tochter des baierischen Grafen Welf. Sie gebar einen Sohn, Karl (den Kahlen), welchem der zärtliche Vater ein genügendes Erbtheil, wie den ältern Söhnen, wünschte. Diese, auf deren Unkosten die Anweisung geschehen mußte, ergriffen mit vielen Großen die Waffen, und bemächtigten sich des Vaters, der verhaßten Stiefmutter und ihres jungen Sohnes (830).

Doch kurz ist die Eintracht der Bösen. Lothar ward von seinen Brüdern gezwungen, den Vater freizulassen; aber bald empörten sich die unnatürlichen Söhne von Neuem, und es wurde der Kaiser, welchen der Papst verrieth und seine Leute verließen, zum zweitenmal gefangen genommen, nach Compiegne geschleppt, des Reichs entsetzt und, den Frevel zu vollenden, zur feierlichen Kirchenbuße genöthigt. In Gegenwart seines Erstgeborenen, der sich der Demüthigung des Vaters freute, mußte Ludwig seine kaiserliche Kleidung und sein Wehrgehänge ablegen, sich als Sünder bekennen, und ein langes Verzeichniß seiner Vergehungen mit lauter Stimme ablesen. So gedachte Lothar ihn auf immer verächtlich und unfähig des Reichs zu machen. Aber, die minder verworfenen Brüder, zumal Ludwig, erklärten sich für

den Vater, und verschafften ihm die Krone wieder (835), die er besser niemals getragen hätte. Denn, unbelehrt durch die herbsten Erfahrungen, wiederholte er die willkürlichen Theilungen, und begünstigte, zumal nach Pipins Tod, den Liebling Karl, ja selbst den verbrecherischen Lothar so unmäßig, daß Ludwig zum drittenmal sich empörte, und dem greisen Vater, der ihn verkannte, durch Kummer über solchen Krieg beschleunigten Tod gab (840).

Lothar, jetzt Kaiser, vermeinte, daß ihm über das Ganze die Herrschaft gebühre. Aber die jüngern Brüder, mit ihnen ihr Neffe Pipin, sammelten ihre Heeresmacht, und stritten vereint wider den Stolzen. Bei Fontenay, unfern Auxerre, war die entscheidende Schlacht (841). Hunderttausend Franken fielen hier als Opfer des Bruderzwistes. Lothar floh. Noch suchte er durch die äußerste Anstrengung, insbesondere durch's Aufgebot des sächsischen Heerbannes, sein Glück wieder herzustellen. Aber er verlor ein zweites Treffen bei Straßburg, und Ludwig der Deutsche züchtigte schwer die sächsischen Rebellen, wie der Sieger sie nannte. Gebeugt durch so großen Unfall, suchte Lothar Friede, und es ward derselbe geschlossen zu Verdun (843) durch jenen berühmten Theilungsvertrag, welcher das große Reich in drei fortan selbständige Theile trennte, demnach eine Hauptepoche macht in der Geschichte des westlichen Europa, und den Anfang der gesonderten Geschichte Deutschlands, Italiens und Frankreichs.

Durch diesen Vertrag erhielt Lothar, nebst der Bestätigung der Kaiserwürde, das Königreich Italien und den langen Länderstreif von der Rhone, Saone, Maas und Schelde bis an den Rhein. Nur Mainz, Worms und Speier wurden (des Weines willen) an Ludwig den Deutschen, den Herrn der rein deutschen Länder, östlich am Rhein, gegeben. Karl der Kahle endlich bekam Gallien, westlich von jenen Flüssen bis an's Meer, das eigentliche Frankreich. Nur Aquitanien fiel den Neffen der Könige, Pipin und Karl, zu, welchen jedoch Karl der Kahle es bald entriß. Völlige Trennung übrigens war nicht beabsichtigt; man schien eine Art von Gesammtrecht des Hauses auf das ganze karolingische Erbe anzunehmen; es dauerte die Gemeinschaft des Heerbannes, demnach die Idee eines gemeinsamen Reiches und Reichshauptes, fort, und noch blieb dem Zufall überlassen, ob Wiedervereinigung oder bleibende Trennung folgen sollte.

Das Letzte ist geschehen durch Gunst des Schicksals; und so hat

der Verduner-Vertrag unermeßlich wohlthätig für die drei Reiche, zumal aber für Deutschland gewirkt. Indessen ist's nicht eine weise oder wohlwollende Absicht der Paciscirenden gewesen, der wir so unschätzbares Gut zu verdanken haben, sondern vielmehr ihre Schlechtigkeit, oder doch nur die Macht der natürlichen Verhältnisse und der höheren Ordnung der Dinge. Der Umstand, daß von Karls d. Gr. Söhnen nur Einer den Vater überlebte, hatte so viele Völker in ein Loos geworfen. Das Geschick, welches Ludwigen drei Söhne ließ, bewirkte die Theilung der Heerde. Denn nicht aus Anerkenntniß der Persönlichkeit der einzelnen Völker, sondern nach dem Sachenrecht, zur Vertheilung der Erbstücke, wurden die drei Reiche geschieden.

Lothar I. legte die blutbefleckte Krone nieder (855), und ging ins Kloster Prüm, woselbst er starb. Von seinen drei Söhnen erhielt Ludwig II. die Kaiserkrone und Italien, Lothar II. die nördliche, und Karl die südliche Hälfte des oben bemerkten Länderstreifens zwischen Deutschland und Frankreich, wovon jene von ihrem Beherrscher Lotharingien, diese von dem Hauptland Provence oder auch Burgund genannt ward.

Karl starb frühzeitig (863), worauf seine Brüder sich in sein Erbe theilten. Aber auch Lothar II. starb ohne Söhne (868), so wie später sein Bruder, Kaiser Ludwig II. (875).

Nach dem Tode dieses Letzten wurde Italien und das Kaiserthum von Karl dem Kahlen, zuvorkommend, durch List und Gewalt in Besitz genommen. Ludwig der Deutsche starb gleich darauf (876).

Auch Er hatte drei Söhne, Karlmann, Ludwig den Jüngern und Karl den Dicken. Der Letztere vereinigte nach dem frühen Tode seiner Brüder und Neffen die beiden Erbschaften Ludwigs des Deutschen und Lothars I. (mit einziger Ausnahme Burgunds, welches schon abgefallen war, doch mit Inbegriff Lotharingiens, welches Ludwig der Jüngere vollständig durch Waffen und Vertrag genommen (880), in seiner Person, ja endlich durch Wahl der Franzosen, auch Frankreich.

In diesem letzten Reich, so wie in den übrigen gewaltsam an sich gerissenen Ländern, hatte Karl der Kahle ruhmlos, ja verächtlich, regiert. Gleiche Verachtung lag auf seinem Sohne, Ludwig II., dem Stammler (877), und auf seinen Enkeln, Ludwig III. und Karlmann, nach deren Tode der dritte Enkel, Karl der Einfältige, übergangen und Zuflucht bei Karl dem Dicken gesucht ward.

Karl der Dicke auf Karls des Großen Thron war ein Zerrbild

der Schwäche und Erbärmlichkeit; der Herr der Nationen geängstigt, gedemüthigt von jedem auswärtigen und einheimischen Feind, ein willenloses Werkzeug in seines Ministers Hand, unthätiger Zuschauer bei den Leiden des Volkes, und bedeckt mit häuslicher wie mit öffentlicher Schande.

Da erhob sich Arnulf, Herzog zu Kärnthen, Karlmanns natürlicher Sohn, gegen den unwürdigen Oheim. Die Baiern, Ostfranken, Sachsen, Thüringer, zuletzt auch die Alemannen, fielen ab von dem König und entsetzten ihn feierlich des Reichs auf einer Versammlung zu Tribur (887). Er starb das Jahr darauf, arm, verlassen, in einem Kloster.

Durch diese merkwürdige Absetzung löste sich die Verbindung der karolingischen Monarchie vollständig und auf immer. Deutschland, Frankreich und Italien gaben sich eigene Könige, die beiden Letzten unter heftigem Parteikampf und blutigem Wechsel. Bei dieser Gelegenheit ward auch von einigen andern Ländern, namentlich von der hispanischen Mark (woraus dann das Königreich Navarra erwuchs), und von mehreren slavischen Stämmen die Selbständigkeit theils errungen, theils die schon früher errungene behauptet.

Noch wichtiger war die Losreißung von Burgund. In diesem meist zum Königreich Provence gehörigen Lande, worin nach Lothar's I. Tode vielfacher Wechsel der Herrschaft gewesen, versammelten sich nach Ludwigs des Stammlers Tod (879) eine Anzahl Bischöfe und Erzbischöfe, und beschlossen, sich und ihr Land, das alte Erbgut der Burgundionen, der vierthalbhundertjährigen fränkischen Herrschaft, die keinen Schutz mehr verhieß, zu entziehen, und übertrugen die Krone von Burgund dem Grafen von Vienne, Boso, einem milden und klugen Herrn. Das neue Reich — auch das cisjuranische Burgund mit Bezug auf Frankreich geheißen — bestand aus den heutigen Provinzen Savoyen, Provence, Dauphiné, Lionnais und einem Theil von Franche-Comté, und war sofort den Franzosen unbezwinglich. Aber nach Boso's Tode (889) bildete sich unter dem Grafen Rudolf von Hochburgund ein zweites — das transjuranische — Königreich Burgund, in Savoyen, der westlichen Schweiz und dem angrenzenden Theile der Freigrafschaft. Es ward auch das hochburgundische, jenes aber, worüber Boso's Sohn Ludwig herrschte, das niederburgundische Reich genannt. Beide — jedoch nicht ganz vollständig — wurden später vereinigt unter dem Namen des arelatischen Reiches, als Rudolf II., König in

Hochburgund, und Hugo, Ludwigs Nachfolger in Niederburgund, von zwei Parteien gleichzeitig zur Beherrschung Italiens gerufen, ihren Streit durch einen Vergleich schlichteten, wonach Rudolf seinem Gegner Italien überließ, und dafür beide Burgundien behielt (930).

Arnulf, welchen die Deutschen an Karls des Dicken Stelle zu ihrem Könige erkoren, war ein tapferer, thatkräftiger Fürst. Die Normänner, die Slaven und andere Feinde schlug er mit starker Hand. Die französischen und burgundischen Könige ehrten ihn, wo nicht als Herrn, doch als den Mächtigern. Die Zerrüttung Italiens endlich öffnete ihm den Weg zur Kaiserkrone. In diesem schönen Land wüthete mehr und länger als in allen übrigen karolingischen Reichen Parteigeist und blutige Zwietracht. Von den zwei Hauptbewerbern um die Herrschaft, den Herzogen Guido von Spoleto und Berengar von Friaul, erhielt der Erste den Sieg und von Papst Stephan V. die Kaiserkrone. Nach ihm ergriff dieselbe sein Sohn Lambert. Sein Gegner bat jetzt Arnulfen um Hülfe. Derselbe zog über die Alpen (894), bahnte mit dem Schwert sich den Weg durch die Länder Italiens, eroberte Rom mit Sturm und ward zum Kaiser gekrönt (896). Eitle Ehre! Die Völker Italiens, vor allen die Römer, verabscheuten die Herrschaft eines Fürsten, der ihnen als Ausländer verhaßt, als Barbar, wie ihr Dünkel ihn nannte, verächtlich war; und kaum hatte Arnulf, durch Hunger und Seuchen gedrängt, Italien verlassen, so wurde Lambert von Neuem als Kaiser begrüßt. Aber er starb in kurzer Frist (898), worauf zwischen König Ludwig von Niederburgund und Berengar von Friaul und derselben Nachfolger ein bis auf Otto d. Gr. andauernder Streit entbrannte.

Wir kehren zu Arnulf zurück. Derselbe starb im Jahre 900. Sein sechsjähriger Sohn, Ludwig das Kind, ward sein Erbe. Noch ehrten die Stände das Blut des großen Karl. Als aber Ludwig, noch minderjährig, gestorben war (911), nach einer durch innere Zwietracht nicht minder als durch äußere — ungarische — Kriegsverwüstung unglücklichen, leidensvollen Zeit, da gingen die Stände völlig und für immer vom karolingischen Hause ab, und wählten der einheimischen Großen Einen, Konrad, den Herzog der Franken, zum König (912).

Auf dem französischen Thron erhielten sich, jedoch kümmerlich, noch durch einige Geschlechtsalter die Sprößlinge des herabgekommenen

Hauses. Karl der Einfältige, den seine Unterthanen verachteten, ward von Robert von Paris, später von dem burgundischen Rudolf, vom Throne gestoßen, und starb im Gefängniß (929).

Gleichwohl gelangte sein Sohn, Ludwig IV. (Ultramarinus, weil er nach England geflüchtet war), nach Rudolfs Tode wieder zum väterlichen Reich (936). Ihm folgten Lothar V., sein Sohn, und Ludwig V., der Faule, sein Enkel, der letzte karolingische König. Denn als er starb (987), so erhob sich wider seinen Oheim, den Herzog Karl von Lothringen, Hugo Capet, Sohn des großen Hugo von Paris, mit einer mächtigen Partei, und erklärte ihn des Thrones unwürdig. Hugo Capet selbst ward zum König erwählt, und Karl mit seiner Familie starb im Gefängniß.

Normänner, Sarazenen und Ungarn.

So oft ein Volk oder Reich frech an den Rechten anderer frevelt, die durch Naturverhältnisse gesetzten Grenzen stolz überschreitend, so oft hat es den Keim des eigenen Verderbens in sich aufgenommen, zu eigener Schmach und Noth den Grund gelegt. Dieses Gesetz einer vergeltenden Weltregierung sehen wir überall in der Geschichte, nur hier früher, dort später, in Erfüllung gehen, nirgends so urplötzlich und so vollständig, als im karolingischen Reich. Nicht nur stürzte es gleich nach dem Tode des Eroberers in anarchische Verwirrung, und zerfiel durch einheimische Spaltung in viele große und kleine Trümmer; sondern die Völker selbst, zumal das herrschende der Franken, wurden nun dem Zorn und der Raubsucht fremder Völker preis, ja fast zum Spott der Feinde.

Unter diesen waren die fürchterlichsten die Normänner. Dieses weit ausgebreitete Volk, deutschen Stammes, jedoch durch Entfernung und klimatisches Gesetz länger und vollständiger barbarisch als seine südlicher hausenden Brüder, tritt aus dem Dunkel der langen Sagenzeit dämmernd wohl schon mehrere Jahrhunderte vor Karl d. Gr. als seebeherrschendes Kriegervolk — Seekönige nannten sich die Häupter — doch klar und in's Rad der großen Umwälzungen eingreifend erst nach diesem Monarchen hervor. Karl d. Gr. hatte noch mit Ueberlegenheit gegen die Normänner in Jütland gestritten. Nach seinem Tod aber kam eine allgemeine Bewegung unter die skandinavischen Völker, und schon Ludwig der Fromme sah die Verwüstung der Küsten- und Uferländer seines Reiches. Noch größer

ward das Unheil unter Ludwigs Söhnen. Lothar rief die Barbaren selbst herbei wider seine Brüder. Von da an wiederholten sich fast alljährlich die Verwüstungen. Vergebens stellte Ludwig der Deutsche die Grenzherzogthümer wieder her; die Nationalkraft war geschwunden; vor den Normännern ging der Schrecken einher. Deutschland, Frankreich, Lothringen, auch England, Italien, Spanien, selbst Afrika empfanden ihre Streiche. Viele Heere wurden von ihnen geschlagen, Hamburg, Aachen, Köln, Trier, Rouen, Nantes, Tours zerstört oder verwüstet, Paris eingenommen, Lucca, Pisa geplündert, Spanien geschreckt, England mit den umgebenden Inseln erobert, kühne Entdeckungsfahrten und Plünderungszüge nach allen Weltgegenden unternommen. Als Karl der Dicke das fränkische Reich beherrschte, drang eine Schaar normännischer Räuber tief in die Rheinländer. Lothringen blieb der Hauptschauplatz des unglücklichen Krieges. Endlich rächte Arnulf (891) an der Dyle in Brabant durch einen glänzenden Sieg die lange Schmach; worauf Deutschland etwas Ruhe vor diesen Feinden zu Theil ward. Dagegen dauerten die Verheerungen Frankreichs fort: bis Karl der Einfältige dem tapfern Rollo, der langjährigen Geißel des Landes, die schöne Provinz, die von den Eroberern den Namen der Normandie trägt, als Lehen, Bretagne aber als Afterlehen überließ (911), und seine Tochter zum Weibe gab.

Während die normännischen Waffen von Mitternacht her bis in's Herz von Europa drangen, ward vom Süden her das Geschrei der Flüchtlinge vor den Sarazenen gehört. Von Afrika aus kamen fanatische Räuberschaaren nach Sicilien herüber, welches Eiland sie endlich völlig eroberten. Dann schreckten sie die Küsten Italiens und des südlichen Frankreichs. 150 Städte Kalabriens und Kampaniens wurden geplündert, Rom selbst bedroht, viele Heiligthümer, bis an die Thore der ewigen Stadt, geraubt oder entweiht. Mehrere Geschlechtsalter hindurch beherrschten die Araber einen Theil des neapolitanischen Uferlandes; erst die Normänner brachten Rettung. Weiterhin, an den Küsten der Provence, unfern Arles, hatten die Araber einen Waffenplatz gegründet, von wannen sie bis in die Thäler Piemonts, bis an die Ufer des Leman, ja bis in die lotharingischen Gaue schreckten.

Aber die furchtbarsten Gewitter zogen herauf an der östlichen Grenze. Hier waren es nicht einzelne Raubhorden, sondern große Völker, welche feindlich anstürmten. Ludwig der Deutsche und sein

Sohn, der jüngere Ludwig, stritten fast ununterbrochen wider die Slaven. Der Erste unterwarf sich Mähren wieder. Wichtiger noch war der Kampf unter Arnulf. Gegen denselben hatte Zwentebold, Fürst der Mähren, feindselige Waffen erhoben. Er herrschte auch über Böhmen, welches Arnulf ihm überlassen, und noch weiter hin über viele Länder Pannoniens und Oestreichs bis zur Save und an die adriatische Küste. Während des Krieges starb er (895); die Söhne setzten den Kampf fort, der sich mit dem Untergang des mährischen Reiches endete. Ungarn, Polen und Böhmen theilten sich in das verwüstete Land. Der Name blieb dessen kleinstem Theil, welcher an Böhmen kam, und später zu einer Markgrafschaft des Reichs erklärt ward.

Durch die Zersplitterung des mährischen Reiches wurde Deutschland mit den Hungarn in feindselige Berührung gebracht und eine Reihe von Verwüstungsscenen eröffnet. Wir haben schon in der vorigen Periode die zweifelhafte Abkunft dieses furchtbaren Volkes bemerkt. Es selbst nannte sich (und nennt sich noch) nach einem seiner Stämme Modjaren; der Ursprung des hungarischen Namens ist streitig. Durch unbekannte Revolutionen wurden diese Ungarn, wie so viele andere Steppenvölker Hoch- und Nordasiens, allmählig über die Wolga und den Don nach Europa getrieben, hausten mehrere Jahrhunderte in den weiten Ländern Südrußlands, und gehorchten, wie man behauptet, zwei Jahrhunderte lang den Chazaren. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts zogen sieben ihrer Stämme, mit denselben noch ein fremder Stamm, über die Karpathen in das östliche Pannonien und Siebenbürgen, mit Resten verschiedener Völker allda sich vermischend. Jeden Stamm führte ein Woiwod, über allen war ein Großwoiwod, von welchen Arpad, Almus Sohn, um 888 durch viele Kriegsthaten furchtbar ward. Derselbe zog Arnulf wider die Mähren zu Hülfe. Indessen ward Ostpannonien von den Petschenegen, den alten Feinden der Hungarn, eingenommen, worauf diese in dem den Mähren entrissenen Westpannonien, sammt einem Theile von Oestreich, sich niederließen. Sofort kam über Deutschland der Schrecken ihrer Waffen, und hörte nicht auf ein halbes Jahrhundert lang.

Die Sitten der Modjaren erinnerten an die Barbarei und Hunnen. Wohin ihre Kriegsschaaren drangen, da ward das Land zur Wüste; und wenn auch, was Zeitgenossen schreiben, daß sie das Fleisch der Erschlagenen verzehrten und ihr Blut tranken, mehr Ausdruck des

Schreckens als reine Wahrheit sein sollte, so ist doch selbst dieser Schrecken bezeichnend und bedeutungsvoll.

Gleich im ersten Jahre nach Arnulfs Tod ergossen sich die ungarischen Raubhorden über Oestreich, Kärnthen, Baiern; die Flammen der Dörfer und Klöster bezeichneten ihren Weg; schwer von Beute zogen sie heim. Mit größerer Macht, und nachdem sie in der Zwischenzeit (903 und 906) Oberitalien verwüstet, Mähren durchplündert hatten, wiederholten sie den Angriff auf das von dem Kinde Ludwig beherrschte Deutschland (907). Das deutsche Heer, an der bei der Ensmündung neu erbauten Veste versammelt, ward geschlagen. Der Heerführer Luitpold, Herzog der Baiern, fiel nach verzweiflungsvollem Kampf, und mit ihm eine große Zahl Bischöfe, Aebte und Grafen. Der König selbst, welcher Hülfe bringen wollte, ward geschlagen und entfloh kümmerlich. Da loderten weit und breit, oder stürzten in Schutt, Gotteshäuser und Wohnungen der Menschen. Schwert, Hunger und Elend fraßen das deutsche Volk. Auch Sachsen, Thüringen, Franken und Schwaben, ja Lothringen fühlten die Geißel. Das Entsetzen durchlief die Gemüther; Niemand wagte mehr gegen die Unholde zu streiten. Daher wurden Todesstrafen umsonst von Ludwig verkündet zur Sammlung des Heerbanns; und schmählicher Tribut blieb das einzige Mittel zur Erringung — nicht des Friedens, nur eines unsichern Stillstandes.

Unter Konrads I. Regierung war die Verheerung der frühern gleich. Sie erneuerte sich unter Heinrich I., als dieser den Tribut, welchen seine Vorgänger versprochen, abschlug. Süddeutschland bis zum Rhein, auch die lotharingischen Länder, dann umwendend Hessen, Thüringen und Sachsen, durchplünderten, verwüsteten die Barbaren, und zwangen den König zur Verwilligung neunjährigen Tributs (924).

Auch Italien und Frankreich, bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts, litten von Raubzügen der Ungarn. Oestlich schreckten dieselben bis in die Nähe Konstantinopels. Wir werden in den nächstfolgenden deutschen Geschichten ihre endlichen Niederlagen erzählen.

Diesen ganzen Zeitraum hindurch regierten das modjarische Reich Fürsten aus Arpads Haus. Sie gelangten nicht in gesetzmäßig bestimmter Folge, sondern mitunter durch das gedoppelte Recht der Wahl und des Blutes zum Thron. Aus ihrer Reihe bemerken wir Geysa I. (972), welcher die christliche Religion annahm; und Stephan I. (997)

den Heiligen, dessen Sohn, welcher dieselbe herrschend unter seinem Volke machte, vom Papst eine Königskrone erhielt, und, wie man sonst behauptete, demselben das Reich zu Lehen auftrug. Die Erwerbung Siebenbürgens, die Ansiedelung vieler Deutschen und wirksame Emporbringung der Kultur zeichnen seine Regierung aus. Sein Nachfolger, Peter (1038), erkannte die Hoheit des deutschen Kaisers, welches Verhältniß jedoch nicht dauerte. Unter den nachfolgenden Königen ward, ungeachtet vieler inneren Unruhen, das Reich durch Erwerbung Kroatiens, Dalmatiens, Galliziens, Serviens und eines Theils von Bulgarien erweitert; jedoch die innere Verwirrung und die Barbarei durch die schon am Anfang des zwölften Jahrhunderts, dann wiederholt in der Mitte des dreizehnten, geschehene Einwanderung großer Schwärme von Kumanen vermehrt. Unter Bela IV. (1235—1270) ward das ganze Reich von den Mongolen verwüstet und nur durch ihren freiwilligen Abzug gerettet. Wladislav IV. ward von den Kumanen ermordet. Andreas III. (1290), ein Seitnverwandter des letzten Königs, erhielt jetzt den Thron, gegen die Ansprüche Karl Anjou's von Neapel, Wladislav's IV. Schwestersohns. Aber er starb (1301) ohne männliche Nachkommen, der letzte König aus Arpads Haus, worauf — nicht ohne Kampf — des heiligen Stephan Krone als weibliches Erbstück an das französische Haus von Neapel kam.

Geschichte Deutschlands.

Schon der Vertrag von Verdun hatte Deutschland politisch selbständig gemacht; doch erst die völlige Lossagung von Karls d. Gr. Hause gab ihm sein besonderes Leben, demnach seine besondere Geschichte, und der erste Akt seines freien Lebens war die Erwählung Konrads I. zum deutschen König.

Die Geschichte Deutschlands, als eigenen Staatskörpers, zerfällt, in so fern sie noch zur vorliegenden Periode der Welthistorie gehört, in zwei, dem Charakter nach wesentlich verschiedene, Zeiträume. Im ersten ist das Reich der Deutschen mächtig, glorreich, weitgebietend, anerkannt das erste im Abendland, sein König an Majestät den Cäsarn, deren Erbe er sich nennt, nicht ungleich. Die Fürsten des Reichs sind seine Diener, die Könige Europa's verdunkelt durch seine schimmernde Majestät. Im zweiten sind Reich und Kaiser unter die Vormundschaft des römischen Priesters gekommen. Nicht mehr

durch selbständige Hoheit, nur durch den Abglanz der päpstlichen Glorie, als erster Vasall der Kirche, ist der König der Deutschen unter den Monarchen des Abendlandes hervorleuchtend; nicht mehr am Thron des Kaisers, sondern am Stuhl des Vatikans ist der Schwerpunkt des Hebels, welcher die Völkerbewegungen lenkt; und Deutschland vor allen, als am innigsten verknüpft mit Rom, empfängt von dort Gesetz und Recht. So wie die Schale des Kaisers steigt, also sinkt jene der Fürsten und Stände; nicht länger vermag das geschwächte Haupt die zur Selbständigkeit aufstrebenden Glieder zu regeln. In beiden Zeiträumen aber sind Kaiserthum und Papstthum — nur dort eines, hier das andere vorherrschend — durch ihre bald vereinten, bald streitenden Interessen und Kräfte, die Haupträder in den Umwälzungen des Abendlandes, die Hauptgestalten in dessen Geschichte.

I.

Die Zeit der Hoheit des Reiches.

Konrad I. und Heinrich I.

Nach Ludwigs des Kindes Tode ward von den Großen des Reichs — als welche bereits die Rechte des Volkes an sich gerissen — Konrad von Frizlar, Herzog in Franken, zum Könige gewählt (912). Bald jedoch ertönte lauter Widerspruch gegen solche Wahl, und Konrad, bei aller Thatkraft und guter Gesinnung, vermochte nicht, die wider ihn aufgeregten Stürme zu beschwören. So gering war seine Macht, daß die lotharingischen Völker (oder Fürsten) wohl zu thun vermeinten, sich Karln dem Einfältigen, König in Frankreich, zu unterwerfen, und daß dieser König so kostbare Erwerbungen behauptete. Zu gleicher Zeit verschmähte Arnulf der Böse, Herzog der Baiern, den König der Deutschen zu erkennen. Darum ward er von den Fürsten geächtet und von den Priestern gebannt, und blieb, bis zu Konrads Tod, als Flüchtling im ungarischen Grenzland.

Während die Horden der Ungarn das Reich verwüsteten, brachen Erchanger und Berchtold, die königlichen Gewaltsboten in Schwaben, den Landfrieden. Sie wurden übermannt, verurtheilt und hin-

gerichtet. Endlich erhob auch Heinrich, Otto's des Erlauchten, Herzogs von Sachsen und Thüringen, Sohn, welchem Konrad nach des Vaters Tod eines von den beiden Herzogthümern, die Otto verwaltet, entreißen wollte, Krieg wider den König. Während desselben starb Konrad (918).

Die Fürsten, nach dem von dem Sterbenden hochherzig geäußerten Wunsch, wählten dessen tapfern Feind, Heinrich den Sachsen, welchen man den Vogelfänger nennt, und welcher der Große zu heißen verdient. Den Widerspruch, welchen gegen Heinrichs Wahl Burkard und Arnulf, die Herzoge von Schwaben und Baiern, erhoben, besiegte der König bald durch die Kraft seines Armes, entschiedener noch durch hochherzige Milde, die selbst Arnulfs trotziges Gemüth zur Freundschaft zwang. Hierauf zog er gegen Karl den Einfältigen von Frankreich, und lehrte ihn, durch schnelle Wiedereroberung Lothringens, die Ueberlegenheit deutscher Kraft, wenn sie wohlgeleitet und nicht gelähmt durch Zwietracht ist.

Indessen durchdrang die deutschen Länder neuer Schrecken von den Ungarn; gegen die wohlgeübten, schnellen Reiter konnte das minder gelenke deutsche Fußvolk nicht aufkommen. Also schloß Heinrich (924) Waffenstillstand auf neun Jahre, und zahlte Tribut, auf daß er Zeit gewänne zu siegverbürgender Rüstung. Er erweiterte und vervollkommnete durch Uebung den Reiterdienst, ordnete das gesammte Heerwesen, und gab Deutschland, durch Anlegung vieler festen Plätze, eine vom Loos der Schlachten weniger abhängige Schutzwehr. Diese letzte Anstalt war in bürgerlicher Rücksicht noch wichtiger und folgenreicher als in jener des Kriegs. Die Städte, zu denen Heinrich den Grund legte, trugen in sich den Keim der Gesittung und der Freiheit, welchen die nachfolgenden Jahrhunderte zur fruchtbarsten Entwicklung brachten. Der weise König setzte in Nord- und Mitteldeutschland, allwo, bis auf ihn, nur offene Dörfer oder vereinzelte Höfe, Klöster, Schlösser u. s. w. waren, verschiedene derselben, deren Lage haltbar schien, durch Ringmauern und Thürme in Vertheidigungsstand, erweiterte sie durch neu erbaute Wohnungen, und vermehrte ihre Bevölkerung durch den aus den freien Heerbannsleuten der Umgegend hierzu berufenen neunten Mann. Durch verschiedene Vorrechte und Begünstigungen, welche er den Städten ertheilte — als: daß alle Versammlungen und feierliche Gastmähler des umwohnenden Volkes in den Städten mußten gehalten, daß Niemand allda als Leibeigener durfte geachtet werden — überwand er die alte Scheu

der Deutschen vor der Bewohnung der Städte, beförderte durch kluge Verordnungen das frühe Aufkeimen verschiedener bürgerlicher Gewerbe, und befahl, daß zur Sicherung des Unterhalts, im Fall der Belagerung, der dritte Theil von den Ernten des Landes in die Vorrathshäuser seiner Festen gebracht würde.

Nach Ablauf des bedungenen Stillstandes, als die Ungarn Erneuerung des Tributs begehrten, und schmähliche Abweisung erfuhren, fielen sie mit großer Macht in Deutschland ein, und drangen bis in die thüringischen Gaue, allwo sie in zwei Heerschaaren sich theilten. Die eine derselben ward jetzt bei Sondershausen geschlagen, und die andere, welche den Gewaltshaufen enthielt, erfuhr bei Merseburg durch Heinrichs starken Arm ein gleiches Loos. Achtzigtausend Barbaren wurden getödtet, alles Heergeräthe, aller Raub erbeutet, was aus der Schlacht entrann, durch Hunger oder den Zorn der Landleute getödtet; Deutschland war auf zwei Jahrzehnte von den Unholden befreit (934).

Während des Waffenstillstandes mit den Ungarn hatte Heinrich gegen die übrigen Feinde des Reichs, gegen die Slaven und Normänner, glücklich gestritten. Er baute zur Behauptung des gewonnenen Landes an der Elbe die Burg Meissen, den Hauptort und Waffenplatz der gleichnamigen Markgrafschaft, und errichtete wider die Wenden die Markgrafschaft Nordsachsen.

Zu gleicher Zeit züchtigte er den dänischen König Gorm, welcher die Küstenländer der Nordsee verwüstet hatte. Heinrich trug den Krieg nach Jütland, und erzwang die Abtretung des Gebietes zwischen der Eider und Slie, woraus er die Markgrafschaft Schleswig bildete.

Zwei Jahre nach dem Sieg bei Merseburg (936) starb der König, unübertroffen von den gepriesensten seiner Nachfolger an Kraft und Güte, der Bürgerkrone so sehr als des Lorbeers des Helden werth.

Otto der Große.

Sein Sohn Otto I., der Große, welcher ihm folgte, hat noch glänzendern, doch minder vorwurfsfreien Ruhm erworben.

Durch die Anerkennung Otto's als alleinigen Königs — ungeachtet er noch mehrere Brüder hatte — ward die Idee der Untheilbarkeit des Reichs, welche allmählig unter den für ganz Deutschland

gewählten Königen aufgekommen, für je und allzeit bekräftigt. Theilung der Herrschaft — wie sie noch öfters unter Karls d. Gr. Nachfolgern in Deutschland stattgefunden — ist im Begriff der Privaterbschaft gelegen, und unverträglich mit der Volkswürde, wie mit dem Begriff eines Wahlreichs. Bei Otto's Krönung kommen die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln als vorzüglich, ja ausschließend dazu berechtigt vor. Sie (welche später auch als Erzkanzler der drei verbundenen Reiche erscheinen) und die erblichen Besitzer der vier obersten Hofämter (Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg) errangen allmählig die Churwürde, d. h. das ausschließende Wahlrecht.

Die Hälfte von Otto's thatenreicher Regierung ist mit bürgerlichem Krieg erfüllt. Eberhard, König Konrads Bruder, und andere Fürsten der Franken, welche mit Widerwillen ein sächsisches Haus — ja Wittekinds Blut — über Deutschland herrschen sahen; auch Giselbert, Herzog in Lothringen, auch Arnulfs des Bösen von Baiern Söhne waffneten sich wiederholt gegen den König. Selbst Otto's Brüder, ja sein eigener Sohn, Ludolf, und sein Eidam, Konrad, empörten sich, und erfüllten das Reich mit langdauernder, wechselvoller Kriegsnoth. Der König, durch Kraft und Glück, behielt die Oberhand über Alle, schlug darnieder, strafte, begnadigte, ordnete die Verhältnisse als Sieger, und wurde gewaltiger nach jedem Streit.

Diese Empörungen gaben Anlaß zu wiederholten Verleihungen der Herzogthümer und anderer hohen Würden des Reichs. Die wichtigsten besetzte Otto mit einigen Verwandten und zuverlässigen Freunden: ordnete jedoch, damit die Abhängigkeit gesicherter würde, in den meisten Provinzen neben den Herzogen noch Pfalzgrafen an, welche als unmittelbare königliche Gewaltsträger jenen wie zur Aufsicht und Beschränkung bestimmt waren, aber freilich nur kurze Zeit diese Bestimmung erfüllten.

Von den Herzogthümern wurde Baiern an Otto's Bruder, Heinrich, verliehen, Schwaben an den Grafen Burkard, einen Verschwägerten des Königs, gegeben, Lothringen aber in zwei Herzogthümer, Ober- und Niederlothringen, getheilt und an Bruno, Erzbischof von Köln, des Königs Bruder, die Obergewalt über Beide verliehen. Sachsen endlich, welches Heinrich I. auch als König verwaltet, vergab Otto, weil er die Stelle des Reichsbeamten mit jener des Königs für unverträglich achtete, an Her-

mann Billung, einen tapfern edlen Mann, dessen Geschlecht in männlicher Linie bis zu ihrem Erlöschen das Herzogthum Sachsen besaß, in weiblicher Linie aber noch heute Britannien und die Meere beherrscht.

Nicht minder glücklich als gegen die Empörer stritt Otto d. Gr. gegen die äußern Feinde, allernächst gegen die Wenden und Dänen und — noch glorreicher — wider Frankreich und die Ungarn.

Dem König Luwig IV. von Frankreich, welchen man Ultramarinus nennt, leistete der deutsche König auf demüthiges Ansuchen (948) Beistand gegen den Rebellen Hugo, Grafen von Paris, drang auf solchem Zug bis an diese Stadt, und erwarb als Preis des Sieges alle Landschaften, die noch vom lotharingischen Reich in französischen Händen waren.

Die Hungarn fielen über Oestreich in Baiern (955), raublustig, unmenschlich wie in früherer Zeit, furchtbarer an Zahl und Rüstung als je. Bis zum Lech eroberten, verwüsteten sie das Land, setzten über den Fluß, und belagerten Augsburg. In der großen Fläche, welche von dieser Stadt zwischen den Flüssen Lech und Wertach sich ausbreitet, stritt Otto wider das barbarische Volk. Der herrlichste, der vollständigste Sieg krönte die wohlgeführte Heeresmacht der Deutschen. Von diesem Schlachttag im Lechfeld an ist Deutschland frei von den Ungarn geblieben.

Aber vor seinen andern Thaten allen glänzend und folgenreich sind Otto's Züge nach Italien gewesen. Dieses herrliche Land, die Perle von Karls des Großen Reich, hatte seit dem Fall von dessen Haus die äußerste Zerrüttung durch blutigen und verworrenen Wechsel der Herrschaft, durch erbliche Fehden der Geschlechter, durch die Vereinigung priesterlicher mit weltlicher Ehrsucht, durch Weiberränke und Männerschwert erfahren.

Rom insbesondere war seit geraumer Zeit der Schauplatz unerhört ärgerlicher und verbrecherischer Auftritte, die geistliche und bürgerliche Gewalt in den frechen Händen verworfener Weiber gewesen. Theodora, eine vornehme römische Dame, und ihre mit dem Markgrafen Adalbert von Tuscien erzeugten Töchter, Marozia und die jüngere Theodora, die Messalinen und Agrippinen ihrer Zeit, waren es, die solche abenteuerliche Rolle spielten. Vom Anfang des zehnten Jahrhunderts bis gegen dessen Mitte wurde von ihnen, als welche durch die Macht des tuscischen Hauses furchtbar, in Ränken gewandt, kühn und zu jedem Frevel bereit waren, das Papstthum

willkürlich vergeben an ihre Kreaturen, Liebhaber und Bastarde. Gegen den zweiten Gemahl Marozien's, Hugo von Provence, König von Italien, erhob ihr in Blutschande erzeugter Sohn Alberich, ergrimmt über eine vom Stiefvater erlittene Züchtigung, einen plötzlichen Aufruhr. Die Engelsburg ward erstürmt, König Hugo zur eilenden Flucht gezwungen, das befreite Rom mit republikanischen Magistraten — Alberich an deren Spitze — versehen.

Nicht lange hernach legte Hugo die Krone Italiens nieder, und ging ins Kloster (945). Seinem Sohne Lothar entriß Berengar II., Markgraf von Ivrea, Berengars I. Enkel, die Hälfte des Reichs. Lotharius starb (950), worauf Berengar als alleiniger König erkannt ward. Zur Befestigung seiner Macht begehrte er für seinen Sohn Adalbert die Hand Adelheidens, der Wittwe seines Feindes. Dieselbe, voll Abscheus, entfloh Berengars Gewalt, und rief den König der Deutschen, Otto, zu Hülfe. Er kam, rettete die Bedrängte, und nahm sie zum Weib. Berengar, zu schwach zum Widerstand, unterwarf sich, und behielt das Reich, jedoch als Vasall Otto's und gegen einen jährlichen Tribut.

Aber Berengars tyrannische Willkür entfremdete ihm die Gemüther des Volkes und der Großen, und vor allen der Geistlichkeit. Viele Stimmen riefen Otto. Auch Papst Johann XII. — der Sohn Alberichs, demnach Marozia's Enkel — forderte ihn auf, dem Unwesen zu steuern. Er kam zum zweitenmale (960), und überwand Berengarn. Auf Otto's Haupt ward jetzt die eiserne Krone der Lombarden gesetzt (962). Berengar wurde nach Bamberg verwiesen.

Der Eid der Treue, vom Papst und vom römischen Volk geleistet, galt nur dem Kaiser als solchem, und seinen Nachfolgern in der Kaiserwürde — unbestimmt, ob durch Wahl oder Erbfolge, nicht aber dem deutschen König als solchem; und die reelle Verbindung des deutschen Königthums mit der römischen Kaiserwürde wurde zur Zeit noch weder bestimmt ausgesprochen, noch als rechtsgültig anerkannt. Erst Otto III. soll darüber mit Papst Gregor V. das ausdrückliche Uebereinkömmniß — welches jedoch nur durch die Zeit die unbestrittene Rechtskraft erlangte — geschlossen haben.

Otto d. Gr. selbst, bei aller Ehrfurcht, die er persönlich einflößte, erfuhr den Wankelmuth, den unruhigen Freiheitsdrang, den feindseligen Stolz der Römer. Kaum hatte er Rom verlassen, als derselbe Papst, welcher ihn gerufen, gefährlichen Verrath spann. Er kehrte

zurück, dämpfte die Empörung, ließ Johann XII. durch eine Synode absetzen, und an dessen Stelle Leo VIII. erwählen. Zweimal noch mußte Otto nach Italien ziehen, die rebellischen Römer zu bändigen. Oeffentliche Hinrichtungen, Geisselungen der Schuldigsten stellten den Gehorsam her, vermehrten jedoch mit dem Schrecken auch den Haß. Der große Otto starb 973.

Otto's Haus.

Sein jüngerer Sohn, Otto II., ward noch zur Lebzeit des Vaters als Mitkaiser gekrönt und als Nachfolger in beiden Reichen erkannt. Aber Heinrich der Jüngere oder Zänker, Herzog in Baiern, unter Begünstigung verschiedener deutscher Stände und auswärtiger Fürsten, erhob dagegen Widerspruch. Otto besiegte ihn, entriß ihm Baiern, und verlieh dasselbe an seines Bruders Ludolf Sohn, Otto, Herzog in Schwaben.

In wenig unterbrochenen Kriegen wider Frankreich, wider die Wenden, Böhmen und Dänen stritt Otto nicht ohne Ruhm. Aber Italien, das nimmer beruhigte, nahm fortwährend in Anspruch und verzehrte die allermeiste Kraft des Kaisers wie der Nation. Der Papst (Benedikt VII.) wurde vertrieben. Als Otto erschien, unterwarfen sich die Empörer: aber durch blutige, dabei verrätherische Strenge befleckte er seinen Namen und des Thrones Majestät.

Von Rom eilte der Kaiser nach Unteritalien, um Apulien und Kalabrien zu erobern, wornach schon den Vater umsonst gelüstet. Aber wiewohl Zimisces Theophanien, des früheren Kaisers Romanus Tochter, an Otto II. und zur Mitgift Apulien und Kalabrien gab; so ward doch der That nach die Herrschaft der Deutschen wenig begründet. In dem erneuerten Krieg Otto's II. wider die Griechen und ihre Bundesgenossen, die Sarazenen, blieb der Hauptverlust auf deutscher Seite. Der Kaiser selbst, nach einer großen Niederlage der Seinigen, fiel in Feindesgewalt, und rettete sich kümmerlich. Nicht lange darnach starb er.

Sein Sohn, Otto III., welcher ihm folgte, war unmündig. Seine Mutter, die weise Theophania, verwaltete in seinem Namen das Reich, welches Heinrich der Zänker vergebens durch erneuerte Ansprüche beunruhigte. Doch erhielt derselbe das Herzogthum Baiern wieder. Glücklich stritt wider die Ungarn Leopold, der Babenberger, Markgraf von Oesterreich und der Stifter desjenigen

Hauses, welches von ihm an bis auf Rudolfs von Habsburg Zeit dieses Land verwaltete. Weit über den Kalenberg hinaus wurden die Barbaren verdrängt, ihre Festen diesseits erstürmt. Als Otto, welchen Willigis, der sanfte, gelehrte Erzbischof von Mainz, mit Liebe zur Wissenschaft wie zur Tugend erfüllte, heranwuchs, so warf auch er, und mit besonderer Vorliebe, seinen Blick nach Italien und nach Rom. Dreimal zog er dahin; ja er gedachte daselbst den Sitz des Reichs zu gründen. Unermeßlich hätten die Folgen davon sein mögen. Das Verhängniß wollte es anders. Nachdem Otto dieselben Mühseligkeiten und Gefahren, wie die beiden vorigen Kaiser, erduldet, starb er — wie man sagt — an Gift (1002).

So viele Bedrängniß bereitete den sonst so gewaltigen Ottonen die italische Herrschaft, wiewohl von Leo VIII. an die meisten Päpste von ihnen eingesetzt und ihre Freunde waren. Gregor V. zumal, ein Prinz des sächsischen Hauses, und der gelehrte Sylvester II. (früher Gerbert), welche Otto III. erhob, waren treue und persönlich wichtige Anhänger des Throns. Was stand den Kaisern bevor, wenn einmal die Päpste selbständig, wenn sie Feinde wurden? —

Da Otto III. kinderlos gestorben, so erhielt Heinrich von Baiern, Enkel von Otto's d. Gr. Bruder, die Krone; nicht ohne Widerspruch, ja nicht ohne Kampf. Insbesondere setzte in Italien der Markgraf Arduin von Ivrea noch viele Jahre den Krieg um die Herrschaft fort. Heinrich siegte, doch gewann die Welt dabei wenig. Mit Unrecht wies der Abt zu Verdun den kaiserlichen Kandidaten, der in sein Kloster treten wollte, zurück. Als die glorreichste Handlung seines Lebens pries der König die Stiftung des Bisthums Bamberg; und sterbend noch freute er sich des Verdienstes, nie die jungfräuliche Keuschheit seiner angetrauten Gattin verletzt zu haben. Der Papst (Benedikt VIII.) überreichte dem Kaiser bei der Krönung den — nachmals unter die Reichskleinodien aufgenommenen — goldenen Apfel, als Emblem der Weltherrschaft; aber Schwäche und Unglück waren der Charakter von des Weltbeherrschers Regierung.

Mit ihm erlosch das sächsische Kaiserhaus (1024). Die Idee des Erbrechtes und mit ihm die Macht der Krone wurden geschwächt durch die eintretende Nothwendigkeit der Wahl. Ein Glück für die nach eigener Hoheit strebenden Stände; minder für das Volk, als welches gegen den Uebermuth der Zwingherren des kräftigern Königschutzes gar sehr bedurft hätte.

Fränkische Könige. Konrad II. und Heinrich III.

Von einer großen Versammlung geistlicher und weltlicher Stände wurde Konrad, ein fränkischer Großer, den man — nach seiner Abkunft oder seinen Erbgütern — den Salier nennt, zum König gewählt. Aber die Sachsen, stolz auf den hundertjährigen Besitz der Krone, sahen sie ungern an ein Haus der Franken kommen; und diese letzten vermeinten, es sei nur ihr altes Recht ihnen zurückgegeben. Die Folgen dieser streitenden Ansprüche waren auf einer Seite geheime Abneigung und Argwohn, auf der andern Empfindlichkeit und Reiz zur Strenge.

Konrad II., in so schwierigen Verhältnissen, lenkte das Staatsruder mit starker Hand. Er hielt die trotzigen Großen in Abhängigkeit, entfaltete in äußern Unternehmungen eine der Würde des Reichs entsprechende Kraft, und hinterließ seinem Sohne eine befestigte, vermehrte, nach innen und außen gewaltige Herrschaft.

Konrads Römerzug (1026) ist wenig merkwürdig. Auch er hatte Rebellen zu strafen; doch änderte er die Verhältnisse nicht.

Wichtigeres ward von ihm in Burgund gethan. Das gedoppelte burgundische oder arelatische Reich ward bis 1032 von jenes Rudolf's Geschlecht beherrscht, welcher 889 in Oberburgund die Selbstständigkeit errungen, und dessen Sohn die beiden Burgundien vereinigt hatte. Allmählig zerfiel jedoch, hier wie überall, das Königsgebiet in mehrere untergeordnete Herrschaften, von zweifelhaftem, durch die wechselnden Umstände bestimmtem Verhältnisse gegen die Krone. So errichtete Robert, des französischen Königs Robert Sohn, zu Dijon den Sitz eines Herzogthums, Burgund im engern Sinn geheißen, welches 300 Jahre von seinem Hause verwaltet, und später die Grundlage eines neuen, noch größern, bis zum Nordmeer reichenden, burgundischen Reiches ward. So entstanden die Häuser der Grafen von Vienne — deren Gebiet nachmals das Dauphiné hieß, — von Savoyen — die frühzeitig über die Alpen in die italischen Länder ihre Herrschaft ausbreiteten, — von Hochburgund — nachmals die Freigrafschaft geheißen — u. a. Die Könige Burgunds, da sie ursprünglich von Frankreich sich losgerissen, hatten von jeher auf deutsche Seite sich hingeneigt. Rudolf III. schloß einen Erbvertrag mit Heinrich II., dem König der Deutschen. Da dieser selbst kinderlos war, so behauptete Konrad II., als Nach-

folger des letzten im deutschen Königthum, auch Nachfolger im Erbrecht zur burgundischen Krone zu sein. Daher forderte er nach Rudolfs Tode dessen Krone. Hierin widersetzte sich ihm Graf Odo von Champagne, Rudolfs Schwestersohn, jedoch vergebens. In zwei Feldzügen blieb Konrad Sieger, im dritten verlor Odo das Leben. So kamen die herrlichen Länder, welche nach der neuen Benennung Provence und Dauphiné, Lyonnais und Franche-Comté heißen, dazu Savoyen und ein großer Theil von Helvetien (der andere Theil war schon früher deutsch), an das Reich der Deutschen. Toulon und Marseille waren jetzt deutsche Häfen, zwei Drittheile von Karls d. Gr. Erbe vollständig zu einem Loose vereint. Konrad wurde in Genf als König von Arelat gekrönt. Zum Erzkanzler dieses Reiches ward später der Erzbischof von Trier ernannt, gleichwie über die beiden andern Reiche von Deutschland und Italien die Erzbischöfe von Mainz und von Köln diese Würde erhielten.

Aber nicht lange hat die Vereinigung Arelats der That nach bestanden. In den großen Gefahren und Kämpfen Italiens und Deutschlands vernachlässigten, vergaßen die Kaiser das ihrem höchsten Interesse minder verbundene Nebenreich. Allmählig zerfiel dessen größter Theil in selbständige Herrschaften oder kam unter französische Gewalt. Wenige Bruchstücke — zum Theil bloße Namen — blieben beim deutschen Reich. — Im Norden trat Konrad die Markgrafschaft Schleswig an Kanut den Großen, König von Dänemark, Norwegen und England ab (1027). Dadurch ward nur die alte karolingische, ja die natürliche Grenze Deutschlands wieder hergestellt.

Unter Konrads II. gleich vortrefflichem Sohne Heinrich III. (1039), welchen der Vater schon frühe zum Thronfolger erklärt hatte, überragte Germanien glänzend alle Staaten der Christenheit. Einige Häupter ausgenommen, deren Trotz er beugte, deren neuerhobene Ansprüche er in die Schranken des alten Rechtes zurückwies, klagte Niemand im weiten Reich über ihn. Nicht strenger gegen andere als gegen sich selbst, forderte er nicht nur, sondern gab auch Gerechtigkeit, und erfüllte, was dem König obliegt, nicht minder genau, als er auf jenem bestand, was des Königs ist.

Zwar nach dem Standpunkt Derjenigen, welche nur Fürstenrechte, nicht aber Rechte der Nation und des Königs kennen, möchte Heinrich als Despot erscheinen, weil er willkürlich über die

Herzogthümer verfügte, ja die wichtigsten sich selbst vorbehielt, oder Gliedern seines Hauses ertheilte. Aber diese Verfügungen alle, so mißvergnügt sie die Großen machten, waren ganz dem Geiste der alten Verfassung, d. h. der ersten Zeiten des über Deutschland errichteten Königthums, entsprechend. Noch war die Erblichkeit der Lehen, zumal der großen Reichslehen, mehr eingeschlichene Gewohnheit oder bloße Anmaßung, als bestimmtes Gesetz. Und insbesondere mochten die großen Staats- oder königlichen Aemter — wozu die Herzogthümer vorzugsweise gehörten —, als welche nach ihrem Begriff freien Auftrag des Königs und persönliche Befähigung voraussetzten, durch einzelne faktische Usurpationen der Lehensträger, oder auch durch abgenöthigte Willfahrungen schwacher Könige, auf rechtsbeständige Weise nicht erblich, die Rechte des Throns und der Nation so schnell nicht verjährt werden. Noch war die ganze Staatseinrichtung unbestimmt und schwankend: der König, wenn er in einzelnen Provinzen sich selbst die Verwaltung vorbehielt, oder aus gleicher Absicht bloße Titularherzoge ernannte, trat nicht über die Schranken eines positiven, nicht über jene des natürlichen Rechtes hinaus; noch war seiner Weisheit oder seinem Glück anheimgestellt oder dem Gang der Ereignisse überlassen, die Verfassung so oder anders zu gestalten, die Idee der Monarchie oder der Aristokratie, die Vereinbarung oder Trennung siegreich zu machen.

Doch zeigte sich schon unter Heinrichs Regierung, daß die gefährlichsten Feinde der deutschen Könige die deutschen Fürsten waren. In allen äußeren Verhandlungen, in Krieg und Frieden gewaltig, ehrfurchtgebietend, konnte er den einigen Gottfried, seinen und des Reiches Herzog über Niederlothringen, nicht bezwingen. Ergrimmt über die Verleihung Oberlothringens an einen andern Herzog, welche er als Schmälerung des väterlichen Erbes betrachtete, griff der trotzige Gottfried zu den Waffen. Zwar ward er vertrieben; aber in Italien, wohin er sich wandte, erhielt er die Hand der mächtigen Markgräfin von Tuscien, Beatrix, der Schwester des Kaisers. Durch diese Verbindung gestärkt, erneuerte Gottfried den Krieg wider seinen Herrn, und setzte ihn fort bis zu dessen Tod.

Bretislaw, Herzog in Böhmen, welcher den Tribut verweigerte, sah im zweiten Jahre des Kriegs (1041) das Reichsheer in Prag einziehen, und erhielt Friede erst dann, als er durch demuthvolle Bitte den Kaiser versöhnte.

In derselben Zeit erschien vor dessen Thron Peter, der Ungarn

König, um Hülfe flehend wider seine eigenen Unterthanen, welche ihn um seiner Tyrannei willen verjagt hatten. Da überzog der neugewählte König Aba das Osterland mit Krieg. Aber Heinrich schlug ihn zurück und trug seine Waffen siegreich nach Ungarn, zog in Stuhlweissenburg, der Hauptstadt des Reiches, ein, empfing dort den Eid des Gehorsams von den Magnaten und den Eid der Lehenstreue von dem König Peter, den er ihnen setzte. Doch ist dieses Lehensband nicht lange bestanden. Die Ungarn, ergrimmt wider Peter, der Deutschen Freund, ermordeten ihn; worauf Andreas, sein Nachfolger, den Krieg wider den Kaiser, doch ohne bedeutenden Erfolg, erneuerte.

Am glorreichsten hat Heinrich in Italien gewaltet. Daselbst war, seitdem Heinrich II. das von dem großen Otto erneuerte — schon von Karl d. Gr. herrührende — Gesetz, daß nur die vom Kaiser genehmigte Papstwahl giltig sei, aufgehoben, die alte Parteiwuth und mit ihr Verbrechen und Aergerniß wieder entstanden. Drei Päpste zugleich hatten in Rom in drei verschiedenen Kirchen ihren Stuhl aufgeschlagen. Da erschien Heinrich (1046), und hielt ein Concil zu Sutri, welches alle drei Päpste absetzte. Zum Haupt der Kirche ward dann Suidger, der Bischof von Bamberg, nach des Kaisers Willen erkoren, welcher den Namen Klemens II. annahm und die Kaiserkrönung verrichtete. Das Gesetz Otto's wurde nun erneuert und geschärft. Auch die folgenden Päpste sind es durch des Kaisers Willen geworden.

Der edle, standhafte, in Entschluß und That männliche Heinrich starb in der schönsten Alterskraft, im neununddreißigsten Jahre seines ruhmreichen Lebens (1056).

II.

Die Zeit der Hoheit der Päpste.

Heinrich IV.

Der verwaiste sechsjährige Heinrich, mit ihm das Reich, fielen der Pflege Agnesens von Guienne, Heinrichs III. edler, einsichtsvoller, jedoch den Stürmen der Zeit nicht gewachsener Wittwe, anheim. Nun

der gefürchtete König begraben war, die Zügel des Reichs, von weiblicher Hand gehalten, nachließen, hoffte jeder Mißvergnügte, Ehrgeizige, Habsüchtige unter den Großen, seine Leidenschaft oder seine Gier ungestraft befriedigen zu können. Agnes — der Gewalt abgeneigt und nicht in der Lage, Gewalt zu gebrauchen, ohne treuen Rath, ohne thätige Hülfe — erlag der Ungunst der Umstände. Der Erzbischof Hanno von Köln, mit einigen Mitverschworenen, entführte den Prinzen (1062), und bemächtigte sich also der vormundschaftlichen Verwaltung. Agnes, von allen Freunden verlassen, verbarg ihren Gram in einem Kloster.

Bald wurde der strenge Hanno bei dem jugendlichen König durch den gewandten, immer freundlichen Erzbischof Adalbert von Bremen verdrängt. Durch Schmeichelei und Nachgiebigkeit gegen alle Gelüste des Prinzen gewann er dessen Liebe, und befleckte sein jugendliches Herz. So hatte Heinrich, als er im fünfzehnten Jahre wehrhaft erklärt ward, schon böse Neigungen erworben. Das allgemeine Mißvergnügen gegen Adalbert zwang indessen den König, ihn von sich zu entfernen.

Nun zeigte sich's, daß Agnes durch Milde keinen Feind versöhnt, durch Wohlthaten keinen Freund gewonnen hatte. Otto von Nordheim, dem sie ihr eigenes Herzogthum, Baiern, verliehen, blieb ihr und ihres Sohnes ergrimmter Gegner; Rudolf von Rheinfelden, ihr Schwiegersohn, und welchem sie Schwaben gegeben, vergalt die doppelte Gunst mit Undank.

Die feindseligen Gesinnungen der Fürsten wider Heinrich wurden nur allzufrühe durch Thaten kund. Sie erhoben Beschwerden gegen seinen Privatwandel nicht minder als gegen verschiedene Regierungshandlungen. Heinrich beging jugendliche Ausschweifungen; er wollte sich von seiner Gemahlin Bertha scheiden; er baute feste Burgen in Sachsen und Thüringen, um die feindselig Gesinnten im Zaum zu halten; er fiel durch längere Hofhaltung in jenen Gegenden deren Bewohnern, als welche nach dem Gesetze die Unkosten zu bestreiten hatten, lästig; er behielt endlich einen erklärten Feind, Herzog Magnus von Sachsen, und welcher eines Geächteten — Otto von Nordheim — Beschützer gewesen, in gefänglicher Haft; dies waren die Beschuldigungen, wegen welcher die Stände, insbesondere die sächsischen, wider ihren König und Herrn die Waffen erhoben, ja die Majestät des Reiches selbst, durch Berufung an einen fremden Richter, preisgaben.

An der Spitze der Empörer stand derselbe Otto von Nordheim, welcher früher wegen Hochverraths seines Herzogthums Baiern durch Fürstenrecht verlustig, ja des Todes schuldig erklärt, von Heinrich aber wieder begnadigt worden. Der überraschte König, der Gewalt weichend, gab den Herzog Magnus los, und versprach, durch den Abfall Vieler, die er für Freunde gehalten, erschreckt, die Schleifung der neuen Festen. Als aber, bei Niederreißung derselben, Uebermuth und Leidenschaft alle Schranken überschritten, als, in der vom König geliebten Harzburg, selbst die Gebeine seines Bruders und seines Sohnes herausgerissen, Altäre zerstört, die schändlichsten Frevel verübt wurden, da hielt Heinrich sich nicht mehr an den Vergleich gebunden, und zog aus zur Rache. Die Getreuen schlossen sich enger an ihn, aus Abscheu vor jenen Gräueln; in einer blutigen entscheidenden Schlacht an der Unstrut (1075) ward die Kriegsmacht der Empörer zerstört, und sie empfingen jetzt das härtere Gesetz des Friedens von ihrem Ueberwinder und König.

Aber die Aussicht auf ruhige Herrschaft, welche so glorreich der Sieg geöffnet, verdunkelte sich plötzlich durch den Angriff eines neuen und furchtbaren Feindes. „Ein alternder, kranker Priester, ohne Gold, ohne Eisen, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft" (Joh. v. Müller), aber durch diese und durch die Macht der Ideen Herr der Herzen aller abendländischen Völker, siegte über den an Muth und Hoheit alle andern überstrahlenden Thron. Ein großes Schauspiel fürwahr! und erhebend für's Gemüth, als welches der Ueberlegenheit seiner eigenen oder der geistigen Kräfte über die physischen sich billig freut! Doch rein kann die Freude nur sein, wenn es der gute Geist ist, von welchem die Kraft ausging, nicht aber, wenn, sich selbst widersprechend, geistige, moralische Kräfte zum Dienst gleich schnöder Prinzipien, als welche zu bekämpfen man vorgibt, mißbraucht werden. Nicht die Königsmacht, sondern die Despotie ist die Feindin der Menschheit; nicht Priesterherrschaft, nur Freiheit und Recht ihr Heil.

Von diesem Standpunkt laßt uns den großen Streit betrachten. Von ihm aus mögen wir Hildebrand verdammen, ohne Königsklaven zu sein; wir können die Gefahren des Königthums erkennen, ohne bei der Priestergewalt unser Heil zu suchen.

Als Papst Viktor II., welchen Heinrich III. eingesetzt, starb (1057), wählten die Römer, ohne Theilnahme der vormundschaftlichen Regentin Agnes, einen Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen zum Papst, welcher sich Stephan IX. nannte. Nach ihm (1058) wurde,

gemäß des kaiserlichen Willens, welcher hier zum letztenmal gehört — Bischof Gerhard von Florenz oder Nikolaus II. erwählt. Derselbe gab im ersten Jahre seiner Verwaltung, auf einem Concil zu Rom, das wichtigste Gesetz, daß hinfort nur die Kardinäle, d. i. eine bestimmte Zahl der vornehmsten unter den römischen Geistlichen, den Papst wählen, die übrige Geistlichkeit und das Volk die Wahl bloß genehmigen sollten, Alles unter Vorbehalt der Rechte „König Heinrichs von Deutschland, oder welchen sonst ein Papst in Rom zum Kaiser gekrönt haben würde."

Dieses Gesetz ward gleich bei der folgenden Wahl beobachtet, und Alexander II. — früher Bischof von Lucca — ohne Genehmigung der Kaiserin gewählt (1061). Er erhielt sich in seiner Würde, ungeachtet Honorius II. wider ihn als Gegenpapst ernannt ward. Als er aber starb, wurde Kardinal Hildebrand, dessen Rath schon unter den letzten Päpsten die Kirche regiert hatte, zu ihrem Oberhaupt erkoren, und erlangte durch verstellte Unterwürfigkeit die kaiserliche Bestätigung (1073).

Kaum war er befestigt in seiner Würde, so entfaltete Hildebrand, jetzt Gregor VII., plötzlich und zum Erstaunen der Welt die ganze Fülle der im Lauf der Jahrhunderte langsam herangereiften päpstlichen Machtvollkommenheit.

Durch die Frömmigkeit, nicht minder durch die Politik der Kaiser und Könige war seit langer Zeit schon die hohe Geistlichkeit — vor allen andern Ländern in Deutschland — nicht bloß mit Schätzen, sondern mit Land und Leuten mit fürstlichen Ehren und Rechten begabt und, nach dem herrschenden Grundsatz der lehenbaren Verleihung zu Vasallen des Reiches gemacht worden. Als solche mußten, gleich weltlichen Lehenträgern, die neuerwählten Bischöfe und Aebte die Belehnung vom König empfangen, wobei jedoch für schicklich gehalten ward, statt der Embleme weltlicher Gewalt, Ring und Stab zu Symbolen der Uebergabe zu gebrauchen. Aber solche, auf Stand und Amt der belehnten Personen sich beziehende, Förmlichkeit mochte die der Kirchenfreiheit widerstreitende Idee erzeugen, als ob wirklich die Kirchengewalt und das geistliche Lehramt, nicht bloß die damit zufällig verknüpften Regalien, von dem König verliehen würden. Auch klagte man wirklich, daß mit geistlichen Pfründen ärgerlicher Handel getrieben, daß das Vorsteheramt in der Kirche Christi durch Gunst und Machtgebot der Erdenkönige ertheilt werde.

Nicht ohne scheinbaren Grund verbot demnach Gregorius die In-

vestitur mit Ring und Stab, und trat kühn in den Kampf mit den, das hergebrachte Recht vertheidigenden, Fürsten, allernächst mit Heinrich IV., als dem gewaltigsten derselben. Aber nicht bloß dem Investitur=Recht entsagen sollte Heinrich, sondern selbstthätig die Kirchenordnungen Gregors unterstützen, ja Red' und Antwort geben dem Papst über sein Privatleben und über alle Beschwerden, welche wider ihn die erbitterten Fürsten erhoben.

Denn vor dem päpstlichen Stuhl hatten dieselben gewagt, ihren König und Herrn anzuklagen; und der Papst hate gewagt, sich zu dessen Richter aufzuwerfen. Aber Heinrich, voll Entrüstung über solche Vermessenheit des Priesters, hielt eine Prälatenversammlung zu Worms (1076), und entsetzte den Frevler des Papstthums. Nun war Krieg auf Tod und Leben. Gregor auf einer Synode zu Rom, that alle Prälaten in den Bann, welche dem König anhingen, bannte den König selbst und sprach dessen Völker los von Gehorsam und Treue.

Nicht bloß die Sachsen, mit Otto von Nordheim, welchen der langmüthige König ihnen zum Statthalter gesetzt, auch viele Fürsten Süddeutschlands erklärten sich für den Papst. Unter ihnen Welf, durch Heinrichs Gnade Herzog in Baiern, dann Rudolf von Rheinfelden, der schwäbische Herzog, auch Berchthold von Zähringen, ehemals Herzog in Kärnthen, welchen kränkte, daß er es nicht mehr war; Leopold, der tapfere Markgraf von Oestreich, und Ottokar von Steier, und einige wenige Bischöfe, durch selbstsüchtige Zwecke in des Papstes Interesse gezogen. Denn die meisten großen Prälaten hielten's sonst mit dem König; für den Papst stritten die Lohnknechte des Aberglaubens oder dessen freiwillige Sklaven — die Mönche.

Die Fürsten versammelten sich zu Tribur, und entboten ihrem Könige, sein Reich sei zu Ende, falls er binnen Jahr und Tag nicht vom Bann sich löse. Er solle als Privatmann in Speier wohnen, bis der Papst nach Augsburg komme, sein Urtheil zu sprechen.

Heinrich erkannte schaudernd den Geist seiner unglücklichen Zeit. Kam der Papst nach Deutschland, so war Alles verloren. Also beschloß der König, eilends, im strengen Winter, nach Italien zu ziehen. Er ging über die savoyischen Alpen in's lombardische Land, wo treuere Herzen dem deutschen König als in Deutschland schlugen. Aber nicht Krieg mit dem Papst, sondern Friede suchend, war er nach Italien gekommen; das Entsetzen über der Deutschen Empörung hatte seinen Stolz gebeugt. Er ging als Bittender nach Canossa.

Hierher hatte sich Papst Gregor auf die Kunde von Heinrichs Reise begeben, zum Besuche seiner Freundin, der mächtigen Markgräfin Mathildis von Tuscien, Heinrichs Base.

Vor ihrer Feste, Canossa, erschien der König, demuthsvoll, unterwürfig, und ohne Wehr. Und es ging eine That vor, worüber die späteste Nachwelt erschaudern wird. In dem Raum vor der innern Ringmauer der Burg, drei Tage und drei Nächte lang, wartete der König der Deutschen, im Bußkleid, bloßen Fußes und Hauptes, im Frost, und mit Fastenspeise, um Gottes und des Papstes Barmherzigkeit flehend, bis der Letzte endlich das Wort der Gnade sprach und den Büßenden — jedoch unter Vorbehalt weiterer Entscheidung über seine Königswürde — in den Schooß der Kirche wieder aufnahm (1077).

Der gekrönte Sünder Theodosius, der, im Bewußtsein der Schuld, reuig aber freiwillig die Kirchenbuße auf sich nimmt, um den beleidigten Gott zu versöhnen, mag als ein dem Christen erbauliches, dem Bürger Trost gebendes Beispiel der Unterwerfung eines Gewaltherrschers unter ein höheres Gesetz, als das menschliche, gelten. Aber nicht als Christ oder Sünder, sondern als König that Heinrich Buße. Kein heiliges Motiv, Zwangsgewalt war es, die ihn dahin trieb; er küßte die Ruthe, welche ihn schlug.*

Die lombardischen Stände forderten ihn auf zur Rache. Mit schwellenden Kriegsschaaren und im Glanze der Majestät durchzog er jetzt das feindliche Land. Aber es erscholl Kunde aus Deutschland, daß die abtrünnigen Fürsten auf einem Tage zu Forchheim Rudolf von Schwaben zum Könige gewählt. Da eilte Heinrich, im Geleit seiner Getreuen, über die Alpen heim. Für ihn waren zwar wenige Fürsten, aber fast alle Bischöfe des Reichs — nur fünfe schwuren zum Papst — und die meisten Städte. Die Liebe der Bürger für den vom Priester verfluchten, von den Fürsten ver-

* Rotteck kannte die neuen Untersuchungen über Heinrich IV. und diese Kämpfe nicht. Darum irrt er in der Betrachtung. Jetzt liegt urkundlich klar: Heinrich IV. war der treuloseste Despot, ein gekröntes Chamäleon; seine Regierung eine Kette von Wort-, Vertrags- und Verfassungsbrüchen seinerseits; er war lüderlich bis zur Verruchtheit; gegen die Städte erst in der Noth mit Freiheiten freigebig, weil er ihr Geld brauchte, womit sie ihm Kronrechte abkauften und diese in Rechte und Freiheiten ihrer Stadt umschufen; und Gregor VII. — welche Schatten auch sonst seine geistesmächtige Gestalt werfen mag — war im Kampfe mit dem vierten Heinrich — der große Tribun der Völker und des Rechts gegenüber maßlosem und treulosem Despotismus des Königthums.

Anmerkung von W. Zimmermann.

lassenen, verfolgten König ist kaum ein Zeugniß für die Gerechtigkeit seiner Sache; aber die selbständige Treue dieser Bürger und ihr kräftiger Beistand — im Gegensatz der blinden Dahingebung der leibeigenen Bauern an die Leidenschaft ihrer Herren — erscheint als eine herrliche Frucht der Freiheit und als würdige Belohnung der den Städten vom Thron aus zugeflossenen Wohlthaten.

Aber lang, blutig, wechselvoll war der vom Priester entzündete Streit. In allen Gauen Deutschlands, mit der vollen Wuth entfesselter Leidenschaft, wurde gekämpft. Bischöfe und Gegenbischöfe waren fast in allen Kirchen; ebenso Gewalthaber des Königs und Gegenkönigs für die meisten Länder. Hader im Schooß der Gemeinden und Familien; überall „Papst" oder „Kaiser" das Feldgeschrei der Streitenden.

Rudolf, Heinrich's Schwager, genoß seiner Krone nicht lange. Sein Herzogthum war dem edlen Friedrich von Hohenstaufen verliehen, Heinrichs nachherigem Eidam, durch Tapferkeit und Treue solcher Erhebung würdig, und Stammvater eines Heldengeschlechts. Eine große Schlacht bei Mellrichstadt in Franken blieb ohne Entscheidung. In einer zweiten (1078) bei Wolksheim an der Elster empfing Rudolf die Todeswunde — Gottes Gericht sahen die Anhänger Heinrichs darin. Auch die übrigen Empörer wurden gestraft, Welf seines Herzogthums entsetzt, Leopold von Oesterreich seiner Markgrafschaft. Deutschlands größter Theil gehorchte.

Jetzt gedachte Heinrich, den Papst zu züchtigen. In Begleitung eines auf einer Synode zu Brixen gewählten Gegenpapstes, des Erzbischofs Guibert von Ravenna, der sich Klemens III. nannte, zog Heinrich nach Italien, eroberte Rom, ließ sich zum Kaiser krönen, und belagerte Gregor'n in der Engelsburg.

Aus solcher Bedrängniß rettete Denselben Robert Guiscard, der normännische Herzog in Kalabrien, des Papstes Lehensmann. Dieser tapfere und verschlagene Fürst war einer der zehn Söhne Tankreds von Hauteville, welcher vor vierzig Jahren (1035) aus der Normandie nach Unteritalien gekommen war, Krieg und Herrschaft suchend. Schon früher (1000 und 1016) hatten einige Schaaren wallfahrender Normänner den Fürsten des Landes Kriegsdienste geleistet und durch ihre nordische Kraft die Bewunderung der erschlafften südlichen Völker erregt. Der verworrene Zustand Unteritaliens, wo lombardische Fürsten, griechische Statthalter und arabische Räuber in unaufhörlicher Fehde waren, öffnete den nor-



Papst Gregor VII.

(Bd. II. S. 241.)

Nach dem Stiche von Aquila.

dischen Abenteurern eine glänzende Aussicht. Herzog Sergius von Neapel hatte (1016) denjenigen Normännern, welche unter dem Befehle Rainulfs für ihn gestritten, einiges Land geschenkt, worauf sie die Stadt Aversa bauten. Von diesem ersten Sitz ihrer Herrschaft breiteten sie bald, in einer Reihe von Kriegen, die sie jetzt für eigene Rechnung führten, ihre Macht über weite Länder aus. Wilhelm Eisenarm, Tankreds ältester Sohn, der sich Graf von Apulien nannte, stiftete eine regelmäßige — den Lehensbegriffen gemäße — Herrschaft. Nach seinem Tod erhielten seine Brüder von Kaiser Heinrich III. die Belehnung mit ihren Besitzungen (1047).

Besorgt sah der Papst das Emporkommen dieser Fremdlinge, und Leo IX. führte selbst heftigen Krieg wider sie. Aber bald erkannten beide Theile die politischen Vortheile einer Verbindung wider die Griechen und wider die Deutschen, welche beiden gleich verhaßt und gefährlich waren. Robert Guiscard zumal, unter den Heldenbrüdern der berühmteste, huldigte dem Papst als Lehensherrn, und erhielt von Nikolaus II. (1059) den Titel Herzog von Apulien, Kalabrien und Sicilien, welches letztere Roger, Guiscards Bruder, einige Zeit darauf eroberte, so wie Jener alle Länder Unteritaliens, bloß mit Ausnahme Neapels, unter sich brachte.

Gregor VII., den Händen seiner Feinde durch den treuen Guiscard entrissen, ging nach Salerno, wo er bald darauf starb (1085).

Seine Nachfolger, Viktor III. und Urban II., erneuerten die Bannflüche wider den Kaiser. In Deutschland ward, nach Heinrichs Entfernung, von seinen Widersachern Hermann, der Graf von Luxemburg, zum Gegenkönig erkoren. Doch stellten Heinrichs Rückkunft und Hermanns Tod (1088) des Ersten Glück wieder her. Ekbert von Meissen, welcher die Rolle des Königs spielen wollte, ward getödtet.

Doch in Italien reichte die weitgebietende Mathildis, einige Zeit nach Gregors, ihres Freundes, Tod, ihre Hand dem jungen Welf (1089). Unaufhaltsam schritt derselbe in Italien voran, während sein Vater mit erneutem Glück dasselbe in Deutschland that. Doch Mathildis, unzufrieden mit ihrem jugendlichen Gemahl, zerriß die fünfjährige, kinderlose Ehe, und vergabte ihr Land dem heiligen Petrus. Darüber söhnten die Welfe sich mit dem Kaiser aus, und erhielten von ihm die erneute Belehnung mit Bayern (1095).

Urbans Nachfolger, Paschalis II., setzte den traurigen Krieg fort; ja er gab ihm noch schaudervolleren Charakter. Der so vielen Feinden unbezwingliche Heinrich sollte gestürzt werden durch den eigenen Sohn. Früher schon war Konrad, der Erstgeborene, zum Abfall vom Vater verleitet worden. Doch früher Tod raffte den Sünder weg (1101). Da gelang es den Feinden, zumal Welf, dem Gewissenlosen, auch den zweiten Sohn, Heinrich, zur Empörung zu bringen. Dieser, den abscheulichsten Verrath zur vermessenen Gewalt gesellend, nahm den Vater gefangen. Eine Versammlung der Stände zu Mainz entsetzte den unglücklichen Greis des Reiches, und drei Bischöfe entrissen ihm, der da mit Hoheit ihnen entgegen trat, die Insignien seiner Würde gewaltsam. In Schmach und Noth, selbst dem Hunger preisgegeben, lebte der gefallene Kaiser in Ingelheim, bis ihn Freundes Stimme zur heimlichen Flucht ermunterte. Denn noch gab es einige Wenige, die ihm treu geblieben, zumal Heinrich von Limburg, welchem nach Gottfrieds von Bouillon Tod das Herzogthum Niederlothringen verliehen worden, der Bischof von Lüttich u. a., vor allen aber die Städte, deren Bewohner, als von keinem Treiber bestimmt, der gerechten Sache natürlich folgten. Nach so manchem Umschwung des Glücks, den Heinrich erfahren, durfte er auch jetzt noch Sieg hoffen; aber auf dem traurigen Feldzug wider den Sohn brach ihm das Herz (1106). Feierlich wurde er zu Lüttich bestattet; aber der Sohn, um das Maß der Gräuel zu füllen, gestattete, die Leiche des Gebannten auszugraben. In Speier, über der Erde, lag sie fünf Jahre lang, bis ihre Versenkung in deren mütterlichen Schooß durch des Papstes Lossprechung erlaubt ward. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des Papstthums, welches sich unter Heinrich IV. so furchtbar zeigte, dürfte hier an seiner Stelle sein.

Geschichte des Papstthums.

Wir haben den Papst schon am Ende des vorigen Zeitraums, nach achthundertjähriger, durch mannigfaltige Gunst der Umstände unterstützter Bestrebung ansehnlich erhöht, und seine errungene geistliche Präpotenz bereits auch auf der Grundlage einer weltlichen Macht befestigt gesehen. Indessen beruhte, so lange der weitgebietende Karl d. Gr. herrschte, die Gewalt des römischen Bischofs auf seines Kaisers Gnade, und es hätte, wäre die fränkische Monarchie in ihrem Innern kräftig, oder in Karls Geschlecht der Geist des Ahnherrn

waltend geblieben, der Papst vielleicht seinem Bruder in Konstantinopel wieder gleich werden, oder zum bloßen Bischof der Metropole herabsinken mögen.

Aber der Unwerth der karolingischen Fürsten ermunterte den Priester zu kühnern Ansprüchen. Hier trat Gregor VI. als Schiedsrichter zwischen dem schwachen Ludwig I. und dessen rebellischen Söhnen auf; dort verkaufte Johann VIII. dem niederträchtigen Karl dem Kahlen die Kaiserkrone um selbst bestimmten Preis; den jüngern Lothar, welchen der Oheime Ländergier begünstigte, forderte schon früher Nikolaus I., einer Ehescheidung willen, frech vor seinen Richterstuhl. Derselbe Papst verkündete überhaupt durch Schrift und That seinen Herrschersinn und seine hochfahrenden Entwürfe. Auch gelang es ihm durch Einschwärzung der Pseudo-Isidorischen Dekretalien-Sammlung, seinen Anmaßungen eine gesetzliche Grundlage zu geben, und jenes, was erst kürzlich durch die That aufgekommen, als ein altes Recht geltend zu machen. Doch mehrere zufällige Umstände verursachten jetzt einige Unterbrechung des Voranschreitens.

Die langdauernden Zerrüttungen Roms, die unter einer Reihe nichtswürdiger Päpste gehäuften Frevel und Skandale erniedrigten den heiligen Stuhl, und hielten dessen Inhaber von größeren Unternehmungen ab. Als aber der Ottonen Schwert Italien ein bleibendes Gesetz gegeben, und Rom, mit der Kaiserkrone, in's Loos der deutschen Könige gebracht hatte, da bedrohte derselben jugendliche Majestät von neuem das Papstthum mit völliger Unterwerfung. Denn ob auch der Papst den Kaiser krönte, und darum, nicht unscheinbar, die Kaiserwürde als von seiner Verleihung abhängig betrachtete; so konnten doch seine Worte wider die Waffen der Deutschen nicht aufkommen, wenn diese Deutschen zu ihrem Könige standen. Solches wurde zumal unter Heinrich III. klar, welcher auf dem Concil zu Sutri (1046) drei Päpste absetzte, und an ihrer Stelle Klemens II. ernennen ließ, zugleich auf's Feierlichste das kaiserliche Bestätigungsrecht der Papstwahlen verkündete.

Doch von kurzer Dauer war solche kaiserliche Macht.

Die bessere Ordnung der Papstwahl, welche Nikolaus II. (1059) ausschließend den Kardinälen übergeben hatte — unter bloß scheinbarem, auch nicht lange mehr gültigem Vorbehalt der kaiserlichen Rechte — versicherte der römischen Kirche den Besitz talentvoller Häupter, und erleichterte die Fortführung eines und desselben Planes.

Zwei Haupttheile hatte dieser Plan: den geistlichen Stand über alle Abhängigkeit von bürgerlichen Verhältnissen und bürgerlicher Macht zu erheben, ja ihn selbst zum Oberherrn des weltlichen zu machen, und dann dem Papst die Vollgewalt in dem geistlichen Reiche zu geben.

Zum ersten Zweck führte das — nach langem und wechselvollem Kampfe endlich in der Hauptsache durchgesetzte — Verbot der Investitur der Geistlichen durch einen weltlichen Herrn und, durchgreifender noch, die Einschärfung des Cölibats, welches wohl früher schon als verdienstliche Entsagung gepriesen, den Priestern auch anempfohlen, den Bischöfen geboten war, aber als allgemeines Gesetz für alle Kleriker erst von Gregor VII. verkündet war. Diese große Maßregel hat unermeßliche Folgen gehabt. Es konnte kein trefflicheres Mittel erdacht werden, den geistlichen Stand durch den Nimbus vermeinter Heiligkeit in den Augen des Volkes zu erhöhen, und seine Glieder zu einem unter sich eng verbundenen, auch ganz abgeschlossenen, und nur den Standesinteressen dienstbaren Körper zu machen; und es ist der umfassende Blick, die tiefgehende Menschenkenntniß nicht minder als die geniale Kühnheit des Mannes zu bewundern, welcher in solchem Geist und in solcher Allgemeinheit den Kampf wider die stärksten Naturtriebe erhob, und siegreich vollbrachte.

Die Erfüllung des zweiten Hauptzweckes, die Unterwerfung des geistlichen Standes unter die Alleingewalt des Papstes, wurde durch die Natur der Dinge begünstigt, als welche in jeder, zumal großen, Gesellschaft zur allmähligen Concentrirung der Gewalt fast unausbleiblich führt.

Daher verwandelte sich der geistliche Staat, welcher ursprünglich demokratisch gewesen, dann aristokratisch mit fortschreitender Vermehrung genau bestimmter Rangs- und Gewaltsstufen geworden war, allmählig in eine monarchische Autokratie, wornach der Primas nicht bloß als oberster Schlußstein der hierarchischen Pyramide, sondern als Strahlenkrone erschien, deren Glanz die Quelle der kirchlichen Herrlichkeit, daher alle untergeordnete Gewalt in der Kirche nicht die Grundlage, sondern wie der Ausfluß der päpstlichen wäre.

Zu den wichtigsten Beförderungsmitteln, oder auch Wirkungen solcher merkwürdigen Umwandlung gehört die gebieterische Einmischung des Papstes in die Wahlen der Prälaten. Er schien nur darum die Kirchen der Kapitel, an welche allmählig von den Gemeinden selbst das Wahlrecht übergegangen, von dem Einfluß der Laien befreit zu haben, um seine

eigene heiligere Autorität an deren Stelle zu setzen; und es ward bald die päpstliche Ernennung, oder durch die päpstliche Gunst, der fast einzige Weg, oder doch eine unerläßliche Bedingung zu Kirchenämtern. Von Prälaten, welche ihre Erhöhung des Papstes Gnade verdankten, war geringes Widerstreben gegen Eingriffe zu fürchten. Daher wich endlich selbst das Ansehen der Concilien jenem des römischen Bischofs, und die gesetzgebende wie die von Gesetzen lossprechende Macht concentrirte sich in seiner erhabenen Person.

Diesen Gewaltsübungen zur Seite, zum Theil voran und wie den Weg ihnen bahnend, schritt auch die Lehre fort; und es ward hinwieder diese Lehre durch dieselbe Gewalt, welcher sie zur Rechtfertigung diente, geltend gemacht und behauptet. „Christus hat den von ihm geliebten Petrus, auf welchem, wie auf einen Fels, Er die Kirche baute, zu seinem Nachfolger oder Stellvertreter auf Erden bestimmt. Der Stellvertreter desjenigen, welcher die Himmel mit seiner Majestät erfüllt, mag wohl die Könige und Gewaltigen der Erde, nicht minder als die Diener der Kirche zu seinen Füßen sehen. Es ist aber eine zweifache Gewalt hienieden, die geistliche und die weltliche. Beide wurden Petrus verliehen, wie das Symbol der beiden Schwerter lehrt. Von beiden ist aber die geistliche um so vieles über die andere erhaben, als das himmlische Reich über dem irdischen, oder das ewige Seelenheil über der flüchtigen Wohlfahrt des Leibes steht. Ja, es ist nur die geistliche Macht eine selbständige, und von eigenem Glanz, wie die Sonne, strahlende Macht, die weltliche dagegen borgt nur von jener, wie der Mond von der Sonne, ein schwächeres und abhängigeres Licht; nur durch den Abglanz von des heiligen Petrus Stuhl erhalten die Throne der Erde ihren Schimmer. Ihm also, dem Papst — der, wie einige schamlose Kanonisten zu lehren wagten, zwar nicht Gott, doch auch nicht bloß Mensch, sondern ein Mittelwesen zwischen Beiden ist — sind alle Gewalten unterthan; Er mag Kronen und Reiche vergeben; Er ist der oberste Gesetzgeber und Richter, in Allem unfehlbar, der Ausspender der göttlichen Gnade wie des göttlichen Zornes. Ihm ist die Macht verliehen, zu binden und zu lösen, selbst von natürlichen oder göttlichen Geboten (als von der Pflicht der Wahrhaftigkeit und der Treue) vermag sein Wort zu befreien. Dem Papst sich widersetzen ist Aufruhr wider Gott."

Nach Greger VII. haben vor den übrigen Hadrian IV. und Alexander III. zu Friedrichs I. Zeit, dann Innocenz III., der Stifter der Inquisition, Gregorius IX. und Innocenz IV.

die furchtbaren Gegner Friedrichs II., endlich Bonifazius VIII. durch Kraft oder Anmaßung hervorgeglänzt. Alle Päpste aber, von Hildebrand an, waren ohne Widerspruch die obersten Häupter der Christenheit; alle strebten darnach, die Alleinherrscher derselben zu sein.

Einen auffallenden und schneidenden Contrast mit solcher weit hin verehrten oder gefürchteten Hoheit der Päpste machte ihre Bedrängniß im eigenen Land. In Rom selbst und im Kirchenstaat theilten die Päpste das klägliche Schicksal aller Landesherren ihrer Zeit. Ihre Vasallen oder trotzigen Edlen verschmähten den Gehorsam, und erhoben, ohne Scheu vor den Donnern des Vatikans, vermessenen Krieg wider den Statthalter Christi. Die Tyrannen der europäischen Könige, die Gebieter der Christenheit, waren oft Gefangene in ihrer eigenen Hauptstadt, die Schlachtopfer einiger Herren von Adel, der Spott oder das Erbarmen der römischen Weiber.

Heinrich V.

Heinrich V. setzte die im Vater verdammten Ansprüche fort, ja noch mit größerem Nachdruck. [Denn als Paschal II. auf einer Kirchenversammlung zu Troyes die Gregor'schen Edikte wegen der Investitur erneuerte, so zog Heinrich mit starker Macht nach Italien und erzwang tumultuarisch und nicht ohne Blutvergießen von dem gefangen genommenen Papst (1111) das feierlichste Anerkenntniß des königlichen Investiturrechts. Aber dieser Vergleich erregte den Unwillen der Bischöfe, und es vermaß sich Guido, Erzbischof von Vienne, wiewohl Heinrichs Verwandter, denselben zu bannen, da der Papst selbst versprochen hatte, solches nimmer zu thun. Der alte Hader war jetzt erneuert. Indessen starb die tuscische Mathildis 1115, worauf Heinrich ihr Land — nicht anerkennend dessen Vergabung an den päpstlichen Stuhl — als Verwandter und als Lehensherr einzog. Doch behauptete er es nicht, ja er sah endlich sich genöthigt, mit dem feindseligen Guido, welcher unter dem Namen Calixt II. 1119 den Stuhl bestiegen, auch den Bannfluch feierlich wiederholt hatte, zu Worms einen neuen Vergleich zu schließen (1122), welcher daher der Calixtinische heißt, und als ein Grundgesetz der deutschen Kirche fortwährend — ob auch mit einigen theils eingeschlichenen, theils rechtlich hinzugekommenen Veränderungen — gegolten hat. Gemäß desselben sollte die Wahl der Bischöfe und Aebte frei

von den hierzu berechtigten Kapiteln geschehen; doch möge der Kaiser durch einen Abgeordneten derselben beiwohnen, bei streitigen Wahlen die entscheidende Stimme — mit dem Rath des Erzbischofs — geben, und die Belehnung wegen der weltlichen Güter und Rechte (oder der Regalien) mit dem Scepter ertheilen.

Schon ist in den äußeren Verhandlungen Heinrichs V. die abnehmende Macht des deutschen Reiches als Wirkung des großen Umschwungs, welchen die Verhältnisse des Kaisers mit dem Papst und mit den Ständen durch die Unternehmungen Gregors erfahren — erkennbar. Der Monarch, auf dessen Nacken der Priester trat, und der gegen die eigenen Gewaltsträger keine Zwangsmacht besaß, konnte den Völkern nicht mehr furchtbar scheinen.

So wurde der Krieg wider den ungarischen König Kaloman ohne Vortheil und Ehre geendet; so erlitten die Deutschen gegen die Polen in Schlesien eine völlige Niederlage.

Heinrich V. starb kinderlos (1125).

Die ersten Hohenstaufen. Friedrich I.

Unter den Thronkandidaten erschienen Heinrichs Schwestersöhne, die beiden Hohenstaufen, Friedrich und Konrad, als die nächsten Berechtigten. Der Erste besaß Schwaben als väterliches Erbe, dem Zweiten war Franken von Heinrich V. verliehen; Beide glänzten durch Charakter und Thaten unter den meisten Fürsten hervor. Es gelang jedoch der Gegenpartei, die Wahl auf den Herzog von Sachsen, Lotharius II., Grafen von Supplingenburg, zu lenken. Derselbe, um gegen die Hohenstaufen sich zu stärken, vermählte seine einzige Tochter Gertrud, Erbin vieler sächsischer Länder, insbesondere Nordheims und Braunschweigs, an Heinrich den Stolzen, Herzog von Baiern, Erben der weiten Besitzungen des welfischen Hauses in Italien und in Deutschland. Auch verlieh er ihm das Herzogthum Sachsen, in welchem Land schon Heinrich der Schwarze, des Stolzen Vater, Welfs II. jüngerer Bruder, die reichen billungischen Allodien — worunter auch Lüneburg — durch Heirath an sich gebracht. So war der Stamm der Welfen zu einem Nord- und Süddeutschland beschattenden Baum geworden, Heinrich der Stolze mächtiger als selbst der König.

Aber die Hohenstaufen, welchen Lothar entreißen wollte, was

sie an Reichsgütern von Heinrich V. erhalten, vertheidigten sich heldenmüthig gegen den übergewaltigen Feind. So groß war der Glückswechsel, daß anfangs Konrad siegreich die Krone Italiens sich auf's Haupt setzte, endlich aber die Hohenstaufen, über ihr verwüstetes Land traurig hinblickend, Rettung bloß in Unterwerfung fanden (1135).

Eine zwiespaltige Papstwahl (1130) schien Lotharn Gelegenheit zur Wiedererlangung der alten Reichsrechte zu geben. Aber Innocenz II., den er wider Anaklet II. in Schutz nahm, beharrte darum nicht minder auf den Ansprüchen der Kirche. Lothar zog über die Alpen, bahnte mit dem Schwert sich den Weg nach Rom, und empfing von Innocenz die Kaiserkrönung im Lateran, da im Vatikan und in der Peterskirche Anaklet II. thronte. Durch die drohende Nähe des mächtigen Nebenbuhlers, durch die abhängige Stellung gegen den kaiserlichen Schutzherrn ward Innocenz so wenig zur Mäßigung bewogen, daß Er, selbst übermüthiger als seine Vorfahren, von Lotharn, als einem Vasallen, die knieend zu leistende Huldigung forderte.

Aber der stolze Papst ward bald nach des Kaisers Abzug von Anaklet vertrieben. Die Gunst der Römer und der Beistand Rogers II., welchen Anaklet zum König beider Sicilien gekrönt hatte (1130), verschafften ihm solchen Sieg. Noch einmal erschien Lothar in Italien, triumphirte über den Gegenpapst wie über die normännische Macht, starb aber, heimkehrend, unweit Trident.

Die Macht seines Eidams, des stolzen Heinrich, begünstigte dessen Bewerbung um die Krone nicht. Die Stände fürchteten einen so gewaltigen Herrn und wählten den hohenstaufischen Konrad. Seine Wahl erneuerte die große, folgenreiche Fehde zwischen seinem Haus und jenem der Welfen.

Schon vorlängst, in Oberschwaben und in Baiern, glänzte die Macht, der Reichthum der Welfen. Ludwig der Fromme hatte eine Welfin, Jutta, zur Frau; ihr Bruder, der reiche Ethiko, ist in den Sagen berühmt. Aber nach der Mitte des elften Jahrhunderts erlosch des Hauses Mannesstamm, worauf das reiche Erbe an einen Sprößling des italienischen Hauses Este — den Sohn des Markgrafen Azzo, erzeugt von der Welfin Kunigunde — kam, und durch Ihn, welcher sich Welf, wie seine mütterlichen Ahnen, nannte, das Geschlecht verjüngt wieder aufblühte, weit herrlicher noch als zuvor. Denn dieser zweiten Wurzel ist der Stamm entsprossen, dessen

Krone heut zu Tage Britannien und Hannover, ja in allen Erdtheilen weite Länder bedeckt.

Erbittert über Konrads Wahl, zögerte Heinrich mit Auslieferung der Reichskleinodien; Konrad aber beschloß, einen Theil der Lehen ihm zu nehmen. Heinrich waffnete und weigerte friedliches Erscheinen auf Tagen. Darob ward er in die Acht erklärt, seine beiden Herzogthümer wurden ihm entrissen, Baiern an den Markgrafen Leopold von Oestreich verliehen, Sachsen an Albrecht den Bären, Markgrafen von Brandenburg. Während des ersten Waffengetöses, das diesem Urtheil folgte, starb Heinrich der Stolze, erschüttert durch den harten Schlag, plötzlich (1139).

Seines unmündigen Sohnes Heinrich — nachmals der Löwe genannt — und seines Bruders Welf von Altorf Erbrecht auf des Geächteten Familiengut, wurde von dem Letzten und von den vielen Freunden des welfischen Geschlechts wider die Vollstrecker der Reichsacht, die neu ernannten Herzoge von Baiern und Sachsen, und wider die hohenstaufische Macht in blutigem und wechselvollem Kampfe vertheidigt. Das Feldgeschrei der Streitenden: „Hie Waiblingen!" (der Name eines Städtchens aus dem salischen Erbe der Staufen) und „Hie Welf!" ward bald zur Bezeichnung der Parteien selbst, und später, in erweiterter Bedeutung, überhaupt für die Anhänger des Kaisers und jene des Papstes gebraucht; und es hat die erbliche Fehde der Ghibellinen und Guelphen (wie die welsche Zunge jene Laute veränderte) noch Jahrhunderte hindurch, als längstens schon der ursprüngliche Streit erloschen, fortgedauert und zumal die Länder Italiens zerrüttet.

Markgraf Leopold von Oestreich drang in Baiern, und eroberte es größtentheils. Als er starb, setzte Heinrich Jasomirgott, sein Bruder und Nachfolger, den verwüstenden Krieg fort. Sachsen ward, durch des Volkes Liebe für Heinrich den Löwen, behauptet, Albrecht zurückgeschlagen. Jedoch ward dem Letzten, da er auf einem Reichstag zu Frankfurt auf Sachsen verzichtete, die Reichsunmittelbarkeit für sein Markgrafthum Brandenburg — als welches früher unter dem sächsischen Herzog stand — verliehen (1142).

Einen Stillstand in diese großen Bewegungen, zum Theil auch veränderte Richtung brachten die Kreuzzüge, die große Angelegenheit der Völker seit Heinrichs IV. letzter Zeit.

Konrad, nach der Aufforderung des Abts Bernhard von Clairvaux, verschwendete seine Kraft im fernen Morgenland, und

verabsäumte das eigene Reich. Selbst den Römerzug that er nicht, und starb ungekrönt (1152).

Ihm folgte sein Neffe, Friedrich der Rothbärtige, welchen die in Frankfurt versammelten Stände nach nur 18tägigem Zwischenreich einhellig erkoren; bei welchem Wahlgeschäft zum erstenmal eine deutliche Spur von dem Vorzugsrecht der drei geistlichen und vier weltlichen Großbeamten des Reichs erscheint. Dem Gewählten däuchte vor Allem nöthig, Deutschland innern Frieden zu geben, auf daß er in Italien und nach Außen des Reichs Majestät wieder herstelle. Darum versuchte er Heinrich Jasomirgott zur Abtretung Baierns an den verdrängten welfischen Heinrich zu vermögen. Auf des Kaisers Bitte gab Jasomirgott Baiern zurück, jedoch mit Ausnahme des Landes ob der Ens, welches zur untern Markgrafschaft geschlagen ward. Das vereinte Land wurde zum Herzogthum erhoben. Erblich für männliche und weibliche Nachkommen sollte es der neue Herzog und mit unabhängiger Macht verwalten, an Rang nach den Churfürsten der Erste, von allen Pflichten an das Reich entbunden, mit Ausnahme der im eigenen Land zu nehmenden Belehnung und einer, nur zum Anerkenntniß der Eigenschaft als Reichsfürst, im ungarischen Krieg zu stellenden kleinen Hülfe.

Dies ist der Ursprung der großen Vorzüge und Freiheiten Oestreichs (1156), von welchen freilich gesagt werden mag, daß sie dem Titel nach gerechter als nach dem Inhalt, daß sie auch in ihren Wirkungen, als streitend mit der Einheit des Reichs und als Gegenstand der Eifersucht und Nachahmung, schädlich gewesen. Oestreich selbst jedoch gewann durch die Erhebung seiner Fürsten. Der Segen der Natur vervielfachte sich durch emsigern Anbau, und zum Schmuck des Landes stieg an der Stelle, wo einst Vindobona gestanden, das zu größerer Herrlichkeit bestimmte Wien empor.

Den Römerzug that Friedrich gleich im dritten Jahre seines Reichs (1154).

Es saß damals auf dem päpstlichen Stuhl Hadrian IV., ein Engländer, der einzige dieses Volkes, der jemals dahin gelangte. Schon waren die Begriffe von des Papstes Hoheit so tief gewurzelt, daß selbst der stolze Friedrich sich gefallen ließ, demselben den Steigbügel zu halten. Aber ein ernsterer Streit entstand, als Hadrian sich vermaß, das Reich ein Lehen (beneficium) des Papstes zu heißen. Eine mildere Deutung des Wortes stellte jedoch den Kaiser zufrieden.



Friedrich Barbarossa.

(Bd. II. S. 250.)

Nach dem Kopf am Freisinger Dom.

Traurig ist's, die vorübergehende Eintracht dieses Kaisers und des Papstes durch die Hinrichtung eines gutgesinnten, ob auch schwärmerischen Patrioten bezeichnet zu sehen. Arnold von Brescia, der Freund der Freiheit, in Kirchensachen kühner Reformator, voll Geist und Gemüth, hatte die Verhältnisse des Clerus zur Einfalt der ersten Zeiten zurückzuführen gesucht, durch seine Feuerworte das Volk von Brescia, bald auch jenes von Rom, begeistert und eine Revolution bewirkt, wodurch dem Papste alle Gewalt in weltlichen Dingen benommen und seine Macht auf das Amt des Seelenhirten beschränkt ward. Innocenz II., und nach ihm vier andere Päpste, zitterten vor dem gemeinen Priester, bis Hadrian IV. mit mehr Energie und Glück den Kampf erneuerte, und zum Bundesgenossen den getäuschten Kaiser erhielt. Leicht mußte es ihm sein, den Mann des Volkes als Aufwiegler darzustellen, der wider die bürgerliche nicht minder als wider die kirchliche Macht gesündigt, daher doppelten Tod verdient habe. Friedrich glaubte der glatten Zunge, forderte Arnolds Auslieferung von dem Grafen von Kampanien, und übergab ihn dem Henker. Er wurde verbrannt, seine Asche in die Tiber geworfen, aber des Märtyrers Andenken blieb den Römern heilig.

Nicht weniger als sechsmal ist Friedrich nach Italien gezogen; zweimal zu Hadrians IV. Zeit, dreimal wider Alexander III. und noch einmal nach dieses unbeugsamen Feindes Tod. Große Interesse waren es, die ihn herbeiriefen, neue Verhältnisse von höchster Wichtigkeit durch Charakter und Folgen.

Ein Geist, welcher Jahrhunderte lang geschlummert hatte, der Geist der Freiheit, war wieder erwacht in den italienischen Städten. Barbarei und Kriegsgewalt, Noth und Vereinzelung hatten die Sklaverei erzeugt; wiederkehrende Gesittung und friedliebender Handel, Wohlhabenheit und wachsende Volksmenge gaben jenen Städten das Gefühl des Menschenrechtes, den Muth zu dessen Behauptung wieder. Durch bloße Gewalt begründet und erhalten war das Herrscherrecht der Fürsten und des Kaisers, die Kraft des Armes Quelle und Maß ihrer Ansprüche. Von diesem Standpunkt mochte gerecht den Städten dünken, daß die Freiheit durch dieselben Mittel sich erhebe, durch welche sie niedergedrückt worden; sie mochten in dem Maß ihrer Kraft das Maß ihres Rechts erblicken.

Dagegen mußte Friedrich, als Oberherr Italiens, als Erbe der longobardischen Königsmacht und jener der alten Cäsaren, das Beginnen der Städte für widerrechtlich und strafwürdig achten. Auch lag

ihm ob, die Einheit des Reichs gegen die Anmaßungen bürgerlicher Gemeinwesen so gut als gegen jene der Fürsten zu schirmen. Selbständigkeit der Theile — ob des Volkes oder einzelner Großen — war gleich unverträglich mit der Majestät des Reichs.

Sonst hatten die deutschen Könige aus Neigung und aus Grundsätzen die Städte begünstigt, weil gegen die emporstrebenden Großen Thron und Gemeine in natürlicher Allianz sich vereinten. Aber wenn — wie in Italien geschah — die Freiheit der Städte in Selbstständigkeit überzugehen drohte, so wurden sie nicht minder Feinde des Throns, als die trotzigen Edlen.

Aber noch ein anderer Umstand war, welcher den Kaiser wider die Städte aufbrachte — ihre Verbindung mit dem Papst. Diese Städte, um ihres gesonderten Vortheils willen, standen nicht an, dem Feind ihres rechtmäßigen Königs, ja dem Feind jeder bürgerlichen Gewalt und dem Feind der Geistesfreiheit sich hinzugeben, und unter dem Panier der Freiheit für die Errichtung des allerfurchtbarsten Weltthrons zu streiten.

Bei solchen Verhältnissen mochten die Hohenstaufen gerechte Feinde der Städte sein: und es bleibt uns bloß die traurige Weltlage jener Zeiten zu beklagen, worin der unvermeidliche Widerstreit verworrener Begriffe und ungeschlichteter Ansprüche nothwendigen Krieg erzeugte, und nur durch die verzweifeltsten Mittel möglich schien, Freiheit und Recht zu erringen.

Schon auf dem ersten Zug erfuhr der Kaiser die Feindseligkeit der Städte, zumal Mailands, dessen wachsendes Selbstgefühl selbst andern Städten verhaßt war. Aber er schritt mit starker Kriegsmacht einher, hielt auf den ronkalischen Feldern Heerschau und große Ständeversammlung, ordnete, beruhigte, bestrafte und ging nach Rom, wo die Krönungsfeier durch blutigen Tumult getrübt ward, und Friedrich nur mit Noth durch seiner Tapfern Dahingebung Rettung fand. Gleiche Gefahren litt er auf der Heimkehr, zumal durch der Veroneser Tücke.

Darum kam er zum zweitenmal (1158) mit noch stärkerer Rüstung. Die Mailänder unterwarfen sich, leisteten Abbitte, stellten Geiseln und bezahlten ein Strafgeld. Und auf einer noch feierlicheren Reichsversammlung in denselben ronkalischen Gefilden ließ der Kaiser durch Rechtsgelehrte von Bologna den Umfang seiner Machtvollkommenheit, so wie sie die byzantinischen Kaiser gehabt, bestimmen, die durch die Städte gefährdeten Regalien der Krone zusprechen, und sowohl

die Lehensverhältnisse als die königliche Verwaltung und den Landfrieden durch Gesetze ordnen und befestigen.

Aber die neue Papstwahl erzeugte wiederholten und allgemeinen Brand. Nach Hadrians IV. Tod (1159) erklärten sich sieben Kardinäle für des Kaisers Freund, Viktor III. Doch die doppelte Zahl der Wählenden war für den kühnen und stolzen Kardinal Roland: Derselbe, der sich jetzt Alexander III. nannte, schleuderte sofort den Bannstrahl wider den Gegenpapst und den Kaiser, und gab so die Losung zum schrecklichsten Kampf. In ganz Italien, achtzehn Jahre hindurch, wurde gestritten, alles Land von Rom bis zu den Alpen eine Scene der Wuth und der Verwüstung. Auch in Deutschland, obschon die meisten Städte zum Kaiser hielten, loderte hier und dort die Flamme des Bürgerkriegs.

Friedrich, vor allen gegen Mailand erbittert, welches selbst Meuchelmörder wider ihn gedungen hatte, zog vor die rebellische Stadt, eroberte sie, zerstörte sie, ließ Salz auf den Platz streuen, wo ihre Mauern gestanden, und zerstreute die Einwohner in das umgebende Land. Aber bald erstand die Stadt aus der Asche wieder, und es ward ein engerer und allgemeiner Bund unter den Städten geschlossen; seitdem die gefürchtete gefallen, war Verona dessen Haupt.

Rastlos bot Friedrich wider so lebendige Volkskraft die deutschen Krieger auf. Feindesschwert und Pest rafften sie hin. Mit größerer Macht kam er wieder, glänzte durch Heldenthaten, gewann Schlachten, aber besiegte den Feind nicht. Papst Viktor III. hatte wenig Anhang; seine Nachfolger, Paschal III. und Calixt III., noch geringern. Alexander III. triumphirte. Zu seinen Ehren hatten die Lombarden eine neue Stadt, Alessandria, gebaut, einen Hauptwaffenplatz und die Klippe, an welcher Friedrichs Kriegsglück scheiterte. Die große Schlacht bei Legnano (1176) entschied endlich den Sieg der Städte und des Papstes. Der Kaiser schloß Friede (1177). Am Eingang der Hauptkirche von Venedig empfing Alexander den gebeugten Monarchen, der ihm die Füße küßte, und dann vom Bann befreit ward. Er hatte zuvor den Städten alle Rechte, Freiheiten, Gewohnheiten und Regalien, die sie innerhalb oder außerhalb ihrer Mauern als hergebracht besaßen, auf sechs Jahre bestätigt, was später (1183) auf einer Reichsversammlung zu Konstanz für immer geschah. Von da an war Mailand seine treuste Stadt.

Einigen Trost für solche Demüthigung gab die Wiederherstellung der alten Reichsrechte über Burgund. Die zweite Vermählung des

Kaisers mit Beatrix, der Erbtochter von Hochburgund oder Frache-Comté, gab ihm eine Hausmacht in jenen Ländern; desto wirksamer mochte er die Rechte eines burgundischen Königs, wozu er in Arles sich krönen ließ, ausüben. Noch reichern Ersatz gab die, auf dem sechsten italischen Zug zu Stande gebrachte, Vermählung (1185) von Friedrichs Sohn Heinrich mit Constanzia, Muhme des sicilischen Königs Wilhelm. Hierdurch ward das Erbrecht auf beide Sicilien ins hohenstaufische Haus gebracht, was eine glänzende Aussicht eröffnete, aber traurige Früchte trug.

An dem Unglück von Legnano war Heinrichs des Löwen Abtrünnigkeit vorzüglich Schuld gewesen. Dieser, unter den deutschen Fürsten so Hochgepriesene, hatte doch für's Vaterland wenig Liebe. Die Ereignisse im Reich, die Handlungen des Oberhaupts, betrachtete, würdigte er nur vom Standpunkt seines eigenen Vortheils oder jenes von seinem Hause. Ja, auch diesen Vortheil berechnete er auf engherzige Weise, indem er Herrschaft mehr als Ruhm, Geld aber — zumal in ältern Tagen — noch mehr als Herrschaft begehrte.

Bei Friedrichs fünftem italischen Zuge weigerte Heinrich der Löwe die Heeresfolge, worüber — da solche Lücke unersetzlich war — die entscheidende Schlacht verloren ging. Auch nachher noch flehte, beschwor Friedrich den abtrünnigen Herzog, durch schnelle Hülfe das Unheil abzuwenden; ja, er erniedrigte sich, keiner andern Verhältnisse als bloß der Noth des Reichs gedenkend, zur kniefälligen Bitte. Unbeweglich blieb der Herzog. Endlich versprach er Hülfe, doch sollte Goßlar, die reiche Stadt, sein Lohn sein. Da ergrimmte der Kaiser in seinem Herzen, und versöhnte sich mit dem Papst um schweren Preis; der Herzog aber sollt' es entgelten.

Kaum war er heimgekehrt, so forderte er den Welfensohn vor ein Gericht der Fürsten. Viele andere Klagen ertönten wider ihn. Die Stimmung der Fürsten kennend, erschien Heinrich auf die wiederholte Ladung nicht. Da wurde die Reichsacht wider den Löwen ausgesprochen (1180). Baiern, Sachsen, alle Reichslehen und Würden wurden ihm genommen, und der Gewaltige, nach kurzer Gegenwehr, zu demüthiger Unterwerfung gebracht (1182). Friedrich, erschüttert im eigenen Gemüth durch des Feindes Sturz, begnadigte ihn, doch also, daß er drei Jahre lang das beleidigte Vaterland meiden, und als Besitzung bloß seine Allodien, Braunschweig und Lüneburg, behalten sollte. Am Hof des englischen Königs, Heinrichs II., seines Schwähers, nahm der Verbannte den Aufenthalt,

und bestritt aus kärglicher Spende seine und seines Hauses Nothdurft.

Solches Ende nahm die Uebermacht der Welfen im deutschen Reich; aber mit der Zertrümmerung dieser, das halbe Deutschland umfassenden, Herrschaft wurden die wichtigsten Verhältnisse im Süden wie im Norden geändert.

Die beiden Herzogthümer vorerst, Baiern und Sachsen, kamen an andere Häuser. Sachsen kam an Bernhard von Askanien, Sohn jenes Albrecht des Bären, welcher den ersten Grund zu Brandenburgs Macht gelegt. Sein Land, meist billungisches Allod, hatte Albrecht zur unabhängigen, gefürsteten Markgrafschaft erhoben und später durch Eroberungen über die Wenden ansehnlich vergrößert. Sowohl die alte Mark als die neu erworbenen, welche die mittlere, die Ucker- und Prignizer-Marken heißen, fielen seinem Erstgeborenen, Otto, zu; der jüngere Sohn, Bernhard, war jetzt Herzog in Sachsen.

Baiern erhielt der tapfere, kluge, dem Kaiser getreue Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, aus dem alten Hause der Herren von Scheyern. Vielfältig, in den Heldengeschichten des deutschen Reichs, glänzen die Herren von Scheyern, welche später, als sie die Stammburg den Mönchen vergabt hatten, von Kehlheim und Wittelsbach sich nannten. Dem Volk waren sie werth. Daher großer Jubel, als Otto, zum Lohn dreißigjähriger Dienste, von Kaiser Friedrich das Herzogthum empfing, welches heute der Beherrschung seines königlichen Nachkommen sich erfreut.

Doch nicht in der Ausdehnung, wie solches die Welfen besessen, ging Baiern an die Wittelsbacher über. Schon war Oberöstreich davon getrennt, jetzt wurden auch Steiermark und Meranien zu selbständigen Herzogthümern erhoben. Mehrere andere geistliche und weltliche Herren erweiterten bei dieser Gelegenheit ihr Gebiet oder ihre Rechte, und Baierns Hauptstadt, Regensburg, wurde zur freien Stadt. Noch größer war die Zersplitterung in Sachsen. Fast alle einheimischen und mehrere benachbarte Stifter rissen einen Theil der Herrschaften an sich. Zugleich ward Lübeck als freie Reichsstadt erklärt, auch den pommerschen Fürsten und jenen von Mecklenburg die Unmittelbarkeit ertheilt oder zurückgegeben. Bernhard von Askanien, der neue Herzog, bekam also wenig mehr als den Titel.

Während oder in den kurzen Zeiträumen der italischen Züge ward

theils durch Friedrich selbst, theils durch seine Gewaltsträger, auch in den übrigen Verhältnissen des Reiches Hoheit mit Kraft und Glück behauptet. So that der Kaiser einen siegreichen Zug wider Polen (1157) und erneuerte dessen Verpflichtung zum Tribut. Böhmen aber erhob er zum Königreich. So schlichtete er einen Thronstreit dänischer Prinzen und empfing von Sueno die Lehenshuldigung. So wurden durch Heinrich den Löwen und Albrecht den Bären viele Siege über die wendischen Völker erfochten, und bis zur Oder nicht nur deutsche Herrschaft, sondern auch meist deutsche Sitte und Sprache ausgebreitet. Die mächtigsten unter diesen Völkern waren die Obotriten, welche schon unter Heinrich III. der Fürst Gottschalk zur Herrschaft über viele andere Stämme erhob. Jetzt wurden sie erklärte Angehörige des Reiches.

Nach so thatenvollem Leben, und nachdem er so lange wider das Oberhaupt der Christen gestritten, beschloß der Greis Friedrich, dem Geiste des Zeitalters gehorchend, noch einen Kreuzzug. Aber ihm war nicht vergönnt, des Erlösers Grab zu schauen. Nachdem er unter vielen Gefahren und Mühen siegreich bis an die syrische Grenze gekommen, starb er, nach einem Bad in dem Flusse Saleph, an Erkältung (1190).

Die späteren Hohenstaufen. Friedrich II. Oberitalische Städte.

Heinrich's VI., seines Sohnes, Stellung, als er den Thron bestieg, war weit günstiger als jene des Vaters gewesen. Gleichwohl steht seine Regierung an Ruhm und Glück so weit unter der des Vorfahrers, als dessen Geist und Tugend ihm fehlten.

Durch Wilhelms II. Tod war die sicilische Erbschaft rechtskräftig an Heinrichs Gemahlin gefallen. Aber das Volk in Neapel und Sicilien ergab sich Tankreden, einem natürlichen Prinzen des Hauses, und Heinrich bekämpfte ihn vergeblich. Erst nach dem Tode dieses Nebenbuhlers, und nachdem der Kaiser dessen gefangen genommenen Sohn geblendet, Wittwe und Tochter aber ins Kloster verstoßen hatte, gelang ihm, durch blutige Grausamkeit, die Unterwerfung der beiden Reiche.

Solche Strenge erwarb ihm wenig Liebe. Auch Geiz und Treulosigkeit befleckten seinen Charakter.

Um desto weniger vermochte er den Plan auszuführen, seinem Haus die erbliche Herrschaft in Deutschland zu verschaffen. Durch

lockende Anträge suchte er die Zustimmung der Stände zu erkaufen. Aber der gerechte Widerwillen gegen Heinrichs Person vermehrte noch jenen wider die Sache, und er konnte mehr nicht, als die Erwählung seines zweijährigen Sohnes, Friedrich, zum Nachfolger erwirken. Bald darauf starb er (1196), man glaubt an Gift, welches seine eigene Gemahlin, entrüstet über seine Grausamkeit wider ihr Volk, ihm gereicht.

Da vermeinten die Fürsten, dem unmündigen Kind, und welches noch ungetauft war, seien sie die Treue nicht schuldig. Es schien wünschenswerth, das mächtige Haus Hohenstaufen von dem Throne zu verdrängen. Daher, ob auch Philipp, Herzog von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Bruder, zum Reichsverweser bis zu Friedrichs Volljährigkeit ernannt war, versammelten sich die feindselig gesinnten Stände zu Köln, um einen andern König zu wählen. Papst Innocenz III. ermunterte sie dazu. Dieser Papst — Vormund des jungen Friedrich — lenkte anfangs die Wahl auf Herzog Berthold von Zähringen, und als dieser gegen eine Geldsumme zu Gunsten Philipps Verzicht leistete, auf Otto von Braunschweig (1198), Heinrichs des Löwen Sohn. Dagegen war von den Freunden des hohenstaufischen Hauses der Reichsverweser Philipp zum wirklichen Kaiser gewählt worden. Beide empfingen die deutsche Krone, Otto IV. zu Aachen und Philipp zu Mainz.

Aber Philipp war seinem Nebenbuhler sehr überlegen. Es hielten's mit ihm Philipp August, König von Frankreich, und Primislaus Ottokar I. von Böhmen, welchem er die erbliche Königswürde verliehen. Der Letzte zwar ward abtrünnig, und mehrere Stände folgten seinem Beispiel; auch ward von Innocenz der Bannstrahl wider Philipp geschleudert: doch blieb die Mehrzahl der Fürsten auf seiner Seite, und Otto IV. mußte selbst nach England fliehen.

Während der Verwirrung, welche der einheimische Krieg in Deutschland erzeugte, hatte der Papst, gleich schlau als kühn, seine Macht in Italien vermehrt und mit den lombardischen Städten einen neuen Bund — der guelphische genannt — wider den Kaiser geschlossen. Später jedoch ward Innocenz Vermittler zwischen ihm und Otto, oder diktirte vielmehr den Vergleich, wornach Philipp allein Kaiser, Otto aber sein Nachfolger sein sollte. Die Bannflüche wurden zurückgenommen, dagegen des Papstes Erwerbungen in Italien

bestätigt. Verschwägerungen sollten die allseitige Versöhnung befestigen (1207).

Aber nicht lange genoß der gute Philipp des theuer erkauften Friedens. Viele Feinde des hohenstaufischen Hauses hatte er durch Milde, durch Edelsinn entwaffnet. Ein Freund tödtete ihn. Otto von Wittelsbach, Neffe desjenigen, welchen Philipps Vater auf den baierischen Herzogsstuhl erhoben, beging die That; noch ist unermittelt, ob mit Vorsatz oder unvorsätzlich (1208).

Hierauf erhielt Otto IV. die allgemeine Anerkennung als Kaiser, auch die Krönung vom Papst, welchem er die freundlichsten Zusagen gemacht hatte. Allein der Kaiser achtete für Pflicht, des Reiches Rechte zu behaupten, oder zu erneuern, forderte zurück, was der Papst von italischen Ländern an sich gerissen, verwarf selbst dessen Lehensherrlichkeit über Neapel und Sicilien, und erklärte beide für Reichslande. Innocenz sprach jetzt den Bannfluch wider Otto, und stellte ihm, weil die Noth auch das verzweifeltste Hülfsmittel forderte, den sicilischen Prinzen, seinen Mündel, entgegen. Doch mußte dieser versprechen, die päpstlichen Besitzungen und Rechte nicht anzutasten, auch, wenn er Deutschland gewänne, Sicilien seinem Sohne zu überlassen.

Und so betrat der hohenstaufische Friedrich, dessen Haus vom Priester so oft verflucht worden, jetzt unter dessen Segnung den Weg zum Kaiserthron (1212). In Mainz empfing er die Huldigung vieler Fürsten, später in Aachen die feierliche Krönung. Durch viele Geschenke und Entsagungen gewann er die Gunst der Fürsten und Prälaten. Auch war König Philipp August in Frankreich ihm hold, weil dieser den braunschweigischen Kaiser als Verwandten des englischen Königs scheute. Dieses bewog den bedrängten Otto, im Bunde mit England wider Frankreich zu kriegen. Aber in Flandern, bei dem Dorfe Bovines, erlitt er eine so vollständige Niederlage (1214), daß seine Sache, als eine verlorene, aufgegeben, und von ihm selbst kein Versuch mehr gemacht ward, seine Hoheit herzustellen. In seinen Erbländern, wohin er sich gedemüthigt zurückzog, führte er wohl den kaiserlichen Titel fort, starb aber bald vor Gram (1218).

Friedrich II., welcher also die hohenstaufische Herrlichkeit erneute, ist unter den Fürsten dieses Hauses der geistvollste. Die deutsche Kraft und Kühnheit paarte sich bei ihm, welcher in Italien aufgewachsen, am Hofe des Papstes erzogen war, mit welscher Gewandtheit, Klugheit und sanfter Sitte. Seine hohe Männertugend, seine Groß-



Friedrich II.

(Bd. II. S. 258.)

Nach der Statue in Capua.

muth und Treue wurden verschönt durch alle Liebenswürdigkeit eines hellen Geistes und eines wohlwollenden Herzens. Dem Zeitalter voranschreitend an Geschmack und an Wissenschaft, genial, dabei human und auch im Aeußern voll Würde und Anmuth, schien der Besitzer des ersten Thrones der Welt dazu bestimmt, den eben damals rührigen republikanischen Geist zu beschwören, und ein System monarchischer Herrschaft zu befestigen, welches, so sehr es unter ihm selbst einladend war, durch unwürdige Nachfolger hätte verderblich werden mögen.

Von dieser Gefahr ward die Welt befreit durch dasselbe Verhängniß, welches den Kaiser Heinrich IV. zu des Papstes Hildebrand Füßen warf, durch jene höhere Macht, welche, von Menschen oft nicht begriffen, derselben Angelegenheiten lenkt, und oft den Wünschen der Zeitgenossen entgegen, und zum Gram der Wohlgesinnten, scheinbar böse Plane gedeihen, und das Unrecht triumphiren läßt, damit die verborgene Saat des Guten aufkomme, und für die Zukunft der Sieg des Rechtes gesichert werde.

Friedrich hatte dem Papste versprechen müssen, die Kronen Deutschlands und Siciliens nicht auf ein Haupt kommen zu lassen. Gleichwohl bewirkte er sogleich (1220) die Wahl seines Sohnes Heinrich, der zum König Siciliens bestimmt war, auch zum römischen König.

Indessen beschwichtigte Friedrich, als er gleich darauf nach Italien zog, um die Kaiserkrone zu empfangen, den Papst Honorius III. durch andere Gefälligkeiten und Abtretungen; er wiederholte auch seine schon früher (1215) bei seiner Krönung in Aachen gethane Zusage eines Kreuzzuges. Aber er verzögerte nach Möglichkeit die Erfüllung des — wiewohl feierlich gethanen, und durch angedrohten Kirchenbann befestigten — Versprechens bis in's zwölfte Jahr (1227). Da gab er endlich den Aufforderungen Gregors IX. nach, schiffte sich zu Brindisi ein, aber bald ward er durch Erkrankung zur Rückkehr gezwungen.

Sofort sprach Gregor den Bannfluch über den Wortbrüchigen, und rief die Christenheit auf zum Krieg wider ihn und sein Haus. Vergebens that der Kaiser gleich im folgenden Jahre den Kreuzzug. Es schien doppelte Sünde, ohne Lossprechung vom Kirchenbann im heiligen Kriege zu streiten. Daher erneuerter Fluch, Verkündigung desselben auch im Morgenland, auf daß durch keinen Unwürdigen Christi Grab befreit werde, im Abendland aber rastloses Aufgebot

fanatischer, oder feiler, oder aus politischen Gründen wider Friedrich erbitterter Feinde.

Auf solche Botschaft eilte Friedrich, mit dem Sultan Kamel Frieden zu schließen, damit er die Waffen wider den gefährlichern Feind, wider den Papst, wende. Trotz aller Hindernisse, welche dieser ihm auferlegt, hatte er die Ungläubigen besiegt und ihre Verehrung gewonnen. Er erhielt Jerusalem, dessen Krone er sich auf's Haupt setzte, mit den übrigen heiligen Orden zurück, und kehrte heim, um durch schnelle Schläge die Heere des Papstes niederzuwerfen, den Papst selbst aber durch demüthige Bitte zu versöhnen. Als dieser den nahenden Fußtritt des Siegers hörte, so verzieh er dem hart beleidigten Kaiser (1230), nahm ihn wieder auf in den Schooß der Kirche, doch nur gegen schweres Gold; auch sollten die Empörer, die er gebändigt, straflos bleiben.

Aber die lombardischen Städte verweigerten den Gehorsam, in allen Gemüthern blieb Mißtrauen und Erbitterung.

Unter den Städten Oberitaliens war neben Mailand vor allen übrigen Venedig groß. Diese, dem Wasser mehr als dem Land angehörige Stadt, welche dem Städteverderber Attila den Ursprung dankt, durch Flüchtlinge vom festen Lande in der drangvollen Zeit erbaut, in welcher das abendländische Reich unter den Streichen der Barbaren fiel, genoß, durch die Wohlthat ihrer abgeschiedenen Lage und anfänglichen Dürftigkeit, von ihrer Entstehung an einer wenig gestörten, beneidenswerthen Freiheit. Noch bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts stand die bescheidene Schiffer- und Fischerstadt unter zwölf jährlich gewählten Häuptern, welche den Titel Tribunen führten, und eine mehr durch Herkommen und Umstände, als durch Gesetze bestimmte Gewalt ausübten. Langsam und verborgen ward durch Handelsgewinn und erweiterte Schifffahrt der Grund späterer Größe gelegt. Die Ernennung eines allgemeinen Dogen oder Herzogs an die Stelle der ohnmächtigen Tribunen begünstigte das Emporkommen der Macht. Paolucci Anafesto (697) war der erste Doge. Seine Nachfolger sprachen frühe die Herrschaft des adriatischen Meeres an. Mit dem byzantischen Reich, mit den arabischen Reichen in Syrien und Aegypten trieben die Venezianer vortheilhaften Handel, und unterwarfen auf italischem Boden und in Dalmatien sich vieles Land.

Aber am höchsten stieg ihre Macht zu den Zeiten der Kreuzzüge und durch dieselben. Schweres Geld, kostbare Handelsfreiheiten, wichtige Niederlassungen endlich im heiligen Lande sowohl, als

an vielen anderen Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres, erwarben sie sich durch Uebersetzung der Kreuzfahrer, durch Zufuhr der Lebens- und Kriegsbedürfnisse, durch kluge Benützung aller Umstände. Von Friedrichs I. Zeit an war Venedig eine der kräftigsten Stützen der guelphischen Partei und der Unabhängigkeit Oberitaliens. Friedrich II. schonte seine Macht. Anstatt der durch des Dogen Gewalt gemäßigten Demokratie war indessen die strengste Aristokratie herrschend geworden. Die Volksversammlungen hörten auf, und die Gewalt kam mittelst der Serratura del consiglio (1297) in den erblichen und ausschließenden Besitz der Familien der damaligen Rathsglieder.

Auf ähnlichen Wegen wie Venedig war wetteifernd Genua zu Reichthum und Macht gelangt; ja noch früher als jenes durch Handel groß. Schon zu Karls d. Gr. Zeit beherrschte es Korsika. Mit dem Morgenland hatte es frühe gewinnbringenden Verkehr. Wie Venedig zog es aus den Kreuzzügen unermeßlichen Vortheil, Schätze, Niederlassungen, weite Herrschaft. Eine Vorstadt von Konstantinopel gehörte sein. Die Krimm war von seinen Kolonien voll. Auch in Italien selbst und über die Südküste Frankreichs, über einen Theil Sardiniens und Siciliens, erweiterte sich sein Gebiet. In den Kriegen der Kaiser hielt es oft derselben Partei, was ihm den Haß der guelphischen Städte zuzog. Auch hatte gegen das Ende des Zeitraums (1250) bereits der 130jährige Krieg wider Venedig angefangen, welcher mit entscheidender Schwächung Genua's endete.

Gleichfalls der ghibellinischen Partei angehörig, jedoch nicht minder Genua's Feindin, war Pisa, eine der blühendsten Städte in Tuscien. Nach schrecklichen Kriegen unterlag sie den Genuesern völlig (1299). Dagegen legte Florenz, das Haupt der tuscischen Guelfen, den Grund zu jener Größe, worin wir es im folgenden Zeitraum erblicken werden.

Auch Siena, Lucca und viele andere Städte waren frei und mächtig; bis an die Stelle der gebrochenen ausländischen Königsmacht theils unseliger Parteienkampf, theils die niederdrückende Gewalt einheimischer Häupter trat.

Wir kehren zu unserem Kaiser zurück. Derselbe wurde damals durch die Empörung seines Erstgeborenen betrübt. Heinrich, der in des Vaters Abwesenheit als römischer König Deutschland verwaltete, schloß, meist aus Feindschaft gegen den jüngern Bruder Konrad, mit mehreren Ständen Deutschlands und Italiens ein aufrührerisches

Bündniß wider den Vater, unterwarf sich, ward abermal abtrünnig, und büßte dann, der Reichsnachfolge feierlich entsetzt, als Gefangener auf Schloß Martorano in Kalabrien, wo er nach wenigen Jahren den Tod suchte und fand (1242). Konrad, Friedrichs zweiter Sohn, ward jetzt zum römischen König gewählt.

Auf dem Reichstag zu Mainz (1235) kam die endliche Schlichtung des langwierigen Streites zwischen den Welfen und Hohenstaufen zu Stande. Otto, das Kind, Heinrichs des Löwen Enkel, trug seine braunschweig-lüneburgischen Allodien Kaiser und Reich zu Lehen auf, und empfing sie zurück als ein auch auf Weiber erbliches Herzogthum.

Bald erneuerte sich, heftiger als zuvor, der lombardische Krieg. Gegen die Städte zog der Kaiser rächend aus (1236), und erkämpfte bei Corte nuova einen großen Sieg wider die Mailänder. Viele Städte unterwarfen sich; die stärkern, da jetzt die Stunde der Entscheidung schien, stritten fort mit dem Muth der Verzweiflung. Friedrich, im Geist schon Sieger, erstaunte über die Unerschütterlichkeit der bürgerlichen Streiter. Und da er sich selbst als rechtmäßiges Reichsoberhaupt, die Städte als Rebellen betrachtete, so erhöhte, was ihm Verehrung hätte geben sollen, seine Erbitterung. Sie wurde auf's Höchste gebracht, als Gregor IX. sich zum Vertheidiger der Städte aufwarf, und den gedrängten Kaiser zu der verzweifeltsten Nothwehr zwang. Denn als Friedrich das den Sarazenen entrissene Sardinien seinem natürlichen Sohne Enzio verlieh, und die Ansprüche, welche der Papst auf solches Eiland erhob, verwarf, so rief dieser dreimaligen, schrecklichen Kirchenfluch über ihn aus (1239); ja er stand nicht an, wider das weltliche Haupt der Christenheit und den Schutzherrn der römischen Kirche einen allgemeinen Kreuzzug zu predigen. Zugleich ward die kaiserliche Krone als erledigtes Gut Jedem, der Lust darnach trüge, feilgeboten, und Friedrich als „Feind und Verräther des göttlichen Heilands," dem Abscheu der Gläubigen überliefert.

Unvermeidlich ist, wenn durch so tödtliche Anfeindung die Gemüther aufgereizt, durch empörende Mißhandlung die Rache aufgefordert worden, daß auch von der Gegenseite, und von den meist rohen, leidenschaftlichen Werkzeugen des Krieges die Erwiederung gleicher Gewaltthat erfolge. Viel Unheil, auch von den Streitern Friedrichs, ward verübt, das Heilige mit dem Unheiligen, der Fromme mit dem Verbrecher, ja oft der Freund mit dem Feind von demselben Fuß des tobenden Kriegsknechtes zertreten, von einzelnen Häuptern

mit unerhörter Grausamkeit gewüthet, das Maß des Leidens wie der Sünde bis an den Rand gefüllt. Vor allen Wütherichen war Ezzelino, des Kaisers Eidam, schrecklich. Viele Städte und Burgen zerstörte er in Grund. Zwölftausend Bürger von Padua, das sich empört hatte, ließ er grausam tödten.

Friedrich selbst überschritt in dem Kampf mit dem Todfeind die Grenzen der Mäßigung und des Anstandes. Die Schmähschriften des Papstes erwiederte er mit ähnlicher Schmähung. Die Christenheit vernahm mit Abscheu, daß Derjenige, in welchem sie die Würde des Statthalters Gottes ehrte, ein großer Drache, ein anderer Bileam, ein Fürst der Finsterniß, und der Anti-Christ selber genannt ward. Sie vernahm mit Trauer die Mißhandlung, welche den Priestern, die mit dem Papst hielten, widerfuhr, so wie die Entweihung der Gefäße und Heiligthümer der Kirchen.

Gregorius, bald durch Niederlagen, bald durch Abtrünnigkeit seiner Freunde gebeugt, schrieb eine Kirchenversammlung nach Rom aus. Aber eine Schaar von Bischöfen, die über's Meer dahin eilte, wurde von Enzio gefangen. Der neunundneunzigjährige Papst grämte sich darüber zu todt (1241).

Sein Nachfolger Cölestinus IV. starb bald; worauf Innocenz IV. aus dem genuesischen Haus von Lavagna, den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war früher des Kaisers Freund gewesen, und Viele wünschten Friedrich Glück zu dessen Erhebung. Er aber, die Verhältnisse wie die Menschen kennend, rief: „Beklagt mich vielmehr, der Freund ist nun Feind worden!"

Sein Wort ging in Erfüllung. Innocentius, erneuerte Bannflüche sprühend, eilte nach Lyon, wohin er die Väter der Kirche berufen (1245). Hier ward von der Kirchenversammlung ein schrecklicher Bannstrahl wider den Verurtheilten geschleudert, jede seiner Kronen ihm abgesprochen, und den deutschen Fürsten befohlen, ungesäumt ein neues Haupt zu wählen.

Viele Anhänger verließen jetzt Friedrich, seine Feinde erhielten neuen Muth. In Deutschland ward Heinrich Raspe, Landgraf in Thüringen, zum König gewählt (1246). Nach kurzem Glück erlitt er von Konrad, des Kaisers Sohn, eine schmähliche Niederlage, und starb an empfangener Wunde (1248). Auch Wilhelm, Graf von Holland, welchen an seiner Statt die päpstliche Partei erkor, hatte wenig Fortgang. Doch zerriß traurige Zwietracht die deutschen Länder. In Italien hatte Friedrich mit minderem

Glück gestritten. Sein Sohn Enzio gerieth in die Gewalt der Bürger von Bologna, und starb nach langer Haft im Gefängniß. Umsonst suchte der Kaiser den Papst zu versöhnen, umsonst die Häupter Europa's für die Sache des Throns zu gewinnen. Gedrängt vom Verhängniß, den nahenden Fall seines Hauses ahnend, doch ungebeugter Seele, starb der große Friedrich im siebenundfünfzigsten Jahre seines thatenvollen Lebens (1250).

Große, folgenreiche Veränderungen im Innern Deutschlands, sowohl in den allgemeinen als in vielen besonderen Verhältnissen, zeichnen diese merkwürdige Regierung aus. Die lange Abwesenheit des Kaisers und seine vielfache Noth gaben dem fortschreitenden System der Landeshoheit eine wesentliche Erweiterung und Befestigung. Die Macht des Kaisers war entscheidend gebrochen. Auch die Vertheilung Deutschlands, Zahl und Umfang der einzelnen Gebiete, hing wenig mehr von einem allgemeinen System der Reichsregierung, oder von historischen Sonderungen der deutschen Stämme, sondern von den Zufälligkeiten der Familien-Schicksale ab. Heirathen und Todesfälle in den Fürstenhäusern entschieden über Vereinigung oder Trennung der Landschaften.

Das Haus Wittelsbach, welchem Friedrich I. Baiern verliehen, gelangte zu sehr verstärkter Macht unter Ludwig I. durch mannigfaltige Erwerbung, Kauf, Erbschaft, Heimfall, Unterhandlung und Krieg; zumal aber auch durch klugen Wechsel der Freundschaft für den jedesmal Gewaltigern. So hatte er Vieles durch des welfischen Kaisers, Otto's IV., Gunst erhalten; nach der Schlacht bei Bovines stand er zum Sieger, und bekam zum Lohne die schöne Pfalzgrafschaft am Rhein, welche dem geächteten Heinrich, Otto's Bruder, entrissen ward. Die zwei Enkel Ludwigs theilten später (1255) das wittelsbachische Land. Dem ältern, Ludwig II., ward Oberbaiern und die Pfalz am Rhein gegeben, dem jüngern Heinrich das weite Niederbaiern.

Der kinderlose Tod (1248) des Gegenkönigs Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen und Hessen, veranlaßte Hader um das reiche Erbe. Erst 1265 ward zwischen den Hauptbewerbern Heinrich von Brabant und Heinrich von Meissen, des Erblassers Neffen, eine Theilung verglichen, wornach der erste Hessen, der zweite aber Thüringen bekam. Beider Haus blüht noch, jenes von dem erhaltenen Land fortwährend den Namen tragend, dieses, durch die spätere Erwerbung Sachsens erhöht, in vielgetheilter Herrschaft.

Größere Bewegungen entstanden durch den Ausgang des babenbergischen Hauses. Friedrich der Streitbare war in einer Schlacht wider Bela IV. von Ungarn gefallen (1246). Er war der letzte seines heldenreichen Geschlechtes. Der Kaiser, theils als Reichshaupt, theils für seinen Enkel Friedrich, welchen der römische König Heinrich mit der Babenbergerin Margarethe erzeugt, nahm Oestreich in Besitz. Die Könige von Ungarn und Böhmen und der baierische Herzog, der Gelegenheit sich freuend, strebten gleichfalls nach so kostbarer Beute. Der Papst begünstigte sie, als Feinde der Hohenstaufen. Da war viel Blutvergießen, viel Ränkeschmieden um das schöne Land. Endlich setzte sich Ottokar, der böhmische Prinz, welcher nebst dem Rechte der Waffen die Ansprüche Margarethens, die er gefreit, vorschützte, in dessen Besitz. Auch Kärnthen und Krain erwarb der Böhme nach Herzog Ulrichs Tode (1269), und beherrschte — geschieden von Margarethen — diese Länder alle vermöge selbstständiger (und in Oestreich und Steiermark durch Belehnung König Richards von Cornwall bekräftigter) Hoheit.

Schon früher (1218) war das Haus der breisgauischen Grafen, welche vom Schlosse Zähringen den Namen, von der einst über Kärnthen getragenen Würde den herzoglichen Titel führten, in der Hauptlinie ausgestorben. Dasselbe hatte seit langer Zeit geglänzt, in den großen Zerrüttungen Deutschlands mehr als einmal den Ruf zum Thron, von den Königen selbst aber viele Ehren und die Statthalterschaft über einen großen Theil Helvetiens und Burgunds erhalten. Die Zähringer suchten ihren Ruhm vorzugsweise in friedlicher, bürgerfreundlicher Verwaltung und in Erbauung von Städten, die zum Theil zu blühenden Gemeinwesen sich erhoben. So ward von Berthold III. Freiburg im Breisgau, von Berthold IV. Freiburg im Uechtland, von Berthold V. Bern gegründet, alle mit Gütern und Freiheiten reich begabt. In den Fehden mit den übermächtigen Hohenstaufen, zu deren Gegner die Zähringer durch die Verhältnisse wurden, erging große Bedrängniß über ihr Haus: doch erhob sich von Neuem unter demselben Berthold V., mit welchem der edle Stamm erlosch. Die seitenverwandten Grafen von Urach und von Kyburg und die Markgrafen von Baden theilten sich in das Erbe. Die helvetischen Städte jedoch erhielten die Reichsfreiheit, und verschiedene Landstriche wurden der Verwaltung von kaiserlichen oder Reichsvögten übergeben.

Das Zwischenreich. Ausgang der Hohenstaufen.

Nach Friedrichs II. Tode war eine drangvolle, schreckensreiche Zeit. Der Hohenstaufen glorwürdiges Haus erlag dem Verhängniß in kurzer Frist. Weite Länder wurden erschüttert durch seinen Sturz.

Konrad IV., Erbe vieler Tugenden seines Vaters, ward, als er den Thron bestieg, von den Segenswünschen der Guten, von den Flüchen des Papstes begrüßt. In Deutschland, in Italien regte Innocenz IV. rastlos Feinde wider ihn auf, verschenkte seine Kronen, bewegte den Staat und die Kirche. Konrad schlug in Italien die Soldknechte des Papstes und seine persönlichen Feinde, starb aber bald — wahrscheinlich vergiftet, doch nicht von seinem Halbbruder Manfred (1254).

Dieser Prinz bemächtigte sich der sonst verlorenen Reiche Neapel und Sicilien. Ferne war sein Neffe, der unmündige Konradin. Diesen letzten erzog auf seinen deutschen Erbgütern in der Stille die trauernde Mutter, während der Feind der Hohenstaufen, Wilhelm von Holland, von den meisten Ständen Deutschlands als König erkannt, in der Lombardei aber der Ghibellinnen sinkende Macht durch Ezzelino's gräßlichen Untergang entscheidend gebrochen ward.

König Wilhelm verlor jedoch bald sein Leben in einem Kriege wider die Friesen (1256). Darauf ward von einem Theil der Churfürsten, um schnöden Goldes Willen, Richard, Graf von Cornwall, des Königs von England, Heinrichs III. Bruder, von dem andern König Alphons X. von Kastilien, welcher den Beinamen der Weise führt, zum König der Deutschen erkoren (1257). Dieser, mit dem Titel sich begnügend, kam nie nach Deutschland; Richard aber erschien zu Zeiten, die deutschen Fürsten durch Geldspenden zu befriedigen und deutsche Kriegsknechte für den Dienst seines Bruders zu werben. Die Päpste hatten noch nicht entscheidend Partei zwischen ihm und Alphons genommen, als Richard's Tod (1272) seine, den deutschen Ständen so angenehme, Regierung schloß.

In Neapel und Sicilien herrschte Manfred fort und stärkte sich durch Verschwägerungen mit Aragonien. Vergebens trug der Papst diese herrlichen Reiche mehreren auswärtigen Prinzen an; bis endlich der Graf von Provence, Karl von Anjou, Ludwigs des Heiligen von Frankreich Bruder, den Einladungen Clemens IV.

Gehör gab. Also zog er mit Heeresmacht wider Manfred, schlug und tödtete denselben in der Schlacht bei Benevento (1266), und setzte sich auf den normännisch-hohenstaufischen Thron.

Bald darauf erschien der Jüngling Konradin, das Erbe seiner Väter fordernd. Mit ihm war Friedrich von Baden, sein jugendlicher Freund, der von seiner Mutter, der Babenbergerin Gertrud, auch den Namen von Oestreich trug. Freudig eilten dem Nachkommen ihrer Kaiser die Ghibellinen entgegen; sein schwellendes Heer, des päpstlichen Bannstrahles spottend, schritt stolz einher. Aber ein unglücklicher Tag zernichtete die schöne Hoffnung. In den Flächen von Tagliocozzo (1268) erlitt Konradins Heer, überlistet, eine traurige Niederlage; er selbst gerieth in die Gewalt eines gefühllosen Feindes. Karl zitterte vor dem gefangenen Prinzen, welchen das Volk liebte. Also mußte Konradin sterben. Auch der Papst — damit die Kirchenflüche in Erfüllung gingen — beförderte dessen Tod. Aber die Formen des Rechts sollten den Frevel verschleiern. Darum wurden Richter ernannt, über den Enkel der Könige zu sprechen. Sie sprachen ihn des Todes schuldig, weil er sein Eigenthum gefordert. In der trauernden Hauptstadt von seiner Väter Reich, unerschütterten Gemüthes und hohen Blickes, betrat der letzte, zarte Sprößling des Kaisergeschlechtes die Todesbühne, mit ihm Friedrich von Baden, der treue Freund, und mehrere edle Herren aus Italien und Deutschland. Unter dem Henkerbeil fiel das Haupt des königlichen Jünglings. Karl von Anjou weidete daran seinen Blick. Also ging das Haus der Hohenstaufen unter.

Aber Entsetzen über solche That durchdrang die Gemüther des Volkes und die Rache blieb nicht aus. Vierzehn Jahre, nachdem Konradins Blut geflossen, an dem zweiten Ostertag des Jahres 1282, gab, in Folge einer wunderwürdigen Verschwörung, auf Sicilien der Arzt Johann von Procida das Zeichen zur allgemeinen Ermordung der Franzosen. Die „sicilische Vesper" zeigte die volle Schrecklichkeit eines Volksgerichtes. Zur Unterstützung des Abfalls ward Peter von Aragonien herbeigerufen, der Gemahl von Manfreds Tochter Konstanzia. Ihn hatte der sterbende Konradin zum Erben ernannt. Ein blutiger Krieg begann; Karl starb aus Kummer über seinen Unfall (1285). Sicilien blieb verloren.

Das hohenstaufische Erbe in Deutschland ward zersplittert. Mehrere Nachbarn oder Seitenverwandte erhielten Stücke desselben. Die meisten Städte aber, so wie die Prälaten und Ritter,

welche sonst unter den Herzogen von Schwaben und Franken, als des Königs Gewaltsträgern, gestanden, machten sich unmittelbar, und behaupteten ihre Freiheit durch Bündnisse.

Auf den Thron der Deutschen war indessen, nach einem Zwischenreich von 18 Monaten, Rudolph, der Graf von Habsburg, gestiegen (1273). Seine Regierung behalten wir dem folgenden Zeitraum vor. Für jetzt werfen wir noch einen summarischen Rückblick auf die deutsche Verfassung, so wie sie in dem vorliegenden Zeitraum sich gestaltete.

Verfassung Deutschlands.

Die Ursachen, welche Deutschland — das ursprünglich, d. h. durch den Verduner-Vertrag, so wie Frankreich und Italien bloß ein großes Gefolge, durch eine Territoriallinie als ein Reich sich darstellte — zum Aggregat vieler größerer und kleinerer Herrschaften unter der mehr scheinbaren, als wirklichen Oberhoheit eines Königs machten, nämlich die fortschreitende Ausbildung und das ungehemmte Verderbniß des Lehenwesens, das durch den Ausgang der Königshäuser befestigte Wahlrecht und ermunterte Emporstreben der Stände, die Verschwendung mit Reichsgütern, die Nachgiebigkeit und das Unglück verschiedener Könige, vor allem die unheilbringende Verbindung mit Italien und dem Kaiserthum, von wannen die Fehde mit dem Papst entstanden — dies alles ist in der voranstehenden Geschichte — enthalten. Wir bemerken nur noch, daß die Unterwerfung vieler fremder, zumal wendischer, Fürsten unter die Hoheit des Reiches die Ansprüche der einheimischen Großen begünstigte. Die unterworfenen Fürsten hatten sonst wahre Herrschaft besessen; ihnen mochte die Erniedrigung zu bloßen Reichsbeamten nicht zugemuthet werden. Aber was ihnen gestattet ward, mußte bald auch für die alten, einheimischen Stände gelten; sie gewannen an Rechten, auf gleiche Weise, wie schon früher die Inhaber gegebener Lehen durch die Gleichstellung mit den Besitzern von aufgetragenen gewonnen hatten. Am Ende des Zeitraums war das System der Territorialhoheit der Stände schon fest begründet.

Unter diesen Ständen waren vor allen die Herzoge von Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben und Lothringen mächtig. Thüringen, unter den Karolingern ein eigenes Herzogthum, ward meist zu Sachsen geschlagen. Kärnthen, Oestreich, Steier-

mark u. A. sind später durch Standeserhöhungen oder Theilungen entstanden. Unter den großen Herzogen standen die Grafen — als Gau-, Mark-, Land- und Burggrafen — doch mehr nur in Kriegssachen, nicht in bürgerlichen. Auch hatten Markgrafen, nach der Natur ihres Amtes, eine größere und wichtigere Vollmacht als die gemeinen Gaugrafen, daher mit den Herzogen fast gleichen Rang. Noch höher standen die Pfalzgrafen, als unmittelbar königliche Richter, oder welche in des Königs eigenem Namen, an seinem Hof oder in den Reichsdomänen — in den königlichen Pfalzen — zu Gericht saßen. Ihr Amt, das gleichfalls erblich wurde, ist aber allmählig mit dem Herzogthum selbst vereinigt worden, hat im Grund also aufgehört. Nur die Pfalzgrafen am Rhein, allwo die meisten und am längsten erhaltenen Reichsdomänen lagen, dauerten in ursprünglicher Eigenschaft fort, bis auch sie allmählig ihre stellvertretende Macht in eigene Landesherrlichkeit umwandelten.

Die großen Herzogthümer gingen nach und nach theils völlig unter, theils erlitten sie wesentliche Verringerung oder Zersplitterung. Zu einer solchen gaben zumal Heinrichs des Löwen Sturz und der Fall des hohenstaufischen Hauses Anlaß. Diese Katastrophen wurden der nähere Grund von der politischen Theilung Deutschlands, die in den Hauptpartieen bis auf die neuen Zeiten fortbestand. Von jetzt an mochten auch die kleineren Fürsten und Grafen, nicht minder Bischöfe und Prälaten, ihr Haupt stolzer emporheben, an Hofpracht, an Regierungswillkür den größern nacheifern. Ueberhaupt ward bald jedes größere und kleinere Fürstenthum eine Nachbildung des gesammten Reiches. So wie der Kaiser durch seine Ministerialen und Reichsvasallen, also wurden die Reichsstände durch die ihrigen beschränkt. Was nicht aus privatrechtlichem Titel, oder aus Hausbesitz ihnen angehörte, das riß sich los und gelangte zur Selbständigkeit, und sogar in den Hausgütern, oder die als solche behandelt wurden, rissen Ministerialen und Vasallen eine ansehnliche Gewalt an sich, welche, ob sie auch aus bloßer Anmaßung herrührte und in ihrem Prinzip den Volksrechten gar nicht, sondern allein der Lehensaristokratie huldigte, gleichwohl, als beschränkend für des Einen Eigenmacht, von vielfach wohlthätiger Wirkung war, und die Grundlage der landständischen Verfassung in den einzelnen Reichsprovinzen wurde.

Auch blieb noch immer die Macht der Fürsten, als Landesherren, in enger Beschränkung. Ihre Einkünfte bezogen sie meist

aus privatrechtlichen Quellen. Die fürstlichen Gerechtsame waren durch Herkommen oder Gesetze genau bestimmt und keiner willkürlichen Erweiterung fähig. Gemeine Steuern (die nämlich nicht aus besondern Titeln, wie Zollgebühren, Strafgelder u. s. w. bezogen wurden) kamen erst spät auf und nur mit Bewilligung der Steuernden. Doch hatten hier und dort Mai- und Herbstbeeden, oder Steuern zur gemeinen Vertheidigung aus den Zeiten des Heerbannes, widerrechtlich sich erhalten.

Einen hoch merkwürdigen und zugleich erfreulichen Zug in dem Gemälde der deutschen Verfassung bilden die Städte.

Die deutschen Städte.

Die ersten Gründungen der deutschen Städte rühren von den Römern her, als welche längs des Rheins und der Donau, auch an einigen Punkten des innern Landes, stehende Lager, oder auch bloße Kastelle errichteten, welche allmählig zu Städten sich erweiterten und die Mittelpunkte von kleinen Kreisen bürgerlicher Gesittung wurden. Viel später, erst vom zehnten Jahrhundert an, entstanden die Städte im mittlern und nördlichen Deutschland.

Aber sehr unvollkommen und roh war solche erste Anlage. Die meisten Bewohner der neugegründeten Städte — so wie der Burgen oder Villen, aus welchen sie entstanden — waren unfreie Ministerialen, Kriegsmannen oder Handwerker. Freie Kolonen, Gewerbsleute und Handelsmänner gab es wohl auch, doch in weit geringerer Zahl, und — ob persönlich frei — waren sie dennoch dem Burgherrn Schutzgeld oder Dienste schuldig. Die freien Heerbannsleute, sodann die vornehmern Ministerialen — seitdem dieses Verhältniß nicht mehr unedel schien — dann alle Freien und Edlen, welche gleich bei der Gründung der Stadt in ihren Mauern wohnten, oder auch später, des Schutzes oder anderer Vortheile wegen, darin sich niederließen, blieben mit ihren Nachkommen geschieden von den unfreien oder hörigen Stadtbewohnern, und sind die Stammväter der edlen oder nachmals so genannten patrizischen Stadtgeschlechter. Auch die Hörigen erwarben später die Freiheit, als der durch Industrie erhöhte Wohlstand ihnen die Mittel zum Erkaufen oder auch zum Ertrotzen derselben verliehen hatte; aber gleichwohl dauerte die Sonderung von den alt-freien oder adeligen Geschlechtern fort, nur minder

scharf gezeichnet und im Einzelnen duch Wechselheirathen vielfältig vermischt.

Heinrich I. und nach ihm alle bessern Könige ertheilten den Städten, zumal den auf unmittelbarem Reichsboden oder in ihren Hausländern gelegenen, viele theils allgemeine, theils besondere Befreiungen und Rechte, damit sie zur Wohnung in denselben anlocken, bald auch, damit sie durch deren Selbständigkeit dem Thron eine Stütze wider die Macht der Großen bereiten möchten. Diese Großen selbst — jedoch später und in weit geringerem Maß — thaten Aehnliches, theils aus freiwilliger Nachahmung, mitunter genöthigt durch Umstände, meist aus pekuniärem Interesse, für Geld, oder auch aus derselben Politik wie die Könige, um sich nämlich wider den Trotz der untergeordneten Großen durch die zuverlässigere Bürgerkraft zu stärken. Auch allgemeine Reichsgesetze verordneten die Freiheit der Stadtbewohner.

In dem Maße nun, als solche Freiheit sich stärkte und ausbreitete, nahmen auch Gewerbsfleiß, Handel, Reichthum, Selbstgefühl, edlere Bildung der Städter zu. Das Verlangen nach größerer Freiheit, die Kraft zu deren Erringung, die Kunst von deren Behauptung und Genuß wuchsen eben dadurch: alles Gute und Edle hob sich gegenseitig. Allmählig wurden — nicht überall friedlich, doch unvergleichbar minder stürmisch als in den italischen Freistaaten — die einheimischen Verhältnisse, die Regierung, alle gemeinen Geschäfte geordnet; die ganze Munizipal-Verfassung, hier durch Herkommen, dort durch ausdrückliche Verträge und Gesetze bestimmt. Zugleich gelangten viele Städte, theils durch friedliche Erwerbung, oft auch durch Schrecken und Gewalt, zu ansehnlichen Gebieten, welche sie, je nach ihrer Stellung, mit einer hier der Grundherrlichkeit, dort der Landesherrlichkeit ähnlichen Gewalt regierten. Das Emporkommen der Städte brachte auch den Landbau in die Höhe, als welcher den Stadtbewohnern Lebensbedürfnisse, den Gewerben Stoff in zunehmender Menge zu liefern hatte. Der lang vernachlässigte, verödete Boden schmückte sich in den Umgebungen der Städte mit mannigfaltigen, veredelten Früchten. Doch war die Ausbildung von allem Dem sehr langsam, zumal im niedern Deutschland; so daß allda noch am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Urkunden wenig von Bürgermeistern und Räthen, sondern nur von Burg- und Reichsvögten vorkommt.

Auch der Handel der Städte, nächst der Freiheit das wichtigste

Prinzip ihres Lebens, stieg erst in der folgenden Periode zu seiner größten Höhe. Indessen hatte doch schon gegen das Ende der vorliegenden der Gewerbfleiß bedeutende Fortschritte gemacht. Frühe hatten sich die verschiedenen Handwerker in Zünfte, Gilden oder Innungen gesammelt, deren erste und löbliche Zwecke auf Handhabung der Ordnung, Verhinderung des Betrugs, überhaupt auf Vervollkommnung der Gewerbe und Erleichterung des Verkehrs gingen. Aber bald arteten sie in geschlossene Gesellschaften engherziger Monopolisten aus.

Doch trotz dieser Auswüchse hatten die Zünfte und Zunftgesetze manches Gute bewirkt und sind ein merkwürdiger Ausfluß desjenigen im Mittelalter vorherrschenden Geistes gewesen, der, bei der Verdorbenheit oder Auflösung der gemeinbürgerlichen oder Nationalbänder, allenthalben kleinere Gemeinheiten durch Vereinbarung der Genossen von was immer für Interessen oder Verhältnissen bildete, und hierdurch ein vielgestaltetes politisches Leben, eine folgenreiche Regsamkeit moralischer Kräfte hervorrief.

Aber die wichtigste unter solchen Verbindungen war die ruhm- und thatenreiche Hanse. Schon frühe wurden zur Sicherung oder Ausbreitung des Handels Gesellschaften geschlossen, deren allgemeiner Name Hanse war. Eine dieser Vereinbarungen hat eine wichtige Stelle in der Weltgeschichte errungen. Aus schwachen, beim Mangel deutlicher Nachrichten chronologisch genau nicht bestimmbaren Anfängen erhob sich im dreizehnten Jahrhundert zuerst unter wendischen, dann unter norddeutschen Städten, welche jenen sich anschlossen, ein Handelsbund, welcher allmählig fast alle bedeutenden Städte von der Mündung der Schelde bis Esthland zu einem nicht bloß handelnden, sondern auch politischen Gemeinwesen vereinbarte, einerseits über Rußland nach Asien, anderseits über Flandern nach dem südlichen Europa einen ausgebreiteten, planmäßigen Verkehr trieb, die Anfeindungen gewaltthätiger Nebenbuhler oder Gegner kräftig zurückwies und mächtigen Königen, zumal den Herrschern der skandinavischen Reiche, das Gesetz des Friedens vorschrieb.

Verfassung Italiens.

Die Verhältnisse des mit Deutschland in inniger Wechselwirkung stehenden Italiens sind, nach den Hauptumrissen, schon in der voranstehenden politischen Geschichte geschildert. Wir haben die Verwir-

rungen dieses Landes durch die Macht seiner Großen, wir haben seine Unterwerfung unter die deutschen Könige zur Zeit der Ottone gesehen. Die Eifersucht der Italiener wider die ausländische Herrschaft, später die Fehden des Kaisers mit dem Papste ließen das Ansehen des ersten nimmer erstarken. Einzelne Große, jeder in seinem Gebiet mit Eigenmacht schaltend, dann aber die Städte, kräftig zur Freiheit aufstrebend, theilten unter sich das schöne Land. Dem Kaiser, nach langem, wechselvollem Kampf, blieb nur der Name der Herrschaft.

Nach dem schaudervollen Untergang Ezzelino's de Romano (1259), als die Ghibellinen entscheidend gebeugt waren, befestigte sich das System der republikanischen Freiheit; wohl unter großen Bewegungen, voll Leiden und voll Verbrechen, doch auch krafterzeugend und Talente wie Tugenden weckend.

Geschichte Frankreichs.

Die ersten Capetinger.

Hugo Capet, Sohn des großen Hugo, Urenkel Roberts des Starken, dessen Bruder Odo von Paris nach Karls des Dicken Absetzung die Krone erhalten, riß nach Ludwigs V., des Faulen, Tod dieselbe mit Gewalt an sich (987), indem er die Ständeversammlung zu Compiegne, welche sie Karln von Lothringen, dem Oheim des verstorbenen Königs, zu geben gedachte, mit den Waffen zerstreute. Hugo besaß eine ansehnliche Hausmacht. Er war Graf von Paris und Orleans, Herzog von Isle de France und Herr von reichen Gütern in der Picardie und Champagne. Aber jenseits der Grenzen dieser Besitzthümer galt sein königliches Wort nur wenig; die großen Reichsvasallen achteten ihn wirklich nur als ihres Gleichen, der da etwa den Vorsitz bei ihren gemeinen Berathungen führe; und auch die kleinen unmittelbaren Gutsbesitzer strebten nach Unabhängigkeit; ja selbst in des Königs Domänen war der Trotz seiner Hausvasallen groß. Schon war durch abenteuerliche Uebertreibung und Allgemeinheit der Lehensverhältnisse, so wie durch das frech herrschende Faustrecht, die Masse der Nation dermaßen er-

niedrigt, daß von ihr — als welche weder Willen noch Gesammtleben besaß — keine Rede sein kann in der Geschichte. Sie nahm eben leidend an, was von den Gewaltigen über sie erging. Die Geschichte Frankreichs unter den ersten Capetingern, ja fast durch diesen ganzen Zeitraum, ist bloß Geschichte des Königshauses gegenüber den Großen des Reichs.

Hugo Capet starb nach zehnjähriger Regierung (997). Sein Sohn Robert, schon bei des Vaters Lebzeiten als Nachfolger erklärt, bestieg jetzt den Thron ohne Widerspruch. Die Verhältnisse des Reichs änderten sich unter ihm nicht bedeutend. Der Kirchenbann, der über ihn vom Papst geschleudert ward, weil seine Gemahlin Bertha im vierten Grade der Verwandtschaft mit ihm stand, ist wohl ärgerlich, aber ohne wesentliche Folgen gewesen. Roberts zweiter Sohn Heinrich ward (nach des Erstgebornen Tod) zum Mitregenten und Nachfolger erklärt, und der Jüngste, Robert, erhielt das Herzogthum Burgund. Von diesem Robert stammt das ältere burgundische Fürstenhaus, welches bis 1361 geblüht.

Heinrichs I. Regierung (1031), wie die seines Vorfahrers, war getrübt durch viele Empörungen der Großen und durch die grenzenlose Wuth der Fehden. Das Reich versank in die tiefste Barbarei und Noth.

Nicht minder traurig ist die Geschichte von Heinrichs Sohn und Nachfolger (1060) Philipp I. Abermals um des königlichen Ehebettes willen kam Zerrüttung über das Reich.

Unter demselben Philipp geschah die Eroberung Englands durch den Herzog Wilhelm von der Normandie, welchen man darum den Eroberer nennt (1066). Die neuen Verhältnisse, welche hierdurch gegründet wurden, waren sowohl dem Königthum als der politischen Macht Frankreichs nachtheilig. Ein Vasall war jetzt mächtiger als der König, und es war ein ansehnlicher Theil des Königreichs einem rivalisirenden Throne dienstbar.

Schon Philipp erfuhr solche Nachtheile in schwerem Kriege mit England. Sein Sohn Ludwig VI. (mit dem Beinamen der Dicke) ertheilte — meist auf Abt Sugers Rath — den Leibeigenen seiner Domänen Freiheit, den Städten Kommunalrechte, und bewog durch sein Beispiel auch die Großen zur Nachfolge. Auch beugte er durch Waffengewalt den Trotz des Adels.

Ludwig VII. (1137) versäumte die Fortsetzung des vielversprechend begonnenen Werkes, und erschöpfte die Kraft des Reichs durch einen

unglücklichen Kreuzzug. Auf demselben war seine Gemahlin Eleonore, Erbtochter von Guienne, in schweren Verdacht der Untreue gefallen. Er schied sich von ihr, und gab die herrliche Mitgift zurück; worauf sie mit Heinrich Plantagenet von Anjou, dem Herzog von der Normandie und Maine und nachmaligem König von England, sich vermählte, und dadurch das weite Guienne und Poitou in das Loos dieser feindseligen Macht warf.

Philipp II., welchen die Schmeichelei August oder auch Dieudonné nannte (1180), that gleichfalls einen Kreuzzug; doch eilte er frühe zurück ins eigene Reich. Die Söhne Heinrichs II. in England, Richard Löwenherz und Johann ohne Land, gaben ihm Gelegenheit, Jener durch seine Gefangenschaft, dieser durch seine Verbrechen, zur Eroberung von vielen englischen Provinzen in Frankreich. Durch solche Vermehrung der Domainen ward er den Reichsvasallen überlegen, und auch der glänzende Sieg, welchen bei Bovines der König wider die vereinte englische, flandrische und deutsche Macht erfocht (1214), war seinen Wirkungen nach mehr ein Sieg über seine eigenen Vasallen. Dem persönlich imponirenden Monarchen wurde weniger widerstrebt, und dem glorreich streitenden Fürsten mochte nicht verargt werden, wenn er durch Haltung eines stehenden Truppenkorps Frankreichs Ueberlegenheit gegen das Ausland (zugleich auch des Thrones gegen einheimische Widersacher) befestigte.

Philipp August vermehrte das Krongut fast um das Doppelte. Außer Touraine, Maine, Anjou, der Normandie und einem großen Theil von Poitou, welche er den Engländern entriß, gewann er noch durch Erbschaft oder Heimfall oder Confiskation wegen Empörung oder durch Kauf die Grafschaften Artois (von seiner Gemahlin), dann Vermandois, Alençon, Auvergne, Evreux und Valois.

Sein Sohn, Ludwig VIII., setzte solche Erwerbungen fort, schändete aber seinen Ruhm durch Ungerechtigkeit und fanatische Verfolgung. Wider die unglücklichen Albigenser in Languedoc, deren Lehre, als gegen den Reichthum und die irdische Herrlichkeit der Kirche gerichtet, demnach die materiellen Interessen der Hierarchie angreifend, mehr als alle Abweichung in bloßen Dogmen erbitterte, war von Innocenz III. die Inquisition errichtet worden; einer der Ketzerrichter, Peter von Chatelnau, ward aber ermordet (1207). Der Verdacht der Anstiftung fiel auf den Grafen von Toulouse. Sofort ward derselbe vom Papst gebannt, seine Unterthanen wurden von der Pflicht

des Gehorsams entbunden, die raublustigen Nachbarn in die Waffen gerufen. Nachdem der hülflose Graf der schmählichsten Kirchenbuße sich unterworfen, mußte er selbst Theil nehmen an dem Kreuzzug, der wider sein unglückliches Volk war gepredigt worden. Bischöfe und weltliche Herren führten die Kreuzfahrer an: unter allen am wildesten war Simon von Montfort, welcher seine räuberische Hand unersättlich nach dem Besitzthum des Grafen ausstreckte, auch durch glückliche Kriegsthaten den größten Theil des Landes in seinen Besitz brachte. Endlich ward er durch einen Steinwurf getödtet. Auch Raymund von Toulouse starb — im tiefsten Elend: — auf seinem Sohn lag der gleiche Kirchenfluch. Montforts Sohn verkaufte seine Eroberungen und Ansprüche an Ludwig VIII. von Frankreich, welcher den schändlichen Krieg fortsetzte. Nach ihm that dasselbe, im Namen seines minderjährigen Sohnes, Ludwigs IX. des Heiligen, dessen Mutter, Blanca von Kastilien, und zwar mit solchem Nachdruck, daß der junge Raymund verzweifelnd zu einem Vertrag sich entschloß (1229), wornach alles Land westlich an der Rhone Ludwig IX. überlassen, das Land in Osten aber Raymunds Tochter Johannen und ihrem Gemahl Alfons, des Königs Bruder, bestimmt ward, so daß es im Fall ihres unbeerbten Todes gleichfalls an die Krone käme. Die Grafschaft Venaissin wurde dem Papst gegeben.

Außer dem herrlichen Land der Grafen von Toulouse erwarb Ludwig IX. unter verschiedenen Titeln noch viele andere Gebiete. Insbesondere ward die Grafschaft Provence durch die Vermählung Karls von Anjou, Bruders des Königs, mit der Erbin Beatrix aus königliche Haus gebracht; so wie Bourbon durch einer andern Beatrix Vermählung mit Ludwigs jüngstem Sohn, Robert von Clermont. Mit England ward ein Vertrag geschlossen (1259), wornach der englische König, gegen Verzichtleistung auf alles Uebrige, zum Herzog von Guienne und zum Pair von Frankreich erklärt ward.

Sein glücklich erweitertes Reich verwaltete der heilige Ludwig mit Weisheit und Kraft. Ein vortrefflicher König, nur durch Frömmelei hie und da mißleitet. Den Landfrieden stellte er durch strenge Edikte her. Von den Gerichten der Landherren nahm er Appellation an, und da er durch persönliche Redlichkeit und Einsicht, so wie durch weise Einrichtung seiner Gerichtsstühle Vertrauen erwarb, da seine Gesetze (Etablissemens) fast wie Aussprüche einer heiligen Gewalt verehrt wurden: so vervielfältigten sich die Berufungen sowohl als

die der königlichen Entscheidung vorbehaltenen Fälle. Von den beiden unglücklichen Kreuzzügen des Königs reden wir unten.

Unter Philipp III. dem Kühnen, seinem Sohn (1270), ward durch Vermählung seines Erbprinzen Philipp mit Johannen, der Königin von Navarra und Gräfin von Champagne, die zeitliche Vereinigung des ersten, und die bleibende des letztgenannten Landes mit der Krone veranlaßt. Philipp III. hinterließ das kräftig aufblühende Reich seinem höchst merkwürdigen Sohne Philipp IV., dem Schönen (1285).

Philipp der Schöne.

Derselbe schritt fort auf der geöffneten Bahn mit ebenso viel Klugheit als Kraft und Glück; freilich ohne Rücksicht auf natürliches oder hergebrachtes Recht, allzuoft arglistig und grausam.

Alle Mittel, welche die Weisern seiner Vorfahren zur Stärkung der einheimischen Macht gebraucht, wurden von ihm fortbenützt und verbessert. Aber vor allem andern wichtig, ja epochemachend für die Geschichte Frankreichs ist, daß er zuerst die Abgeordneten der Gemeinen zu den Reichsversammlungen berief, also den dritten Stand wieder zum politischen Leben erweckte. Ein Wohlthäter der französischen Nation, wiewohl aus eigennütziger Absicht. Die Deputirten des Bürgerstandes bewilligten Steuern, deren der König bedurfte, um seine Herrscherplane durchzusetzen, zumal um die stehenden Truppencorps, die Hauptstützen seines Ansehens über die stolzen Großen, zu erhalten.

Auch gegen die Anmaßungen der Hierarchie erhob der König sich mit Erfolg. Mehrerer Anmaßungen des herrschsüchtigen Bonifacius VIII. wegen entbrannte ein heftiger und ärgerlicher Streit, in dessen Lauf der Papst sich erfrechte, das Reich Philipps an Albrecht von Oestreich, den Deutschen Kaiser, zu verschenken, der König aber dem Papst durch einen abgeordneten Kriegshauptmann, Nogaret, in Verbindung mit einem römischen Edlen, Sciarra Colonna, die schmählichste Mißhandlung zufügte. Vor Gram über solche Demüthigung starb Bonifacius, worauf Philipp dessen Nachfolger, Clemens V., einen geborenen Franzosen, bewog, seine Residenz in Avignon zu nehmen, und hierdurch, als Herr des umgebenden Gebietes, auch Herr des Papstes ward.

Eine entsetzliche Gewaltthat war die Frucht solcher Freundschaft

zwischen König und Papst: das Blutgericht über die Tempelherren (1309 bis 1312). Die Glieder dieses berühmten, einst um die Christenheit hoch verdienten, durch Besitzthümer und Einfluß gewaltigen Ritterordens wurden plötzlich im ganzen Reich, gemäß geheimer königlicher Befehle, eingekerkert und vor die peinlichen Gerichte gestellt. Die meist abgeschmackten, ja abenteuerlichen Anklagen, die man wider sie erhob, enthalten keine hinreichende Erklärung der grenzenlosen Wuth, wenigstens ihrer weltlichen Verfolger. Auch die Raubsucht erklärt uns die gräßliche That nicht. Geheime Interessen, von sehr tief greifender Natur, Verhältnisse von sehr heikler Berührung müssen obgewaltet haben, daß man das Aeußerste für nöthig hielt, und doch den Grund zu entdecken sich scheute.

An einem Tage wurden 59 Tempelherren durch langsames Feuer getödtet. Unter ihnen der Großmeister Jakob de Molay und Gui, der Bruder des Dauphins von Auvergne. Beide letztere hatten sich nie schuldig bekannt. Die Uebrigen widerriefen in der Stunde des Todes ihr früheres, durch Folter erpreßtes, Bekenntniß. Viele andere Grausamkeiten erduldeten die Tempelherren, ihr ganzer Orden in allen Ländern der Christenheit wurde aufgehoben durch ein Edikt des Papstes. Doch widerfuhr, außerhalb Frankreich, den Rittern selbst keine Mißhandlung. Aber ihre Güter wurden geraubt. Jene in Frankreich theilten der König und der Papst. Einiges — ja in Deutschland das Meiste — erhielten die Johanniter oder Rhodiser-Ritter, in Spanien die Ritter des Calatrava-Ordens, in Portugal die Christus-Ritter.

In Jahresfrist nach solcher Gräuelthat starben der Papst und der König (1344). Das Volk erkannte darin ein Gottesgericht.

Geschichte Englands.

Egbert. Alfred der Große.

Nachdem die sieben angelsächsischen Reiche seit ihrer Stiftung in fast unaufhörlichem Hader wider einander gelegen hatten, wurde endlich, fast 400 Jahre nach der ersten Niederlassung, die Heptarchie für immer vereinigt durch den tapfern und glücklichen Egbert, König von Westsex.

An Karls d. Gr. Hof, wohin er vor den Verfolgungen des Königs Brithrik's, seines Verwandten, geflohen, bildete Egbert seine trefflichen Anlagen aus, und nahm, nach Brithrik's Tod, den ihm gebührenden Thron von Westsex in Besitz (800). Der Angriff Bernulf's, des Königs von Mercia, gab ihm den Anlaß zu weit größerem, einheimischem Krieg, in dessen siegreichem Lauf er nach einander alle Reiche der Heptarchie sich unterwarf, und also der nähere Stifter des englischen Reiches ward (827).

Dasselbe hätte früh erstarken, und eines glücklichen Zustandes sich erfreuen mögen, wäre nicht von Außen ein übergewaltiger Feind aufgetreten, welcher ihm eine zweihundertjährige Reihe blutiger Unfälle und verwüstender Umwälzungen bereitete.

Solcher Feind waren die Dänen oder Normänner. Schon vor Egberts Regierung waren sie räuberisch an den Küsten Englands erschienen. Nach seinem Tod (836), unter den schwachen Regierungen seines Sohnes und seiner Enkel, setzten sie nach wiederholten Plünderungszügen sich fest in Northumberland und Mercia. Neue Ankömmlinge verstärkten unaufhörlich ihre Macht.

Nach Ethelreds, eines jener Enkel, Tode (871) rief die Nation seinen jüngsten Bruder, Alfred, zum König aus, von dessen großen Gaben die Rettung des Reiches erwartend.

Die Erwartung ward erfüllt. Zwar Anfangs unterlag Alfred im ungleichen Streit. Da verbarg er sich in einem einsamen, von Moorgeländ umgebenen Kastell, besserer Zeiten harrend. Aber als einige glückliche Gefechte den Muth der Engländer erhoben hatten, trat er hervor und erkämpfte gleich listig als kühn über den sichern Feind den vollständigen Sieg (878). Voll des Schreckens und der Bewunderung unterwarfen sich ihm die Dänen, nahmen das Christenthum an, und erhielten Wohnsitze in Ostangeln und Northumberland. Eine regelmäßige Volksbewaffnung und eine neue, schnell erschaffene Flotte sicherten die Früchte dieses Triumphs. Auch Wales, schutzbedürftig und vertrauend, unterwarf sich seiner Hoheit.

Aber der lange Krieg hatte die Bande der bürgerlichen Ordnung zerrissen, den Volkscharakter verwildert, Noth und Elend auf's Höchste gebracht. Mit Weisheit und Strenge stellte Alfred die innere Sicherheit, die Beobachtung der Gesetze, die Handhabung der Gerechtigkeit her. Die Eintheilung des ganzen Reiches in Grafschaften, Centenarien und Thytings, dann die Anordnung der Geschwornengerichte — wenigstens die Grundlegung zu denselben durch die Ver-

sammlungen der Freisaßen der einzelnen Gerichtsbezirke — standen in Verbindung mit jener Reform.

Der Acker erhielt jetzt seine lang vermißte Pflege wieder; von neuem bevölkerten sich die Werkstätten; Städte, Dörfer, Kirchen erstanden aus der Asche, und es ward durch begünstigte Schifffahrt und Ermunterung der Industrie ein auswärtiger Handel gegründet, dessen Ausdehnung nach den Verhältnissen der Zeit erstaunenswerth ist. Nicht weniger geschah für den Volksunterricht und die Wissenschaften.

Aber noch Höheres als Ruhe, Wohlstand und Wissenschaft gab Alfred seinem Volk. Vor allem begehrte er Recht und Freiheit. Nicht Ordnung allein — sie mag auch im Sklavenstall herrschen — gerechte Ordnung, d. h. auf Gesetz gegründete, und Gleichheit vor dem Gesetz sollte in England gelten: keine Willkür, keine persönliche Gewalt die Freiheit beschränken. Daher gab er Dänen und Sachsen dasselbe Gesetz, und sprach noch in seinem letzten Willen das schöne Wort: „Die Engländer sollen so frei sein als ihre Gedanken."

Die dänische und normännische Herrschaft.

Nach Alfreds Tod (900) erneuerten sich die Leiden Englands unter einer Reihe schwacher oder unglücklicher Könige, wohl aus Alfreds Haus, aber seines Geistes oder seiner Tugend ermangelnd. Die einheimische Verwirrung des Landes ermunterte abermals die Dänen zum Angriff. Plünderungen, verwüstende Züge, Noth unter jeder Regierung. Endlich entriß Ethelred (979—1016), dem achten Könige nach Alfred, der dänische Sueno den größten Theil des Reiches.

Sueno's Sohn, Kanut der Große (1014), setzte den Krieg mit Erbitterung fort. Doch erwarb Edmund Ironside, des feigen Ethelreds tapferer Sohn, hohen Ruhm im ungleichen Kampf. Kanut theilte mit ihm das Reich (1016). Aber bald darauf starb Ironside unter Meuchlers Hand.

Der große Kanut, jetzt Alleinherrscher von England, zugleich König von Dänemark und Norwegen, der „Kaiser," oder der „König der Könige," wie er gern sich nannte, regierte mit Kraft und Weisheit, selbst der Gesittung freundlich. Nach seinem Tode (1035) stritten Hartikunt und Harald Harefoot, seine Söhne, um den Besitz von England. Harald, durch den Beistand Godwins, des Grafen von Westsex und Kent, unterdrückte es gewaltsam.

Später errang Eduard der Bekenner, Ethelreds Sohn, die väterliche Krone wieder. Aber der mächtige Godwin, mit dessen Tochter Eduard sich vermählen mußte, hielt ihn in drückender Abhängigkeit. Als Eduard starb (1066), riß Harald, Godwins Sohn, die Krone an sich. Eduard hatte sie Wilhelmen von der Normandie zugesagt. Derselbe war der natürliche Sohn und Erbe Herzog Roberts, Enkel desjenigen Richard, an dessen Hof Eduards Vater einst Zuflucht gefunden. Aber die Nation begehrte seiner nicht. Ein Wittenagemot hatte den Grafen Harald anerkannt. Durch Waffen allein mochte Wilhelm zum Thron gelangen. Also setzte er mit sechzigtausend Streitern, dem Kern der Normännischen Krieger, verstärkt durch Kampflustige aus vielen Ländern umher nach England über. Dreitausend Schiffe trugen seine Macht. Harald eilte zur Schlacht, welche ihm Wilhelm bei Hastings anbot (1066, 14. Okt.), verlor sie mit dem Leben, und überließ also dem Eroberer das bluttriefende Reich.

Denn nach dieser mörderischen Schlacht wagten die Engländer keinen Widerstand mehr. Die Nation, nach Kriegsrecht dem Eroberer eigen, erlitt jetzt eine traurige Unterdrückung. An die Stelle der alten Allodialfreiheit setzte Wilhelm durch Zwangsbefehl und Einrichtung die Abhängigkeit des Lehensystems, an die Stelle des Nationalheerbanns den Kriegsdienst des Königs. In 60,000 Ritterlehen ward der englische Boden getheilt. 1400 behielt der König als Eigenthum. Nur wenige Gegenden des platten Landes und einige Städte retteten kümmerlich ihren freien Besitz. Die alten Allodialherren — sonst nur dem Wittenagemot gehorchend — mußten jetzt, als Vasallen, des Königs Kriege führen. Wald und Wasser sprach Wilhelm als Regalien an.

Diese Aenderung der Verfassung, so wie die Mittel, womit man sie durchführte, und die Verwirrung aller Verhältnisse, die von Beiden die Folge war, erfüllte die Engländer mit Betrübniß und Unwillen. Wiederholte Aeußerungen desselben reizten Wilhelms Strenge. Die Engländer fühlten die Zuchtruthe des beleidigten Herrn, die immer wache Aufsicht eines mißtrauischen Tyrannen. Sie freuten sich, als der Gewaltherrscher starb (1087).

Aber ihr Loos ward darum nicht besser. Wilhelm II. Rufus war streng wie sein Vater, dabei ungerecht und selbstsüchtig. Seinen ältern Bruder, Robert, verdrängte er von der Thronfolge, und hätte ihn gern auch um das Herzogthum gebracht. Robert bot dem Könige Wilhelm die Normandie und Maine um 10,000 Mark Silber feil,

auf daß er die Ausrüstung zum unternommenen Kreuzzug bestreite. Wilhelm schloß den jüdischen Handel; aber vor der Besitzergreifung des reichen Landes starb er durch einen Unfall auf der Jagd.

Hierauf riß Heinrich I., gegen das Recht seines ältern Bruders Robert, die Krone an sich, und beschwichtigte die Nation durch Ertheilung eines kostbaren Freiheitsgesetzes (charta libertatum). In einem zweimaligen Kriege gegen seinen schwer beleidigten Bruder Robert überwand er denselben völlig, bemächtigte sich seiner Person und seines Landes. Der unglückliche Robert, nach 28jähriger Haft, starb im Gefängniß.

Heinrich ernannte Mathilden, seine Tochter, Gemahlin Gottfrieds Plantagenet, Grafen von Anjou, zur Erbin. Aber nach seinem Tode (1135) bemächtigte sich Stephan von Blois der Krone. Mathilde und ihr Sohn Heinrich behaupteten jedoch ihr Recht durch Waffen. Achtzehn Jahre währte der Kampf. Endlich schlossen die ermüdeten Streiter einen Vergleich (1153), wornach Stephan König bleiben, Mathildens Sohn ihm folgen sollte.

Das Haus Plantagenet.

Stephan starb schon im folgenden Jahre (1154), worauf mit Heinrich II. das zu großer Herrlichkeit und großem Unglück bestimmte Haus Plantagenet den Thron bestieg. Heinrich besaß als väterliches Erbe Anjou, Touraine, Maine und nach seiner Mutter Recht die kostbare Normandie sammt der Oberhoheit über Bretagne; damit verband Heinrich noch das weite Guienne, Poitou, Saintogne, Auvergne, Perigord, Angoumois und Limousin, welches alles seine Gattin Eleonora, Erbtochter von Guienne, ihm zubrachte. Jetzt war er Herr des dritten Theiles von Frankreich.

Die Gefahr, womit ein so übermächtiger Vasall das französische Königshaus bedrohte, schien doppelt furchtbar, wenn er noch die Krone Englands erwarb. Im Grunde war sie geringer, weil in einem Kriege wider den englischen König jener von Frankreich stark durch den Nationalstolz und den Nationalhaß der Franzosen war, während im Kampf wider einen bloßen einheimischen Vasallen das allgemeine Interesse der Aristokratie die Großen von der Hülfeleistung abhielt. Dem französischen Reiche jedoch standen jetzt für jeden Fall große Umwälzungen, schwere und langdauernde Kriege bevor.

Heinrich II. gab der Macht Englands eine kostbare Vermehrung durch die Eroberung Irelands. Im Jahre 1167 floh Dermod, König von Leicester, welchen O'Connor, König von Connaught, vertrieben hatte, nach England, Hülfe suchend. Mit Heinrichs II. Bewilligung leisteten einige Barone ihm Beistand; er eroberte sein Reich wieder und erweiterte es. Aber die Engländer verließen die Insel nicht mehr, sondern behaupteten nach Dermods Tode dessen Besitzthum. Ein Theil ward unmittelbares Krongut, ein anderer behielt tributbare Häuptlinge. Doch war die Herrschaft wenig befestigt. Die Irländer wagten noch manchen Versuch zur Wiedererlangung der Freiheit.

Heinrichs II. einheimische Verwaltung war weise und kräftig. Aber ein unglückliches Zerwürfniß mit der Kirche, dann noch traurigere Feindseligkeit im eigenen Haus hinderten das Gedeihen seiner Werke.

Dem herrschenden Zeitgeist gemäß strebte Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury und Primas von England — früher des Königs Kanzler, und nur durch dessen Gnade erhoben — nach Befestigung und Erhöhung der Kirchenmacht. Völlig frei von der weltlichen Gerichtsbarkeit, von des Königs Gewalt, sollten die geistlichen Personen und das Kirchengut sein. Der König dagegen, für die Rechte der Krone eifrig, wies durch die Konstitutionen, die ein ihm ergebenes Parlament zu Clarendon (1164) erließ, die Anmaßungen der Geistlichkeit in gebührende Schranken zurück. Aber der Primas, wiewohl er selbst die Constitutionen unterzeichnet hatte, erhob sich, der Aufforderung des Papstes gehorchend, laut und heftig gegen dieselben, und verließ das Reich, von des Königs Zorn verfolgt. Gegen die Anhänger der Konstitutionen von Clarendon, zumal gegen die Minister des Königs, ward jetzt der Bannstrahl geschleudert und der König selbst, der Becket's Verwandte bis auf das Kind in der Wiege mordete, bedroht. Spät kam, nach mehreren Unterhandlungen, ein Vergleich zu Stande, aber keine Aussöhnung. Becket kehrte zurück in sein Erzbisthum. Widerspruch gegen die Krönung des Erbprinzen, Feindseligkeiten wider den König selbst und seine Freunde reizten Heinrichs Zorn. Ein Wort der Entrüstung, welches ihm einst in plötzlicher Aufwallung entfuhr, ward von einigen Herren des Hofes als Aufforderung zur Rache gedeutet. Augenblicklich eilten sie nach Canterbury und tödteten den Primas an dem Altar seiner Kirche (1170, 29. Dec.).

Sofort entbrannte wider den König heftiger als zuvor der kirchliche Krieg. Seine Person blieb zwar verschont mit dem Bann, aber seine Länder wurden mit dem Interdikt belegt, und die Völker mit Abscheu wider den vermeinten Mörder des Heiligen erfüllt. Erst die demuthsvollste Unterwerfung des Königs, die Zahlung einer großen Geldbuße und Bewilligung aller verlangten Kirchenfreiheiten verschafften ihm die Lossprechung des Papstes: das Volk aber und nach dessen Meinung der Märtyrer selbst, wurden erst durch Heinrichs Wallfahrt zum Grabe Beckets (1174) und durch die Geißelung, die der königliche Büßer allda von Mönchen empfing, versöhnt.

Noch schwereres Leiden gab Heinrich die Leidenschaft seines Weibes und die Pflichtvergessenheit seiner Söhne. So weit ging die Eifersucht der selbst ehebrecherischen Frau, daß sie die Geliebte Heinrichs, Rosamunde Clifford, eigenhändig tödtete und ihre eigenen Söhne rastlos zum Aufruhr wider den Vater reizte. Der älteste, Heinrich, als der liebende Vater ihn hatte krönen lassen (1170), forderte sofort auch das Reich, oder wenigstens einen Theil desselben. Sein Schwäher, der König von Frankreich, gab ihm Hülfe, als er dem Zorn des Vaters entfloh. Seine jüngern Brüder, Richard und Gottfried, folgten ihm nach Frankreich. Auch der König von Schottland und in England selbst mehrere Große ergriffen die Partei des Empörers. Dennoch errang der Vater den vollständigsten — wohl traurigen — Sieg (1174). Die Söhne unterwerfen sich und erhalten Gnade. Aber zum zweiten- und zum drittenmale erheben sie den verbrecherischen Krieg. König Philipp August von Frankreich, der schlaue Feind, hatte sie hiezu aufgewiegelt. Der älteste Sohn, Heinrich, war indessen gestorben. In dem letzten Kriege verließ den greisen Heinrich sein sonst gewohntes Glück. Der zunehmende Abfall der Seinigen nöthigte ihn zu einem Vergleich, worin er die härtesten Forderungen bewilligte. Jetzt erst erfuhr er, daß auch Johann, sein Liebling, mit Richard im Bunde gestanden; der Gram darüber brach ihm das Herz (1189).

Richard und Johann, welche nach einander ihm folgten, Beide mit dem Fluche des Vaters belastet, regierten ohne Ruhm und ohne Glück. Zwar Richard, welcher Löwenherz von seinem hohen Muthe benannt wird, erwarb auf dem Kreuzzug, welchen er bald nach dem Antritt des Reiches that, den Ruhm persönlicher Tapferkeit und ritterlicher Thaten. Aber verloren für sein Land war seine, im fernen Kriege vergeudete Kraft. Auf der Heimkehr ward er von Herzog Leopold von Oestreich, welchen er in Palästina beleidigt, gefangen,

dann an Kaiser **Heinrich** VI. ausgeliefert, welcher ihn erst spät gegen ein großes Lösegeld frei gab (1194). Hierauf führte er Krieg wider **Philipp August**, seinen Schwager, und wider **Johann**, seinen unwürdigen Bruder, welche beide Richards Gefangenschaft zur Befriedigung ihrer Raubgierde benützt hatten. Ein kurzer Friede änderte die alten Verhältnisse wenig. In einer dritten Fehde wider den Vicomte von **Limoges** verlor Richard sein Leben (1199).

Hierauf gelangte **Johann** (**ohne Land**, wie die Geschichtschreiber ihn nennen) zur Krone, wider das nähere Recht **Arthurs**, des Sohnes von **Gottfried**, welcher Johann's älterer Bruder gewesen. Es erhob sich darüber ein Krieg, worin Johann seinen Neffen gefangen bekam (1202), und auf barbarische Weise tödtete.

Aber **Konstantia** von **Bretagne**, des ermordeten Mutter, führte jetzt Klage gegen den Mörder vor dem Gerichtsstuhl des obersten Lehensherrn, **Philipp August** von Frankreich. Derselbe sprach, mit Zustimmung der Pairs, ihn der Felonie und des Mordes schuldig, demnach verlustig aller Besitzungen und Lehen in Frankreich. **Johann** ließ geschehen, fast ohne Widerstand, daß Philipp ihm seine schönen Länder alle bis auf **Guienne** und **Poitou** entriß, und zumal die wohlverwahrte **Normandie**, seit dreihundert Jahren bei **Rollo's** Geschlecht, wieder an Frankreich brachte. Der König von Frankreich erhielt im Waffenstillstand von **Thouars** (1206) den rechtlichen Besitz seiner Kriegsbeute.

Ueber die Wahl eines Erzbischofs von **Canterbury** entstand ein Streit mit dem Papst **Innocenz** III. England wurde mit dem Interdikt belegt, bald auch wider den König der Bannfluch ausgesprochen (1209); ja endlich erging von Rom das Urtheil der Absetzung (1212). Der König von **Frankreich** sollte dessen Vollstrecker sein. Auf solche Kunde entsank Johann der Muth. Also übergab er dem päpstlichen Legaten sich und sein Reich, nicht bloß zur Lehenspflicht, sondern zu **eigen**.

Sofort befahl Innocenz dem Könige von Frankreich, von dem Angriff auf das der Kirche gehörige England abzulassen. Aber Philipp gehorchte nicht. Er gewann den großen Sieg bei **Bovines** (1214), und Johann sah sich genöthigt, seine erbitterten Unterthanen durch die Ertheilung des großen Freiheitsbriefes oder der magna charta zu besänftigen.

In dieser kostbaren Urkunde sind dem englischen Volk und seinen Ständen zwar nicht alle, aber doch die wichtigsten jener Rechte ver-

sichert, welche theils das Wesen der Freiheit selbst ausmachen, theils die natürlichen Gewährleistungen von deren Erhaltung sind. Ohne rechtliches Erkenntniß darf kein Freier verhaftet, verwiesen, seiner Güter beraubt, Niemand anders als nach den Gesetzen und durch Seinesgleichen gerichtet werden. Das Recht soll unabhängig von dem Könige, durch achtbare und eigens ernannte Richter gesprochen werden. Ohne Bewilligung des Parlaments kann der König keine Steuern auflegen, die bestehenden Lasten nicht vermehren. Jeder darf frei auswandern und wiederkehren. Die Munizipalrechte sollen giltig bleiben, ein allgemeines Maß und Gewicht im Reiche sein. Dabei wird die Lehensabhängigkeit gemildert, und der Geistlichkeit (als welche am eifrigsten die Ertheilung des Freiheitsbriefes betrieben hatte) eine Menge von Vorrechten zugesagt.

Aber der König brach den Freiheitsbrief, welchen er abgedrungen nannte und der Papst billigte, unterstützte sein Beginnen. Da erhoben sich die englischen Barone und das Volk in Waffen, und verjagten ihren wortbrüchigen Fürsten. Er starb auf der Flucht nach Schottland (1216).

Sein Tod versöhnte die Nation. Heinrich III., Johann's neunjähriger Sohn, erhielt durch Unterstützung des Grafen von Pembroke die Krone. Dieser patriotische Große ließ den jungen König den großen Freiheitsbrief, mit einigen Veränderungen und Zusätzen — zumal der Charta de Forestis — erneuern und bestätigen. Aber nach Pembroke's Tode (1219) brach Heinrich den Freiheitsbrief, drückte die Nation und ließ sie durch den Papst bedrücken. Endlich empörten sich die Barone (1258), unter Anführung Simons von Montfort, Grafen von Leicester, Schwagers des Königs. In der Schlacht bei Lewes wird Heinrich, mit ihm sein Bruder, der deutsche König Richard, gefangen (1264), und Eduard, des Königs Sohn, stellt sich freiwillig in die Gefangenschaft.

Aber ein Parlament, welches Leicester versammelte (1265), und wozu er außer den Großen auch zwei Ritter aus jeder Grafschaft und Deputirte der Städte und Flecken berief, entsprach seiner Erwartung nicht. Der Prinz mußte in Freiheit gesetzt werden. Bald erfocht Eduard bei Evesham (4. August 1265) einen entscheidenden Sieg wider die Barone. Leicester ward erschlagen, des Königs Gewalt wieder hergestellt, doch der Freiheitsbrief blieb.

Durch seines Sohnes Muth und Weisheit genoß der schwache Heinrich noch einige Jahre der Ruhe. Als Eduard, dem Rittergeist

huldigend, einen Kreuzzug übernahm (den letzten von allen), so erhoben sich neue Stürme. Der König starb (1272) bei deren Ausbruch. Nach seiner Rückkehr stellte Eduard (I. oder, wenn die Könige der angelsächsischen Dynastie mitgezählt werden, IV.) die Ordnung glücklich her und befestigte sie durch kluge Anstalten und Gesetze. Am wohlthätigsten für England ist aber seine Regierung dadurch geworden, daß unter ihm das Unterhaus im Parlament oder die Kammer der Gemeinen ihren wahren Ursprung oder ihr rechtsbegründetes Dasein erhalten. Was der Graf von Leicester früher zu Gunsten der Gemeinen gethan, war eine einzelne Ausübung ohne rechtliche Consequenz. Eduard wiederholte die Einberufung der Deputirten des dritten Standes seit 1283 regelmäßig — wohl nur der Steuern willen, deren er zu seinen vielen Kriegen und Anstalten bedurfte, und die er willkürlich nicht ausschreiben konnte. Gern hätte er solche Beschränkung aufgehoben; aber die Großen und das Volk nöthigten ihn zu dem folgenreichen Gesetz (1297), „daß keine Auflage ohne das Parlament gemacht werden könne."

In äußern Verhandlungen war Eduard glücklich und siegreich. Gegen Frankreich wurde vieljährig gestritten, endlich im Frieden (1303) Guienne behauptet.

Auch die endliche Unterwerfung von Wales brachte Eduard zu Stande. Er ersah die Gelegenheit, wider Lewellyn, Fürsten von Wales, mit Vortheil zu streiten (1276—1281). Dieser und nach ihm sein Bruder David wurden getödtet. Jetzt unterwarf sich ganz Wales und nahm die englischen Gesetze an. Aber noch schien dem Könige die grausame Ermordung der Barden nöthig, um den Freiheitsgeist des Volkes, der durch die Heldengesänge entflammt ward, zu ersticken. Zur Vergütung der verübten Gräuel ward dem englischen Kronprinzen der Titel: „Prinz von Wales" gegeben.

Gleich glänzend und gleich gewaltthätig war die Unterwerfung Schottlands. Viele englische Könige haben die Oberhoheit über Schottland oder einen Theil desselben angesprochen. Doch ward der Freiheitsgeist der Schotten und ihr Nationalstolz nicht unterdrückt. Jede Gelegenheit ergriffen sie zur Herstellung der Selbständigkeit. Nach dem Tode (1289) des Königs Alexanders III. stritten sich Joh. Baliol und Robert Bruce um die Krone. Eduard, herbeigerufen zur Schlichtung des Streites, trat auf als Lehensherr und Beschützer, ja als Eigenthümer Schottlands, und sprach als Richter zu Gunsten Joh. Baliols, der ihm den Eid der Treue

leistete. Der Eid wurde gebrochen und Krieg wider England mit französischer Hülfe geführt. Aber Eduard übermannte seinen Gegner (1296), wie mehrere andere schottische Häupter und befestigte seinen Sieg durch viele Grausamkeiten. Eben war er im Begriff, Schottland völlig zur englischen Provinz zu machen, als er starb (1307).

Geschichte Spaniens.

In den Gebirgen, worin einst wider die Weltüberwinder heldenmüthig und lang unbezwungen die Cantabrer und Asturer gestritten, da suchten nach dem Umsturz des westgothischen Reiches die Tapfersten, die Edelsten der Nation Zuflucht gegen den Strom der arabischen Macht, und da war die Wiege der zu neuem Glanz emporblühenden christlich-spanischen Herrschaft.

Die Höhen des Berges Ausena, allwo der königliche Don Pelayo, und jene von Penna Horadada, wo der Herzog Peter von Cantabrien den Sarazenen trotzte (718), waren der erste, bescheidene Sitz dieser Herrschaft. Der Flecken Gijon war die Residenz. Don Floira, nach glücklichen Fortschritten (756), nahm in Oviedo einen etwas würdigeren Sitz. Noch über hundertundfünfzig Jahre verflossen, ehe Ordogno II. (913) seinen königlichen Thron in Leon aufschlug, von wannen mit steigender Begeisterung die Helden auszogen, um die Ehre des gothischen Namens und den Triumph des Christenthums in stets sich erweiterndem Kreise auszubreiten. Also wurde in Westen ganz Galizien erobert, dann in den obern Thälern des Ebro, auch des Duero gestritten, gesiegt, das gewonnene Land durch häufige Kastelle geschützt. So entstand die Grafschaft Burgos, auch Kastilien von jenen Burgen geheißen; während im Osten unter fränkischen Großen das Reich von Navarra und die Grafschaft Barcelona (um 888) aus den Eroberungen Karls d. Gr. sich bildeten, und durch Zersplitterung des navarrischen Reiches auch das kleine Aragonien zur Selbständigkeit erwuchs, nachmals durch Vereinigung mit Barcelona (1137) mächtig ward. Hier und dort schritt unter unaufhörlichem Kampf und oft glänzendem Sieg die christliche Herrschaft fort. Hier wurden Valencia, Murcia und die Balearen, dort Neukastilien, Estremadura und Andalusiens größter Theil ersiegt, endlich des alten Lusitanien schönste Länder zu einem neuen Königreich, Portugal, vereint.

Aber Jahrhunderte lang währte der Bau solcher Herrschaft, und noch war sie unvollständig. Die Theilung derselben in mehrere Reiche hinderte ihre Befestigung. Die stete Eifersucht, die vielen blutigen Fehden zwischen den christlichen Fürsten ermuthigten, stärkten zum Widerstand den gemeinsamen Feind. Zwar zerfiel, nach dem Sturz des Hauses Ommajah unter Hescham IV. (1038), auch die arabische Macht in eine Menge kleiner Gebiete; aber zu wiederholten Malen erhielten die Ungläubigen aus Afrika mächtige Hülfe, mitunter drohendes Uebergewicht durch verjüngende Umwälzungen. So zumal, als Jussuf, Fürst der begeisterten Morabethen, dem König von Sevilla wider Alfons VI. beistand und die ganze arabische Macht in Spanien sich unterwarf (1086); und später, als die Almohaden den Thron der Morabethen umstürzten (1120), und als jenen ein Gleiches durch die Meriniten widerfuhr (1269). Solche Erfrischungen, solche Dynastienwechsel waren den Christen stets in heftigern Kämpfen fühlbar. Auch gab überhaupt, was den Arm der Spanier stärkte — Glaubenseifer — den Mauren nicht minder Kraft. Sie kämpften mit Löwenmuth, wichen nur schrittweis, und noch am Ende des Zeitraums war nach allen erlittenen Unfällen das Königreich Granada — obwohl auch unter kastilischer Hoheit — das wohl vertheidigte Besitzthum der Araber.

Um das Jahr 1000 herrschte in Navarra König Sancho III., Major, der auch, wegen des Rechtes seiner Gemahlin Nunnia, über Kastilien gebot. Er vertheilte (1035) seine weiten Staaten unter seine Söhne. Dem ältern, Garcias, gab er Navarra; dem zweitgeborenen, Ferdinand, Kastilien; einem dritten, Gonzalez, Soprarve; dem jüngsten, Ramiro, Aragonien, welches hierdurch erst zum eigenen Reiche ward.

Alfons VI., K. von Kastilien, vermehrte sein Reich durch Eroberung der alten westgothischen Hauptstadt, des großen, volkreichen, durch Natur und Kunst wohlbefestigten Toledo (1085), welches sofort der Königssitz ward. An dieser Eroberung hatten Ritter aus allen Ländern der Christenheit Theil genommen. Sie war ein harter Schlag für die sarazenische Macht.

Unter demselben Alfons VI. hat der große Campeador Rodigro Diaz de Vivar, genannt der Cid, seine Heldenthaten verübt († 1099).

In dem Kampf um Toledo hatte Heinrich, ein junger hoch-

burgundischer Ritter, durch Kriegstugend sich ausgezeichnet. Alfonso VI. gab ihm die Statthalterschaft über das Land zwischen den Mündungen des Duero und Tajo (1095). Heinrich vergrößerte sie durch Eroberungen wider die Ungläubigen. Von der Stadt Porto erhielt sein Gebiet den Namen Portugal. Glücklicher noch als er stritt Alfonso I., sein Sohn (1112 bis 1185), und eroberte das weite, gesegnete Alentejo. Sein siegreiches Heer rief ihn zum König aus (1139). Er befestigte das Reich durch weise Anstalten und Gesetze.

Alfonso IX., in Kastilien König, erstritt bei Muradal im Reiche Jaen wider Mohammed, den mächtigen Herrscher von Marokko, so entscheidenden Sieg (1212), daß von jetzt an die arabische Macht nimmer aufkam. Sein Enkel, Ferdinand III. (welcher Leon und Kastilien bleibend vereinte), eroberte Cordova, Abdor-Rhamans auserlesene Stadt, sonst der Thron der spanischen Chalifen, auch Sevilla, wohin später die Pracht gezogen, und das meerbeherrschende Cadiz. Die Mauren wurden auf Granada und Murcia beschränkt, und anerkannten die kastilische Hoheit (1241—1250).

Ferdinands III. Sohn, Alfons X., den man den Weisen heißt (1257—1284), wurde zum deutschen König gewählt. Aber der leere Titel war die einzige Frucht der Wahl.

Auch Aragonien theilte den Gewinn des Sieges von Muradal. Jayme I. (Jakob), welcher der Eroberer heißt (1213), machte sich zum Herrn von Valencia, Murcia und den Balearen. Seine Nachkommen erwarben durch glückliche Waffen Sicilien (1282) und Sardinien (um 1300); aber wiederholte Ländertheilungen schwächten die Macht des aragonischen Hauses.

Die Grundsätze der weiblichen Erbfolge waren das Verderben des Reiches von Navarra. Fremde Häuser kamen dadurch zur Herrschaft oder zu gefährlichen Ansprüchen. Im Jahr 1234 bestieg Thibault I., Graf von Champagne, Sohn einer navarrischen Prinzessin, den Thron. Die Erbtochter seines Hauses, Johanna (1274), brachte Navarra dem König von Frankreich Philipp IV. zu. Eine Enkelin Philipps, auch Johanna genannt, gab ihre Hand, und mit derselben die Krone, dem Grafen Philipp von Evreux (1328).

Die Theilung in mehrere Reiche begünstigte die Fortschritte der spanischen Freiheit. Der mißvergnügte, der beleidigte Unterthan des einen Königs mochte bei einem andern Schutz und Hülfe finden. Gleichwohl bewirkte der Zeitgeist, so wie der Mangel konstitutioneller

Garantien für die Nationalfreiheit, deren allmählige Unterdrückung, hier durch den König, dort durch den Adel.

Die Erblichkeit der Krone wurde in Kastilien und Leon (durch das Gesetz de Sennorio uno) eingeführt; auch die Primogenitur damit verbunden, was in Aragonien 1275, in Portugal aber schon 1143 geschah.

Ein inniges Bündniß bestand in Spanien zwischen Thron und Altar, was aus alt-westgothischer Zeit herrührte, und durch die Glaubenskriege gestärkt ward. Gleichwohl hatte die Geistlichkeit als solche lange Zeit keine eigentlichen politischen Vorrechte, und gelangte erst spät zur gesetzlichen Reichsstandschaft. Aber ihr Einfluß als moralische Macht war groß; Reichthum unterstützte denselben. In Kastilien waren zumal die Großmeister der geistlichen Ritterorden gewaltig.

In allen spanischen Reichen war der Adel vorherrschend, sowohl auf den Kortes oder Reichstagen, wo von allgemeinen Sachen gehandelt ward, als im Einzelnen durch Privatvorrechte und selbstständige Macht. „Wir, die wir so gut sind, als Ihr, machen Euch zu unserem König und Herrn unter der Bedingung, daß Ihr unsere Rechte und Freiheiten beschützet, wo nicht, keineswegs!" — also lautete der Huldigungseid der aragonischen Edeln. Gegen den König, falls er die Gesetze verletzte, mochten sie verfassungsmäßig in die Waffen treten, und ihm den Gehorsam aufsagen. Ein fortwährender Reichsrath vermehrte die Beschränkung des Königs; endlich wurde ihm in der Person des Justiza ein strenger Aufseher, ein starker Wächter der Freiheiten und Rechte zur Seite gestellt. Etwas minder übermächtig war der kastilische Adel; doch auch hier konnte der König die Kortes wohl zusammenberufen, nicht aber eigenmächtig entlassen. Auch blieb immer ein Ausschuß derselben in Thätigkeit.

Frühzeitig erhoben sich auch die spanischen Städte. Das Landvolk — als meist durch Kriegsrecht unterthan — war unfrei oder zinsbar, überhaupt gedrückt durch die Macht der adeligen Gutsbesitzer. Aber die Städte, durch Industrie und Handel frühe ansehnlich und reich, erwarben sich große Vorrechte, zumal in Aragonien, wo sie schon im zwölften Jahrhundert auf den Kortes erschienen, und viele Bürger (in Saragossa alle) zu Hidalgo's oder Edelleuten erklärt wurden. In Kastilien dagegen — allwo der Handel

weit minder blühte — erhoben die Städte sich erst am Ende des Zeitraums.

Geschichte der nordischen Reiche.

Der Hauptstamm der skandinavischen Bevölkerung ist germanischen Geschlechts. Hinter demselben, nach unbestimmter Grenze, hausten die Finnen, welche durch die überlegene Kraft der Germanen allmählig zurückgedrängt scheinen. Viele Jahrhunderte wurden von diesen nordischen Stämmen in barbarischer Vereinzelung und wenig bezähmter Naturfreiheit hingebracht. Einzelne Götter und Heroen, keine rein historischen Gestalten, erscheinen uns in der Nacht jener langen Zeit. Für uns geht der Norden erst in Karls d. Gr. Tagen auf, als durch verschiedene einheimische Umwälzungen und fremde Einflüsse die früher theils schlummernden, theils durch inneren Hader erschöpften Kräfte mehr vereinigt und nach Außen gerichtet wurden.

Zu jener Zeit kommt Gottfried, König in Jütland, als gewaltiger — ob auch dem übermächtigen Karl erliegender — Fürst vor. Weit gewaltiger und der eigentliche Gründer des dänischen Reiches, war Gorm der Alte, König (hernach Oberkönig) in Lethra oder Seeland, als welcher die Stammhäupter in Jütland und Schleswig, auf den Inseln und selbst in Schonen zur Unterwerfung zwang (um 863). Schon früher, aber auch dunkler, erscheint in Schweden, nach dem Ausgang des Hauptstammes der Ynglinger, zu Upsala als Oberkönig Iwar Vidfathmi (um 780) mit mehreren Nachfolgern, die zum Theil auch über Dänemark sollen geherrscht haben. Doch war die Verbindung der schwedischen Stämme noch lose, zwischen den eigentlichen Schweden und den Gothen lange Zeit eine feindselige Trennung. In Norwegen endlich gründete Harald, der von seinem schönen Haarwuchs den Namen (Haarfagar) trägt (875), durch Unterwerfung der kleinen Häupter zwischen Gebirg und Meer das eine Reich, welches er noch durch die schetländischen, orkadischen und hebridischen Inseln vermehrte.

Aber die Königsmacht allein — ohnehin sehr beschränkt in den nordischen Reichen — mochte die Barbarei nicht besiegen. Ein

geistiger Impuls war nöthig zur höheren Entwicklung. In Dänemark nahm Harald II. (um 972), und mit entschiedenerem Erfolg sein Enkel Kanut d. Gr., das Christenthum an (1014). In Schweden, wiewohl schon um 830 durch Ansgar's Eifer sein Same gestreut worden, erhielt es erst durch König Olaf Skoutkonung (Schooßkönig) den völligen Sieg (1001). In Norwegen endlich geschah solches um dieselbe Zeit durch Haarfagars Urenkel Olaf I. Tryggwäson; vollständiger noch durch Olaf II. den Heiligen (1020).

Kanut d. Gr., der Eroberer Norwegens und Englands, König der dänischen Lande und Schleswigs, welches er dem deutschen Reich entriß, war der Schrecken seiner Zeitgenossen durch sein wohlgeführtes Schwert, aber der Nachkommenschaft wohlthätig durch weise Beförderung des Ackerbaus und friedliche Sitte († 1036). Seine Söhne theilten sich in die einzelnen Reiche, und regierten unglücklich. Kanuts Schwestersohn, Suen Magnus Estritson (1047), stiftete jedoch dasjenige Königshaus, welches bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts über Dänemark herrschte.

Die Geschichte dieses Hauses ist von Unglücksfällen und Verbrechen voll. Waldemar I. (1157), nicht mit Unrecht der Große genannt, endete diese Zerrüttung, und stärkte das beruhigte Reich durch Eroberungen in Mecklenburg und Pommern. Sein Sohn Kanut VI. (1182) schritt weiter fort, längs der baltischen Küsten, und herrschte bis an die Weichsel. Aber Waldemar II., Kanuts Bruder, verlor alles Gewonnene wieder, und vollendete das Unheil durch die Theilung des Reiches unter seine drei Söhne (1241). Denn abermals und schrecklich waltete jetzt der Geist der Zwietracht unter den Brüdern und ihren Nachkommen. Ein volles Jahrhundert hindurch büßte das Volk mit Leiden ohne Zahl die Unklugheit Waldemars.

Aehnliche Schrecken lagen vielfältig auch über Norwegen und Schweden. Magnus III., Baarfuß (1103), rief durch Ländertheilung unter seinen Söhnen alle Gräuel des Bürgerkriegs und der entfesselten Leidenschaft über sein Volk, Noth und Schande und Verbrechen ohne Zahl über sein Haus. Mit Hakon VII. erlosch das alte Herrscherhaus (1319).

In Schweden erstarb mit Edmund dem Alten (1060) der letzte Zweig des ynglingischen Hauses. Hierauf besaß Stenkil's Haus den Thron vierundsiebenzig Jahre lang. Nach dessen Ausgang (1134) wurden abwechselnd aus den Häusern Swerker und Bonde (jenes ein gothisches, dieses ein schwedisches Geschlecht) die

Könige gewählt. Solche Einsetzung mußte fast unausbleiblich zur Zwietracht und zu Verbrechen führen. Mit Entsetzen liest man die Reihe der Gräuelthaten, von der leidigen Herrschsucht erzeugt, welche die Geschichte Schwedens in der Zeit jener Häuser, und nach ihrem Untergang noch unter der Herrschaft der durch Waldemar I. (1250) erhobenen Folkunger schänden, und beweint bald die Schmach, bald das Elend seines Geschlechts.

Länger, vollständiger als überall sonst, erhielt sich in diesen Ländern, die da niemals von Fremden erobert wurden, das System der Allodialfreiheit. Die Nation war der Inbegriff der Odlsborne oder Odelsmänner, d. h. der freien Besitzer. Dieselben sind auch immer ihre Grundmasse geblieben, obgleich der Adel, d. h. die großen Besitzer, oder die Geschlechter der Häuptlinge (als der Filkiskinger und Wikinger), bald auch die Geistlichkeit, die auf denselben Wegen wie überall sonst emporkamen, frühe sowohl die gemeinen Freien drückten, als den König beschränkten, ja auch der Lehensadel sich einschlich. Doch blieben auch viele freie Edelmänner, und aufgetragene Lehen gab es keine. Die gemeinen Freien aber, wiewohl sie durch Anmaßung des Adels und der Geistlichkeit vielfältig — zumal in Beziehung auf Steuern und Abgaben — beschränkt wurden, verloren dennoch ihre bürgerlichen Rechte und Reichsstandschaft nicht. Ja, sie machten später zwei Stände, der Bürger und der Bauern, aus. Die Letztern galten mehr als die ersten. Sklaven gab es auch im Norden, wie bei den alten Germanen überall; aber sie gehörten nicht zur Nation.

Im Jahr 1283 ertheilte König Erich Glipping den Dänen eine feierliche Handfeste (Handfestning) über die Beobachtung der Konstitution und über die Rechte der einzelnen Stände. Minder bestimmt blieben noch die Verhältnisse in Norwegen und Schweden.

Auch das russische Reich als solches ist normännischen Ursprungs, wiewohl die Hauptstämme seiner Bevölkerung Slaven und Finnen sind; jene in Süden und Westen, diese im tiefern Nord und Ost. Auch tschudische (scythische?), tatarische u. a. Stämme theilten sich in das unermeßliche Land. Noch gab es keinen gemeinschaftlichen Namen für die weitgedehnte Heimath so vieler Stämme, noch keine Geschichte für das einförmige oder mit Finsterniß bedeckte barbarische Getümmel.

Nach der Mitte des neunten Jahrhunderts entstand durch einwandernde Waräger der russische Staat. Unter den gegen Nor-

den vorgerückten Slaven waren zumal jene, die um den Ilmensee hausten, ansehnlich. Schon blühte an der Wolchow die Stadt Nowogorod auf, dem Handel und der Freiheit ein schirmender Sitz. Aber die schlecht geregelten Verhältnisse im Innern und die unaufhörlichen Einfälle der Normänner verhinderten das Gedeihen. Die Stämme beschlossen, bei den Warägern selbst sich Fürsten (Knäsen) zu holen. Also sandte man zu den Russen-Warägern, und erbat sich die drei Helden-Brüder, Rurik, Sinaus und Truwor, zu Knäsen. Sie kamen mit kriegerischem Gefolg, setzten sich fest in dem Land vom Peipus bis zum weißen See (Bielosero), und erweiterten bald ihre Macht durch freiwillige Unterwerfung und durch Krieg. Nach dem frühen Tode der beiden Brüder behauptete Rurik die alleinige Herrschaft; sie blieb bei seinem Geschlecht sieben Jahrhunderte lang.

Schnell waren die Fortschritte der warägischen Herrschaft. Kiew am Dnieper, der Hauptort der südlichern Slaven, unterwarf sich Oskold und Dir, fiel dann an Oleg (879), Ruriks Verwandten, und war der Sitz der folgenden Großfürsten. Die Chazaren, sonst dieser Slaven Oberherren oder Feinde, wichen zurück; bald fürchtete Konstantinopel die russische Macht.

Nach Oleg herrschte Ighor, Ruriks Sohn (913). Heftig kriegte er wider das byzantinische Kaiserthum. Aber Olga (955), seine Wittwe, reiste friedlich nach Konstantinopel, und nahm die Taufe. Doch erst unter ihrem großen Enkel Wladimir I. geschah die Einführung des Christenthums (987) und damit der wichtigste Schritt zur Civilisation. Wladimirs Gattin war Anna, des griechischen Kaisers Tochter, Schwester der abendländischen Kaiserin Theophania. Er hatte Verbindungen mit den Gewaltigen Europa's und Asien's.

Das Gute, welches Wladimir seinem Reiche gethan, zernichtete er wieder durch Theilung unter seine zwölf Söhne (1015), woraus — wie aus ähnlichen Ursachen in so vielen Reichen — eine lange Reihe von Unglücksfällen und Verbrechen entstand. Der Zerrüttung war kein Maß, der weiteren Theilungen keine Grenze. Ueber fünfzig Fürstenthümer zählte man in Rußland.

Doch selbst diese Zerrüttung war nicht ohne glückliche Folge. Unter dem Hader der Fürsten, der alle schwächte, ward einigen Städten leichter, sich zu größerer Macht und Freiheit aufzuschwingen. Nowogorod ging den übrigen voran; wir sehen es im zwölften Jahrhundert als einen ansehnlichen Freistaat, im Besitz ausgedehnten Handels

und im Bund mit der großen Hansa. Rühmlich eiferte Pleskow nach. Kiew, als Sitz des Großfürsten, fuhr fort zu gehorchen.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entstand durch Georg Dolgorukoi ein neues Großfürstenthum in Weißrußland, dessen Hauptort Wladimir war, und nachmals Moskau wurde. Er selbst hatte zu letzterem den Grund gelegt (1147).

Aber die innere Spaltung Rußlands erleichterte die Unternehmung seiner Feinde. Verschiedene wilde Horden Asiens durchstreiften das Reich. Die Schweden und Deutschen behaupteten die Herrschaft der baltischen Gestade.

Unter dem Großfürsten Jurie II. brachen die Mongolen in Rußland ein, siegten entscheidend an der Kalka (1224), und unterwarfen sich den südlichen Theil des Reichs. Zum zweitenmal und noch gewaltiger erschienen sie unter Bathu-Chan, und vollendeten die Eroberung (1237—40). Ganz Rußland war eine mongolische Provinz, und blieb es mehr als zweihundert Jahre lang (bis 1477). Zwar regierten die einheimischen Großfürsten fort, aber unter der Hoheit der Chane, und denselben tributbar. Einige Versuche zur Abschüttelung des Joches wurden blutig gerächt, die Masse der Nation in Sklaverei und auch ihr Charakter zum Sklavensinn erniedrigt.

Sonst herrschte, vor der mongolischen Eroberung, in Rußland eine minder despotische Verfassung. Die Großfürsten wurden durch die Bojaren beschränkt; die Bauern waren noch meist persönlich frei, wiewohl nicht ohne Grundabgaben, und in einigen glücklichen Städten, vor allen in Nowogorod, gedieh selbst die republikanische Freiheit.

Von den Wenden und Slaven.

Von den Wenden um Deutschland, auch von den Mähren und Böhmen ist in der Geschichte Deutschlands gesprochen. Dort geschah auch der Polen vielfältige Erwähnung. Von den letzten bleibt noch Einiges zu bemerken übrig.

Die Deutung der Sage von der Ankunft Lechs in Polen (550), auch die Geschichte seiner Nachkommen und des vom Pfluge zum Reich berufenen ersten Königs oder Herzogs Piast, dessen Geschlecht fünf Jahrhunderte hindurch auf dem polnischen Thron gesessen (840—1370) (so wie die gleich dunkeln Erzählungen von dem böhmischen Tschech, von Libussa und Primislaus, welcher nicht

minder vom Pflug zur Herrschaft gekommen), überlassen wir den Freunden wundervoller Legenden. In unbekannter Zeit und von unbekannten Stiftern, doch immer von slavischen Stämmen, ist der polnische wie der böhmische Staat gegründet worden. Böhmen war fortan Vasallenreich, ja selbst Theil des deutschen Reiches. Auch Polen erkannte mitunter desselben Hoheit, doch unwillig, und oft behauptete es Selbständigkeit.

Unter den Fürsten Polens ist Micislaw (Mjesko) als derjenige merkwürdig, als der Erste, der sich taufen ließ (964), und hierdurch dem Christenthum den Sieg in seinem Reich verschaffte. Kaiser Otto d. Gr. stiftete darin das Bisthum Posen, und bewirkte hierdurch sowohl die Herrschaft des römischen Ritus, als die Befestigung der Hoheit des deutschen Reiches. Erst am Ende dieses Zeitraums vereinigte Wenzeslaus II. († 1305) die meisten Provinzen Polens zu einem Reich. Wladislaus Lokietel (der Zwerg) befestigte die Vereinigung von Groß- und Klein-Polen auf dauernder Grundlage (1309).

Unabhängig von Polen war das Fürstenthum — seit 1235 Großfürstenthum — Litthauen. Seine Bewohner waren Letten, nicht Slaven. Lange war es ganz unbedeutend; erst die Niedertretung Rußlands durch die Mongolen gab den litthauischen Herrschern Gelegenheit zu leichter Eroberung.

Bremer Kaufleute, durch Sturm auf die liefländische Küste verschlagen, bauten sich zu Uexkül an (1158), und gründeten ein Bisthum. Bald wurde von dem Bischof Albert der Orden der Schwertbrüder gestiftet (1201), zur Behauptung der Herrschaft und Befestigung des Christenthums. Der Orden unterwarf sich Liefland, Esthland, Kurland und Semgallen, und beugte die Einwohner unter das Sklavenjoch.

Noch größere Macht erwarben die deutschen Ritter in Preußen. Herzog Konrad von Masovien rief 1230 wider die heidnischen Preußen die deutschen Ritter zu Hülfe, trat ihnen die Landschaft Kulm ab, und erkannte sie als Herren aller Länder, die sie den Heiden entreißen würden. Mehr als ein halbes Jahrhundert stritten die Krieger-Mönche für ihre und des Evangeliums Herrschaft. Endlich sank die preußische Nation verblutend zu ihren Füßen, worauf die Wuth der Schlachten sich in väterliche Fürkehr für des Landes und des Volkes Kultur verwandelte, und Preußen selbst eine liberale Verfassung bekam. Denn nicht bloß der Orden, auch die Edeln

des Landes und die Abgeordneten der Städte stimmten zu den allgemeinen Geschäften, was jedoch erst im folgenden Zeitraum eine bestimmte und regelmäßige Gestalt erhielt.

Im Jahre 1238 vereinigte sich der Orden der Schwertbrüder mit jenem der deutschen Ritter, wodurch Beider Macht eine wesentliche Stärkung gewann.

Von den Völkern der untern Donau.

Jenseits der Grenzen des ungarischen Reiches, welches in Gesetzen, Sitten und Einrichtungen den übrigen europäischen Staaten allmählig sich näherte, bis zu jener des griechischen Gebietes und über das schwarze Meer hin bis zum Don blieb das Schauspiel asiatischer Barbarei, das wilde Gedränge wandernder, weidender, verwüstender Horden. Was sollen wir von Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Wallachen, Komanen Umständlicheres sagen? — Sie haben anders nicht in das Rad der großen Umwälzungen eingegriffen, als durch zeitliche Verwüstung oder Verödung der Länder, durch Verhinderung oder Verspätung der Civilisation in den von ihnen vorübergehend heimgesuchten oder in längeren Besitz genommenen Provinzen.

Zwar die Bulgaren herrschten viele Jahrhunderte lang nicht bloß über das nach ihnen noch jetzt die Bulgarei geheißene Nieder-Mösien zwischen der untern Donau und dem Hämus, sondern je nach dem Wechsel des Kriegsglücks auch über Servien, Bosnien u. a. Provinzen, selbst nördlich an der Donau und südlich am Hämusgebirge. Aber abwechselnd waren auch sie den Russen, den Griechen, den Ungarn unterworfen und gelangten nie zu festbegründeter oder eigentlicher politischer Macht. Ihr Reich — wiewohl durch Annahme der Christusreligion (nach griechischem Ritus) in etwas humanisirt — blieb in der Hauptgestalt bloß das kriegerische Besitzthum einer Horde, abhängig vom augenblicklichen Waffenglück, ohne National-Einrichtungen, oder volksthümliche Lebenskeime. Wir werden sie im folgenden Zeitraum abermals von den Ungarn, dann auf immer von den Osmanen unterjocht sehen.

Die Chazaren, wiewohl am Anfang dieser Periode im Besitz einer furchtbaren Macht, welche von den pannonischen Grenzen bis an den Don und weit hinauf in die sarmatischen Länder reichte, gingen dennoch in kurzer Frist zu Grunde. Schon gegen das

Ende des neunten Jahrhunderts verloren sie durch das Kriegsglück der noch wildern Petschenegen oder Pazinazen vieles Land. Am Anfang des elften wurden sie durch die vereinte Macht der Russen und Griechen völlig unterjocht.

Ueber den Trümmern der chazarischen Herrschaft setzten zum Theil sich die Kumanen fest. Eine Welle mehr in den wilden Strömen der Völkerwanderung, aber nur durch den besondern Namen, nicht durch den Charakter, durch Sitte oder Einfluß kennbar. Die mongolische Erschütterung zersplitterte ihre Macht. Sie verschwinden unrühmlich aus der Geschichte. Die Länder im Norden des schwarzen Meeres wurden von den nogaischen Tataren besetzt; die dazischen Länder fielen den Wlachen, welche schon früher, jedoch unterwürfig, allda gehauset hatten, als freies Besitzthum zu. Am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1315) ward hier durch den Woiwoden Rade der eigentlich sogenannte wallachische, durch den Woiwoden Bogdan aber um dieselbe Zeit der moldauische Staat gegründet.

Vom byzantinischen Kaiserthum.

Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche.

Nicephorus, welchen Irene's Feinde auf den Thron erhoben, regierte ohne Ruhm und ohne Glück. Harun al Raschid erniedrigte ihn zur Tributpflichtigkeit, die Bulgaren erschlugen ihn in der Schlacht (811). Michael I., welcher des Nicephorus Sohne Stauratius die Krone raubte, ein andächtiger Freund der Bilder, so wie Michael II., der Stammler (820—29), ein Feind derselben, regierten ohne Ruhm und ohne Glück. Nach des Theophilus (Michaels II. Sohnes) Tod (829—42) stellte Theodora, dessen Wittwe, als Vormünderin ihres Sohnes Michaels III., den Bilderdienst für immer her (841) durch das zweite Concil zu Nicäa. Der unfähige, üppige Michael starb durch die Hand des Basilius, welchen er aus dem Staub zum Günstling und Cäsar erhoben (867).

Unter Michael III. begann die Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche.

Der Haß zwischen Griechen und Lateinern ist fast so alt als ihre wechselseitige Bekanntschaft, wenigstens so alt als die Unterjochung

Griechenlands durch Rom. In den Gemüthern der Griechen lebte fortan das Gefühl des erlittenen Unrechts, geschärft durch das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit, und in wahrer oder erkünstelter Verachtung der herrischen Fremdlinge Trost und Ersatz suchend. Dagegen waren die Lateiner der Erinnerung der römischen Triumphe voll, und hielten Rom für die durch den Schluß des Schicksals erkorene Erdenkönigin. Die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Konstantinopel verlieh dieser Stadt und mit ihr allen Ländern der griechischen Zunge einen erhöhten Rang, und ermunterte ihre Ansprüche auf Vorrang, wenigstens auf Gleichheit; ja es mochte, in Sachen der Kirche und der Wissenschaft, den Lehrern allerdings der Vorrang vor den Schülern zu gebühren scheinen.

Bei solchen Verhältnissen und solcher Stimmung der Gemüther war die zeitliche Eintracht nur scheinbar oder künstlich, mitunter das Werk vorübergehender Zufälle; die Abneigung war bleibend, die Spaltung — ob früher oder später eintretend — fast unvermeidlich.

Allmählig vermehrten kleine Verschiedenheiten in der Liturgie, bald auch in Glaubenssätzen den gegenseitigen Haß, und am allermeisten ward er entzündet durch die Eifersucht der beiden Patriarchen von Alt- und Neu-Rom. Der erste hatte, seit seiner Trennung vom byzantinischen Reiche, zum Theil durch dieselbe, einen entschiedenen Vorsprung in dem Wettlauf zur Hoheit gewonnen; aber der Erzbischof von Konstantinopel, seine Sache mit jener des Throns verbindend, an dessen Strahlen er sich sonnte, verschmähte das Anerkenntniß seiner Unterordnung. Eine persönliche Fehde zweier Patriarchen gab endlich die Losung zum Bruch.

Der Patriarch Ignatius in Konstantinopel ward durch das Machtwort K. Michaels III. seiner Würde entsetzt, und statt seiner Photius auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Aber der Papst Nikolaus I. erklärte sich für Ignatius, und sprach den Bannfluch über dessen eingedrungenen Nachfolger, worauf dieser kühn in die geöffneten Schranken trat, und mit kirchlichen Waffen wie mit jenen der Gelehrsamkeit den Papst bekriegte.

Der Ausgang des heiligen Geistes vom Vater „und dem Sohn," welcher erst im siebenten Jahrhundert, anfangs von den spanischen, dann den gallischen Synoden soll behauptet worden sein, war die von Photius gerügte Neuerung, und er meinte, daß, welcher Mund das verhängnißvolle „filioque" ausspräche, kein christlicher Mund

sei. Doch wurden noch andere Anklagen mit dieser Hauptbeschwerde verbunden.

Einige Zeit darauf ward Photius gestürzt durch Michaels Mörder und Nachfolger Basilius Macedo. Rom, auf einem zu Konstantinopel gehaltenen Concil (869), feierte solchen Triumph, und erneuerte des Photius Verdammung. Aber durch einen abermaligen Umschwung, nach des Ignatius Tod, erhielt der Verdammte seine Stelle wieder, und befestigte sich darin durch die Freundschaft des Papstes Johann VIII., welcher dabei mehr seiner persönlichen Gesinnung als den Grundsätzen seines Stuhles gehorchte. Doch war auch dieses nicht von Dauer; denn Photius ward zum zweitenmal abgesetzt nach des Basilius Tod, und starb in der kaiserlichen wie in der kirchlichen Ungnade.

Ohne förmliche Versöhnung, ohne laute Fortsetzung des Streites dauerte während des zehnten Jahrhunderts und der ersten Hälfte des elften das gespannte Verhältniß zwischen den Stühlen von Rom und Konstantinopel fort. Endlich ward durch des Patriarchen Cerularius Uebermuth der Bruch entschieden. Derselbe schrieb einen kühnen Hirtenbrief an die Kirchen Apuliens, welche so eben durch die Normänner zur Gemeinschaft Roms gebracht worden, und forderte sie auf zur Verwerfung des päpstlichen Ansehens. Rom antwortete mit einem feierlichen Bannfluch (1054, 16. Juli), welchen die Gesandten des Papstes in Konstantinopel selbst auf den Altar der Sophienkirche niederlegten, und welcher nimmer wiederrufen ward. Von dieser Zeit an besteht das griechische Schisma. Aussöhnungen wurden zwar öfters versucht, doch nur aus politischen Gründen, wenn der griechische Hof gegen die türkischen Dränger der Hülfe des Abendlandes begehrte. Volk und Geistlichkeit beharrten in ihrem Haß wider Rom. Die Aussöhnung war also nur vorübergehend und scheinbar.

Das Haus des Basilius. Die Comnenen und die Angeli.

Fast zweihundert Jahre besaß das Haus dieses Basilius Macedo den Thron; nicht durchaus unwürdig, doch im Ganzen durch Unglück gegen äußere Feinde und durch Familienzwist um die Frucht einzelner Kraftanstrengungen oder einzelnen Verdienstes gebracht. Die Namen Leo's V., des Gelehrten, dann des, als Schriftsteller berühmten, Konstantin VII. Porphyrogenitus mögen mit Interesse genannt werden. Die Reihe der basilischen Prinzen ward unter-

brochen durch Nicephorus Phokas (963), und Johann Zimiszes (970), zwei treffliche Feldherren, unter deren Regierung die Macht des Reiches durch glückliche Kriege fast wider alle Feinde desselben erhöht ward. Zimiszes zumal stritt glorreich wider die Araber, und ging im Siegerschritt über den Euphrat, welchen seit des Heraklius Zeit kein griechisches Heer mehr gesehen. Doch wurden die Eroberungen nicht behauptet; nur Cilicien, Antiochien und Cypern kamen ans Reich zurück.

Nach Zimiszes folgten wieder Prinzen aus des Basilius Haus. In ihrer Reihe erscheint auch ein Weib, Zoe, Konstantin's VIII. Tochter (1028). Durch ihre Hand erhoben, stiegen nach einander vier Kaiser auf den Thron. Nach ihrem Tod erbte (1053) ihre Schwester Theodora das Reich. Aber Michael VI., welchen diese zum Nachfolger ernannte, ward abgesetzt von Isaak Comnenus (1057).

Dieser, nach zweijähriger Verwaltung, ging ins Kloster (1059), worauf binnen 20 Jahren sechs Kaiser verschiedenen Ursprungs den Thron bestiegen. Der letzte derselben war Alexius I. Comnenus (1081), welcher ein länger dauerndes Haus gründete.

Das Jahrhundert der comnenischen Herrschaft ist durch die — thätige und leitende — Theilnahme des griechischen Reiches an den Kreuzzügen ausgezeichnet, welche ungeachtet vieler Gefahren und Bedrängnisse dennoch im Ganzen den Verfall zurückhielten, durch Schwächung des Hauptfeindes sowohl als durch gelegenheitliche Erweiterung des Gebietes. Erst die Eroberung Kostantinopels durch die Lateiner, die unter der Herrschaft des nachfolgenden Kaiserhauses geschah, gab dem Reich einen entscheidenden Schlag.

Alexius Comnenus war ein thätiger und tapferer Fürst, doch auch eitel, wortbrüchig und fanatisch. Mit den barbarischen Nationen im Norden, mit den Normannen in Italien und Illyrien, mit den Türken focht Alexius fast ohne Unterlaß, und benützte den ersten Kreuzzug schlau zur Vergrößerung des Reiches. Aber er zog durch Untreue und Hinterlist die Verachtung der Lateiner auf sich, und schändete seinen Charakter durch Ketzerverfolgung.

Sein Sohn Kalo-Johannes (1118) übertraf den Vater in allem Guten, und war rein von dessen Sünden. Auch Manuel I. (1143), sein Sohn, regierte mit Glück, obgleich mit weniger Beifall. Zu seiner Zeit war der zweite große Kreuzzug, dessen Mißlingen die Lateiner meist seiner Treulosigkeit zuschrieben.

Alexius II., des vorigen Sohn (1180), war unmündig. Andronikus, ein Prinz des Hauses, ließ sich zum Reichsverweser, dann zum Kaiser ausrufen, und erwürgte den unschuldigen Alexius (1183). Aber bald warf Isaak Angelus sich zum Gegenkaiser auf, und Andronikus büßte seine Blutschuld durch einen martervollen Tod (1185).

Isaak, der Stifter eines neuen Kaiserhauses, ward durch seinen eigenen Bruder, Alexius III., vom Thron gestürzt, geblendet und eingekerkert (1195). Sein Sohn entkam, und rief ein Heer von Kreuzfahrern zu Hülfe. Dieselben, von tapfern und klugen Häuptern, zumal von dem Dogen Dandolo von Venedig, dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat und dem Grafen Balduin von Flandern, geführt, rückten vor Konstantinopel (1203, 23. Juni), und bewirkten durch den Schrecken, der vor ihnen herging, eine schnelle Gegenrevolution, (1203, 19. Juli). Alexius III. entfloh. Der geblendete Isaak ward aus dem Kerker wieder auf den Thron erhoben, mit ihm sein Sohn, der die Rettung gebracht hatte, Alexius IV. Aber bald entzündete die Eifersucht der beiden Nationen einen neuen Krieg. Der unglückliche Alexius IV., zwischen der Pflicht gegen seine Retter und jener gegen sein Volk schwankend, verlor Beider Gunst, und es schwang sich durch einen plötzlichen Aufstand Alexius V. Dukas Murzuphlus auf den Thron. Der alte Isaak starb vor Schrecken, und sein Sohn ward erwürgt (1204, 5. Febr.).

Jetzt stürmten die Lateiner die abtrünnige Stadt, und eroberten sie (12. Febr.) unter großem Blutvergießen und allen Schrecken barbarischer Kriegswuth. Ein großer Theil Konstantinopels verbrannte, die Plünderung war allgemein und unbarmherzig. Mehr als der gesammte Reichthum des Abendlandes — nach Balduins Schätzung — ward geraubt, nicht weniger vielleicht zerstört; das Privatglück aller wohlhabenden Einwohner, der Reichthum des Staates vernichtet für ein Menschenalter.

Auf den Thron des byzantinischen Reichs setzte sich jetzt, durch die Wahl seiner Siegesgefährten erhoben, der Graf Balduin von Flandern. Aber die Venetianer nahmen für ihren Antheil die Küstenländer am adriatischen und ägäischen Meere nebst vielen Inseln und einem Theile Griechenlands. Der Markgraf von Montferrat erhielt den Ueberrest Griechenlands und Macedonien. Viele andere, selbst mehrere griechische Herren, bekamen oder rissen an sich Ländereien oder Städte, dem Namen nach als Lehen des Reichs, aber der That nach fast selbständig. In Nicäa

aber errichtete Theodor Laskaris den Thron des griechischen Reichs, und beherrschte von da aus die meisten asiatischen Provinzen, und ein Prinz des comnenischen Hauses, Alexius, erhob am entlegenen Meeresufer, in Trapezunt, das Panier einer unabhängigen kleinen Herrschaft, welche nachmals, um der Würde der Beherrscher willen, mit dem Titel des Kaiserthums prangte.

Balduin in Konstantinopel und seine Nachfolger (Heinrich sein Bruder, Peter von Courtenai sein Schwager, Robert und Balduin II. dessen Söhne) bezahlten ihre scheinbare Herrlichkeit mit schweren Leiden, zum Theil mit einem gewaltsamen Tod. Dieses Reich hatte keinen haltbaren Grund. Dem entschiedenen Haß des Volkes zum Trotz errichtet, war die abendländische Macht im griechischen Reich durch die unseligen Lehenverhältnisse, welche man auch allda gegründet hatte, dermaßen gelähmt, zerrissen und gegen sich selbst feindselig, daß nur in der zahmen Furchtsamkeit der Unterworfenen die Möglichkeit ihrer Fortdauer bestand, und daß sie einstürzen mußte, sobald ein entschlossener Angriff darauf gewagt ward.

Derselbe geschah unter Michael Paläologus, welcher das nicäische Kaiserreich gewaltsam an sich gerissen hatte, und durch glänzende That sein schwankendes Recht zu stärken wünschte. Eine kleine Kriegerschaar, von Michael blos zum Erkundigen über den Hellespont gesandt, ersah den wehrlosen Zustand der Hauptstadt, und eroberte sie durch Einverständniß mit den Bürgern (1261, 25. Juli). Balduin II. verlor also die wohl schon lange (seit 1228), doch stets kümmerlich behauptete Herrschaft. Er floh ins Abendland, und starb in der Dunkelheit des Privatlebens.

Michael, der Stifter des letzten byzantinischen Kaiserhauses, bemühte sich eifrig, die durch die lange Trennung einander fremd gewordenen Theile des ehemaligen Reiches wieder zu einem Ganzen zu sammeln. Aber das Werk ging über seine Kräfte. Sein verzweifelter Versuch, durch Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche das Abendland sich zu befreunden, vermehrte nur das Uebel, indem er zu den Bedrängnissen der bürgerlichen Zwietracht noch jene der religiösen gesellte. Auch fühlten jetzt, da der Thron wieder in Konstantinopel stand, die entfernteren asiatischen Provinzen eine für sie verderbliche Erschlaffung der Regierungsthätigkeit.

Unter Michaels Sohn und Nachfolger (1282), Andronikus II., dem älteren, wurden ringsum die Wolken noch trüber. Eine ununterbrochene Reihe innerer Fehden und anarchischer Gräuel und von

außen die zunehmenden Schrecken der türkischen Waffen bezeichnen die unglückliche Regierung dieses werthlosen Fürsten. Sein eigener Enkel, Andronikus III. oder der jüngere, empörte sich wider ihn und erpreßte die Abtretung des Reichs (1328). Der alte Andronikus verkümmerte in einem Kloster.

Das Chalifat.

In vorliegender Periode zerfällt Mohammeds Reich, als politischer Körper, durch dieselben Ursachen, welche allen großen Despotenreichen fast unausbleiblich Verderben bringen. Es ermattet in seinem innersten Leben durch den Unwerth der Herrscher und die Dahingebung der Sklavenschaar; und die allzugroße Masse, welcher die erhaltende Seele gebricht, löst sich auf in größere oder kleinere Trümmer. Aber die geistige Schöpfung Mohammeds, seine Kirche, zerfällt nicht. Die Feinde, die Sieger seiner Nachfolger, beugten sich unter des Propheten heiliges Gesetz, und, unabhängig von den Stürmen der Herrschsucht, thront Mohammeds Glaube fort über den schönsten Ländern zweier, ja dreier Welttheile.

Schon war, am Ende des vorigen Zeitraums, das Arabische Reich durch Losreißung Spaniens, auch eines Theiles von Afrika, geschwächt. In raschen Fortschritten ging jetzt die Zersplitterung weiter. Gleichwohl blieb noch geraume Zeit die Macht der Araber — ob des Hauptreiches oder der getrennten Staaten — den Christen fürchterlich. Welche Drangsale das Abendland von den Sarazenen erfahren, ist früher bemerkt worden. Die Leiden des griechischen Reichs waren noch größer und dauernder. Harun al Raschid, als Kaiser Nicephorus den Tribut verweigerte, zu welchem Irene sich verpflichtet hatte, verwüstete Kleinasien und hohnneckte Konstantinopel durch sein in der Nähe der Kaiserstadt aufgeschlagenes Lager. Auch Motassem, sein Sohn, erneuerte wider den Kaiser Theophilus die Schrecken der sarazenischen Waffen.

Jener Harun al Raschid (der Gerechte) war der Enkel Al Mansurs, mit welchem wir die vorige Periode schlossen († 774), und der Sohn Al Modi's, dessen Charakter Sanftmuth und Liebe zu den Wissenschaften zierten. Harun's Name ward vor allen seines Geschlechtes gepriesen von den Zeitgenossen und Nachkommen, und blieb durch Verbindung mit beliebten Volksgeschichten und Volksdich-

tungen in Jedermanns Mund. Er hinterließ (808) sein innerlich beruhigtes und blühendes, weithin geehrtes oder gefürchtetes Reich seinen drei Söhnen. Bürgerlicher Krieg war die Folge seiner Theilung. Sieger ward der glückliche, darum auch hochgepriesene Mamun (812), dessen Regierung jedoch wirklich durch Weisheit, Kraft und zumal durch Beförderung der Wissenschaft des Preisens werth ist. Unter ihm hat die arabische Kultur ihre höchste Stufe erreicht. Nach ihm aber fing bald der Verfall an.

Denn Al Motassem (833), sein wohl kräftiger, doch zu sehr kriegslustiger und despotisch gesinnter Bruder, legte den Grund zum Verderben seines Thrones durch eben jenes, wodurch er ihn zu stützen gedachte. In Folge der fortschreitenden Civilisation oder der sie begleitenden Weichlichkeit der Araber war ihre kriegerische Stärke, ihr siegbringender Enthusiasmus geschwunden. Motassem vermeinte, durch eine fremde, knechtische Kriegsschaar sowohl den einheimischen Empörern als den auswärtigen Feinden furchtbar zu werden, und umgab seinen Thron mit einer starken Leibwache von türkischen Sklaven, den Kriegsgefangenen, welche die Araber in ihren vielfältigen Fehden mit den Steppenvölkern am Oxus und Jaxartes gewonnen hatten.

Motassems Nachfolger empfanden bald diese natürlichen Wirkungen seines unseligen Systems. Schon sein Sohn Dschafar Al Motawakkel erhielt den Thron bloß durch den Willen der türkischen Garden. Mit Hülfe türkischer Häupter ward Motawakkel durch seinen eigenen Sohn Montaser getödtet (861), und als diesen die Gewissensangst bald hierauf hinwegraffte, wurden Mostain und Motaz von verschiedenen Parteien zu Chalifen ausgerufen; Mostain, der Schützling der Türken, jedoch bald ermordet (866).

Motaz, welcher wider den Willen der Türken zum Thron gelanget, ward bald das Opfer ihres Hasses. Die Türken ermordeten ihn (869). Dasselbe Loos traf seinen Nachfolger Mohtadi, den Sohn Whateks, schon nach Jahresfrist (870). Beider Tod war durch Schmach und Qualen gräßlich.

Als die Völker den Befehlshaber der Gläubigen also mißhandelt, in Staub getreten, der Wuth der Barbaren preis gegeben, so verloren sie die Ehrfurcht für ihren Beherrscher; und kühneren Muthes verfolgte der Ehrgeiz die Plane der Empörung und der Selbständigkeit. Mit der Regierung des Chalifen Motaz beginnt der Hauptverfall des Reiches.

Zwar Motamed und mehrere der folgenden Chalifen hielten

den Scepter mit starker und geschickter Hand; doch nur kurze Unterbrechungen, geringe Milderung des Uebels bewirkten sie mit all ihrer Kraft. Das Chalifat sank. Neue Dynastien in allen Theilen des Reiches erhoben sich. Statthalter des Chalifen oder gemeine Abenteurer, glückliche Kriegshäupter schwangen sich empor zur Herrschaft; eine Zeitlang noch unter scheinbarer Anerkennung der Oberhoheit des Chalifen, doch der That nach selbständig.

Dazu gesellten sich kirchliche Zerrüttungen, Feindseligkeit neu entstehender Sekten, erblicher Hader zwischen den Häusern Ali und Abbas. Solche Verhältnisse dienten oft zum Grund, öfter zum Vorwand und zur Bekräftigung politischer Spaltung.

Indessen herrschte über Bagdad und dessen — abwechselnd erweiterte oder verengte — Umgegend das Haus Abbas fort, trotz aller Schwäche und Erniedrigung fortträumend den Traum der Weltherrschaft, prächtiger Titel und eitlen Schaugepränges sich erfreuend. Noch immer legten die Abgesandten ferner Reiche und gewaltiger Fürsten huldigende Worte und Geschenke zu den Füßen des geheiligten Thrones nieder, noch immer ehrten die Völker den Imam al Hak (den rechtmäßigen Oberpriester), ob auch in politischen Dingen seine Gewalt erloschen war.

Auch über Bagdad, und was sonst noch zum weltlichen Gebiet des sinkenden Chalifates gehörte, ging die Gewalt verloren, als Al Rhadi den Herrn von Wafet und Basra, Mohammed Ebn Rajek, den Obersten der türkischen Leibwache, zum Emir al Omrah (Emir der Emire) erklärte (935), und ihm die oberste Macht in bürgerlichen und Kriegssachen verlieh. Von dieser Zeit an war der Chalif bloß Imam, die weltliche Herrschaft ausschließend in den Händen des Emirs al Omrah, um das Emirat selbst ein blutiger Streit unter den Bewerbern. Nachdem mehrere Türken nach einander mit Gewalt in den Besitz der Stelle sich gesetzt hatten, riß sie der Buide, Ahmed Moez ed Daula (Arm des Reiches), an sich (945), und brachte sie erblich in sein Geschlecht. Die Chalifen erhielten nun einen bestimmten Gehalt, die Buiden als oberste Emirs herrschten ohne Beschränkung. Aber der Seldschuke, Togrulbeg, von dem Chalifen Abdalla Kaim Beamrillah gegen seinen übermüthigen Gewaltsträger zu Hülfe gerufen, schlug den Feldherrn des Malek al Rahim, und endete die Macht der Buiden (1055). Jetzt waren die Seldschuken die obersten Emirs, bis auch sie durch einheimische Spaltung geschwächt wurden, und der Chalif auf kurze Zeit

einen Schatten von Macht wieder erwarb. Doch ernannte Ahmed Naser el Eddin Allah den Kurden Selaheddin (Saladin), nachdem derselbe den Thron der verhaßten Fatimiten bestiegen, zum Emir al Omrah (1179) und erneuerte das alte Verhältniß.

Auch der Untergang von Saladins Haus blieb unbenützt von den Chalifen, und bald darauf fiel über sie die rohe Macht der heidnischen Mongolen, welche, ohne Scheu vor der Würde des Imams, den ehrwürdigen Thron zertrümmerten. Hulagu, Enkel Dschengis-chans, führte seine wilden Schaaren gegen Bagdad, die heilige Stadt (1258). Er eroberte sie, plünderte sie vierzig Tage lang, tödtete zweimalhunderttausend Menschen, unter ihnen Mostasem Billah, den sechsundfünfzigsten unter den Nachfolgern des Propheten. Pferde zertraten dessen Leiche. Also ging die abbassidische Herrschaft unter, im tausend zweihundertachtundfünfzigsten Jahre unserer Zeitrechnung, und im sechshundertsechsundfünfzigsten der Hedschra.

Zwar entrann Ahmed Moustanser, ein Abbasside, dem Todesschwert und entfloh nach Aegypten, wo Sultan Bibars I. ihn als Chalifen erkannte (1263); auch trugen noch achtzehn seiner Nachkommen diese den Völkern heilige Würde, die hierauf an die osmanischen Eroberer überging. Aber diese ägyptischen Chalifen blieben für die Hauptländer der mohammedanischen Welt ohne politische Bedeutung. Der Umsturz des bagdad'schen Throns endete die Herrlichkeit des arabischen Reichs und war der Todesstoß für die Kultur Asiens.

Afrikanische Dynastien.

Schon unter Al-Mansur, welcher das Geschlecht Ali grausam verfolgte, ward im äußersten Westen der afrikanischen Provinz durch den Flüchtling Edris, einen Fatimiten, die Fahne der Selbständigkeit erhoben. Sein gleichnamiger Sohn erbaute die Stadt Fes (788), den Sitz einer weitreichenden Herrschaft.

Nicht viel später, unter Harun al Raschid, errichtete in Kairwan der Statthalter Ibrahim, Aglabs Sohn (805), ein eigenes Reich, welches über das ehemalige Karthagische Land sich ausbreitete und seinen Hauptsitz in Tunis erhielt.

Gegen dieses Reich erhob sich Mahadi Obeidollah (908), ein Abkömmling Ali's und Fatimens, wie man glaubte, und daher

den Völkern theuer. Er trug siegreiche Waffen wider die Häuser Aglab und Edris und eroberte Fes. Mahadi's Nachfolger schwangen sich zu glänzendem Glück. Moez-Leddin-Allah, sein Urenkel (969), ging durch den Sand der Wüste nach Aegypten, eroberte es und gründete zu Kahira (Kairo), welches er in der Gegend des alten Memphis erbaute, den Sitz einer zweihundertjährigen Herrschaft (972). Die Fürsten seines Hauses — vorzugsweise die Fatimiten genannt — führten den Titel Chalifen, und standen zwiefach feindselig — weil kirchlich wie politisch — wider die Abbassiden zu Bagdad. Sie eroberten Syrien und Palästina; aber die Länder in Westen auf der weitgedehnten afrikanischen Küste überließen sie den neu aufkommenden einheimischen Herrscherstämmen.

Die Bewohner dieses meist herrlichen Landes hatten sich so innig mit den Arabern befreundet, Sitten, Religion, Sprache ihrer Besieger nicht minder als deren Blut so allgemein unter sich aufgenommen, daß, welche Umwälzungen immer entstanden, sie nur Veränderung der Herrscherstämme, nie Veränderung der Lebensverhältnisse bewirkten. Von allem Alten, von der christlichen nicht minder, als von der klassischen Römerzeit, ist fast jede Spur verschwunden.

Jussuf Ebn Zeiri, welchen Moez als Statthalter zurückgelassen, vererbte die Gewalt auf seine Nachkommen, mit beibehaltenem Schein der Abhängigkeit von den Fatimiten. Bald hörte auch der Schein auf. Die Zeiriten verehrten Omar und die Sunna. Mächtig geboten im Zeitpunkt ihres Glückes die Zeiriten von Fes bis zur ägyptischen Grenze. Aber die sicilische Macht unter K. Roger und mehr noch einheimische Feinde, die Morabethen, brachten ihnen den Untergang.

Die Morabethen („Eiferer für den Glauben") waren in der Mitte des elften Jahrhunderts (1056) auf die Stimme Abdallah's, des Propheten, aus den die Wüste begrenzenden Ländern hervorgegangen, ein aus Berbern und Arabern vermischtes Geschlecht. Abubeker, Sohn Omars, war ihr Haupt; er nannte sich Emir al Moslemin. Sein Nachfolger, Jussuf ben Teschefin (1069), baute Marokko, auf quellenreichem Grund, ringsum von weiter Wüste beschirmt. Sie ward der Sitz des Reiches. Auch über die Meerenge, nach Spanien, zog Jussuf, und vereinte die streitenden Emirate daselbst unter seinem Scepter.

Dieses gewaltige Reich der Morabethen (auch Almoraviden

genannt) ging zu Grund durch Glaubenseifer. Mohadi Mohammed, Nachkomme Ali's, wie er vorgab, wurde vertrieben aus Marokko wegen Religionsneuerung. Da predigte er seine Lehre den Stämmen umher und führte seine Bekenner siegreich wider die Morabethen (1120). Abdol Mumen, sein Freund und Nachfolger, eroberte Marokko, und endete die morabethische Herrschaft (1146, † 1163). Die Almohaden unterwarfen sich bald alle Länder bis zur Grenze Aegyptens. Auch das arabische Spanien folgte dem Glück der Neubegeisterten.

Hundert Jahre nach Abdol Mumens Tod hört die Herrschaft seines Geschlechtes auf (1269). Im äußersten Westen ward von Abdol Hak, anfangs Gewaltsträger der Almohaden, ein selbständiges Reich gestiftet (1213), das der Meriniten, die noch weit in den folgenden Zeitraum herrschten. Neben den Meriniten blühten noch verschiedene andere Dynastien.

Asiatische Dynastien.

In dem Gedränge der asiatischen Dynastien zeichnen zuvörderst die von einheimischen, d. h. arabischen, syrischen oder persischen Häuptern gestifteten, sich aus.

Schon unter dem Chalifen Al Mamun erhob sich in Chorasan (820) die Herrschaft der Taheriden, aber nach fünfzig Jahren wurde sie wieder gestürzt durch den Räuberhauptmann Jakob Ebn Leith, den Sohn eines Kupferschmieds (Soffars) (872), dessen Nachkommen die Soffariden hießen.

Nasr und Ismael, Samans Urenkel, stifteten (892) in Mawaralnahar, d. i. dem Land zwischen dem Oxus und Jaxartes, eine auf die Trümmer der Soffaridischen Herrschaft gebaute Macht. Bokhara war ihr Hauptsitz. Viele Steppenvölker erkannten der Samaniden Gesetz. Aber Ueppigkeit und Erschlaffung untergruben den durch wilden Muth errichteten Thron. Die Gazneviden stürzten ihn um (999).

Neben den Samaniden herrschten in den Südprovinzen des kaspischen Meeres auch die Dilemiten. Ihr Reich wurde zerstört durch die Buiden.

Diese Buiden haben ihren Ursprung von den Söhnen des Fischers Buja Ebn Shetsa. In Shiras und Ispahan standen die Throne der beiden älteren Brüder, in Kerman herrschte der

jüngste (933). Der bagdad'sche Chalif erkannte ihre Macht. Ein Buide ward von dem zitternden Chalifen zum Emir al Omrah ernannt, und herrschte als solcher auch über Bagdad. Die Nachkommen dieser Buiden blieben gewaltig bis in die Mitte des elften Jahrhunderts. Die Gaznevviden endeten solche Gewalt in Persien (1039), die Seldschuken aber in Bagdad (1056).

In Gauer oder Ghor, dem südwestlichen Theil von Balkh, erhoben sich gegen die türkischen Herren von Gazna eingeborene Fürsten, Ghuriden genannt — Sprößlinge der Sassaniden, wie sie sich rühmten — und Hussein (um 1150) eroberte Gazna; Mohammed Ghori, sein dritter Nachfolger, eroberte Chorasan und Dehli († 1205). Aber bald nach diesem Glück stürzte durch das Schwert der Charissemiten der ghuridische Thron (1215).

Unter den in den syrischen Ländern gestifteten Reichen zieht besonders das der Ismaelianer unsere Blicke auf sich.

Hassan Ebn Sabah (1090) sammelte die Anhänger des Ismael, Sohns Giafars al Sadek (des Gerechten), des sechsten Imams und Urenkels von Abubeker, in ein Volk, dessen Religionseifer und Kriegsmuth einen weit über das nordpersische Hochland (Ghebal, das Gebirg, geheißen) herrschenden Thron errichtete. Die Fürsten dieses Reiches nannten sich Scheiks-al-Ghebal (die Fürsten — oder Alten — des Gebirgs), und blieben gewaltig bis auf die mongolische Zeit (1255).

Nach der gewöhnlichen Meinung sind die Assassinen in Syrien ein Stamm der Ismaelianer. In den Zeiten der Kreuzzüge finden wir auf den Höhen des Libanon ein durch Religionsschwärmerei, Todesverachtung und blinden Gehorsam gegen seinen Herrn äußerst furchtbares Volk, dessen Fürst, wie der ismaelitische, der Alte vom Berg, geheißen ward. Der Name der Assassinen — „Meuchelmörder" — ist bloß der Ausdruck des Abscheues gegen die Mordthaten, welche von ihnen begangen wurden. Denn auf das Wort ihres Oberhauptes zogen die Assassinen mit tödtenden Waffen aus, das ihnen bestimmte Schlachtopfer zu fällen, wo und wann immer sie es träfen. Nah oder fern von ihrem Reich, ja bis in die europäischen Länder, verfolgten sie die dem Tode Geweihten, und mordeten sie vor allem Volk, mordeten Könige und Fürsten in der Mitte ihrer Wachen. Viele Uebertreibung ist offenbar in solchen Berichten, überhaupt aber fast Alles räthselhaft von diesem sonderbaren Volke. Einige halten sie für eins mit den Drusen, den Bekennern des vergötterten Hakem,

wornach sie noch heute fortdauern würden. Die gewöhnliche Meinung läßt sie von dem mamlukischen Sultan Bibars ausgerottet werden.

Türkische Reiche.

Durch viele Jahrhunderte tönt furchtbar, wenn auch nicht mehr in neuester Zeit, der Name der Türken. Aber dreierlei ganz verschiedene Reiche sind es, die unter demselben sich uns darstellen. Ein altes, das schon im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erscheint, aber noch vor Karls des Großen Zeit wieder verschwindet; dann die in der vorliegenden Periode aus den Trümmern des arabischen Chalifats sich bildenden vielnamigen Türken-Reiche; endlich das osmanisch-türkische, dessen Entstehung erst in die folgende Periode fällt.

Der erste Ursprung, der wahre Stammbaum, die ganze Urgeschichte des Volkes ist dunkel und räthselvoll. Doch genügt uns zu wissen, daß die Türken, wie die Hunnen und Mongolen, von dem großen Gebirge stammen, dessen Rücken mitten in Asien thront, und Völker wie Flüsse nach allen Weltgegenden gesendet hat und sendet. Durch die Ungunst des Schicksals waren die Türken die Sklaven einer mächtigen Horde, der Scheuschang (oder Geugener), geworden. Sie waren verurtheilt, aus den Eingeweiden des Gebirges Altai das Eisen zu Tag zu fördern, welches ihre Tyrannen gewaltig machte. Da entstand unter ihnen ein kühner Führer Bertezena (550), und forderte sie auf, für sich selbst die Schwerter zu bereiten, und Freiheit oder Herrschaft damit zu erkämpfen. Schnell war das Werk der Befreiung vollbracht. Die Scheuschang, in mehreren Schlachten hingewürgt, verschwinden aus der Geschichte; die Türken, vom Altai aus, überschwemmen Ost und West. Zumal wird bald nach Bertezena ein großer Eroberer, Disabul, als Chan der östlichen Türken-Horden genannt. Die chinesischen Annalisten beseufzen, daß das Schwert ihrer neuen Feinde ihre Heere wie Gras darnieder gemäht, daß nur Unterwerfung oder Tribut ihren Grimm besänftigt habe; auch scheint es, daß sie einen großen Theil Sibiriens unterjocht haben. In Westen wurde von ihnen das berühmte Volk der Hayathaliten oder weißen Hunnen besiegt, das der Perser geschreckt.

Dieses erste und gewaltige Reich der Türken ging zu Grunde

durch einheimische Spaltung, durch die ränkevolle chinesische Politik und durch das Schwert der Tataren Hoei-ke (um 750). Es ist nicht unwahrscheinlich, wiewohl nicht vollständig erwiesen, daß mehrere der nach Europa gekommenen barbarischen Steppenvölker die Ueberbleibsel dieser alten Türken gewesen.

Indessen lebte der Name der Türken fort in den Steppenländern Mittelasiens. Als die siegreichen Araber nach der Zertrümmerung des Perser-Reiches in die Oxus- und Jaxartes-Länder drangen, stießen sie auf türkische Horden und kamen mit denselben in mannigfaltige Verhältnisse des Kriegs und des Friedens. Wir haben gesehen, wie die Chalifen aus türkischen Kriegsgefangenen oder aus solchen, die freiwillig ihre Dienste nahmen, Heerhaufen, zumal Leibgarden bildeten, und dadurch sich selbst Gefahr und Schmach, den Türken Hoheit und Gewalt bereiteten.

Während der Chalif selbst in Bagdad vor den Launen und dem Uebermuth seiner Leibwachen zitterte, errichteten die in die Provinzen als Statthalter geschickten türkischen Günstlinge, oder auch gemeine Abenteurer, Sklaven aus türkischem Stamm, sich unabhängige Throne; unter ähnlichen Umständen wohl und mit ähnlichem Erfolg als die einheimischen Thronräuber, jedoch auch unter sich selbst zu einer eigenen Nationalmasse durch gleichen Ursprung und gleichen Charakter sich gestaltend: nicht minder, als in der Zertrümmerung des römischen Weltreichs die germanischen Herrschaften wie eine besondere, ein eigenthümliches Ganzes bildende, Masse erscheinen.

In Aegypten machte schon Achmed, Tuluns Sohn, Statthalter des Chalifen Motaz, sich selbständig nach seines Wohlthäters Tod (869). Aber der Chalif Moktadi eroberte Aegypten wieder (905). Ein anderer Türken-Sklave, Mohammed Ykschid, erneuerte den Abfall (935). Doch nur ein Menschenalter behaupteten die Ykschiden den Thron. Die Fatimiden stürzten ihn (969).

Wichtiger war die Herrschaft der Gaznevidén, welche Mahmud (999) stiftete. Er, der Sohn eines Haussklaven des Veziers eines samanidischen Herrschers, schwang sich von der Stelle eines Statthalters in Gazna, wozu schon sein Vater gelangt war, zum unabhängigen Beherrscher Chorasans und aller Länder vom kaspischen Meer bis zur Mündung des Indus, vom Jaxartes bis in die Nähe des Tigris auf. Zwölf Feldzüge that der unermüdete „Sultan“ nach Hindostan bis in's Gangesgebiet, zertrat viele Völker,

stürzte viele Pagoden um, und eroberte den größten Theil der vorderen Halbinsel. Aber dauernd war die Herrschaft über Indien nicht.

Gleichwie die germanischen Stämme, die in römischen Provinzen sich festsetzten, sobald sie die christliche Religion annahmen, in ein feindseliges Verhältniß wider ihre heidnischen Brüder in der alten Heimath traten: also wurden die Türkenstämme im arabischen Reich, sobald sie zum Islam sich bekannten, durch eine geistige und politische Scheidewand von ihren Brüdern in der Steppe getrennt, und es dauerte, der vielfältigen Blutsvermischung ungeachtet, das uralte Feindesverhältniß zwischen Iran und Turan fort. Zum Theil war solches schon die Wirkung der bürgerlichen Gesittung, welche die erobernden Stämme in den südlichen Ländern, wenigstens in einigem Maße, annahmen; doch weit mehr die Wirkung der Religion.

Sultan Mahmud selbst, der Stifter der gaznevidischen Hoheit, erzitterte noch vor der Macht der Turkomanen, nomadischer Horden von türkischer Abkunft, welche diesseits des Jaxartes herumschwärmten. Mahmuds Nachfolger, Sultan Massoud, sah die Erfüllung von seines Vorfahrers Ahnung an dem blutigen Schlachttag bei Zendekan (1038), welcher der Gazneviden Herrschaft in diesen nördlichen Gegenden endete und sie auf die indischen Grenzländer beschränkte.

Der Sieger Massoud's war Togrul-Beg, Enkel Seldschuks. Durch's Loos, wie wir lesen, war Togrul unter seinen Mitbewerbern zum Oberhaupt der verbündeten Horden bestimmt, und rechtfertigte durch Muth und Einsicht die Gunst des Glückes. Nicht nur die Gazneviden, auch die Buiden erlagen dem Arm Togruls, und der größte Theil Persiens gehorchte seinem Wort. Der Chalife Kajem selbst hatte ihn herbeigerufen wider seine Dränger; als Emir al Omrah herrschte der Seldschuke jetzt auch über Bagdad. Durch sein Ansehen bewogen, hatten alle Horden, die mit ihm waren, den Islam angenommen; was dessen Herrschaft befestigte. Bis Konstantinopel ging schon der Schrecken der Turkomanen.

Togrul's Neffe und Nachfolger Alp Arslan (1063) (der muthige Löwe) schlug und fing den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes, starb aber auf einem Zug wider Turkestan durch die Hand eines gefangenen Feindes (1072). Sein Sohn, Malek-Schah, auch Dschelaleddin genannt, war der größte unter den seldschukischen Fürsten. Er vereinte unter seinem Scepter mehr Länder, als je der Chalif in Asien besessen. Zugleich war er Freund der Kultur und der

Wissenschaft, die schöner nie als unter ihm in türkischen Reichen blühte, Urheber der nach ihm genannten vortrefflichen dschelaleddinischen Jahresrechnung, und durch unermüdeten Thateifer wie durch fromme Wohlthätigkeit berühmt.

Nach ihm (1092) zerfiel das Reich in Trümmer. Er selbst schon hatte das Aufkommen einiger Nebenreiche unter der Herrschaft von Seitenverwandten begünstigt. Doch blieb er der Oberherr aller Länder, in welchen die neuen Throne gebaut wurden. Mit seinem Tod zerriß das Band solcher Abhängigkeit. Blutiger Streit um das Erbe erhob sich zwischen den Söhnen und dem Bruder des Verstorbenen. Ein Vertrag endete denselben, und theilte das Reich (1103). Selbst Persien, das Hauptland, kam an mehrere Linien, und außer demselben erhoben sich noch die unabhängigen Sultane von Ikonium, Kerman, Aleppo und Damaskus.

Neunzig Jahre nach solcher Theilung ward das Hauptreich durch die Chowaresmiden zerstört (1195), deren Stifter, Kotheddin Mohammed, seldschukischer Statthalter in Chowaresm war, sich aber unabhängig gemacht hatte (um 1100). In schnellen Fortschritten erweiterte sich die Herrschaft dieser neuen Dynastie. Die Ghuriden wurden durch dieselbe gestürzt (1215). Die Chowaresmiden (oder Charissemiten) selbst aber erlagen nicht lange darauf dem Schwert der Mongolen (von 1219—1231). Die Trümmer der charissemitischen Horden flohen nach dem westlichen Asien, überschwemmten Palästina und verstärkten durch ihre käuflichen Dienste die Macht der benachbarten seldschukischen Fürsten.

Denn noch bestand in den Provinzen Kleinasiens die seldschukische Herrschaft. Von den oben bemerkten Reichen erhielt sich, nach dem Untergange der übrigen, jenes von Ikonium oder Rum noch durch längere Zeit. Der Stifter desselben, Suleiman Gazi (der Glaubensbeschützer) war durch die Zwietracht der byzantinischen Thronbewerber, Nicephorus Biennius und Nicephorus Botoniates, groß geworden. Sein Beistand verhalf Letzterem zur Krone, aber Kleinasien ward der Lohn des Beistandes. Anfangs in Ikonium, darauf in Nicäa, wurde der Thron dieses seldschukisch-römischen Reichs (Rum) aufgeschlagen, der Schrecken Konstantinopels und der Abscheu der Abendländer. Wider die Macht dieses Türkenreichs hat am heftigsten der Arm der Kreuzfahrer gestritten. Dennoch überlebte es solchen Sturm, und ward erst durch die Mongolen zerstört (1308).

Auch die Reiche der Ortokiden, Atabeken und Ayubiten mögen unter die türkischen gerechnet werden. Ortok, der Anführer einer türkomanischen Horde, erhielt von den Seldschuken die erbliche Herrschaft über Jerusalem und Palästina (1084). Doch schon die Söhne Ortoks verloren, in den Tagen des ersten Kreuzzugs, das heilige Land gegen die Fatimiten in Aegypten (1096).

Unter den seldschukischen Statthaltern wurden zumal die Atabeken (Pflegväter des Fürsten) in Syrien mächtig und selbständig. Ihr Stifter war Emad Eddin Zanghi (1121), Statthalter zu Mosul, ein tapferer, weiser Fürst, nach dessen Ermordung (1145) sein Sohn, Nureddin Mahmud, zu Aleppo den Thron einer weitreichenden Herrschaft baute, den Fatimiten und den Christen gleich furchtbar, und im Morgenland und Abendland berühmt durch Mäßigung, Milde und Frömmigkeit. Doch Nureddins Reich zerfiel bald nach ihm († 1174) durch der Ayubiten schwellendes Glück.

Dieselben gingen aus von Schirkuah dem Kurden, dem Sohn Shadi's, welchen Nureddin nach Aegypten sandte, zur Schlichtung des Haders zwischen Dargam und Schawr, den Bewerbern um das Vezirat des fatimitischen Chalifen. Nachdem Schirkuah seinen Verbündeten, Schawr, auf den Stuhl des Vezirs erhoben, ward er uneins mit demselben und stürzte ihn. Er selbst war Vezir und vererbte solche Würde auf Selaheddin, seinen Neffen, den Sohn Ayubs. Dieser große Krieger und Regent setzte sich auf den Thron der Fatimiten nach dem Tod Abed-ledin-Allah's, des letzten Fürsten aus diesem Geschlecht (1171), und unterwarf Aegypten wieder dem Chalifen zu Bagdad. Nach dem Tod Nureddins zerriß er das Band der Abhängigkeit von den Atabeken, eroberte vieles Land in Asien und Afrika, und stürzte den christlichen Thron in Jerusalem um.

Selaheddins Söhne (1195), die Ayubiten genannt, schwächten sich durch einheimische Kriege. Des Vaters Reich ging in Trümmer. Sein Bruder Adel Seifeddin riß das Hauptland, Aegypten, an sich. Seifeddins Nachfolger unterwarfen sich mehrere losgerissene Länder wieder. Aber der Sultan Moaddan, als er mit Ludwig IX. von Frankreich, den er gefangen genommen, billigen Frieden schloß (1250), erregte hierdurch den Unwillen der Mamluken, einer Sklavengarde, aus kumanischen Jünglingen bestehend. Sie tödteten ihn und seine Angehörigen, und bekleideten Ibegh, ihren Anführer, mit

der Sultanswürde. Ibegh's Nachfolger wurden jedesmal von den Mamluken gewählt, aus ihrer eigenen Mitte. Man nennt ihre Reihe die Bahariten zum Unterschied einer nachfolgenden (der tscherkasischen) Reihe. Lange behaupteten die Mamluken den Ruhm der Tapferkeit; sie allein trotzten dem mongolischen Sturm. Die fortwährende Erfrischung ihrer Stärke durch neu herbeigerufene Krieger aus den heimathlichen Hirtenstämmen bewirkte dies. Auch gab Verdienst oder Vertrauen, nicht aber Erbrecht, den Thron. Die Sultane entschlummerten also nicht wie jene der Dynastien.

Von den Mongolen.

Nach so lange angedauerten Stürmen der Barbarei, der wilden Herrschgier und des Aufruhrs, nach fast zweitausend Jahre getragenem Fluch des Despotismus blieb Asien noch immer schön. Noch war der Segen von Zoroasters Lehre, noch waren die Spuren der durch Alexander weit ausgestreuten hellenischen Kultur nicht ganz verwischt; die Fanatiker Arabiens hatten allmählig der mildern Gesittung, den Genüssen der Civilisation gehuldigt, und selbst die Türkenschwärme oder ihre bessern Häupter waren nicht ganz unangesprochen geblieben von der aus so vielen Denkmalen redenden Stimme der Menschenbildung.

Aber ein neuer Sturm brach herein, furchtbarer als alle, welche bis dahin gewüthet, und zerstörte für immer Asiens schönere Gestalt. Von denselben Höhen brauste er herunter, von welchen über Europa die hunnische Verwüstung gekommen, und welche die vielnamigen scythischen Horden, Massageten und Saken, Parther und Türken zu verschiedenen Zeiten über die Süd- und Westländer Asiens ausgegossen. Die Mongolen (Mogolen, Mungalen), von dem altaischen Gebirgsrücken sich herabstürzend, eroberten, verwüsteten in wenigen Menschenaltern den größten Theil Asiens und die Ostländer Europens, und errichteten das ausgedehnteste aller jemals gewesenen Reiche.

Wir haben des mungalischen Volksstammes schon im vorigen Zeitraum gedacht; aber erst mit Dschengis-Chan treten die Mongolen auf den wahrhaft welthistorischen Schauplatz.

Derselbe war der Sohn des Chans Yesu-Kai, welcher über die Horde Müm-U und einige andere, die an den Ufern der Selinga und des Onon umherzogen, herrschte. Als er starb (1176), war sein

Sohn, Temudschin, dreizehn Jahre alt. Die Horden verschmähten des Knaben Herrschaft und schlugen seine Freunde in offener Feldschlacht. Er floh zu Hogrul dem Keraiten, einem tatarischen Chan, der am Jenisei thronte. Aus solchem Stand der Abhängigkeit und Beschränkung erhob sich Temudschin durch Kraft und Glück. Die Liebe der Horden erwarb er sich durch Freigebigkeit und tapfere Thaten. Die Feinde wurden geschreckt oder niedergeworfen; Togrul-Chan selbst, nach entstandener Zerwürfniß mit seinem Schützling, geschlagen und getödtet. Von Sieg zu Sieg eilend, war Temudschin im dreiundvierzigsten Altersjahr mächtig genug, daß auf einem Kurultai (oder Reichstag) (1206) von einem Propheten verkündet werden mochte: Temudschin sei durch Rathschluß des Himmels Dschengis- (oder Dschengiz-) Chan (der größte Chan), und bestimmt zur Herrschaft über die Erde.

Die Horden der weiten Wüsten erkannten gläubig des Propheten Wort, und an ihrer Spitze erschien bald der gewaltige Dschengis, der Schrecken der Völker. Er brach über die große Mauer mit den Myriaden seiner Streiter in China ein, mähte die chinesischen Heere nieder, eroberte Yenking, die Hauptstadt, und erzwang schweren Tribut und die Abtretung von fünf Provinzen (1210 und 1214).

Bald darauf ward wider Mohammed, den weitherrschenden Sultan von Chowaresm, der Krieg erhoben (1218—1224). Siebenmal hunderttausend Mongolen trafen in den Flächen nördlich des Jaxartes auf viermal hunderttausend chowaresmische Streiter, und schlugen sie in einer schrecklichen Schlacht. Mit Hülfe chinesischer Kriegsbaumeister brach jetzt Dschengis die Mauern der hochberühmten Städte Otrar, Meru, Nisabur, Herat, Balk, Kandahar u. a.: die zitternden Völker wurden zertreten, die Denkmale des Fleißes früherer Geschlechter zerstört. Durch alle Länder vom kaspischen Meer bis zum Indus tobte die Verwüstung, welcher Gelaleddin, Mohammeds Sohn, vergebens die Kraft seines Heldenarms entgegensetzte.

Der Würger der Nationen starb bald darauf, neue Pläne der Eroberung brütend (1227).

Seine Nachfolger setzten dieselben in's Werk, mit gleichem Glück und gleicher Grausamkeit. Die Geschichte der mongolischen Eroberungen ist schaudervoll. Die Spuren ihrer Zerstörungswuth sind heute, nach bald sechshundert Jahren, noch nicht verwischt. Mit ungeheueren Kriegsschaaren, unersättlich und ohn' Erbarmen, durchstürmten sie die

blühenden Länder, und ließen überall eine Wüste zurück. Welche Stadt in ihre Gewalt fiel, die wurde geplündert, zerstört, ihre Bevölkerung theils niedergemacht, theils als Sklaven verkauft. Nicht Alter, nicht Stand, nicht Geschlecht, fand Gnade vor diesen Barbaren, auch Unterwerfung sänftigte nicht ihren Grimm. Als Oktai-Chan Nordchina erobert hatte, geschah in dem Rath seiner Großen der Vorschlag, die ganze Bevölkerung dieses weiten, menschenreichen Landes zu vertilgen, auf daß ein freier Weideplatz für die Heerden der Sieger daraus würde. Die beredten Vorstellungen Ilidschudsai's, eines edlen Mandarins, welchen Oktai ehrte, retteten mit Mühe das schwer bedrohte Volk.

Nach Dschengis-Chan ward Oktai, sein Sohn, zum Beherrscher der Mongolen erklärt, jedoch erhielten auch dessen Brüder Tuschi, Dschagatai und Tuli weite Reiche zum erblichen Besitz, ob auch mit abhängiger Hoheit. Nach Oktai's Tod (1241) ernannten die Großen der Nation auf einem feierlichen Kurultai Gayuk, Oktai's Sohn, zum Großchan, welchem auf ähnliche Weise Mangu (1251), Tuschi's Sohn, und diesem sein Bruder Kublai (1259) folgten. Kublai war der letzte allgemeine Herrscher oder Großchan.

Durch die glücklichen Waffen Oktai's und seiner Neffen ward fast zu gleicher Zeit das nördliche China und in Westen alles Land vom Ural bis an die Oder und die Ostsee, vom Eismeer bis gegen das adriatische unterworfen. China war damals in zwei Reiche getheilt. Vom nördlichen, welches die Niutsche beherrschten, hatte schon Dschengis fünf Provinzen abgerissen; jetzt zerstörte es Oktai völlig, und vereinte es mit seinem eigenen Gebiet (1234). Gleich darauf sandte er Batu, Tuschi's Sohn, mit fünfmal hunderttausend Streitern aus gegen die Reiche des Nordens und Westens. In weniger als sechs Jahren (1236—1242) durchzog dieser in beispiellosem Siegeslauf neunzig Längengrade, den vierten Theil des Umfangs der Erde. Die unermeßlichen Steppen Kipzaks oder Kaptschaks, wie man die Länder vom Jaik bis zum Dnieper nannte, die Gebiete der Großfürsten Rußlands, vom baltischen bis zum schwarzen Meer, Polen, Schlesien — allwo bei Liegnitz viele slavische und deutsche Herren fielen —, auch die Länder südlich am Krapak, das weite Ungarn, Serbien, Bosnien, Bulgarien wurden erobert oder verwüstet; die Schrecken des mongolischen Namens durchschauerten ganz Europa.

Der Papst (Innocenz IV.) und der Kaiser (Friedrich II.) suchten

das Ungewitter zu beschwören. Die Mission des Papstes verfehlte ganz ihren Zweck, brachte jedoch der Erdkunde gelegenheitlichen Gewinn. Die Rüstungen des Kaisers flößten Ehrfurcht dem Chan ein; der wilde Strom, welcher mit unheilbarer Barbarei Europa bedrohte, prallte ab an deutscher Tapferkeit und flutete zurück über Asien.

Indessen hatte Batu's Bruder, Scheibani-Chan, seine Augen auf die unwirthbaren Länder des tieferen Nordens geworfen. Mit einer mäßigen Horde drang er (1242) bis an's Eismeer. Seinen Thron schlug er zu Tobolsk auf, von wo aus dreihundert Jahre lang seine Nachkommen über Sibirien herrschten.

Die Zerstörung des Chalifats durch Hulagu-Chan ist schon in der arabischen Geschichte erzählt. Derselbe Hulagu legte noch viele andere Reiche des mittlern und westlichen Asiens in Trümmer, unter denselben jenes der Ismaelianer in Persien und die meisten derjenigen, welche in Kleinasien und Syrien den Seldschuken, oder den Atabeken, oder ihren Emirs gehorchten. Nur die Mamluken in Aegypten vertheidigten ihre neu errungene Herrschaft mit Muth und Glück.

Noch bestand, als Oktai das nördliche Reich der Niutsche über den Haufen geworfen, in Süden das ungleich mächtigere Reich der Song. Kublai-Chan bereitete Krieg wider die Song, und führte seine unüberwindlichen Schaaren von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, bis zur Residenz Quinsai (1279), endlich bis Canton. Die Chinesen, den Kampf im Feld vermeidend, litten standhaft den Tod hinter ihren Mauern und Verschanzungen. Blutend sanken sie endlich dem Ueberwinder zu Füßen. Ganz China gehorchte jetzt dem Eroberer, welcher, noch ungesättigt, auch Korea, Tunkin, Cochinchina, Pegu, selbst Bengalen und Tibet, als unterwürfige oder tributpflichtige Länder an sich brachte, ja die fernen Inseln des indischen Meeres mit einer Flotte heimsuchte, aber beim Angriff auf Japan durch den Ungestüm der Wellen zweimal an die Schranken seiner Macht eindringlich erinnert ward.

Für das Reich der Mongolen ward die Erwerbung China's und der Uebergang der Eroberer zu den Sitten und der Religion der Ueberwundenen der nähere Anlaß zur Zersplitterung. Die chinesischen Mongolen wurden dadurch von ihren Brüdern getrennt, und nicht länger konnte der Großchan (das Haus Kublai's, auf welches diese Würde forterbte) die entfernten Provinzen und Gewaltsträger im Gehorsam erhalten. Also fing — nach dem ewigen Gesetz der asiatischen

Despotien — die Theilung, der einheimische Krieg, die Auflösung der großen Herrschaften in vielnamige kleine an.

Die wichtigsten dieser Staaten, welche allmählig zur Selbständigkeit erwuchsen, mitunter auch in wieder kleinere Theile zerfielen, waren: 1) Dschagatei, von einem Sohne des Dschengis also genannt, und von dessen Haus beherrscht. Es begriff zumal die tatarischen Länder östlich am kaspischen Meer und in den Regionen des Mustag. In Bischbalig residirte der Chan. 2) Iran oder Mittelasien, die altpersischen Länder, und was von Kleinasien und Syrien unterworfen war, begreifend. Tauris war der Sitz dieses Reiches. 3) Turan, das öde Reich, welches in Sibirien Scheibani-Chan errichtet hatte. 4) Kipzak, welches anfangs auch über Sibirien die Hoheit behauptete, später auf die Steppenländer im Norden des kaspischen und schwarzen Meeres und auf Rußland beschränkt ward. In Sarai war der Thron.

Das Hauptreich, die Herrschaft des Großchans, blieb in den heimathlichen Steppen der Mongolen, in den Altai-Ländern und der Wüste Kobi. Lange zogen die Großchans an der Spitze der „goldenen Horde" unstät umher in der weiten Steppe; endlich ward das Dorf Karakorum zum bleibenden oder Hauptsitz erkoren. Als China erobert war, ließ der Großchan auf den Thronen des Kaisers sich nieder. Aber es ward Karakorum, nach der späteren Umwälzung, welche die Mongolen aus China verdrängte, abermal der Sitz des gesunkenen Reiches.

Geschichte der Kreuzzüge.

Einleitung.

Ein Krieg von vielen Nationen — nicht von einzelnen Treibern, die ihre Heerden zusammenstoßen — ein gemeinschaftliches Unternehmen vieler Völker, oder eines ganzen Welttheils gibt nothwendig einen großen und erhebenden Anblick. Dasjenige, was Menschen verschiedener Zungen, Lagen und Verhältnisse, Theilnehmer von vielfach widerstreitenden Interessen, ja natürlich in feindseliger Berührung stehend, unter eine Fahne sammelt, kann nicht wohl ein materielles Interesse — als welches nach besonderen Verhältnissen immer un-

terschieden ist — es kann nur ein geistiges, eine Idee sein. Eine Idee aber als bewegende Kraft der Völker, ja gewaltiger, als die physischen Kräfte des Zwangs, als alle Lockung sinnlicher Zwecke, erblicken, heißt den Adelsbrief unseres Geschlechtes einsehen. Selbst wenn die Gestaltung solcher Idee oder ihre Anwendung verkehrt oder thöricht wäre, wenn der unmittelbare Gegenstand des durch sie erweckten Strebens Mißbilligung verdiente, wenn Unlauterkeit bei Vielen, welche Genossen des Strebens sind, erschiene, wenn die Wirkungen desselben als geringfügig, ja schädlich sich darstellten, oder wenn die gewünschte Frucht durch Irrthum, Bosheit oder Unglück zerstört würde: — so bliebe dennoch das hohe Interesse des Schauspiels, als des Waltens einer geistigen Kraft.

Von diesem Standpunkt wollen wir die Kreuzzüge betrachten; er ist der geeignetste zu ihrer Würdigung. Sie sind nicht eine politische, sie sind eine religiöse Unternehmung der Völker gewesen. Nicht um das byzantinische Reich, die Vormauer Europa's, gegen die Türken zu schützen, nicht um der Türken Macht zu schwächen, nicht um Schätze und Herrschaften im Orient zu erstreiten, welches alles nur untergeordnete oder nur Zwecke von Einzelnen waren: — nur darum hob Europa sich aus seinen Angeln, und stürzte über Asien her, um die Grabstätte des Erlösers, überhaupt die Stellen, die durch die Geburt, den irdischen Wandel und den Tod des Weltheilands geheiligt worden, den Ungläubigen zu entreißen, auf daß ihnen nicht länger Entweihung drohe, und auf daß der Christ in Sicherheit und Friede des religiösen Trostes an den durch ihre Bedeutung ihm angehörigen heiligen Stätten sich erfreue.

Ob es politisch gut oder räthlich wäre, Palästina zu erobern? kam hiernach nicht in Erwägung; ob es gerecht wäre, daran zu zweifeln, fiel Niemanden bei. Auch ließe sich, selbst vom philosophischen Standpunkt, Einiges zur Rechtfertigung anführen.

Das Wallfahren, d. i. das Besuchen religiöser Orte, die entweder durch heilige Erinnerungen ehrwürdig, oder nach frommem Glauben der Aufenthalt von Wunderkräften, segenbringend den Bittenden sind, hat schon in der alten heidnischen Zeit als heilige Sitte bei allen Völkern gegolten. Die Griechen und die Orientalen hatten ihre Orakel, ihre wunderthätigen Bilder, Quellen, Haine u. s. w., wohin von nah und fern gewallfahrtet ward. Auch die Christenheit nahm das Wallfahren als verdienstliche Handlung oder als geeignetes Mittel zur Pflege religiöser Gefühle, zur Erhebung des

Gemüths gen Himmel, zum Empfang himmlischen Trostes auf; und sie mochte mit Recht — ob auch ihr Gott kein lokaler, sondern der allgemeine sei — die Stellen, welche der Schauplatz der Geschichte ihres göttlichen Stifters gewesen, als ihr in diesem Sinn auf ewig angehörend betrachten. Das Recht, an diesen geheiligten Stellen zu beten, war gar wohl verträglich mit eines Fremden Besitzthum auf Grund und Boden, mit den Hoheitsrechten eines ungläubigen Königs oder Volkes über das heilige Land. Diesem Recht hatte die Christenheit niemals entsagt; auch wäre, ihm zu entsagen, nie in der Macht des griechischen Kaisers oder irgend eines andern zufälligen Besitzers der Gegend gestanden.

Solchen Ideen gemäß hatten, auch seit der Eroberung des heiligen Landes durch die Sarazenen, die Wallfahrten der Christen aus allen Weltgegenden und von allen Sekten dahin fortgedauert, und es war jede Störung der Andacht, oder jede andere Bedrückung, welche mitunter die tyrannische Laune der Landesherren oder ihrer Gewaltsträger über die Pilgrimme verhängte, als Unrecht erkannt und beklagt worden. Aber gewöhnlich, zumal seit der abbasidischen Zeit, noch mehr seitdem die fatimitischen Chalifen über Palästina herrschten, blieben die Wallfahrer ungekränkt, ja sie wurden selbst begünstigt aus Handelsgründen. Als aber die Türken sich jener Länder bemächtigten, als unter den Zerrüttungen, welche den Fall des Chalifats begleiteten, für die wallfahrenden Christen der Friede verloren ging, als Mißhandlungen an die Stelle der früheren Gastfreundlichkeit traten: da entstand ein Widerstreit des langgeübten religiösen Rechtes der Christen mit den Anmaßungen der politischen oder Gewaltsherrscher des Landes; es blieb der Christenheit zur Behauptung ihrer heiligen Ansprüche nur ein Mittel, das Schwert, übrig; und es mochte, da der Mißbrauch des Besitzrechtes als eine Verwirkung desselben gelten kann, und das Kriegsrecht nur in seinem Zweck seine Grenze findet, auch das Land selbst seinen gewaltthätigen Herren entrissen werden.

Seitdem die Bedrängnisse der Wallfahrer in Palästina sich vermehrt hatten, war in Europa der Gedanke der Rache und der Rettung erwacht. Schon Papst Sylvester II. († 1003) ermunterte die Christenheit im Tone der Begeisterung zur Befreiung des heiligen Grabes. Seine Worte verhallten. Der Ruf solcher Befreiung ertönte lauter und allgemeiner, seitdem der Turkomane Ortok von den Seldschuken die Herrschaft über Jerusalem und das heilige Land erhalten.

Seine Schaaren, der Gesittung und dem Handel fremd, wußten nicht anders ihr Besitzthum als durch Druck und Raub zu nützen. Die Klagen der heimkehrenden Pilger, die Erzählungen von den palästinischen Christen, von der Mißhandlung selbst des Patriarchen von Jerusalem, brachten die Gemüther in Aufruhr, und es bedurfte nur noch eines zündenden Strahles, um den über den Welttheil gehäuften Brennstoff in lodernde Flamme zu bringen.

Der Feuereifer Peters von Amiens (auch Peter der Einsiedler, und Cucupeter geheißen) ward solcher Strahl. Dieser hochbegeisterte Mann hatte die Bedrängniß der Christen im heiligen Lande mit eigenen Augen gesehen, hatte die Klagen des Patriarchen vernommen, und erkannte in der mächtigen Aufregung seines Gemüthes einen Ruf des Himmels zur Verkündigung des heiligen Krieges. Er eilte zurück nach Europa, empfing vom Papst Urban II. Bekräftigung und den apostolischen Segen.

Während Peter der Einsiedler die Länder durchlief, und durch Feuerworte seine Schwärmerei in die Seele von Hunderttausenden goß, schrieb Urban II. ein Concilium nach Piacenza (1095, März) aus, um allda die große Angelegenheit durch gemeinsame Berathung der geistlichen und weltlichen Häupter zu fördern. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, auch den Wünschen des Papstes, so wie den Bitten der griechischen Abgeordneten, welche in Alexius I. Namen um Hülfe wider die Türken flehten, geneigt. Im November desselben Jahres (1095) ward eine zweite Kirchenversammlung zu Clermont in Auvergne gehalten, unter großem Zulauf von Begeisterten aus allen Ständen. Der Eifer der Anwesenden kam jenem des heiligen Vaters entgegen, und der tausendstimmige Ruf: „es ist der Wille Gottes!“ unterbrach den Strom seiner ermunternden Rede. Er hieß sie solches fromme Wort zum Feldgeschrei nehmen, ihre Kleider — oder, wie die eifrigen thaten, ihre Leiber — mit dem heiligen Kreuz bezeichnen, und Genossen des verdienstlichen Werkes unter Freunden und Bekannten werben. Am Fest der Himmelfahrt Mariä des nächstfolgenden Jahres (15. August 1096) sollte der Heerzug beginnen.

Erster Kreuzzug.

Noch in der Zwischenzeit brachen, ungeduldig des Verzugs, unter Peter dem Einsiedler selbst, unter seinem Freund und Vorläufer



Gottfried v. Bouillon.

(Bd. II. S. 325.)

Nach der Statue am Grabmale Maximilians I.

Walter Habenichts, unter dem Grafen Emich von Leiningen und dem Priester Gottschalk einige hunderttausend Kreuzfahrer auf, meist aus den Rheinlanden, durch Süddeutschland, Ungarn und Bulgarien nach dem griechischen Reich. Die beiden letztgenannten Führer fingen ihren Kreuzzug mit grausamer Verfolgung der Juden an, wodurch die Städte am Rhein mit Scenen der Plünderung, der Niedermetzlung und der verzweifelten Wuth, in der Vertheidigung wie im Angriff, erfüllt wurden.

Hierauf wälzte die fanatische Pöbelschaar sich fort gegen die Donauländer, fiel den wilden Bewohnern Ungarns und Bulgariens durch Hunger und Raubsucht schwer, und erlag zu zwei Drittheilen deren wohlgeführtem Racheschwert. Die übrigen stürzten sich über das griechische Reich, dessen Kaiser sie durch freigebige Spenden beschwichtigte, aber so schnell als möglich über den Bosporus nach Asien schaffte. Bald erscholl die Kunde von ihrem Untergang in der Vertilgungsschlacht bei Nicäa gegen den Sultan von Iconium, Kilidsch-Arslan.

Jetzt erst, nachdem schon dreimalhunderttausend Kreuzfahrer umgekommen, erschien das Hauptheer, doppelt so stark an Zahl, wohlgerüstet, streitbar, geführt von den edelsten Helden der Zeit. Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, war unter ihnen der Erste, durch anerkannten Vorzug des Geistes und Charakters. Neben ihm glänzten, durch Geburt oder Macht, oder Thatenruhm, Hugo der Große, Graf von Vermandois, des französischen Königs Bruder, dann Herzog Robert von der Normandie, Wilhelms des Eroberers Sohn, die Grafen Robert von Flandern, Raimund von Toulouse und Stephan von Chartres, und aus Unteritalien der tapfere Bohemund, Fürst von Tarent, Robert Guiscards Sohn, und sein heldenmüthiger Verwandter Tankred, die Zierde der Ritterschaft.

Auf verschiedenen Wegen, zu Land und zu Wasser, gelangten diese Häupter mit ihren gewaltigen Schaaren, unter denselben wohl hunderttausend schwer bewaffnete Reiter, an die Thore Konstantinopels, dessen Beherrscher wie sein Volk mit steigendem Erstaunen und steigender Furcht die endlosen Reihen seiner Helfer, die schwellenden Fluthen dieser abendländischen Völkerwanderung betrachtete.

Fünf bis sechs besonders große oder Hauptkreuzzüge nach dem gelobten Lande werden gerechnet. Aber während und zwischen denselben, fast zweihundert Jahre lang, gingen fast unabgebrochen größere oder kleinere Haufen und einzelne Kreuzfahrer ohne Zahl

dahin. Selbst Frauen in großer Menge nahmen das Kreuz. Eine Königin von Ungarn führte eine ganze Schaar solcher Schwärmerinnen nach Palästina. Ja Kinder, zu vielen Tausenden, wurden ergriffen von demselben Feuer, und man sah lange Reihen dieser Unschuldigen, welche auf die Autorität des Spruches: „Herr, du willst durch Kinder verherrlicht werden!" dem Schooß ihrer Familien entrissen und gegen die Sarazenen geführt wurden. Sie sahen ihre Heimath nicht wieder. Die Hälfte starb auf dem Wege vor Mühseligkeit und Hunger, die übrigen wurden von ihren ruchlosen Führern den Türken verkauft. Aber die Kreuzzüge zur Wiedergewinnung oder zur Behauptung des heiligen Grabes waren nicht die einzigen. Päpste und ihre Diener, die Mönche, predigten mit großem Erfolg Kreuzzüge wider alle Feinde der Kirche in Ost und West. Unter derselben Fahne des Kreuzes wurde wider die Mauren in Spanien und wider die Heiden in Preußen und Liefland gestritten, nicht minder wider die unglücklichen Albigenser und Waldenser in Languedoc, wider Ketzer, Schismatiker, Gebannte aller Art, wider das verhaßte Haus Hohenstaufen, um demselben Neapel und Sicilien zu entreißen, wider rechtmäßige Fürsten überall, wenn sie nicht Sklaven der Kirche sein wollten, endlich auch gegenseitig von einem Papst wider den andern, so daß nicht selten ein Kreuzheer feindlich einem andern gegenüber stand.

Welches waren wohl die Kräfte und Triebfedern, die eine so unerhörte und langdauernde Bewegung erklären? —

Die Idee der religiösen Verdienstlichkeit solcher Züge, dazu der fromme Haß wider die Erbfeinde der Christenheit, immer neu angefacht durch immer neue Unbild; diese Motive mußten wohl in den Jahrhunderten des allgemein vorwaltenden Glaubenseifers unendlich mächtig sein. Im Anfang der Kreuzzüge gesellte sich noch dazu die damals allgemein verbreitete Meinung von dem herannahenden Ende der Welt, welche um so empfänglicher für religiöse Eindrücke machte. Auch wurde die Kraft derselben verstärkt durch künstliche Anfachung von Seite der Kirchenhäupter und Volksheiligen.

Denn auf dem Concil von Clermont verkündete der Papst einen allgemeinen Sündenerlaß für Alle, welche das Kreuz nähmen, Erlaß der Kirchenbußen wie der göttlichen Strafen und wegen aller Verbrechen, wie sie immer genannt würden. Diese Verkündung wirkte wie ein elektrischer Schlag auf eine zugleich sündevolle und abergläubische Welt, sie bewog Millionen zur Annahme des Kreuzes.

Krieg und Abenteuer, wozu die Kirche jetzt einlud, waren ohnehin schon die Lieblingssache der abendländischen Ritter, und das Lehenwesen, welches die Entschlüsse oder Launen des Einen immer zum Gesetz für Viele machte, vervielfachte auch die Wirkung von dem Gelübde der Einzelnen.

Dazu kamen noch verschiedene fremdartige Interessen, welche zufällig an diesen heiligen Unternehmungen sich anreihten, oder künstlich an deren Beförderung geknüpft wurden. Die Könige sahen es gern, wenn ihre Vasallen ins heilige Land zogen. Dadurch wurden sie von der oft gefährlichen Gegenwart trotziger oder übermächtiger Häupter befreit, ja oft — beim Untergang ganzer Häuser im fernen Krieg — durch den nützlichen Heimfall von deren Lehen bereichert. Dagegen freuten auch die Vasallen sich der Entfernung ihrer Könige, als welche ihren selbstsüchtigen Bestrebungen ein freieres Feld öffnete. Die Geistlichkeit aber sah die Dauer der frommen Züge als einen fortwährenden Triumph ihrer eigenen Macht an, und benützte dieselbe Gemüthsstimmung, welche die Annahme des Kreuzes bewirkte, zur Erschleichung oder Erpressung von Spenden oder Vermächtnissen.

Ueberhaupt Jedem, der das Kreuz nahm, winkte für sich selbst ein willkommener Lohn. Die Könige und die großen Häupter, wenn sie auch keine Herrschaft im Morgenlande wünschten, erwarben doch hohen Ruhm und der Geistlichkeit mächtige Gunst; die minder Mächtigen, oder die mit ihrem Loos daheim nicht zufrieden waren, mochten zu einem glänzenderen in Asien durch Tapferkeit und Glück gelangen. Wer von Feinden bedrängt, von Gläubigern beängstigt, ja von der strafenden Gerechtigkeit bedroht war, entging, gemäß feierlich verkündeten, geistlichen und weltlichen Gesetzen, durch Annahme des Kreuzes allem Angriff und aller Verfolgung. Dem Niedrigsten und Aermsten, ja diesem vor allen Andern, gewährte die Kreuzfahrt Heil. Er wurde durch sie entbunden von der drückenden Gutshörigkeit, und mochte, der Tyrannei seiner Herren entrückt, ein freies Loos im gelobten Lande finden.

Aber so mächtig die bewegenden Kräfte, so gewaltig die bewegten Massen waren, dennoch hatten sie in ihrer Hauptbestrebung nur geringen Erfolg. Auch liegt in den Elementen selbst, woraus sie bestanden, in den Verhältnissen und Umständen, worunter sie wirkten, die befriedigendste Erklärung davon. Selbst die Streiter derselben Nation waren, so wie es das System des vielherrischen Lehenwesens mit sich brachte, in eine Menge größerer und kleinerer Haufen getheilt,

die kaum dem Namen nach eine allgemeine Anführung erkannten, oder doch dem Willen und der Laune des unmittelbaren Herrn mehr als dem Interesse des Ganzen dienten. Noch weit loser war die Verbindung unter den Streitern von verschiedenen Ländern und von verschiedenen Zungen. Nationalstolz, Haß, Vorurtheil, Eifersucht lagerten sich zwischen die Heerhaufen, und machten die einträchtige, energische Zusammenwirkung unmöglich.

Die Vielheit der Häupter, der Mangel an kräftig waltender Autorität hinderte alles Gute in Rath und That. Die Indisciplin grenzte an Auflösung; keine regelmäßige, wenigstens keine hinreichende Fürsorge war für Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel; Hunger und Seuchen raffte die Schaaren weg; Unkunde des Landes, Vermessenheit oder Verrath lieferten den Ueberrest in die Hände eines wachsamen und durch ähnliche Ideen wie die Christen begeisterten Feindes.

Das Königreich Jerusalem hatte dabei nie einen andern als einen künstlichen und unhaltbaren Grund. Die einheimische Bevölkerung, ob auch den christlichen Namen tragend, war verderbt, feig, verrätherisch: alle Gründungen und Anstalten der Lateiner waren ungenügend oder unpassend, und die Griechen, weit entfernt, die Bemühungen der Abendländer zu unterstützen, schienen oder waren vielmehr geneigt, die verhaßten und gefürchteten Fremdlinge durch geheime Ränke, mitunter gar durch erklärte Feindseligkeit zu verderben. Die Gesinnungen und das Betragen der Lateiner waren nicht freundlicher als jene der Griechen: und in dem gegenseitigen Haß oder Mißtrauen der beiden Nationen liegt eine der Hauptursachen des Mißlingens der Kreuzzüge.

Als die Schaaren Gottfrieds von Bouillon und der übrigen Fürsten über die Meerenge gebracht waren, so rückten sie sofort gegen Nicäa, und eroberten diese Hauptstadt des seldschukischen Sultans (1097, 20. Juni). Ein entscheidender Sieg bei Doriläum öffnete ihnen den Weg nach Syrien, und das große Heer lagerte sich vor Antiochien, während Gottfrieds Bruder, Balduin, in Edessa einen Fürstensitz gründete, und bald üben Mesopotamiens und Armeniens schönste Provinzen seinen Scepter streckte.

Antiochien ward nach mühevoller Belagerung gewonnen; aber in der eroberten Stadt sahen bald die Christen durch den Emir von Mosul, Kerboga, sich eingeschlossen, und dem Untergang durch Waffen oder Hunger preis. Ein glücklicher Ausfall, zu welchem abergläubische Begeisterung (ob der vermeindlich aufgefundenen heiligen

Lanze) die Kräfte lieh, rettete die Bedrängten, und sie zogen jetzt, nach einigem Verweilen, nach Jerusalem, dem heiß ersehnten Ziel ihrer kriegerischen Pilgerfahrt.

Diese heilige Stadt hatte der fatimitische Chalif Mostaali den Kindern Ortoks in demselben Jahre, worin der Kreuzzug begann (1096), entrissen und wieder mit dem ägyptischen Reiche vereint. Gleichgiltig gegen solche Veränderungen der Verhältnisse, forderten die Christen Jerusalem zurück als ihr unverlierbares Erbe, wer immer von den Ungläubigen es zeitlich besitze. Daher, wiewohl ihre Zahl durch die bisherigen Unfälle bis auf 60,000 herabgekommen war, griffen sie dennoch kühn die stark bemannte und wohl vertheidigte Stadt an (1099, 7. Juni bis 15. Juli), und eroberten sie, nach wechselvollem Kampfe, mit Sturm.

Noch einmal versuchte der Chalif von Aegypten die Herstellung seiner Macht. Aber er ward entscheidend geschlagen bei Askalon, und das gewonnene Land behauptet.

Königreich Jerusalem.

Unter den siegreichen Häuptern ward Gottfried von Bouillon zum König des neu errichteten Christen-Reiches gewählt; doch war sein Gebiet von kleinem Umfang, da nicht nur in Edessa und Antiochia, sondern auch in den näher gelegenen Städten und Ländern, Tripoli, Tiberias, Sidon, Tyrus, Galiläa u. a., durch andere Häupter gesonderte Herrschaften gestiftet wurden. Ja selbst im eigentlichen Königslande ließ der Geist des Lehenwesens die Monarchie nicht aufkommen; und auch die Geistlichkeit, die aus der Heiligkeit der Orte und dem Zweck der Eroberung nicht unscheinbare Gründe für ihre Ansprüche zog, beschränkte ausnehmend den neuen Thron. Sonst ward die innere Verfassung des Reiches, so gut es diese Umstände erlaubten, durch ein gerechtes und weises Gesetz — die Assises de Jérusalem — geordnet, über dessen Ursprung und Schicksale jedoch verschiedene Zweifel obwalten.

Gottfried starb ein Jahr nach seiner Erhöhung (1100). Sein Bruder Balduin I. folgte ihm, diesem aber Balduin II., sein Verwandter (1118), auf welchen Fulko, dessen Eidam (1131), und dann des Letzteren Sohn Balduin III. kamen (1142). Sie alle stritten mit wechselndem Glück wider die Sarazenen. Ihre Macht war gering. Kaum 12,000 regelmäßige Streiter zählte das Reich. Es

würde früher der Macht der Türken erlegen sein, wenn nicht die Stiftung der geistlichen Ritterorden vom Hospital des heil. Johannes, dann vom Tempel Salomons und etwas später der deutschen Kreuzherren ihm eine eherne Schutzwehr gegeben, und wenn nicht die von Zeit zu Zeit erschienene Hülfe frischer Kreuzschaaren den Abgang der einheimischen Streitkraft ersetzt hätte.

Der älteste jener Orden war derjenige, welcher den Namen der Hospitaliter oder Johanniter führte (später aber jenen der Rhodiser- und endlich der Malteser-Ritter erhielt). In seinem Ursprung war er ein bescheidenes Bethaus, dann ein Kloster und ein Spital, welche, zu Jerusalem in der Nähe des heiligen Grabes von Kaufleuten aus Amalfi gestiftet (1048), nach und nach emporstiegen, und von dem heiligen Johannes, welchem sie als Schutzpatron gewidmet waren, den Namen trugen. Nachdem die Christen Jerusalem eingenommen, ward die wohlthätige Stiftung durch fromme Gaben bereichert, und ihren Dienern anfangs durch Gerhard, dann vollständiger durch Raymund du Puy (1120), die Vorsteher der Anstalt, eine vom Papst bestätigte Mönchsregel gegeben. Sofort fing der Kampf wider die Sarazenen an und wurde, meist glorreich, fortgeführt bis zum Untergang der christlichen Herrschaft. Die Johanniter erhielten hierauf in Cypern eine Zufluchtstätte, von wo aus sie muthvoll den Seekrieg wider die Türken führten und schon 1309 das wichtige Rhodus eroberten. Sie behaupteten dasselbe bis in das sechzehnte Jahrhundert.

Der Orden der Tempelherren wurde von Hugo von Pajens und Gottfried von St. Aldemar mit einigen Freunden gestiftet, zwanzig Jahre nach der Eroberung Jerusalems (1118), als Balduin II., schwer bedrängt durch die Türken, nach Hülfe schmachtete. Die verbrüderten Ritter wurden von ihm aufgenommen in seinen Palast an der Ostseite der Stätte von Salomons Tempel, und erhielten von daher ihren berühmten Namen. So arm waren sie anfangs, daß, wie wir lesen, ihrer je Zwei auf einem Pferde saßen. Aber bald wurden sie reich begabt von Königen und Fürsten in allen Ländern Europens. Die Zahl der Ritter, und noch weit mehr jene der dienenden Brüder, nahm außerordentlich zu; sie wurden ein Hauptpfeiler der christlichen Macht in Palästina. Doch haben sie auch durch Ausschweifung, Uebermuth, und mitunter selbst durch Verrath, ihren Ruhm befleckt. Nach dem Verlust Palästina's zog der Orden nach Europa, um allda, in seinem Hauptsitz Frankreich, die gräßlichste Vertilgung zu leiden.

Viele Güter der Tempelherren fielen ihren Nebenbuhlern an Ruhm und Macht, den Johannitern, zu.

Auch der mächtige deutsche Orden entsprang einer kaum bemerkten Quelle. Ein ungenannter Deutscher stiftete (1128) in Jerusalem für die Armen und Kranken seiner Nation ein Hospital und Bethaus. Der edle Zweck erwarb der Stiftung Theilnehmer, und bald verbanden diese mit der Uebung der christlichen Liebe auch den Kampf wider die Ungläubigen. Eine Mönchsregel, aus den Satzungen des heil. Augustinus gezogen, ward das Gesetz der Verbrüderung, welche später mit der, im Lager vor Acre zu ähnlichen Zwecken errichteten, Stiftung von einigen Bürgern aus Lübeck und Bremen vereinbart und durch die Bemühungen des hohenstaufischen Friedrich, Herzogs von Schwaben, zum Ritterorden erhöht ward (1190). Heinrich von Walpot war der erste Großmeister. So wie die beiden andern, so ward auch der deutsche Orden durch Schenkungen von Königen und Fürsten in Europa reichbegütert, und zumal in Deutschland, noch mehr aber in Polen und in Preußen, mächtig, wohin auch der Sitz des Hochmeisters im Anfang des 14ten Jahrhunderts verlegt ward.

Indessen ward die alternde Macht der Selbschuken durch der Atabeken aufstrebende Hoheit furchtbar erneuert. Emadeddin Zanghi zu Mosul und sein Sohn Nureddin, welcher zu Haleb thronte, erschütterten durch wiederholte Schläge die christliche Herrschaft.

Folgende Kreuzzüge.

Da erhob sich abermals Europa in frommen Waffen und stürzte gewaltig über Asien. Die beiden höchsten Häupter des Abendlandes, der Kaiser Konrad III. und Ludwig VII., König in Frankreich, nahmen das Kreuz (1147); mit ihnen zogen 140,000 gepanzerte Reiter und nah an einer halben Million gemeines Fußvolk. Von den Feuerworten des Abtes Bernhard von Clairvaux, des großen Volksheiligen jener Zeit, entglühte so gewaltiger Brand. Aber kläglich war der Erfolg. Manuel Comnenus bereitete emsig, durch Ränke und Verrath, der Franken Untergang. Der Kaiser, durch falsche Wegweiser irre geführt, verlor in den Wildnissen des Taurus die Blüthe seines Heeres. Ludwig VII., der ihm folgte, wurde wiederholt von demselben Feinde, dem Sultan Massoud von Rum, und fast bis

zur Vernichtung, geschlagen. Die Trümmer der christlichen Macht erreichten kümmerlich das gelobte Land, vereinigten sich mit den Truppen des Königreichs, belagerten Damaskus und eroberten es nicht (1149). Die unerhörte Anstrengung trug also nicht eine Frucht; nicht eine Trophäe tröstete Europa über sein vergossenes Herzblut.

Gleichwohl verzagte der tapfere Balduin III. nicht. Kleinere Hülfschaaren, welche mitunter anlangten, erfrischten seine Kraft. Aber die eigene Entzweiung der Streiter Christi, der Hader der Johanniter-Ritter und Tempelherren, zernichtete alles Gute und brachte Verderben über das Reich. Balduin III. starb unter großen Gefahren (1150); Almerich, sein Bruder, und hierauf des Letzten Sohn, Balduin IV. (1173), stritten fast unaufhörlich in schwerem Krieg. Ein noch furchtbarerer Feind, als Nureddin gewesen, trat wider Balduin auf, Selaheddin, der Kurde.

Balduin IV starb; Balduin V., seiner Schwester Sibylle junger Sohn, und nach dessen baldigem Tode Guido von Lusignan, Sibyllens zweiter Gatte, bestiegen jetzt den Thron. In der Schlacht bei Tiberias erlitt Guido eine völlige Niederlage, und ward gefangen mit dem Großmeister der Tempelherren und den Edelsten des Heeres (1187). Der Sultan eroberte die wichtigsten Städte des Landes; auch Jerusalem und alle heiligen Orte fielen in seine Gewalt.

Als die Schreckensbotschaft durch Europa scholl, da waffnete es sich zum drittenmal; und es nahmen einerseits der hochbetagte Kaiser Friedrich I., anderseits die Könige von England und Frankreich, Heinrich II. und Philipp August, das Kreuz. Doch Heinrich starb vor Erfüllung des Gelübdes, worauf Richard Löwenherz, sein Sohn und Nachfolger, mit dem französischen Könige die gemeinschaftliche Unternehmung berieth. Zur Bestreitung der großen Rüstungen ward in allen Ländern von allen Gütern und Einkünften der Geistlichen und Laien ein Zehenttheil eingefordert — der Zehent Saladins genannt.

Kaiser Friedrich bereitete besser als seine Vorgänger den schweren Krieg. Mit einem mächtigen Heere, darunter 20,000 Ritter, ohne die Knechte, zog er einher, und vor ihm der Schrecken. Der Sultan von Ikonium erlitt mehrere Niederlagen. Im Siegerschritt ging der Kaiser über die Gebirge des Taurus; aber in der Nähe von Seleucia starb er plötzlich an einer Erkältung in den Wassern des Saleph (1190).

Durch des großen Barbarossa Tod erlitt die Sache der Christen den unheilbarsten Schlag. Die zahlreichen christlichen Streiter belagerten die Feste Ptolemais oder St. Jean d'Acre. Die Hartnäckigkeit der Belagerten, durch Saladins Eifer unterstützt, vereitelte die Bemühungen der Kreuzfahrer. Von Barbarossa's und seines gewaltigen Heeres Ankunft erwarteten sie ihr Heil. Statt seiner erschien nun Friedrich von Schwaben, des Kaisers Sohn, mit einigen tausend Deutschen, ein Unglücksbote mehr als ein Retter. Bald starb der edle Jüngling, und im Lager der Christen herrschte Kleinmuth und Zwietracht.

Die Erscheinung der langersehnten französischen und englischen Hülfschaaren erneuerte die Hoffnung und den Kampf. Philipp August und Richard Löwenherz vereinigten ihre Truppen unter den Mauern von Acre. Ein unerhört heftiger und wechselvoller Kampf ward um Acre gekämpft. Drei Jahre dauerte die Belagerung. Neun Schlachten wurden in der Nähe der Stadt geschlagen. Endlich ergab sie sich. Aber das Leben einiger hunderttausend Christen kostete der Triumph.

Gleich darauf kehrte Philipp August nach Europa zurück. Richard setzte den Kampf wider Saladin fort, glorreich durch persönlichen Heldenmuth, doch ohne entscheidenden Erfolg. Endlich schloß er einen Stillstand mit dem Sultan, und ließ Jerusalem in dessen Besitz (1192).

Indessen war Streit über das Königreich zwischen Lusignan und Konrad von Tyrus geführt worden. Richard war für den Ersten, Philipp August für den Zweiten gewesen. Nach Philipps Entfernung ward Konrad durch Meuchelmörder, welche der Alte vom Berge sendete, getödtet; Guido von Lusignan aber erhielt von Richard die Insel Cypern. Die Wittwe Konrads vermählte sich mit dem Grafen Heinrich von Champagne, nach dessen Tod (1196) aber mit Almerich II. von Lusignan, Guido's Bruder. Beide nannten sich Könige von Jerusalem. Nach Almerichs Tode nahm Johann von Brienne, Gemahl von Konrads und Isabellens Tochter Marie, die Krone.

Unter Almerichs Regierung ward die Kraft eines mächtigen Kreuzzuges, welchen mehrere französische und italische Häupter unternommen, durch die Angelegenheiten Konstantinopels abgelenkt. Die Häupter, durch die Bitten des vertriebenen Prinzen Alexius bewogen, vergaßen des Krieges wider die Ungläubigen und der Be-

zur Vernichtung, geschlagen. Die Trümmer der christlichen Macht erreichten kümmerlich das gelobte Land, vereinigten sich mit den Truppen des Königreichs, belagerten Damaskus und eroberten es nicht (1149). Die unerhörte Anstrengung trug also nicht eine Frucht; nicht eine Trophäe tröstete Europa über sein vergossenes Herzblut.

Gleichwohl verzagte der tapfere Balduin III. nicht. Kleinere Hülfschaaren, welche mitunter anlangten, erfrischten seine Kraft. Aber die eigene Entzweiung der Streiter Christi, der Hader der Johanniter-Ritter und Tempelherren, zernichtete alles Gute und brachte Verderben über das Reich. Balduin III. starb unter großen Gefahren (1150); Almerich, sein Bruder, und hierauf des Letzten Sohn, Balduin IV. (1173), stritten fast unaufhörlich in schwerem Krieg. Ein noch furchtbarerer Feind, als Nureddin gewesen, trat wider Balduin auf, Selaheddin, der Kurde.

Balduin IV starb; Balduin V., seiner Schwester Sibylle junger Sohn, und nach dessen baldigem Tode Guido von Lusignan, Sibyllens zweiter Gatte, bestiegen jetzt den Thron. In der Schlacht bei Tiberias erlitt Guido eine völlige Niederlage, und ward gefangen mit dem Großmeister der Tempelherren und den Edelsten des Heeres (1187). Der Sultan eroberte die wichtigsten Städte des Landes; auch Jerusalem und alle heiligen Orte fielen in seine Gewalt.

Als die Schreckensbotschaft durch Europa scholl, da waffnete es sich zum drittenmal; und es nahmen einerseits der hochbetagte Kaiser Friedrich I., anderseits die Könige von England und Frankreich, Heinrich II. und Philipp August, das Kreuz. Doch Heinrich starb vor Erfüllung des Gelübdes, worauf Richard Löwenherz, sein Sohn und Nachfolger, mit dem französischen Könige die gemeinschaftliche Unternehmung berieth. Zur Bestreitung der großen Rüstungen ward in allen Ländern von allen Gütern und Einkünften der Geistlichen und Laien ein Zehenttheil eingefordert — der Zehent Saladins genannt.

Kaiser Friedrich bereitete besser als seine Vorgänger den schweren Krieg. Mit einem mächtigen Heere, darunter 20,000 Ritter, ohne die Knechte, zog er einher, und vor ihm der Schrecken. Der Sultan von Ikonium erlitt mehrere Niederlagen. Im Siegerschritt ging der Kaiser über die Gebirge des Taurus; aber in der Nähe von Seleucia starb er plötzlich an einer Erkältung in den Wassern des Saleph (1190).

Durch des großen Barbarossa Tod erlitt die Sache der Christen den unheilbarsten Schlag. Die zahlreichen christlichen Streiter belagerten die Feste Ptolemais oder St. Jean d'Acre. Die Hartnäckigkeit der Belagerten, durch Saladins Eifer unterstützt, vereitelte die Bemühungen der Kreuzfahrer. Von Barbarossa's und seines gewaltigen Heeres Ankunft erwarteten sie ihr Heil. Statt seiner erschien nun Friedrich von Schwaben, des Kaisers Sohn, mit einigen tausend Deutschen, ein Unglücksbote mehr als ein Retter. Bald starb der edle Jüngling, und im Lager der Christen herrschte Kleinmuth und Zwietracht.

Die Erscheinung der langersehnten französischen und englischen Hülfschaaren erneuerte die Hoffnung und den Kampf. Philipp August und Richard Löwenherz vereinigten ihre Truppen unter den Mauern von Acre. Ein unerhört heftiger und wechselvoller Kampf ward um Acre gekämpft. Drei Jahre dauerte die Belagerung. Neun Schlachten wurden in der Nähe der Stadt geschlagen. Endlich ergab sie sich. Aber das Leben einiger hunderttausend Christen kostete der Triumph.

Gleich darauf kehrte Philipp August nach Europa zurück. Richard setzte den Kampf wider Saladin fort, glorreich durch persönlichen Heldenmuth, doch ohne entscheidenden Erfolg. Endlich schloß er einen Stillstand mit dem Sultan, und ließ Jerusalem in dessen Besitz (1192).

Indessen war Streit über das Königreich zwischen Lusignan und Konrad von Tyrus geführt worden. Richard war für den Ersten, Philipp August für den Zweiten gewesen. Nach Philipps Entfernung ward Konrad durch Meuchelmörder, welche der Alte vom Berge sendete, getödtet; Guido von Lusignan aber erhielt von Richard die Insel Cypern. Die Wittwe Konrads vermählte sich mit dem Grafen Heinrich von Champagne, nach dessen Tod (1196) aber mit Almerich II. von Lusignan, Guido's Bruder. Beide nannten sich Könige von Jerusalem. Nach Almerichs Tode nahm Johann von Brienne, Gemahl von Konrads und Isabellens Tochter Marie, die Krone.

Unter Almerichs Regierung ward die Kraft eines mächtigen Kreuzzuges, welchen mehrere französische und italische Häupter unternommen, durch die Angelegenheiten Konstantinopels abgelenkt. Die Häupter, durch die Bitten des vertriebenen Prinzen Alexius bewogen, vergaßen des Krieges wider die Ungläubigen und der Be-

freiung des heiligen Grabes, um die Hauptstadt des christlichen Kaiserreiches zu stürmen (1204).

Allmählig ermattete die Kraft und der Eifer der europäischen Völker. Nicht mehr nach Hunderttausenden wurden die Kreuzfahrer gezählt; wiewohl von Zeit zu Zeit noch ansehnliche Heerhaufen — als zumal jener des Königs Andreas von Ungarn (1217) — erschienen. Die Christen richteten die Hauptmacht fortan angriffsweise gegen Aegypten, als woher ihre größte Bedrängniß in den letzten Zeiten gekommen, und als das Land, von welchem aus, wenn es selbst in der Gewalt der Christen wäre, Palästina weit leichter könnte erobert und behauptet werden.

In solchem Sinn führte König Johann ein Kreuzheer wider Aegypten, und eroberte Damiata nach zweijähriger Mühe (1221). Sultan Meleddin erbot sich zur Rückgabe von Jerusalem gegen jene von Damiata. Der Antrag ward verworfen. Ohne alle Vorsicht, und ohne der Beschaffenheit des Landes, noch der Jahreszeit zu gedenken, rückte das Heer, von dem Legaten Pelagius geführt, stromaufwärts gegen Kairo. Die Zeit der Ueberschwemmung brach ein. Da ließ der Sultan die Schleusen des Nil öffnen; die schwellenden Fluthen, über der Christen Lager stürzend, drohten schnellen Untergang. Nur im Frieden erschien Rettung. Also wurde Damiata geräumt und Stillstand auf acht Jahre geschlossen; das heilige Kreuz, seit der Schlacht bei Tiberias in der Ungläubigen Besitz, gab der Sultan großmüthig zurück (1221).

Die Hoffnungen der Christen waren jetzt auf Kaiser Friedrich II. gerichtet, welcher gleich bei seiner Thronbesteigung zu einem Kreuzzug sich verbunden, auch König Johannes Tochter, Jolantha, geheirathet hatte. Wir haben in der deutschen Geschichte die Ergebnisse dieses Zuges erzählt.

Verschiedene kleinere Züge geschahen noch in den folgenden Jahren, ohne bedeutenden Erfolg. Endlich ward durch eine Welle der großen mongolischen Ueberschwemmung der Thron Jerusalems umgestürzt. Eine Schaar Chowaresmier, vor den Streichen ihrer Sieger, der Mongolen, flüchtend, stürzte über Palästina, schlug, ja vertilgte bei Gaza die christliche Heeresmacht (1244), und eroberte Jerusalem mit allen Städten des Binnenlandes. Ihre Eroberungen fielen dem Sultan von Aegypten, ihrem Verbündeten, zu.

Jetzt beschloß Ludwig IX. der Heilige, König von Frankreich, für der Christen sinkende Sache den fast hoffnungslosen Streit (1249).

Die Blüthe des französischen Adels, viele tausend gemeine Kriegsknechte führte er nach Aegypten. Er eroberte Damiata, und zog stromauf gegen Kairo. Aber bei Mansura brachte die Vermessenheit seines Bruders, des Grafen von Artois, der mit der Vorhut allzuweit vorgedrungen, Verderben über diesen selbst und über das ganze Heer. Mit Artois fielen der Tapfersten viele, der Ueberrest litt durch Hunger und Krankheit. Da beschloß man den Rückzug. Aber der Sultan holt die Flüchtenden ein, umzingelt sie, und nimmt den König sammt dem Heere gefangen (April 1250).

Nach einigen Unterhandlungen gewährte der Sultan dem Könige Freiheit und Friede. Aber die Erfüllung des Vertrags wurde durch den Aufruhr der Mamluken unterbrochen. Dieselben, unwillig, daß der Sultan ohne ihren Rath solchen Frieden geschlossen, tödteten ihn. Dem Muth, wodurch Ludwig selbst diesen wilden Kriegern Achtung einflößte, verdankte er seine Freilassung. Aber er unterließ, oder verstand nicht, die Gunst der Umstände klüglich zu benützen, und mußte heimkehren, ohne durch sechsjährige Mühe die Lage der Christen im heiligen Land um das Geringste gebessert zu haben (1254). Er beschloß hierauf einen zweiten Kreuzzug. Derselbe ward in einen Zug nach Tunis verwandelt, weil man Hoffnung zu haben glaubte, den Fürsten dieses Landes zu bekehren. Die Hoffnung schlug fehl, und Ludwig starb auf dem Boden Afrika's (1270).

Von jetzt an ward kein bedeutender Versuch mehr gemacht, das heilige Land zu erobern. Zwar unternahm, während des zweiten Kreuzzugs von Ludwig IX., auch der englische Prinz Eduard dasselbe fromme Werk. Aber mit allem Heldenmuthe vermochte er Nichts wider das Verhängniß oder wider die Natur der Dinge. Er kehrte heim, ohne etwas bewirkt zu haben, und nach ihm nahm kein Gewaltiger das Kreuz. Palästina ward seinem Schicksal überlassen.

In den Händen der Christen befanden sich daselbst, oder an der syrischen Küste, noch einige feste Seestädte, zumal Antiochien, Tripolis und das theuer erworbene Ptolemais. Doch mehr um die Frage: wer König von Jerusalem heißen solle? als um die Sache des Christenthums ward jetzt gestritten. Maria und Hugo, König von Cypern, welche Beide von Isabella, Balduins IV. Schwester abstammten, waren die Hauptbewerber. Erstere hatte ihr Recht an Karl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, übertragen. Der Titel kam von ihm an mehrere andere Häuser, als Erben theils seines Stammes, theils seines Reiches.

Noch einige Zeit setzten die geistlichen Ritter wider den ägyptischen Sultan den ungleichen Streit fort. Endlich fiel (1291, 16. Juni) Ptolemais; worauf die kleineren Städte theils verlassen wurden, theils sich ergaben, und also, durch Rückkehr des ganzen Landes unter Mohammeds Gesetz, nach langer Dauer der Brand erlosch.

Wirkungen der Kreuzzüge.

So war endlich die zweihundertjährige Anstrengung der europäischen Völker in Nichts zerflossen.

Aber trotz des Mißlingens dieser erstaunenswerthen Züge, trotz ihrer mannigfaltig kläglichen Wirkung, sind sie dennoch im Ganzen, und von höherem Standpunkt betrachtet, für die Menschheit — für die europäische zumal und allernächst, mittelbar aber für die gesammte — wohlthätig gewesen.

Eine der Hauptursachen der langen Barbarei des Mittelalters war die Isolirung der Nationen, der fast für jede einzeln gezogene Kreis des Wirkens und Leidens, des Denkens und Empfindens. Durch die Kreuzzüge wurden die Völker Europens aus jener traurigen Isolirung ins Feld der gemeinsamen Thätigkeit gerufen, vielfältig unter einander gemischt, auf unzähligen Berührungspunkten in Wechselwirkung gesetzt. Für die Kreuzfahrer, und durch sie für alle Abendländer, erweiterte sich auf überraschende Weise der Gesichtskreis der Länder- und Menschenkunde. Es ist aber niemals eine Kenntniß unfruchtbar. Der menschliche Geist wuchert mit den Schätzen, die er besitzt; jede neue Idee, bald an und für sich, bald in Verbindung mit früher gehabten, erzeugt wieder andere Ideen, und aus der Masse der in den Einzelnen vorhandenen Ideen wird ein Gesammtbesitz des Zeitalters oder des Geschlechts. Wer von diesem Standpunkt aus den Einfluß der Kreuzzüge würdigt, und den zweihundertjährigen, lebendigen, auf unzähligen Wegen geführten Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenland, in Ideen, Meinungen, Kenntnissen, Sitten und Gebräuchen nicht minder als in Waaren — in seinem Gemüth erwägt, der wird in jenen so oft verdammten oder beklagten heiligen Kriegen die Quelle eines durchaus neuen — und, weil durch erhöhtes Leben und vermehrte Kenntniß erzeugten, auch besseren und edleren — Zeitgeistes erkennen; er wird nicht anstehen, die, bald nach dem Anfang jener Züge beginnende, größere Regsamkeit des Geistes, die Fortschritte des Geschmackes und der ernsten Wissenschaft, die Verfeinerung der

Sitten und die Vervollkommnung der bürgerlichen Einrichtungen, das erhöhte Interesse, die thätigere Theilnahme an gemein-europäischen und an vaterländischen Sachen, selbst den erwachenden Geist freier Beurtheilung kirchlicher Dinge, den Kreuzzügen zuzuschreiben.

Die Verfolgung dieser Ansicht nach allen ihren Einzelheiten würde wohl lehrreich und von vielfachem Interesse, doch für unsern Zweck zu weit führend sein. Wir wollen hier nur eine Wirkung jener Züge darstellen, welche uns wichtiger, auch erfreulicher, als alle anderen däucht — ihren Einfluß nämlich auf die Fortschritte der Freiheit.

Die Kreuzzüge an und für sich — als meist vom freien Entschluß der Theilnehmer, auch der untergeordneten, abhängig — sind eine Sphäre freier Thätigkeit gewesen, demnach geeignet, durch den Genuß und die Erhebung, die sie dem Gemüthe gaben, Freiheitslust und Freiheitsstolz zu erzeugen oder zu erhöhen.

Auch die Natur des Zweckes, worauf sie gerichtet waren, ermuthigte zu Freiheitsgedanken, und demüthigte den Stolz der Herren. Vor Gott, zu dessen Ehre man in dem heiligen Kriege stritt, ist der Geringste und Aermste dem Größten gleich. In solchem Geist weigerte sich Gottfried von Bouillon, eine Königskrone an der Stätte zu tragen, wo der Heiland eine Dornenkrone trug; von solchen Ideen erfüllt, übten die edelsten Ritter die Pflege gemeiner Kranken und Leidenden, und erkannten Fürsten und Herren die Verpflichtung zu einer leutseligen Behandlung ihrer Mitchristen. Es waren die Lager der Kreuzfahrer natürliche — ja selbst gesetzliche — Freistätten vor Unterdrückung und Sklaverei.

Daher drängten sich auch die Bedrückten aller Art unter die heilige Fahne, und die Furcht, seine Leibeigenen oder hörigen Leute durch solche zu verlieren, hielt die Herren auch in Europa vom Mißbrauch ihrer Rechte ab.

Dazu kam, daß viele Herren, um die Kosten der Ausrüstung zu bestreiten, Güter und Rechte verkauften. So wurde den Gemeinen die Gelegenheit zu wohlfeilem Erwerb von Grundeigenthum und zu noch kostbarerer Befreiung von den Banden und Leistungen der Hörigkeit.

Die Schwächung der Adelsmacht, durch solche Veräußerungen sowohl als durch völligen Untergang vieler trotziger Geschlechter, war abermals ein Gewinn für die gemeine Freiheit.

Der also gestärkten oder neugeweckten Freiheit entkeimten edle Früchte. Nicht nur ward durch sie der Muth und die Kraft zur Industrie erhöht, Wohlhabenheit und politische Macht erzeugt, sondern auch vermehrte Lebenslust, Neigung zu feineren Genüssen, daher Pflege der Kunst und Wissenschaft. Von dem Reichthum und der Wissenschaft ging dann hinwieder Stärkung der Freiheit aus, durch vermehrte physische Kraft und durch deutlichere Einsicht des Rechtes.

In Italien ward durch die Kreuzzüge allernächst der Reichthum und dann durch diesen die Freiheit und die Wissenschaft erhöht. Unermeßlichen Gewinn zogen die Städte Italiens, zumal die Seestädte, als Venedig, Genua, Pisa im obern, Amalfi u. a. im untern Italien, aus den heiligen Kriegen, theils durch Ueberführung der Streiter und Pilgrimme, theils durch Zufuhr der Lebens- und Kriegsbedürfnisse, theils durch erworbene Handelsbegünstigung in den eroberten Ländern; ja durch erhaltene eigene Herrschaft über Küsten und Inseln in den griechischen und asiatischen Meeren. Alles aber, was diese italischen Städte gewannen, ward Stärkung der Freiheit. Ihr Reichthum gewährte ihnen die Mittel zur Behauptung der Selbständigkeit und zur Gründung politischer Macht.

Mit der bürgerlichen Freiheit ging jene des Geistes, ob auch nicht gleichen, doch nachstrebenden Schritt. Wer einer Fessel sich entledigt, wirft gern alle von sich, und kirchliche Despotie kann nicht länger bestehen, als die Beschränktheit der Vernunft. Noch während der Kreuzzüge, welche die Hierarchie als ihre glänzendsten Trophäen betrachtete, fingen die Widersprüche gegen ihre Anmaßungen an, und erhob sich das erste Dämmerlicht der für sie verderblichen Aufklärung.

Dritter Zeitraum.

(Sechster Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte vom Schluß der Kreuzzüge bis zur Entdeckung Amerika's.

Jahr Christi 1300 bis 1492.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Charakter des Zeitraums.

Ein schöner, vielfach erfreulicher, zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigender Zeitraum! Die Darstellung des, nach langem Schlaf oder nach langer Gefangenhaltung, zum erneuten kräftigen Wirken wiedererwachten oder freigewordenen Lebens der Völker und Menschen! Die beiden Hauptmächte, welche — ob mitunter als Nothhülfe erwünscht, doch im Ganzen feindselig — über den abendländischen Nationen gewaltet hatten, Lehenwesen und Hierarchie, hatten eben durch die Uebertreibung ihrer Herrschaft deren Grundfesten selbst gebrochen; die Unerträglichkeit der gedoppelten Last hatte die Völker zum Entgegenstreben aufgeregt, und es war durch ein glückliches Verhängniß gerade diejenige große Begebenheit, an deren Beförderung beide, zumal aber die Hierarchie, mit dem lebhaftesten Eifer gearbeitet, und welche sie als den höchsten Triumph ihrer Macht betrachtet hatten, der erste Grund ihres Verderbens, der erste Anstoß einer ganz neuen

Ordnung der Dinge geworden. Wir haben die segenreichen Folgen der Kreuzzüge schon früher überblickt, zumal ihren mächtig belebenden Einfluß auf den gesammten Kulturstand Europens, auf Völkerverkehr und Handel, auf Geistesthätigkeit, Freiheit, moralische und politische Kraft der großen Nationen, sowohl als der kleineren Gemeinwesen. Diese so glücklich verbesserten Verhältnisse, allermeist aber die wiedergeborene Freiheit, wirkten nun fort, jedes einzeln als selbständige Ursache weiterer Verbesserung, und vielmehr noch in allseitiger Verbindung und natürlicher Wechselwirkung; dergestalt, daß bald allenthalben im westlichen und südwestlichen Europa Handel, Wohlstand, Freiheit, Aufklärung, Staats- und Gemeinde-Polizei, liberalere Regierungsgrundsätze und feinere Sitten sich wechselseitig unterstützten, und eines immer zugleich Folge und Beförderungsmittel des andern wurde. Der ganze Zeitraum ist eine zusammenhängende Darstellung dieser fortschreitenden vielseitigen Entwicklung und Bildung, deren Gang noch durch mehrere, von einem gütigen Schicksal eigens herbeigeführte, außer dem Kreis jener natürlich in einander greifenden Triebräder gelegenen Umstände und Ereignisse beschleunigt und gesichert ward.

Solches geschah zumal im 15ten Jahrhundert durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die Flucht der byzantischen Gelehrten nach dem Abendland und durch verschiedene, der bürgerlichen und Geistesfreiheit günstige politische und kirchliche Begebenheiten, also, daß in der Geschichte der menschlichen Kultur kein anderes Jahrhundert so merkwürdig und anziehend, als das fünfzehnte, ist.

Die wichtigen Veränderungen im Innern der Gesellschaft hatten auch einen gewaltigen Umschwung in die äußere Politik gebracht. Im vorigen Zeitraum und während der vollen Kraft des Lehenwesens waren fast alle Kriege bloß Raubunternehmungen gewesen, die Wirkung bloß persönlicher, vorübergehender Leidenschaft, demnach wohl mit Verwüstung der Länder begleitet, aber von wenig bedeutenden Folgen für die Verhältnisse der Nationen. Die Könige, die nur vom guten Willen ihrer Vasallen die Heeresfolge erhielten, sahen sich außer Stand, irgend eine weit aussehende Unternehmung zu versuchen. Die Menschheit hätte darüber sich erfreuen mögen, wenn nicht anstatt der auswärtigen Kriege die Wuth der einheimischen Befehdungen alle Länder und ihre verborgensten Winkel mit Blut getränkt hätte. Als aber der aus den Fesseln emporstrebende Mittelstand durch seine Beiträge die öffentlichen Einkünfte ansehnlich vermehrte, stehende Heere

(in ihrer ersten Einsetzung nach Maß und Zwecken allerdings vortheilbringend, doch bald durch Mißbrauch verderblich) von Königen und Gemeinwesen gehalten wurden, und durch Handel, Reisen, wiederauflebenden Unterricht die Bekanntschaft mit fernen Ländern größer, die Begierde nach ihrem Besitz lebhafter, die Kombinationen der Politik demnach mannigfaltiger und wichtiger wurden: da entspann sich allmählig ein engeres Verhältniß unter den westlichen und südwestlichen Nationen und Staaten Europa's, die sorgfältigste Aufmerksamkeit einer Regierung auf die Schritte, Maßregeln und Plane der andern, ein wachsames Streben nach Allem, was die Macht oder den Wohlstand eines Staates oder seines regierenden Hauses vermehren konnte, und ein thätiger Unternehmungsgeist der Völker und Herrscher; woraus freilich manche Kriege und manche Verbrechen entsprangen, aber auch ein regeres Leben der Völker, ein gegenseitiges Ineinanderwirken, ein rascherer Fortgang der gemeinsamen Kultur und Aufklärung.

Indessen waren die Segnungen der Civilisation nicht überall in gleichem Maße und nirgends ohne Vermischung mit alten Gebrechen vorhanden. In den östlichen, südöstlichen und einem Theil der nördlichen Länder dauerte die Leibeigenschaft der Gemeinen und, derselben gegenüber, entweder der Uebermuth der Edeln (wie in Polen) oder die Allgewalt des Monarchen (wie in Rußland) fort. Aber auch da, wo die Sonne der Freiheit aufgegangen, hatte sie schwer und wechselvoll, so wie der Morgenstrahl mit bald weichenden, bald wiederkehrenden Nebelwolken, also mit den Ueberresten der Barbarei und den finstern Schaaren ihrer Verfechter zu kämpfen. Unwissenheit, Rohheit der Sitten, barbarische Gewohnheiten und Vorurtheile, mitunter die eigenen Mißgriffe der Gutgesinnten, hielten den Sieg ihrer Sache auf, machten aber gerade dadurch Europa zum Schauplatz des interessantesten, erhebendsten Streites lebendiger Kräfte. In religiösen Dingen war noch allenthalben der Fortschritt geringer, als in bürgerlichen. Doch war von den Wissenschaften, und von dem Geist der bürgerlichen Freiheit aus, auch auf die Hierarchie schon ein sie blendender und in Verwirrung setzender Schimmer gefallen; man konnte ihren Sturz mit Ueberzeugung voraussagen..

Dieses war die Lage der Welt, d. h. des vorherrschenden Theiles von Europa (denn Asien war schon tief gesunken und verlor mehr und mehr an Bedeutung) am Ende der vorliegenden Periode, die das Mittelalter beschließt. Noch war es nicht völlig Tag; aber die Morgenröthe war bereits lichtvoll hereingebrochen. Man sah mit froher

Zuversicht dem kommenden schönen Tag entgegen, als zwei große Begebenheiten — die Entdeckung Amerika's und die Reformation — mächtig in das Rad der Menschengeschichte eingriffen, und, was erst nach einer Folge von Geschlechtern zur Reife gelangen sollte, plötzlich, wiewohl mit ungleichen und zweideutigen Zügen, entwickelten, und schnell eine durchaus veränderte Gestalt der Dinge schufen. Von dieser gedoppelten Umwälzung fast aller Verhältnisse, von dieser neu veränderten, für alle Folgezeit bestimmenden Richtung des Schicksal-Stromes hebt die Neue Geschichte an.

Summe der politischen Begebenheiten.

Als Rudolf von Habsburg den seit 23 Jahren fürchterlich wankenden, ja wie verwaisten Thron der Deutschen bestieg, hatte die lange dauernde Fehde zwischen Kirche und Reich aus beiderseitiger Ermattung nachgelassen, und kehrte nie mehr mit derselben Heftigkeit wieder. Dagegen entzündete sich desto heftiger und in weiteren Kreisen die bürgerlichen und politischen Fehden. Früher waren die kampflustigen Kräfte abgelenkt oder beschäftigt worden durch die Kreuzzüge; nachdem man das heilige Land aufgegeben, blieb die Heimath der allgemeine Tummelplatz. Daher, obschon Rudolf den Landfrieden verkündigte und mit starkem Arm schirmte, kehrten nach ihm, unter theils schwachen, theils unglücklichen Kaisern, die alten Schrecken der Befehdungen wieder. Ja, sie nahmen zu an Menge wie an Bedeutung durch die mehr und mehr erstarkende Selbständigkeit der Fürsten, zumal aber durch die neben einander feindselig aufstrebende Macht der großen Häuser Baiern, Luxemburg und Oesterreich. Von denselben ward das erste durch Ludwigs IV. unermüdeten Eifer an deutschen Ländern vor allen andern reich, verlor aber bald nach ihm, durch Theilungen, einheimischen Hader und äußeren Krieg, seine Größe wieder; worauf Luxemburg, welches schon früher Heinrich VII. durch seine Kaiserwürde erhöht, Johann, sein Sohn, aber durch Erwerbung Böheims und anderer Länder gestärkt hatte, mit Karl IV. abermal, und für mehr als zwei Menschenalter, den Thron der Deutschen bestieg, denselben auch trefflich zu selbsteigener Vergrößerung, jedoch mit Hintansetzung der Reichsrechte, benützte. Nach Karls IV. mehr schimmernder als kräftiger, Wenzeslaus thatloser, und Sigismunds meist unglücklicher Regierung fielen alle Kronen, die der Letzte getragen, fielen Ungarn, Böheim und Deutschland

— jedoch das erste von den Türken bedräut, die beiden andern noch von den Streichen der Hussiten blutend — dem, früher angefeindeten, später durch Verschwägerung verbundenen, Hause Habsburg zu; und es begann mit Albrecht II. die bis zur neuesten Zeit fortgehende Reihe der österreichischen Kaiser.

Damals war die Kaisermacht so tief schon gesunken, die Reichsgüter und Einkünfte waren so vollständig zersplittert, das Reichsgebiet selbst durch Verlust der meisten arelatischen Länder an Frankreich, durch Losreißung der Schweiz, durch Tilgung oder Vergessenheit der meisten Rechte über Italien so bedeutend geschmälert, daß eigene oder Hausmacht der Kaiser nothwendig schien zur Behauptung der Würde ihrer Krone und zum Schirm des Reiches gegen äußern Angriff sowohl als gegen innere Auflösung. In dieser Beziehung mochten die Haus-Interessen Oesterreichs — falls sie nicht gegen das Reich oder dessen Glieder eigens stritten — und mochten die Hauskriege desselben auch für Reichs-Interessen gelten, und zu wahren Reichs-Kriegen werden; während — falls die Stände einträchtig, wachsam und standhaft ob ihren und des Vaterlandes Rechten hielten — die Unterdrückung derselben durch die Kaiser oder die Vergeudung deutscher Kraft für undeutsches Interesse fast unmöglich fiel. Gleichwohl ist das Letzte nicht selten geschehen, woran also die Stände selbst nicht minder Schuld, als Oesterreich, tragen.

Für dieses Haus indessen ging das luxemburgische Erbe wieder verloren in kurzer Frist; und von Ungarn und Böhmen aus, welche Albrecht II. besessen, kam für Friedrich III., dessen Nachfolger am Reich, die härteste Bedrängniß. Schwäche bis zur Erbärmlichkeit ist der Charakter von dieses Fürsten langwieriger Regierung, in welcher gleichwohl — durch's Glück, ohne Zuthun der Weisheit oder Kraft — der Grundstein zu Oesterreichs späterer Größe gelegt ward. Eine Vermählung gab demselben das reiche Erbe von Burgund, eine andere — zu Maximilians I. Zeit geschlossene — die Herrschaft über Hispanien und über die unermeßlichen Länder der neuen Welt.

Diese großen Erwerbungen Oesterreichs, mit den daraus hervorgegangenen Veränderungen der Verhältnisse, machen in politischen Dingen den Uebergang von der mittlern zur neuern Geschichte. Maximilian, Friedrichs edler Sohn, welcher durch seine und seines Sohnes Vermählung dem Strome der allgemeinen Begebenheiten eine langdauernde Richtung gab, verursacht, als Gründer des ewigen

Zuversicht dem kommenden schönen Tag entgegen, als zwei große Begebenheiten — die Entdeckung Amerika's und die Reformation — mächtig in das Rad der Menschengeschichte eingriffen, und, was erst nach einer Folge von Geschlechtern zur Reife gelangen sollte, plötzlich, wiewohl mit ungleichen und zweideutigen Zügen, entwickelten, und schnell eine durchaus veränderte Gestalt der Dinge schufen. Von dieser gedoppelten Umwälzung fast aller Verhältnisse, von dieser neu veränderten, für alle Folgezeit bestimmenden Richtung des Schicksal-Stromes hebt die Neue Geschichte an.

Summe der politischen Begebenheiten.

Als Rudolf von Habsburg den seit 23 Jahren fürchterlich wankenden, ja wie verwaisten Thron der Deutschen bestieg, hatte die lange dauernde Fehde zwischen Kirche und Reich aus beiderseitiger Ermattung nachgelassen, und kehrte nie mehr mit derselben Heftigkeit wieder. Dagegen entzündete sich desto heftiger und in weiteren Kreisen die bürgerlichen und politischen Fehden. Früher waren die kampflustigen Kräfte abgelenkt oder beschäftigt worden durch die Kreuzzüge; nachdem man das heilige Land aufgegeben, blieb die Heimath der allgemeine Tummelplatz. Daher, obschon Rudolf den Landfrieden verkündigte und mit starkem Arm schirmte, kehrten nach ihm, unter theils schwachen, theils unglücklichen Kaisern, die alten Schrecken der Befehdungen wieder. Ja, sie nahmen zu an Menge wie an Bedeutung durch die mehr und mehr erstarkende Selbständigkeit der Fürsten, zumal aber durch die neben einander feindselig aufstrebende Macht der großen Häuser Baiern, Luxemburg und Oesterreich. Von denselben ward das erste durch Ludwigs IV. unermüdeten Eifer an deutschen Ländern vor allen andern reich, verlor aber bald nach ihm, durch Theilungen, einheimischen Hader und äußeren Krieg, seine Größe wieder; worauf Luxemburg, welches schon früher Heinrich VII. durch seine Kaiserwürde erhöht, Johann, sein Sohn, aber durch Erwerbung Böheims und anderer Länder gestärkt hatte, mit Karl IV. abermal, und für mehr als zwei Menschenalter, den Thron der Deutschen bestieg, denselben auch trefflich zu selbsteigener Vergrößerung, jedoch mit Hintansetzung der Reichsrechte, benützte. Nach Karls IV. mehr schimmernder als kräftiger, Wenzeslaus thatloser, und Sigismunds meist unglücklicher Regierung fielen alle Kronen, die der Letzte getragen, fielen Ungarn, Böheim und Deutschland

— jedoch das erste von den Türken bedräut, die beiden andern noch von den Streichen der Hussiten blutend — dem, früher angefeindeten, später durch Verschwägerung verbundenen, Hause Habsburg zu; und es begann mit Albrecht II. die bis zur neuesten Zeit fortgehende Reihe der österreichischen Kaiser.

Damals war die Kaisermacht so tief schon gesunken, die Reichsgüter und Einkünfte waren so vollständig zersplittert, das Reichsgebiet selbst durch Verlust der meisten arelatischen Länder an Frankreich, durch Losreißung der Schweiz, durch Tilgung oder Vergessenheit der meisten Rechte über Italien so bedeutend geschmälert, daß eigene oder Hausmacht der Kaiser nothwendig schien zur Behauptung der Würde ihrer Krone und zum Schirm des Reiches gegen äußern Angriff sowohl als gegen innere Auflösung. In dieser Beziehung mochten die Haus-Interessen Oesterreichs — falls sie nicht gegen das Reich oder dessen Glieder eigens stritten — und mochten die Hauskriege desselben auch für Reichs-Interessen gelten, und zu wahren Reichs-Kriegen werden; während — falls die Stände einträchtig, wachsam und standhaft ob ihren und des Vaterlandes Rechten hielten — die Unterdrückung derselben durch die Kaiser oder die Vergeudung deutscher Kraft für undeutsches Interesse fast unmöglich fiel. Gleichwohl ist das Letzte nicht selten geschehen, woran also die Stände selbst nicht minder Schuld, als Oesterreich, tragen.

Für dieses Haus indessen ging das luxemburgische Erbe wieder verloren in kurzer Frist; und von Ungarn und Böhmen aus, welche Albrecht II. besessen, kam für Friedrich III., dessen Nachfolger am Reich, die härteste Bedrängniß. Schwäche bis zur Erbärmlichkeit ist der Charakter von dieses Fürsten langwieriger Regierung, in welcher gleichwohl — durch's Glück, ohne Zuthun der Weisheit oder Kraft — der Grundstein zu Oesterreichs späterer Größe gelegt ward. Eine Vermählung gab demselben das reiche Erbe von Burgund, eine andere — zu Maximilians I. Zeit geschlossene — die Herrschaft über Hispanien und über die unermeßlichen Länder der neuen Welt.

Diese großen Erwerbungen Oesterreichs, mit den daraus hervorgegangenen Veränderungen der Verhältnisse, machen in politischen Dingen den Uebergang von der mittlern zur neuern Geschichte. Maximilian, Friedrichs edler Sohn, welcher durch seine und seines Sohnes Vermählung dem Strome der allgemeinen Begebenheiten eine langdauernde Richtung gab, verursacht, als Gründer des ewigen

Landfriedens, auch in unserer vaterländischen Geschichte eine merkwürdige Epoche.

Von den losgerissenen Theilen des Kaiserreichs erhielten die Schweiz, dann Burgund und viele Staaten Italiens eine zunehmende politische Bedeutung.

Der Bund der Schweizer, zum Theil aus unmittelbaren Reichs-Angehörigen, zum Theil aus abtrünnigen Unterthanen Habsburg gebildet, erhob sich, durch jene überlegene Kraft, welche das Gefühl der Freiheit gibt, so wie durch die natürliche Festigkeit seiner Berge und den muthigen Geist der Gebirgsbewohner, zu glänzendem Ruhm und steigender Macht. Es war ein Glück für die Welt, daß die starke Feste der Alpen, welche als Zubehörde eines größern Staates leicht der Stützpunkt gefährlicher Plane gegen Deutschland, Italien oder Frankreich hätte werden mögen, Besitzthum eines eigenen und freien Volkes, und also gegen die Eroberungslust der benachbarten Mächte ein schwer zu brechender Damm, für die Freiheit Europa's aber ein herrliches Bollwerk ward. Doch nicht immer haben die Schweizer die von der Natur selbst ihnen angewiesene Bestimmung erkannt; von gemeinen Leidenschaften bewegt, hat ihre Politik sich oft durch Ungerechtigkeit und Untreue befleckt, und ist oft ein erkauftes, oft ein mißbrauchtes Werkzeug der Fremden gewesen.

Aus vielen Ländern theils deutscher, theils französischer Zunge erwuchs durch eines Fürstenhauses Talent und Glück der mächtige Staat von Burgund. Hätte er sich befestigt, so wäre er eine wohlthätige Scheidewand geworden zwischen Frankreich und Deutschland. Aber mit Karls des Kühnen selbstverschuldetem Untergang verlor Burgund die Aussicht der Selbständigkeit, und fiel in das Loos von Oesterreich.

In Italien, wo mit dem Ansehen des Kaisers und des Papstes auch der lange Hader zwischen Ghibellinen und Guelphen, nach großen Wirren und Verwüstungen, allmählig ermattete, dauerte in den einzelnen Ländern und Städten der wechselvolle Kampf um Freiheit oder Herrschaft fort, bis zuletzt in den meisten Gemeinwesen die Fürstenmacht wieder aufkam, und Mailand, Mantua, Modena, Savoyen, Montferrat und selbst das edle Florenz einzelnen Gebietern huldigten. Dagegen blühten Venedig und Genua herrlich zur Macht von Königreichen auf, und würden noch herrlicher geblüht haben, hätten sie nicht in langwieriger Fehde gegen einander ihre besten Kräfte vergeudet, und hätte nicht, zumal in Genua, die Wuth einheimischer Faktionen wider die Segnungen der Freiheit sich

verschworen. Im Kirchenstaat befestigte sich, nach vorübergehender Unterbrechung durch eiteln Freiheitstraum, die weltliche Macht des Papstes; Neapel und Sicilien aber, lange Zeit unglücklich durch Trennung und innere Kriege, unglücklicher noch durch den Kampf ausländischer Bewerber, fielen endlich beide — Neapel zuletzt und bluttriefend — unter spanische Herrschaft.

Unter den westlichen Staaten war Frankreich ein volles Jahrhundert lang in schrecklicher Zerrüttung, theils durch den Unwerth seiner Fürsten, theils durch die Unbestimmtheit des Thronfolge-Gesetzes. Die Könige von England, schon früher über wichtige Provinzen Frankreichs herrschend, streckten ihre Hand aus nach der französischen Krone, welche ihnen, nach den glorreichsten Siegen und fast vollbrachter Sache, das Verhängniß wieder entrieß. Die Macht natürlicher Verhältnisse, wunderähnlich unterstützt durch außerordentliche Zufälle, errang den vollkommensten Triumph über die ungerechte Anmaßung eines fremden Hauses und über den verblendeten Nationalstolz eines fremden Volkes. Ja, es kam jetzt über England selbst, im Geleit verbrecherischen Familienzwistes, eine lange Periode unerhörten Leidens und gräuelvoller Zerrüttung, also, daß des glücklichen Heinrichs V. Sohn, welcher in der Wiege als König beider Reiche verehrt worden, zum armen Flüchtling und Verbannten herabsank, und endlich im Kerker gewaltsamen Tod litt, ja, daß Plantagenets heldenreiches Geschlecht im Mannesstamm völlig erlosch, und der erschütterte Thron mühsam durch ein neues, dem Privatstand entstiegenes Haus wieder befestigt ward.

Indessen hatte Frankreich mehr und mehr zum weitgebietenden und geschlossenen Königstaat sich erhoben. Schon Philipp V. hatte, nebst verschiedenen eingezogenen Kronlehen, auch die herrliche Dauphiné gewonnen. Derselbe Karl VII., welchen vom äußersten Verderben die begeisterte Jungfrau gerettet, entriß dem Feind zuletzt nicht nur bis auf Calais alles eroberte Land, sondern auch Guienne, das altenglische Besitzthum in Frankreich. Ludwig XI. verband mit dem Reich einige Stücke des burgundischen Erbes, und machte es gewaltiger durch Stärkung der Königsmacht; also daß Karl VIII., nachdem er durch Erwerbung von Bretagne die Vereinigung Frankreichs vollendet hatte, sofort durch große auswärtige Unternehmungen desselben furchtbare Kraft bewährte. Er eröffnete durch seinen Kriegszug wider Neapel die lange Reihe blutiger und verwickelter Kämpfe um Italien, welche Anlaß und Vorspiel der neuern unternehmenden und

eifersüchtigen Politik gewesen sind, und gab als der Erste Europa zu erkennen, welche Früchte das System des souveränen Königthums und der stehenden Heere tragen würde.

Zu gleicher Zeit entwickelte sich solches System auch in Spanien, dessen beide Hauptreiche Aragonien und Kastilien durch die Vermählung Ferdinands des Katholischen mit Isabella vereinigt wurden. Portugal blieb gesondert, doch ohne bedeutenden politischen Einfluß, wiewohl glücklich und ruhmvoll voranschreitend auf der Bahn der Schifffahrt und des Welthandels. Schon früher hatte Aragonien das herrliche Sicilien, auch Sardinien gewonnen. Jetzt wurden Granada, das letzte maurische Königreich, bald auch das südliche Navarra und Neapel, erobert, während in Westen eine neuentdeckte Welt unermeßliche Aussichten öffnete. Gegen so weit hinstrahlende Majestät, wie mochten die Rechte der beherrschten Völker, ja der Völker überhaupt, noch kräftig bleiben? Die so gebildeten größern Massen von Kräften verschlangen die Selbstthätigkeit der Theile, woraus sie bestanden; im geräuschvollen politischen Leben der großen Reiche ging das freie, rein menschliche Leben, ging die Individualität der kleineren Völker wie der einzelnen Personen unter.

Auch im Norden wäre dasselbe geschehen, wenn die kalmarische Union länger bestanden hätte. Als die staatskluge und heldenmüthige Margaretha diese Vereinigung der drei scandinavischen Reiche schloß (1397), waren sie alle von innern und äußern Kriegen erschöpft und in trauriger Zerrüttung. Friede, Wohlfahrt und politische Kraft schien die Union zu verheißen; aber sie brachte solche Früchte nicht. Die Völker widerstrebten der Vereinigung, und errangen endlich, nach vielen Unfällen und blutigem Wechsel, die gewünschte Trennung. Dänemark und Norwegen — schon in frühern Zeiten öfters vereint — wurden ein Reich, Schweden das andere. Dort herrschte, auch nach der Absetzung des Tyrannen Christian II., das oldenburgische Haus fort, welches mit Christian I. 1448 den Thron bestiegen; Schweden, nach langem Kampfe, entledigte sich des verhaßten Joches, und erkor 1523 einen eingeborenen Helden, Gustav Wasa, zum König.

In kläglicher Sklaverei unter den kaptschakischen Mongolen schmachtete Rußland noch durch den größten Theil dieses Zeitraums. Innerlich getheilt, von äußern Feinden, zumal den Polen, gedrängt, lag es, ein gefesselter Riese, ohnmächtig, kaum vorhanden für Europa; bis nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Iwan I. Wasi-



Gustav Wasa.

(Bd. II. S. 346.)

Nach L. Kilian.

liewitsch mit roher Stärke sich erhob, und, nach zersprengten Banden, allen Nachbarn furchtbar erschien, ein großer Eroberer und der eigentliche Baumeister des russischen Reiches.

Weit mächtiger als Rußland, ja vorherrschend in dem System der östlichen Reiche, war Polen. Die Russen, die deutschen Herren in Preußen, die Schwertbrüder in Liefland, auch Ungarn und Böhmen fürchteten seine Waffen; die letztgenannten Reiche wurden mitunter von polnischen Prinzen beherrscht. Nach dem Ausgang des Hauptstammes vom piastischen Hause bestiegen die Jagellonen, die Großfürsten von Litthauen, den polnischen Thron, wodurch — nicht ohne Widerstreben der Völker — die Vereinigung der beiden Staaten zur großen Stärkung Polens bewirkt ward.

Eine glänzende Periode der Macht und des Gedeihens hatte Böhmen unter den luxemburgischen Königen, welche, nach Erlöschung des ottokarschen Hauses, die Krone erwarben. Doch wurde schon die Regierung des trägen Wenzeslaus durch einheimische Unruhen, jene seines Bruders Sigismund durch die Gräuel des Hussiten-Krieges getrübt. Die Zwietracht der Religionsparteien und der dadurch genährte langwierige Streit auswärtiger und einheimischer Thronbewerber quälten das Reich bis zum Ende des Zeitraums.

Familienverhältnisse der Königshäuser, Verschwägerungen, Erbansprüche brachten auch Ungarn, so fremd sich die Völker nach Abkunft, Interessen und Sitten waren, in vielfältige und innige Verbindung mit jenen slavischen Reichen, Polen und Böhmen. Ludwig d. Gr. aus dem Hause Anjou, welcher die Krone dieses Reiches seiner Mutter wegen erhalten, wurde, um seiner Gemahlin willen, auch zum König von Polen gewählt. Er regierte glücklich und glorreich. Seine Töchter brachten das große Erbe an fremde Geschlechter, Polen an's jagellonische, Ungarn an's luxemburgische Haus. Nach dem Ausgang des letztern wurde — meist wegen Weiber-Ansprüchen — viel und wechselvoll um das Reich gestritten. Polnische und böhmische Prinzen herrschten über Ungarn; doch nur unter dem einheimischen Mathias Corvinus genoß es Glück und Ruhm.

Auch Dalmatien, Kroatien, Servien, Bosnien, die Bulgarei, Wallachei und Moldau gehörten längere Zeit, als Vasallenreiche, zu Ungarn oder Polen, bis sie allmählig durch die aufstrebende osmanische Macht verschlungen wurden. Dieselbe bedrohte

im weitern Kreise, ja erschütterte bereits mit gewaltigen Schlägen, auch Polen und Ungarn, zumal das letzte, durch welches sie den Weg in's Herz von Europa sich bahnen mochte, und selbst über's Meer hin die Staaten Italiens. Die osmanischen Türken waren von Kleinasien aus, allwo sie zuerst ihr Reich gegründet, über die Meerengen (1358) in Europa gebrochen, hatten über den Trümmern des untergehenden byzantinischen Kaiserthums, auf dem klassischen Boden Griechenlands und in den Ländern des Hämus ihren barbarischen Thron errichtet; von wannen sie, nachdem mit Erstürmung Konstantinopels (1453) die Vormauer Europa's gefallen, als ein wilder Strom über viele Staaten längs der Donau und des adriatischen Meeres, bis an die Thore von Deutschland, ja bis an die baierische Grenze sich ergossen, in Asien aber die Länder bis an den Euphrat, endlich auch in Afrika das Sultanat der Mameluken, das wohlverwahrte Aegypten, in ihre Gewalt brachten. Seitdem „trauert Südost-Europa, West-Asien und Nord-Afrika, und schaut vergebens nach einem Erlöser auf, der diese nie zu bekehrenden Erz-Weltverwüster vertilge.“ (Schlözer.)

In Asien währte die Zertrümmerung der mongolischen Reiche fort. China ermannte sich, warf unter Leitung eines niedrig geborenen, aber hochherzigen Bürgers das verhaßte Joch ab, jagte die Barbaren in die nördlichen Steppen zurück, von wannen sie ausgegangen, und zwang sie zum Gehorsam. In Iran und in Kaptschak stürzten, unter fortwährender blutiger Verwirrung, viele Reiche, und erhoben sich andere, der gleichen Auflösung oder Zersplitterung zueilend. Keine Hauptgestalt, worauf mit Aufmerksamkeit der Blick verweile. Eine solche erscheint jedoch, und mit überraschendem Glanz, in Dschagatai, allwo Timurlenk, als Gewaltsträger entarteter Chane, eine furchtbare Macht gründele, womit er, an Kraft wie an Glück dem schrecklichen Dschengis ähnlich, alle Reiche Mittelasiens in Trümmer legte, in Kleinasien die osmanische Macht erschütterte, und in Indien den herrlichen, langdauernden Thron des großen Moguls baute. Am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts starb dieser „asiatische Alexander,“ wie er von Vielen geheißen wird; worauf das Getümmel der Horden von Neuem alle Länder von der Kobi bis zum Euphrat erfüllte, vor vielen andern aber die Usbeken, die Turkomanen, endlich die persischen Sofi's weite Herrschaften erstritten.

Kultur.

Ueberhaupt.

In raschen Fortschritten dehnt, seit dem Schluß der Kreuzzüge, das Reich der europäischen Kultur sich aus, über mehr und mehr Völker, und in den Völkern nehmen mehr Klassen und Einzelne an ihren Segnungen Theil. Das Maß solcher Kultur wird theils durch physisches Gesetz bestimmt, mehr noch und auffallender durch Handel und Freiheit. Dort überall ist mehr Kultur und schöner, vielseitiger, tiefer gegründet, allwo blühender Handel und kräftigere Freiheit sind. Der Vorsprung, welchen hierin schon seit der vorigen Periode die Staaten Italiens gewonnen, vereint mit der Gunst der Natur, sicherte dem schönen Lande noch für einige Zeit den ersten Rang. Doch waren die Niederlande und die edleren deutschen Städte glückliche Nacheiferinnen. Spanien, England, Frankreich — mit ungleicher Theilnahme ihrer einzelnen Provinzen — schritten im Allgemeinen fröhlich fort. Die skandinavischen Völker, obwohl frei und kräftig, empfanden den hemmenden Einfluß ihres rauhen Klimas; in den wendischen und slavischen Reichen aber wurde durch Befestigung der Knechtschaft nicht nur das Gedeihen besserer Kultur verhindert, sondern selbst ein Rückgang bewirkt; und in Rußland waren Verfassung und Natur im Bund zu ihrer Unterdrückung.

Auch in den Ländern, wo die stärksten Fortschritte geschahen, blieben noch viele Reste der alten Barbarei. Zu fest gewurzelt, zu wohl verwahrt, zu allgemein herrschend war diese Barbarei gewesen, als daß der Sieg der Civilisation schnell und vollständig hätte sein mögen. In Sitten und Gebräuchen, Neigungen und Ideen, Gesetzen und Anstalten sprach noch vielfältig, ja mitunter vorherrschend, des Mittelalters roher Geist sich aus, durch den neu aufkommenden Geist wohl in seinen Wirkungen gemildert, aber in der Erscheinung durch grellen Gegensatz noch mehr verstärkt. So die wilde Kriegslust, die freche Gewaltthätigkeit der Edeln neben der aufstrebenden friedlichen Kunst, die Mängel der Gesetzgebung, ihre Grausamkeit, die Barbarei der Gerichtsformen, die Finsternisse des Aberglaubens neben der erwachenden freien Geisteskraft und dem Licht der Wissenschaften. Plumpe Geschmacklosigkeit, rohe Lust im Streit mit wiederkehrendem

Gefühl des Schönen. Fortdauernde Sklaverei des Bauers in mehr als einem Lande neben des Bürgers glücklich gedeihender Freiheit. Ueberall Lichtglanz und Nebelschatten in vermischtem Beisammensein und wechselnder Folge.

Während also in Europa die Kultur voranschritt, als vielversprechende Blüthe schönerer Zeiten, sank Asien zurück in die Barbarei, woraus es seitdem nimmer erwacht ist. Schon die lange Anarchie im Chalifat, die Rohheit der türkischen Thronenräuber und zumal die Verheerungen der Mongolen am Ende des vorigen Zeitraums hatten der theils aus uralten Zeiten stammenden, theils durch die Abbasiden in Mittelasien hervorgerufenen Gesittung ein trauriges Ende gebracht. Jetzt erneuerten sich die Schrecken solcher Weltverwüstung unter dem tatarischen Timur, und breiteten sich aus über die Länder, welche Dschengis-Chans und seiner Nachfolger Schwert verschont hatte. Die Denkmale tausendjährigen Fleißes, die edleren Schöpfungen der Civilisation gingen größtentheils zu Grund unter dem Fußtritt der Unholde; und was ihnen entging, ward theils — wie in Innerasien — nachfolgender einheimischer Umwälzungen Opfer, theils sank es nieder — wie in Westasien — unter den Streichen der osmanischen Wildheit.

Ja, es verdrängten diese Osmanen selbst aus Europens Südost, dem Mutterland der altklassischen Kultur, und wo, ausgeartet zwar und durch Despotie geschändet, doch immer noch kostbare Reste derselben in den Einrichtungen, Sitten und Wissenschaften des sinkenden Kaiserreiches sich erhalten hatten, die Civilisation auf immer. Die gedoppelte Schmach, der Barbarei und der Sultansherrschaft, lagen seitdem auf diesem unglücklichen Land.

Nicht minder ward über Aegypten das bleibende Loos derselben Barbarei durch die Osmanen geworfen, und ganz Nordafrika — wohl schon längst bis zur Unkenntlichkeit verwildert durch eine beispiellose Reihe von Unfällen — nun auf immer in die Wolken der trostlosesten Barbarei verhüllt.

Bürgerliche Verfassung.

Der vorige Zeitraum hat uns den Sieg des Lehenwesens über das Allodialsystem und, hieraus hervorgehend, den völligen Triumph der Aristokratie über Volksthum und Königthum gezeigt. Aber diese Feudal-Aristokratie brach die Grundfesten ihrer

Macht durch Uebertreibung, und sah gegen sich die beiden Gegner, welche sie niedergeworfen hatte, vereint wieder aufstehen. Monarchie und Demokratie, welche sich also wider den gemeinschaftlichen Feind verbanden, würden leicht ihm obgesiegt haben, wäre ihr Bündniß innig und treu, wären ihre Bestrebungen von heller Erkenntniß geleitet, consequent von Nebenrücksichten, von gegenseitiger Eifersucht frei gewesen. Aber es gebrach an allem Dem, und die Aristokratie erfreute sich dessen.

Hieraus entstand ein verworrener, durch den Strom der Ereignisse, so wie durch persönliche Talente und Leidenschaften vielfältig gelenkter, darum äußerst wechselvoller Kampf, worin wir zwar, wie bei jedem politischen Kampf, die beiden Haupt-Ideen Freiheit und Herrschaft als die Pole der gegenseitigen Bestrebungen erkennen; aber dieselben Ideen, je nach dem Standpunkt der Kämpfer, zu ganz verschiedenen Mittelzwecken führend sehen; also, daß dasselbe Prinzip, das der Herrschaft, die Könige nach der Vereinigung, den Adel nach der Zerstückelung der Reiche streben macht, und so auch eine und dieselbe Idee, die der Freiheit, hier die Gemeinen antreibt, sich um den einen Thron zu sammeln, dort die Edlen bewegt, in trotziger Vereinzelung nach einer Selbständigkeit zu ringen, welche den Staatsverein aufhebt.

Kaum war die verhaßte Mittelmacht des Adels gebrochen oder wesentlich vermindert, so wechselten die Rollen. Könige und Volk vermeinten jetzt sich gegenseitig minder zu bedürfen, und begannen sorgsam oder mißtrauisch Eines auf des Andern steigende Macht zu blicken. Auch war die gemeine Freiheit, wie die stolzern Bürger sie forderten, unvereinbar mit einiger Throne aufstrebender Majestät. Da begannen die Könige — mehrere hatten es schon früher gethan — dem Adel, als Feind des Volksthums, ihre Gunst wieder zuzuwenden. Der Adel aber erkannte im Thron seine einzige Stütze gegen die gemeine Volkskraft. Also ward jetzt zwischen Thron und Adel eine — nicht eben aufrichtige, doch durch das wahre Interesse des letzten und das scheinbare des ersten befestigte — Allianz geschlossen, zur Niederhaltung der Gemeinen, und sie hat — einzelne Ausnahmen abgerechnet, welche in besonderen Verhältnissen sich gründen — angedauert bis zur neuesten Zeit.

Gefühl des Schönen. Fortdauernde Sklaverei des Bauers in mehr als einem Lande neben des Bürgers glücklich gedeihender Freiheit. Ueberall Lichtglanz und Nebelschatten in vermischtem Beisammensein und wechselnder Folge.

Während also in Europa die Kultur voranschritt, als vielversprechende Blüthe schönerer Zeiten, sank Asien zurück in die Barbarei, woraus es seitdem nimmer erwacht ist. Schon die lange Anarchie im Chalifat, die Rohheit der türkischen Thronenräuber und zumal die Verheerungen der Mongolen am Ende des vorigen Zeitraums hatten der theils aus uralten Zeiten stammenden, theils durch die Abbasiden in Mittelasien hervorgerufenen Gesittung ein trauriges Ende gebracht. Jetzt erneuerten sich die Schrecken solcher Weltverwüstung unter dem tatarischen Timur, und breiteten sich aus über die Länder, welche Dschengis-Chans und seiner Nachfolger Schwert verschont hatte. Die Denkmale tausendjährigen Fleißes, die edleren Schöpfungen der Civilisation gingen größtentheils zu Grund unter dem Fußtritt der Unholde; und was ihnen entging, ward theils — wie in Innerasien — nachfolgender einheimischer Umwälzungen Opfer, theils sank es nieder — wie in Westasien — unter den Streichen der osmanischen Wildheit.

Ja, es verdrängten diese Osmanen selbst aus Europens Südost, dem Mutterland der altklassischen Kultur, und wo, ausgeartet zwar und durch Despotie geschändet, doch immer noch kostbare Reste derselben in den Einrichtungen, Sitten und Wissenschaften des sinkenden Kaiserreiches sich erhalten hatten, die Civilisation auf immer. Die gedoppelte Schmach, der Barbarei und der Sultansherrschaft, lagen seitdem auf diesem unglücklichen Land.

Nicht minder ward über Aegypten das bleibende Loos derselben Barbarei durch die Osmanen geworfen, und ganz Nordafrika — wohl schon längst bis zur Unkenntlichkeit verwildert durch eine beispiellose Reihe von Unfällen — nun auf immer in die Wolken der trostlosesten Barbarei verhüllt.

Bürgerliche Verfassung.

Der vorige Zeitraum hat uns den Sieg des Lehenwesens über das Allodialsystem und, hieraus hervorgehend, den völligen Triumph der Aristokratie über Volksthum und Königthum gezeigt. Aber diese Feudal-Aristokratie brach die Grundfesten ihrer

Macht durch Uebertreibung, und sah gegen sich die beiden Gegner, welche sie niedergeworfen hatte, vereint wieder aufstehen. Monarchie und Demokratie, welche sich also wider den gemeinschaftlichen Feind verbanden, würden leicht ihm obgesiegt haben, wäre ihr Bündniß innig und treu, wären ihre Bestrebungen von heller Erkenntniß geleitet, consequent von Nebenrücksichten, von gegenseitiger Eifersucht frei gewesen. Aber es gebrach an allem Dem, und die Aristokratie erfreute sich dessen.

Hieraus entstand ein verworrener, durch den Strom der Ereignisse, so wie durch persönliche Talente und Leidenschaften vielfältig gelenkter, darum äußerst wechselvoller Kampf, worin wir zwar, wie bei jedem politischen Kampf, die beiden Haupt-Ideen Freiheit und Herrschaft als die Pole der gegenseitigen Bestrebungen erkennen; aber dieselben Ideen, je nach dem Standpunkt der Kämpfer, zu ganz verschiedenen Mittelzwecken führend sehen; also, daß dasselbe Prinzip, das der Herrschaft, die Könige nach der Vereinigung, den Adel nach der Zerstückelung der Reiche streben macht, und so auch eine und dieselbe Idee, die der Freiheit, hier die Gemeinen antreibt, sich um den einen Thron zu sammeln, dort die Edlen bewegt, in trotziger Vereinzelung nach einer Selbständigkeit zu ringen, welche den Staatsverein aufhebt.

Kaum war die verhaßte Mittelmacht des Adels gebrochen oder wesentlich vermindert, so wechselten die Rollen. Könige und Volk vermeinten jetzt sich gegenseitig minder zu bedürfen, und begannen sorgsam oder mißtrauisch Eines auf des Andern steigende Macht zu blicken. Auch war die gemeine Freiheit, wie die stolzern Bürger sie forderten, unvereinbar mit einiger Throne aufstrebender Majestät. Da begannen die Könige — mehrere hatten es schon früher gethan — dem Adel, als Feind des Volksthums, ihre Gunst wieder zuzuwenden. Der Adel aber erkannte im Thron seine einzige Stütze gegen die gemeine Volkskraft. Also ward jetzt zwischen Thron und Adel eine — nicht eben aufrichtige, doch durch das wahre Interesse des letzten und das scheinbare des ersten befestigte — Allianz geschlossen, zur Niederhaltung der Gemeinen, und sie hat — einzelne Ausnahmen abgerechnet, welche in besonderen Verhältnissen sich gründen — angedauert bis zur neuesten Zeit.

Gesetze und Sitten.

Mehr und mehr dehnte die Herrschaft des römischen Rechtes sich aus. Auf den meisten Universitäten wurden Lehrstühle für dasselbe errichtet. In Deutschland zumal beklagten die Freunde des vaterländischen Rechtes, daß es von dem ausländischen verdrängt werde. Vorzüglich geschah solches durch Maximilian I., welcher des Reiches gemeine Rechte, worunter das römische, das kanonische und das langobardische Lehenrecht verstanden wurden, den Reichsgerichten — ob auch unter Beibehaltung der einheimischen Partikularrechte — ausdrücklich zur Norm ihrer Entscheidungen bestimmte. Indessen blieb immer auch ein allgemeines deutsches Recht erkennbar, welches sich durch Uebereinstimmung gewisser Hauptzüge in allen Provinzialstaaten ausspricht, und wornach viele Einsetzungen des römischen Rechtes niemals in wirkliche Uebung kamen. Auch vermehrte sich die Zahl der Sammlungen von Provinzial- und Stadt-Rechten. Einfalt, die oft bis zur Rohheit geht, Verdunkelung des natürlichen Menschenverstandes durch Aberglauben und Vorurtheil, Beleidigung der Menschlichkeit durch grausame Barbarei, einzelne wohlerdachte Bestimmungen unter vielen tadelnswürdigen Gebräuchen — dies sind die Charaktere dieser Rechte, in welchen uns auch manche, schon in frühern Zeiten aufgenommene, Begriffe aus dem römischen und kanonischen Recht begegnen.

Am kläglichsten sah es aus mit den Gesetzen in Kriminalsachen. Es dauerten noch viele Ordalien, zumal der gerichtliche Zweikampf, fort, und wahr ist's, ihr allgemeiner Gebrauch wäre weit minder verwerflich gewesen, als die schreckliche Tortur, welche jetzt aufkam. Die Gerichtshallen, bestimmt, das Recht und die Unschuld zu schützen, wurden jetzt Mörderhöhlen. Peinigen galt für Recht-Verwalten. So auch in den Strafen meist Uebertreibung und Grausamkeit. Der alte Charakter der Strafgesetze, Composition, wich jetzt jenem der Züchtigung. Aber es wurde das richtige Maß verfehlt; hier die Abhaltung, dort die Schwere der Sünde als vollgiltiges Strafprinzip betrachtet, und moralische wie bürgerliche Verbrechen waren derselben strengen Gerichtsbarkeit unterworfen.

Aber das furchtbarste aller Gerichte, zugleich durch seine außerordentliche Natur und Verfassung höchst merkwürdig, ist jenes der Vehme. Ein dichter Schleier liegt zwar über dem Ursprung, der

Einrichtung und dem eigentlichen Lebensprinzip dieses schauervollen Gerichtes. Aber vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Befestigung des allgemeinen Landfriedens und der geordneten Reichsgerichte erscheint in unzähligen Beispielen, anfangs nur in Sachsen, dann aber — zumal vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an — in ganz Deutschland seine vielarmige Wirksamkeit.

In dem Zeitpunkt ihrer ausgebreitetsten Gewalt sollen wohl hunderttausend Freischöppen in Deutschland gewesen sein, unter ihnen Glieder der meisten edlen und vieler fürstlichen Geschlechter. Schreckliche Eide verbanden die „Wissenden" zum Geheimniß, sowie zum unbedingten Gehorsam. Unter dem Schleier der Nacht wurden die Ladungen angeschlagen, welchen auch Fürsten zitternd gehorchten, und die Urtheile gefällt, gegen welche keine Gnade und keine Berufung galt. Wer von der Vehme geächtet war, mochte den allgegenwärtigen Henkern kaum durch ein Wunder entrinnen. Aber heimlich, ohne Rechtsform — also dem Meuchelmord ähnlich, und Meuchler begünstigend — geschah die Hinrichtung.

Wie so vieles Andere im Mittelalter, also mag auch die entsetzliche Vehme, als Gegenmittel noch größeren Uebels, von heilsamer Wirkung gewesen sein. Die Schrecken des unsichtbaren Gerichtes ersetzten die Schwäche der ordentlichen Tribunale, und waren ein Damm gegen die barbarische Leidenschaft und frevelhafte Gewalt. Doch mögen ungeheure Verbrechen unter dem Deckmantel der heimlichen Acht verübt worden sein, und die Macht des verborgenen Bundes hätte leicht zu verderblicher politischer Umkehrung können mißbraucht werden. Die Furcht vor der Vehme hat übrigens den Beitritt zum allgemeinen Landfrieden und die Einrichtung der ordentlichen Gerichte wirksam befördert. Sie selbst wurde unnöthig und bedeutungslos durch Beides; daher sie auch bald nachher aufhörte.

Bei allen Fortschritten der Civilisation blieb doch noch viele Barbarei zurück, ja manches Gesetz befestigte noch mehr derselben Herrschaft, und die Formen wie die Maximen der Gerichte waren großentheils thöricht oder grausam.

Hiernach ist wohl begreiflich, daß auch die Sitten wenig zunahmen an Verfeinerung und Veredlung. Sie blieben sogar noch hinter den Gesetzen zurück. Denn leicht mag in diese durch eines Mannes Weisheit, durch einiger Patrioten Eifer eine wesentliche Verbesse-

rung kommen; in die Sitten aber nur durch die schwere und langsame Gesammterziehung der Nation.

Zu solcher Erziehung war nun wohl der erste und wichtigste Schritt geschehen durch das Wiederaufblühen der Freiheit. Auch hatte der steigende Wohlstand vermehrte Kräfte zu edleren Einrichtungen, zu feineren Genüssen gegeben, und von dem emporflammenden Licht der Wissenschaften, von der auflebenden schönen Kunst war in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ein Strahl höherer Gesittung gekommen. Aber das war noch wenig für die Masse des Volkes, wenig für den Pöbel aller Stände, wenig für das Innerste der Denk- und Handlungsweise. Vorherrschend blieb noch immer die Barbarei.

Viele Klagen finden wir bei den Schriftstellern dieser Zeit über Sittenverderbniß und freche Ausschweifung. Auch die Gesetze, sowohl jene, welche durch empörende Strenge dagegen ankämpfen, als welche ihr Unvermögen wider die freche Leidenschaft durch Nachsicht eingestehen, beweisen das Dasein des Uebels. Ohne Scheu ergaben Vornehme und Geringe, Priester und Laien sich einer Lust, welche nach dem damaligen Stande der Civilisation nur wenig Hemmung fand, nicht in reiner Natureinfalt, als welche längstens gewichen, nicht in knechtischer Furcht oder kirchlicher Scheu, da man von beiden die Bande wegzuwerfen begonnen, nicht in edlerer Sittlichkeit oder in Maximen der Vernunft, da die Herrschaft derselben kaum angebrochen.

Völkerverkehr und Handel. Die Hanse.

Inmitten der Rohheit und Zerrüttung erfreuten sich Völkerverkehr und Handel mit ihren Grundlagen, dem Landbau und Gewerbfleiß, einer fast ungetheilten Gunst und thätiger Beförderung von allen Ständen und Parteien. Der allgemein fühlbare Vortheil solcher, der Bereicherung der Nation und dem erhöhten Lebensgenuß gewidmeten, Thätigkeit, die natürliche Progression der einmal aufgeregten Bedürfnisse und Gelüste waren unvereinbar mit Anfeindung des Handels; und nur diejenige Beschränkung, welche mittelbar, aus den noch übrigen Mängeln des allgemeinen bürgerlichen Zustandes und der Wissenschaften, auf ihn einfloß, oder auch der gelegenheitliche Conflikt mit roher Privatleidenschaft, Raubsucht und Neid hemmten im Einzelnen seinen Flor.

Dennoch wurde der Handel durch viele und stets zunehmend günstige

Umstände, zumal durch viele treffliche — theils eigentliche Handels-, theils wissenschaftliche — Erfindungen sehr wirksam befördert und gehoben. So dienten die Wechselbriefe und die Banken zu einem wichtigen Ersatz des baaren Geldes und boten Erleichterungsmittel der Saldirung. Seidenbau, Zuckerplantagen im südlichen Europa, das Pökeln der Häringe im nördlichen, so wie die weitere Ausdehnung des Stockfisch- und Wallfischfanges wurden Quellen des reichsten Verkehrs. Endlich öffneten der Compaß — wohl schon eine ältere Erfindung, doch nur langsam in größere Anwendung gesetzt — und die am Ende des Zeitraums gemachten großen Entdeckungsreisen dem Unternehmungsgeist neue, unermeßliche Sphären.

Die Handelswichtigkeit der italischen Staaten erhielt sich. Vor allen glänzte Venedig. Obgleich von seinen morgenländischen Besitzungen viele durch der Mongolen und noch mehrere durch der osmanischen Türken rohe Kriegsgewalt verloren gingen: dennoch erhielt sich sein ostindischer Handel über Aegypten, und dadurch der gewinnbringendste Verkehr mit allen Abendländern.

Weit weniger bedeutend war der französische Handel; wiewohl einige südliche Städte, zumal Marseille und Lyon, durch selbstthätigen Verkehr sich bereicherten. Das mittlere und nördliche Frankreich diente mehr dem belgischen und hanseatischen Handel.

Auch England erhob sich nur langsam zur commerziellen Wichtigkeit. Eduard III. hob die Industrie seines Landes durch Aufnahme vieler aus Flandern auswandernder Wollweber, dann durch das Verbot der Ausfuhr roher Wolle und der Einfuhr fremder Tücher.

Spanien, begünstigt durch den Reichthum seines Bodens und den Gewerbfleiß seiner maurischen und jüdischen Einwohner, trieb ansehnlichen Handel. Portugal nicht minder. Doch erst am Ende der Periode ging für Beide durch die glücklichsten geographischen Entdeckungen die allerglänzendste Aussicht auf.

Die interessanteste Erscheinung in der Handelswelt dieses Zeitraums jedoch ist die Hansa. Jetzt erst werden die deutschen Städte vorherrschend im Bund, und erhalten die einheimischen wie die auswärtigen Verhältnisse nähere Bestimmung. Nicht der im J. 1241 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossene Verein, wie man sonst annahm, ist die Grundlage des großen Bundes. Er entstand aus mehreren gelegenheitlichen, allmählig nach Zwecken und Umfang sich ausdehnenden, jedoch noch nicht in Form ausdrücklicher Bündnisse, zum Theil gar nicht schriftlich, abgefaßten Verabredungen der nordischen

Städte. Der älteste Bundesbrief, von welchem die zuverlässige Kunde vorliegt, wurde im J. 1364 geschrieben. Aber schon weit früher hatte die Hansa von ihrer lebendigen, auch politischen Kraft glänzende Proben gegeben. Gegen Dänemark und Norwegen waren bereits förmliche Seeschlachten gewonnen, letzteres zu einem der Hansa vortheilhaften Frieden gezwungen worden (1285). Nach solchem Erfolg schlossen immer mehr Städte und inniger sich an den Bund, welcher jedoch nie zu demjenigen Grad der Festigkeit und politischen Einheit gelangte, der ihm bleibendes Gedeihen hätte versichern können. Der Bund war in vier große Kreise oder Quartiere getheilt, deren Hauptorte Lübeck, Danzig, Braunschweig und Köln waren. Vier große Stapelstädte, London, Brügge (statt dessen nachher Antwerpen), Bergen, Nowogorod (später Narva), dienten als Hauptstützen des äußern Handels. Die Würde des Bundes-Protektors führte der Großmeister des deutschen Ordens in Preußen.

Das Hauptziel von der Handelsthätigkeit der Hanse war das Monopol des Zwischenhandels von Nordost und West. Daher wurden die stehenden Faktoreien an den wichtigsten Handelsplätzen nach dieser zweifachen Lage errichtet und beharrlich durch Klugheit und Gewalt behauptet, die Conkurrenz aller fremden Kaufleute streng hintangehalten und selbst die einheimischen dem Interesse der Hanse dienstbar gemacht.

Die Erhebung Burgunds war eine der Hauptursachen der Abnahme der hanseatischen Macht. Die Unterwerfung Nowogorods durch den wilden Czar Iwan Wasiljewitsch, jene Preußens durch Polen, die fortwährende Feindschaft des oft gedemüthigten, jedoch durch concentrirte Kräfte furchtbaren, Dänemark, endlich aber der durch die großen Entdeckungsreisen und die kühner gewordene Schifffahrt veränderte allgemeine Gang des Handels vollendeten die Unmöglichkeit der Wiederherstellung. Die Hansa sank allmählig in Unbedeutsamkeit. Die Zeit der Barbarei und der gesetzlosen Verwirrung, worin allein ein Bund, wie der hanseatische, hätte wohlthätig scheinen und gedeihen mögen, war vorüber. Der fest geschlossene Landfriede in Deutschland (1495) bezeichnete den Eintritt einer ganz veränderten Zeit. Die Hansen mußten entweder ihre Grundsätze und Einrichtungen dem Geist derselben anpassen oder zu Grunde gehen. Darum unterlag der Bund. Bei allen Mängeln seiner Einrichtung, bei dem verdienten Vorwurf der Illiberalität, ja selbst der Ungerech-

tigkeit, der viele seiner Maximen und Handlungen trifft, war er doch für viele noch weit größere, allgemeine Gebrechen seiner Zeit ein erwünschtes und wirksames Heilmittel. Durch ihn geschah in der Sphäre des Handels, der Civilisation, der bürgerlichen Freiheit manches Gute, welches die Barbarei sonst nicht hätte aufkommen lassen. Er ist ein denkwürdiges Monument von der Macht geistiger oder moralischer Kräfte über physische Gewalt; ein rühmliches Monument insbesondere von der Verstandes- und Gemüthskraft deutscher Bürger.

Durch den lebendigen Handel wurde nicht nur in den Städten, wo seine vorzüglichsten Schauplätze waren, Reichthum und durch ihn steigende Pracht und vermehrter Lebensgenuß erzeugt. Auch in die kleinsten Städte und in die Hütten des Landmannes breiteten sich diese freundlichen Wirkungen vielarmig aus. Die Verzeichnisse der mannigfaltigen, aus allen Weltgegenden kommenden Handelsartikel, die wir zerstreut in den Chroniken der Zeit finden, enthalten davon den sprechendsten Beweis, und die gelegenheitlichen Beschreibungen von öffentlichen und Privatfesten, nicht bloß der fürstlichen oder adeligen, sondern der gemeinen Bürgerfeste oder Volksbelustigungen, dann von Kleidungen, Speisen und Sitten auch der geringeren Klassen, geben uns in anziehenden Bildern zu erkennen, wie damals die öffentlichen Bedürfnisse noch nicht den Privatwohlstand verschlangen, wie noch des Bürgers blieb, was er durch Emsigkeit errungen, und daß nicht bloß erworben, sondern auch genossen ward.

Kriegswesen. Schießpulver.

Mehr und mehr verlor sich im Krieg der veraltete, ausgeartete, den neuen Verhältnissen ungenügende Lehendienst, und machte den beiden andern Systemen Raum, welche wir schon am Ende des vorigen Zeitraums aufkommen sahen.

Das erste derselben war jenes der Bürgermiliz, oder des dem alten nachgebildeten Heerbanns, welcher jedoch in den königlichen und in den Fürstenländern nur ausnahmsweise, in Fällen der höchsten Noth, aufgeboten ward, ja selbst in Freistaaten und Städten je nach dem Reichthum, der Bequemlichkeit, den friedlichen Neigungen der Bürger, oft durch Miethtruppen ersetzt ward. Nur in der Schweiz gedieh der Heerbann zu voller Kraft, und entfaltete sich so nachdrücklich, daß der Ruhm seiner Tapferkeit ganz Europa erfüllte.

Von da an erkannte man wieder die Wichtigkeit des Fußvolkes.

Man suchte den Schweizern nachzuahmen. Aber der Geist des Lehenwesens — der stolze, ritterliche — hielt fest am Dienst zu Pferd, das Lehen-Fußvolk war nur schlechter Troß. Darum warb man Fußknechte, bewaffnete, ordnete, übte sie sorgfältig; wodurch das zweite System, jenes der Miethtruppen, mehr Ausdehnung und Festigkeit gewann.

Am meisten trugen dazu die steigende Hoheit der Fürsten, die aufstrebenden Herrscherplane der Könige bei. Gemiethete Truppen schienen zuverlässiger, als die Schaaren trotziger oder träger Vasallen. Stehende Truppen, oder welche den Krieg zum Gewerb, zum Lebensgeschäft machten, konnten gewandter, zum verbesserten Waffendienst geschickter, ausdauernder als Neulinge oder des Friedens gewohnte Männer sein. Daher warb man jetzt Truppen in zunehmender Menge, und suchte zumal schon geübte Krieger zu werben. Unternehmende, kriegslustige Männer benützten diese Zeitverhältnisse, bildeten auf eigene Rechnung größere oder kleinere Schaaren, und vermietheten sich mit denselben den kriegführenden Mächten. In Italien zumal ward diese Sitte herrschend. Man nannte solche Häuptlinge Condottieri's, und mehrere derselben haben durch Tapferkeit, Glück und Verbrechen höchst merkwürdige — den Ländern meist verderbliche Rollen gespielt.

Hierauf vermehrte Karl VII. die stehenden Truppen durch die neu errichteten Ordonnanz-Compagnien und Freischützen (Franc-Archers). Seine Nachfolger, das Königthum innerlich zu stärken, und bald auch zur Vergrößerung des Reichs, setzten solches fort, und sogleich sahen die andern Staaten sich zur Nachahmung gezwungen.

Schon fingen auch die unseligen Folgen der stehenden Heere, zumal als Ermuthigung und Stärkung des Despotismus und als Ermunterung zu Eroberungskriegen, fühlbar zu werden an. Nur der jugendlich kräftige Geist der gleichzeitig erwachten Volksfreiheit hielt das Uebel zurück oder leistete Ersatz dafür.

In dieser Lage war das Kriegs- und Heerwesen, als durch die Erfindung des Pulvers eine allgemeine Veränderung, doch nicht plötzlich, sondern in langsamen Uebergängen, bewirkt ward. Um das Jahr 1330 soll der Franziskaner Mönch Berthold Schwarz, aus Freiburg im Breisgau, diese folgenreiche Erfindung gemacht haben. Aber die nähern Umstände davon sind so streitig, als die Zeit der ersten Anwendung des Pulvers im Krieg.

Unermeßlich waren die Folgen von der Einführung des Schieß-

pulvers; doch meist traurig. Denn wohl hat es manchen herrlichen Dienst theils in friedlicher Anwendung oder in Besiegung feindseliger Naturkräfte, Felsmassen u. s. w., theils auch als Kriegswaffe in Schutz und Trutz, zumal in der Beziehung geleistet, daß es — als in seinem vervollkommneten Gebrauch von den Fortschritten der Wissenschaft abhängig — die Ueberlegenheit kleiner civilisirter Nationen gegen die größten Barbarenhorden bewirkt, daß es Europa vor der Wiederkehr einer hunnischen Verwüstung gesichert, ja selbst zur Lenkerin der Weltschicksale erhoben hat. Dabei mag auch dankbar erkannt werden, daß die Feuerröhre, als gleich kräftig in der Hand des Geringsten wie des Größten, zur Schwächung jener tyrannischen — auf Waffenrüstung und Fechtkunst pochenden — Aristokratie des Ritteradels nicht wenig beigetragen, Mensch gegen Mensch in das Verhältniß natürlicher Gleichheit gebracht haben. Aber eine unselige Wirkung des Pulvers, als welche weiteren tausendfältigen Unheils fluchwürdige Mutter ist, bringt unseres Urtheils Wage zum entschiedenen Ausschlag. Das Pulver hat — ob Gleichheit begünstigend im Verhältniß der Einzelnen — die Freiheit der Völker im Ganzen umgestürzt. Welches die Constitution eines Reiches, welches das gesetzlich bestimmte Verhältniß der Gewalten sei: die Inhaberin der Kriegsmacht, so wie diese nach Erfindung des Pulvers an Zahl und Uebung verstärkt, durch Artillerie-Vorräthe furchtbar gemacht, durch Festungen drohend und selbst unangreifbar wurde, die Inhaberin der Kriegsmacht hat als solche ein entschiedenes Uebergewicht über die ganze Nation. Die Nation steht wehrlos — weil gegen Artillerie und Festungen die gewöhnlichen Waffen nichts vermögen — der Regierung gegenüber, und hat keine andere Garantie ihrer Rechte mehr, als die Gnade des Fürsten. Unausweislich wäre die trostloseste Despotie durch das Schießpulver über Europa — demnach unheilbar über die ganze Menschheit — gekommen, hätte nicht eine himmlische Fügung den Donner der Feuerschlünde durch die den Menschen geschenkte tausendstimmige Verkünderin des Rechtes, durch die Bücherpresse, überwältigt.

Kunst und Wissenschaft. Buchdruckerkunst.

Endlich wieder, nach fast tausendjähriger Nacht, erfreuten uns die Strahlen eines schönen Morgenlichtes, das, wunderbar vorbereitet

während der finstersten Jahrhunderte, dann langsam dämmernd emporsteigt, zuletzt mit plötzlich hellem Scheine die Welt begrüßt.

Als erster Grund so glücklichen Umschwungs — zum Theil unmittelbar wirkend, zum Theil die Bedingung herstellend — erscheint die neu belebte Freiheit, überhaupt die wiederkehrende bürgerliche Ordnung. Die Sklaverei der Abendländer im Mittelalter war verbunden mit Barbarei; und es galt nun fast überall nicht etwa die Forterhaltung von schon bestehender Erkenntniß, die etwa auch in despotischen Reichen möglich ist, sondern eine neue Schaffung derselben, eine ursprüngliche Erregung der Flamme, nicht bloß deren nothdürftige Nährung, ein neues Prinzip des Lebens, nicht nur die Verhinderung des Absterbens.

Hierzu war nöthig, daß durch allgemeinen Umschwung der bürgerlichen und politischen Verhältnisse das Bedürfniß der Wissenschaft und Kunst, so wie die lebendige Erkenntniß ihres Werthes entstünde, und daß durch Erhebung des Selbstgefühls mittelst Herstellung des Menschenrechtes die edlere Kraft in den Menschen geweckt würde: es war nöthig, daß der Geist des Kriegs jenem der friedlichen Thätigkeit wiche, der Geist der Isolirung jenem des vielseitigen Verkehrs, die rohe Armuth endlich der ermunternden Wohlhabenheit und dem Verlangen nach feineren Genüssen.

Wie nun und auf welchem Wege diese Vorbedingungen alle seit den Zeiten der Kreuzzüge eingetreten, haben wir früher gesehen. Auf dem also bereiteten Feld erst mochte der ausgestreute Same zu edlen Ernten reifen.

Es war aber solcher Same zunächst der erneute Umgang mit den Lehren des Alterthums, die wiederkehrende Bekanntschaft mit der klassischen, zumal hellenischen Literatur, wozu die Bedrängnisse des byzantinischen Reiches den näheren Anlaß gaben. Als die Türken über die schutzlosen Länder der griechischen Zunge stürzten, zumal aber nach der Eroberung Konstantinopels, kamen die vortrefflichsten der griechischen Gelehrten, reich an Schätzen der Literatur und an eigenem Genie, nach Italien und andern westlichen Ländern, und verbreiteten allda durch Umgang und Unterricht, durch Mittheilung, auch Uebersetzung klassischer Schriften auf vielen Wegen Geschmack und Wissenschaft.

Nicht minder angelegen wurde die lateinische Sprache und Literatur betrieben; zum Theil schon früher als die griechische, nachmals mit der letzten wetteifernd oder auch wechselseitig sich unterstützend.

Die einmal gewonnene Erkenntniß von der Vortrefflichkeit der Alten hatte ein heißes Verlangen nach allen ihren Werken erzeugt. Nach dem Muster der großen Klassiker suchte man den eigenen Styl zu bilden, an der Fülle ihres Geistes den eigenen Geist zu nähren, dem Flug ihres Genies mit eigenen Schwingen nachzustreben.

Aber die Wissenschaft, wiewohl eine Tochter des freien Geistes, und wenig folgsam dem Machtwort der Gewaltigen, mag dennoch leichter emporkommen durch deren freundliche Pflege, ja sie bedarf derselben zum Gedeihen vieler ihrer Zweige. In der eisernen Zeit des Faustrechts erhob sich nur selten ein Gewaltiger zur Achtung des friedlichen Talents und der geistigen Kraft. Jetzt aber, als edelster Ausdruck einer zum Besseren gewandten Zeit, erschienen liberale Fürsten, mächtige Beförderer der Wissenschaft und Kunst, durch Gründung von Unterrichts-Anstalten, Herbeischaffung reicher Hülfsmittel und freundliche Ermunterung des Genies.

Vor allen andern erwarb durch solches edle Wirken das Haus der Medicäer Ruhm. Man nennt von ihnen das Jahrhundert, worin Cosmus, der Stifter ihrer Größe, der „Vater des Vaterlandes," und sein vortrefflicher Enkel, Lorenzo, lebten. Andere Fürsten Italiens eiferten den Medicäern nach und theilten ihren Ruhm.

Außerhalb Italien machten zumal Karl V., der Weise, König in Frankreich, Kaiser Maximilian und vor Allen Matthias Corvinus, der ungarische König, sich um die Wissenschaft verdient durch treue und fruchtbringende Pflege.

Die kostbarsten Denkmale so edlen Eifers sind die vielen neugegründeten oder befestigten oder emporgebrachten Schulen gewesen; zumal die hohen Schulen oder Universitäten, deren im vorliegenden Zeitraum eine ansehnliche Zahl, und zum Theil zu großem Glanz, sich erhob.

Die Wirkung von allem Dem wäre jedoch nur beschränkt und vorübergehend, wenigstens abhängig von der Gunst nachfolgender Zufälle, ja Personen gewesen, hätte nicht die Erfindung der Buchdruckerkunst, noch in eben diesem Zeitraum, sie in's Unermeßliche erweitert und für immer befestigt. Diese große Erfindung, durch welche, wie Herder gleich wahr als kräftig sagt, die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen eine gesammelte und sichtbare Kirche geworden ist, trat ein in dem glücklichsten Zeitpunkt der jugendlich kräftigen, freudig aufstrebenden Geistesthätigkeit der euro-

päischen Völker; eben als es galt, die kostbarsten, schon errungenen Schätze in Sicherheit zu bringen, und den Grund zu weiteren, entscheidenden Fortschritten zu legen.

Der deutschen Nation gehört der Ruhm so heilbringender Erfindung. Es waren derselben zwei andere, wie den Weg bahnend und das Gedeihen vorbereitend, vorausgegangen: die Erfindung des Linnen-Papiers, welches allmählig an die Stelle des älteren baumwollenen Papiers mit unermeßlichem Vortheil getreten, und jene der Holzschneidekunst, welche wir schon am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts finden. Der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst ist Johann Guttenberg (auch Gensfleisch genannt), aus dem Rittergeschlecht von Sorgenloch (geb. 1397, † 1465), welcher den ersten Gedanken dazu faßte und denselben in Mainz ausführte, unter Beistand Johann Faust's (seit 1450), eines reichen Goldschmieds daselbst, und späterer Mitwirkung (seit 1453) Peter Schöffers aus Gernsheim, welcher die Erfindung vervollkommnete. Nur stufenweis und langsam ward derselben Vollendung errungen. Aber welche weitere Schicksale die also begründete Kunst gehabt, und wie dieselbe noch im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in alle Länder Europens gekommen, kann hier keine umständliche Darstellung finden.

Unter den großen Weltbegebenheiten ist keine folgenreicher, keine wohlthätiger gewesen, als die Erfindung der Buchdruckerkunst. Durch sie erst wurde der Buchstabenschrift, also auch der Sprache und überhaupt dem Geist der Menschen die volle Wirksamkeit verliehen; das Wort des Einen Millionen vernehmlich, die Schätze der Erkenntniß wie der Empfindung aller Menschen und aller Zeiten zum wahren Gemeingut des Geschlechts, zum leicht erwerblichen Besitzthum jedes Einzelnen gemacht; durch sie allererst ward ein wahres Gesammtleben der Völker, ja der Menschheit möglich. Ihr allein sind wir die glänzendsten Fortschritte der Wissenschaft, so wie die allgemeine Verbreitung derselben, ihr allein endlich die Gewährleistung der Freiheit unter den drohendsten Verhältnissen schuldig.

Diese Buchdruckerkunst erhob sich jedoch anfangs nur kümmerlich; und wiewohl die freudige Erkenntniß oder wenigstens Ahnung ihres unschätzbaren Werthes bald ihre allgemeine Verbreitung bewirkte, so sank sie doch frühe, sie, die herrliche Gottesanstalt, unter die Fesseln des menschlichen Zwanges. Es kam die Büchercensur auf. Papst Alexander VI., der abscheulichste unter den Tyrannen,



Guttenberg.

(Bd. II. S. 362.)

Nach N. de Larmeßin.

hat zuerst sie errichtet. Fluch seinem Andenken! — Was die Zunge dem Gedanken, das ist die Presse dem Wort. Wer will die Zunge nöthigen, daß sie um Erlaubniß bitte für das Wort, welches sie spreche? oder dem Geist verbieten, daß er Gedanken erzeuge? Was Anderes soll frei und heilig sein, wenn nicht die Presse?

Von jetzt an erhebt sich, in den verschiedenen Zweigen der Kunst und Wissenschaft, eine so große Menge von Meistern, Lehrern und Schriftstellern, daß nicht mehr möglich ist, ihrer in einem kurzen Ueberblick zu gedenken. — Ihre Aufzählung und Charakteristik kann nur in ausführlichen Universalhistorien oder in eigenen Kunst- und Literatur-Geschichten Platz finden.

II.

Speciellere Geschichte.

Von dem Reiche der Deutschen.

Rudolf von Habsburg.

Nach Richards von Cornwall Tode blieb der Thron des Reiches geraume Zeit erledigt, da Wenige unter den Großen waren, die einen König zu haben, oder auch es zu sein begehrten. Die mächtigeren unter den weltlichen Fürsten lockte die Aussicht der Selbständigkeit. — Und wer von den Großen hätte lüstern sein mögen nach der Kaiserkrone? — Erstorben, zu Grunde gegangen waren nach einander die Heldenstämme, die jene verhängnißvolle Krone getragen, während die übrigen Fürstenhäuser freudig emporstiegen, und, vor Stürmen gesichert, festen Grund gewannen.

Also drohte Deutschland das Loos Italiens, Aufhebung der Nationalität, Trennung, Zerstücklung. Doch die geistlichen Fürsten und der Papst drangen auf die Wahl eines Kaisers.

Aber die Wahl, zu welcher die Fürsten sich endlich verstanden, konnte auf keinen Gewaltigen fallen. Kaum hätte einer sie angenommen, und die übrigen hätten ihn gescheut. Dagegen sollte der Gewählte doch persönlich kräftig, ehrfurchtgebietend, weise sein, den

Stürmen und Verwirrungen der Zeit gewachsen, Wiederhersteller der Ordnung und des Rechtes.

Diese Eigenschaften erkannten oder erwarteten die Kurfürsten von Rudolf, Grafen von Habsburg, für welchen zumal jener von Mainz empfehlende Worte sprach; und einstimmig erkoren sie Ihn zum König (1273).

Das Haus Rudolfs, abstammend von jenem elsaßischen Grafen Guntram dem Reichen, welcher zu den Zeiten Otto's d. G. (um 950) wegen Theilnahme an einer Empörung seine Lehen verlor, war noch immer reich durch den Besitz der Stammgüter im Elsaß und Aargau und mehrerer Lehen, welche nach Guntrams Fall die wiederkehrende Gunst der burgundischen und der deutschen Könige dessen Haus verliehen. Durch die über einen Theil Helvetiens geführte Statthalterschaft, durch verschiedene Erbschaften, zumal diejenigen, welche Rudolf selbst zugefallen, war es selbst zu ansehnlicher Macht und Fürstenhoheit gelangt. Aber nicht wegen Abkunft, Glanz oder Macht, nur wegen persönlicher Kraft und Tugend wurde Rudolf gewählt. Es geschah, wie der Kurfürst von Köln sagte, „weil er gerecht und weise, und von Gott und den Menschen geliebt war."

Rudolf empfing zu Aachen die Krönung als deutscher König; aber die italische und die Kaiserkrone empfing er nicht. Niemals gelüstete ihn nach dem Lande, welches „der Hinziehenden so viel, und der Heimkehrenden so wenig Fußtritte" zeige. Seine Entfernung gab den Städten Italiens und dem Papst willkommene Gelegenheit zur Erweiterung ihrer, dem Throne schädlichen, den Reichsverband schwächenden, Ansprüche; und Rudolf selbst gab verschiedene derselben den lombardischen Städten um Geld dahin. Dem Papst aber, damit er dessen nützliche Freundschaft erhalte, gestattete er ansehnliche Vergrößerung des Kirchengebiets. Auch in Arelat begünstigte Rudolfs nur für's Vaterland kräftige Regierung die Schwächung oder die Vergessenheit der alten Reichsrechte.

Dagegen wurden im Innern Deutschlands die Zerrüttungen, die seit Friedrich's II. letzter Zeit schrecklich zugenommen, geordnet und geheilt. Rudolf, durch die persönliche Freundschaft der bessern Fürsten den einzelnen Ruhestörern überlegen, verkündete auf seinem ersten Reichstag einen allgemeinen Landfrieden, und handhabte ihn mit Kraft und Strenge. Unzählige Raubschlösser wurden zerstört und an der Stelle frecher Gewalt das Ansehen der Gerichte erhoben. Jetzt erhielt der Acker seine verscheuchten Pflüge wieder, der Kaufmann,

welchen sonst die Wegelagerer geplündert, zog sicher seine Straße, und in den Städten gedieh der Fleiß friedlicher Gewerbsleute.

Also verdiente Rudolf den schönen Namen: „Wiederhersteller des Vaterlandes.“ Seit dem Städteerbauer Heinrich hatte den heiligen Beruf des Königs Keiner so treu erkannt, wie Er, der da sich aufgestellt erklärte, „Frieden und Recht zu schirmen, unter allen die köstlichsten Gaben des Himmels.“ —

Aber die glänzendste und folgenreichste That dieses preiswürdigen Kaisers war die Besiegung Ottokars, des trotzigen Böhmenkönigs, des Gewalträubers von Oestreich und Steiermark, auch Herrn von Kärnthen und Krain. Derselbe verwarf Rudolfs Wahl, zu welcher man ihn nicht beigezogen, und weigerte sich, die Lehen zu empfangen, oder auf des Königs Tagen zu erscheinen. Da erklärte ihn Rudolf in die Acht, besiegte (1276) den Stolzen, und zwang ihn zum harten Frieden. Ottokar mußte Verzicht leisten auf Oestreich und alle deutschen Länder, wegen Böhmen und Mähren aber die Belehnung empfangen. Aber bald erneuerte Ottokar den Krieg. Und jetzt errang Rudolf auf dem Marchfeld (1278) — mühevoll, doch um so glorreicher — den entscheidendsten Sieg. Ottokar selbst, nach dem verzweifeltsten Kampf, ward erschlagen, die Reste seines Heeres wurden zerstreut. Dem Sohne des Getödteten gab Rudolf, mit weiser Mäßigung, denselben Frieden, welchen Ottokar treulos gebrochen; nur sollte Mähren, zum Ersatz der Kriegskosten, fünf Jahre lang dem Kaiser verpfändet sein.

Hierauf, mit Rath und Einwilligung aller Kurfürsten, — er selbst hatte zur Giltigkeit wichtiger Reichsgeschäfte solche Genehmigung für nöthig erklärt — verlieh er seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die herrlichen Länder, deren Wiederbringung an's Reich sein eigenes, schweres Werk gewesen: Oestreich, Steiermark, Krain und die wendische Mark (1282); Kärnthen ward dem Grafen Mainhard von Tirol gegeben. Also ward die Macht Habsburgs befestigt und der Grund zu ganz neuen, unermeßlich wichtigen Verhältnissen gelegt.

Rudolf suchte weiter bei den Kurfürsten die Ernennung Albrechts, seines Sohnes, zum römischen König. Aber die Kurfürsten gewährten sie ihm nicht. Diese Fehlschlagung that ihm wehe. Er starb kurz darauf (1291) von den Vaterländischgesinnten tief betrauert, ein Vorbild aller Guten seines Hauses, fromm, mild, rechtliebend wie die Besten aus ihnen, aber kräftiger, weiser, mäßiger als die Meisten.

Adolf von Nassau. Albrecht I. von Oestreich.

Nach einem fast jahrlangen Zwischenreich gelangte, durch Vorschub des mächtigen und ränkevollen Gerhard, Erzbischofs von Mainz, dessen Verwandter, Adolf, Graf von Nassau, zur Krone (1292). Seine Regierung war für ihn selbst, wie für das Reich unglücklich und schmachvoll. An Englands König Eduard I., in dessen Kriege mit Frankreich, verkaufte er deutsches Blut für Geld (1294), und mit dem Sündengeld wollte er Land und Leute für sich erhandeln. Albert der Entartete, Landgraf von Thüringen, verstieß sein Weib, und verfolgte seine rechtmäßigen Söhne. Damit er sie um das Erbe brächte, bot er Thüringen feil. Der Kaiser schloß den Kauf, und schickte Kriegsvölker ins Land, dasselbe einzunehmen. Aber der Zug nahm ein schmähliches Ende.

Durch Willkür und Eigenmacht zog Adolf auch die Abneigung derjenigen Kurfürsten auf sich, welche seine Erhebung bewirkt hatten. Sie wandten sich Albrecht von Oestreich zu, dem Todfeind Adolfs, und nach mehreren Berathungen faßte ihre Mehrzahl den Schluß, daß Adolf des Reichs entsetzt, Albrecht König sein solle. Noch hielten Trier und das pfalzbaierische Haus, das letzte aus Haß wider das aufblühende Habsburg, mit Adolf. Viele andere Fürsten und Herren, zumal aber die Städte, blieben dem Könige getreu, dem sie gehuldigt. Adolf, tapfer, aber unklug, verlor wider den kriegsgewandten Gegner unfern Worms (1298) die entscheidende Schlacht, und in derselben das Leben; worauf die zu Frankfurt versammelten Kurfürsten einstimmig den Sieger zum König ernannten; nicht unbestochen, da zumal die geistlichen Wahlherren Güter und Rechte von Albrecht zum Lohne genommen.

Gleichwohl blieben sie ihm abhold; ja sie griffen zum Schwert, als er ihren gemeinschädlichen Anmaßungen ein Ziel setzen wollte. Die rheinischen Kurfürsten hatten die Fahrt auf dem vaterländischen Strome mit ungebührlichen Zöllen belastet. Von Rechts und von Pflicht wegen, ja vermöge eigens gefaßten ausdrücklichen Reichsschlusses, forderte Albrecht die Aufhebung jener Zölle, und sofort schien er jenen Kurfürsten ein Feind des Reiches. Auch der Papst (Bonifaz VIII.), welcher den Kaiser als einen Freund Philipps des Schönen von Frankreich haßte, erklärte sich wider ihn. Er solle über Adolfs Mord in Rom sich verantworten, wo nicht, des Reiches verlustig sein.

Dies Alles war fruchtlos. Albrecht, mit Hülfe seiner Getreuen, — worunter abermals die Städte sich auszeichneten — trieb die Rebellen zu Paaren, und erzwang die Freiheit des Rheins; worauf auch der Papst seine Bullen zurücknahm.

Ein trauriges Ende war Kaiser Albrecht beschieden. Er fiel durch die Hand seines Neffen, Johann von Schwaben, von dieser That Parricida genannt, eines wildbrausenden Jünglings, der, schwer in seinem Rechte gekränkt, in dem Oheim einen Tyrannen und ungerechten Vormund erblickte. Auf der Reise nach den Stammgütern seines Hauses, unsern Baden im Aargau, geschah von den Verschworenen der Mord (1308), welchen nachmals Albrechts Nachfolger durch Reichsacht an den Thätern, seine Tochter Agnes aber, des ungarischen Königs Andreas III. Wittwe, auch an unschuldigen Freunden und Kindern der Mörder unmenschlich-blutig rächte.

Heinrich VII. Italische Geschichten.

Rudolf von Habsburg hatte gelehrt, wie die durch eigenen Werth wenig lockende Wahlkrone zur Vergrößerung der Hausmacht könne benützt werden. Also wurden nach Albrechts Tode nicht nur von vielen einheimischen Fürsten, sondern auch von dem französischen König Philipp dem Schönen — zu seines Bruders Karl von Valois Gunsten — Anschläge auf den erledigten Thron gemacht. Der Papst Clemens V. vereitelte solche Absicht, und ermunterte die geistlichen Kurfürsten zur Beschleunigung der Wahl. Diese verabredeten die Erhebung Heinrichs, des Grafen von Luxemburg, eines Bruders von Balduin, dem Kurfürsten von Trier. Aber die Wählenden, zumal Peter Aichspalter, Kurfürst von Mainz, forderten für ihre Stimmen einen hohen Preis, die Bestätigung vieler angemaßter Rechte und Freiheiten, selbst Geld und Gut und die kaiserliche Hülfe wider Privatfeinde.

Was Heinrich also zur Erlangung der Krone aus eigenen und aus Reichsmitteln hintangab, ward — ihm wenigstens und seinem Haus — durch Erwerbung der Krone Böhmens mit Wucher vergütet. Heinrich von Kärnthen, welcher das östreichische Haus von dieser Krone verdrängt hatte, gefiel den Böhmen nicht. Sie boten deßhalb Johann, des Kaisers Sohn, die jüngere Schwester K. Wenzels zur Gattin und als Mitgift das Königreich an (1309). Sofort sprach der Kaiser dem kärnthischen Heinrich die Krone

ab, und eroberte ohne Mühe das ganze Land. So ward das Haus Luxemburg auf den böhmischen Thron erhoben, und hierdurch 130 Jahre lang in Deutschland groß und gewaltig.

Nachdem Heinrich den hergebrachten Eid der Treue und der kindlichen Ehrfurcht dem Papst und der römischen Kirche durch eine feierliche Gesandtschaft geleistet, hierauf die Anerkennung des Papstes — in hochtrabenden, selbst ein Ernennungsrecht ansprechenden Ausdrücken — erhalten hatte, zog er — seit 60 Jahren der erste Kaiser — nach Italien und nach Rom. Weit günstiger als in der hohenstaufischen Zeit waren dieses Landes Verhältnisse. Der Papst, von Rom entfernt, mochte weniger nachdrücklich und schnell des Kaisers Schritte hemmen. Die Römer selbst sehnten nach der losern Gewalt des Kaisers sich zurück. Viele mächtige Häuser waren feindselig wider den Papst. Die Städte aber, an deren jugendlich kräftigem Freiheitsbund einst die Macht der großen Hohenstaufen scheiterte, hatten ihr Kleinod und den wahren Grund ihrer Stärke, die Freiheit, durch Verwahrlosung schon meist verloren. Denn noch schwerer als die Erringung ist die Behauptung der Freiheit. Jene mag durch eine augenblickliche Erhebung, durch die Kraft vorübergehender Begeisterung geschehen; diese erheischt fortwährende Anstrengung und Tugend, Eintracht, Wachsamkeit, und den schweren Sieg über die Selbstsucht. Als die allgemeine Gefahr vorüber schien, erwachte die Wuth der besondern Interessen und Leidenschaften. Viele Städte, ihres Glücks sich überhebend, hatten andere Städte und große Landschaften sich unterjocht. Das Gesetz der Gewalt, das sie also aufstellten, ward ihrer eigenen Freiheit verderblich. Noch schlimmer war die innere Zwietracht. Im Schooße der meisten Städte wüthete die erbliche Feindschaft wetteifernder Geschlechter oder Staatsparteien. Das allgemeine Interesse der Freiheit wich dem besondern einer solchen Partei. Leicht mochte das Haupt einer siegreichen Faktion zum allgemeinen Tyrannen werden; und wo die Schrecken der Gewalt ermangelten, da wirkte die unselige Präpotenz des Reichthums oder der Arglist früh vervollkommnete Kunst. Noch dauerte der Hader der Guelphen und Ghibellinen fort; aber die Namen mehr als die Zwecke der Parteien waren geblieben. Es mochten, je nach den Umständen, Ghibellinen mit dem Papste halten, und Guelphen für den Kaiser stehen, oder die Genossen der nämlichen Partei unter sich selbst in blutigen Zwist zerfallen. Es war eine böse, verbrechen- und leidenvolle Zeit. Darum weinte der edle Heinrich, als er, von

den Alpen herabsteigend, das herrliche Land überblickte, und seiner Parteiungen gedachte.

Doch eben diese Verworrenheit der Verhältnisse und Interessen begünstigte die Unternehmung des Kaisers. Das stolze Mailand öffnete jetzt, da die streitende Macht der Viscontis und della Torre's an die Stelle der Volksmajestät getreten, zuvorkommend dem kleinen Heerhaufen Heinrichs die Thore; von vielen andern Städten kamen Abgeordnete herbei, die Feier seiner Krönung zu verherrlichen. Hierauf ernannte Heinrich zu seinen Statthaltern ohne Unterschied Guelphen und Ghibellinen, so wie das Verdienst der Personen oder die Umstände anriethen, und erschien allen Parteien als Freund und Schützer.

Aber nicht lange währte die gute Stimmung. Aus Anlaß einer für den Römerzug ausgeschriebenen kleinen Steuer erhob sich ein Tumult in Mailand. Mühsam, unter tausend Gefahren, schlug Heinrich die Empörung nieder, und eilte nach Rom, wo noch größere Gefahren seiner warteten. Zwei Parteien, an ihrer Spitze die Ursini's und Colonna's, kämpften um die Herrschaft der Stadt. Robert der Weise, König von Neapel, Karls von Anjou Enkel, war herbeigekommen mit Heeresmacht zum Schutz der Ursinis und der Guelphen. Dagegen stritten die Colonna's für den Kaiser. Kämpfend drang Heinrich bis zum Kapitol und erstürmte dieses; aber den Vatikan und die Peterskirche mußte er den Feinden lassen, und die Kaiserkrönung von den hierzu abgeordneten Kardinälen im Lateran empfangen (1312).

Geschwächt durch den Abzug mehrerer deutscher und burgundischer Vasallen, zog Heinrich bald darauf nach Tuscien zurück; erneuerte jedoch und verstärkte seine Rüstung durch Aufgebot und Bündnisse, um die Majestät des Reiches entscheidend herzustellen. Schon war der sicilische König, dem geschlossenen Bunde gemäß, in Neapel eingebrochen, schon rückte Johann von Böhmen mit dem Hülfsheer heran, als Heinrichs plötzlicher Tod den bedrängten Robert und dessen Freunde, die zagenden Guelphen, rettete (1313).

Dieser unerwartete — darum auch der Bosheit der Feinde Heinrichs zugeschriebene — Tod befestigte die Verhältnisse Italiens. Die Guelphen, und welche überhaupt die Macht des Ausländers haßten, feierten jubelnd den Tag der Befreiung. Die Ghibellinen wehklagten über den verlorenen Hoffnungsstrahl. Von nun an trennt

sich, einige vorübergehende Einflüsse abgerechnet, die italische Geschichte von der deutschen; bis gegen das Ende des Zeitraums die unglückliche, der Selbständigkeit durch Zwietracht unwerthe, Halbinsel von Neuem der Tummelplatz des Ausländers wird, und nicht nur Deutsche, sondern auch Franzosen, Spanier, Schweizer u. a. in buntem Wechsel dem Lande Krieg, den Eingeborenen Schmach und Fesseln bringen.

Ludwig IV. der Baier. Ursprung des Schweizerbundes.

Nach Heinrichs Tod entstand heftige Parteiung in Deutschland, allernächst zwischen den Häusern Oestreich und Luxemburg. Auf beiden Seiten wurden Anhänger geworben, Streitkräfte gesammelt, alle Künste der Unterhandlung, Bestechungen, Ränke angewendet, um die Stimme der Wahlfürsten zu gewinnen. Vor allen thätig war Peter Aichspalter, der Kurfürst von Mainz, des Hauses Luxemburg eifriger und wohl-bezahlter Freund. Derselbe, in Einigung mit Balduin von Trier und dem böhmischen Johann, erklärten sich für Ludwig den Herzog in Baiern, der zwar des östreichischen Friedrich Verwandter und sein Jugendfreund, doch wegen häuslicher Zerwürfniß schon einmal wider ihn in Waffen war. Nach einiger Weigerung gab er gleichwohl dem Verhängniß oder der Lockung des Ehrgeizes nach und zog gegen Frankfurt. Dahin war auch Herzog Friedrich mit seinen Anhängern gekommen, und es trennte der Main die bewaffneten Schaaren der zwei Thronbewerber und ihrer Freunde. Da ward am bestimmten Wahltag, am 19ten Oktober des 1314ten Jahres, von dem Kurfürsten von Köln, dann von Ludwigs von Baiern Bruder Rudolph, dem Pfalzgrafen am Rhein, auch von dem Herzog von Sachsen-Wittenberg, endlich von dem kärnthischen Heinrich, der sich der böhmischen Stimme anmaßte, Herzog Friedrich von Oestreich zum Kaiser ausgerufen; Tags darauf aber von Mainz, Trier und Brandenburg — wiewohl letzteres seine Stimme Oestreich zugesagt —, dann von Johann von Luxemburg als König von Böhmen, auch von Sachsen-Lauenburg, welches man gegen Wittenberg aufstellte, Ludwig von Baiern erkoren. Unglückverkündend schallte herüber und hinüber der Frohlockenden Ruf. In Frankfurt ward nur Ludwig aufgenommen und auf den Hochaltar der Bartholomäuskirche erhöht. Gekrönt aber wurden beide Könige, Friedrich

zu Bonn von dem Kurfürsten von Köln, Ludwig zu Aachen von jenem von Mainz.

Hierauf war siebenjähriger Krieg in Deutschland, doch mehr verderbend für Land und Volk, als blutig in Schlachten. Beide Könige, über den verderblichen Jammer trauernd, sehnten sich nach Entscheidung. Da ward bei Mühldorf am Inn Friedrichs großes Heer von seines Gegners minder zahlreichen, aber besser geführten Schaaren nach langem zweifelhaftem, blutigem Kampf (1322) geschlagen, Friedrich selbst Ludwigs Gefangener. Das ganze Reich erkannte diesen jetzt als König. — Nur Leopold von Oestreich blieb in Waffen; sein Bruder, König Friedrich, saß gefangen auf Trausnitz, einer festen Burg in der Oberpfalz; auch Heinrich, der dritte Bruder, war bei Mühldorf gefangen und nach Böhmen geführt worden.

In den Zeiten dieses Krieges nahm der Schweizerbund seinen Ursprung.

In dem Mittelpunkt der hohen Alpen, wo die Grenzmarken der germanischen und gallischen Länder gegen Italien sind, wo die Quellen der mächtigsten Flüsse Europa's springen, und in unzugänglichen Felsenthälern grüne Triften mit Todesgefilden zusammenstoßen: da erwählte sich die vor den Gewaltigen des Erdtheils flüchtende Freiheit eine verborgene Zufluchtstätte. Der wichtigste Punkt von Europa, die unbezwingliche Naturfeste, von welcher aus, wenn ein Herrscher Italiens, Deutschlands oder Frankreichs sie als eigen besessen hätte, leicht alle Völker umher wären erschreckt und gefesselt worden, die Kernmasse des Alpengebirges sollte frei, selbständig und die schirmende Scheidungslinie sein zwischen den Hauptnationen und großen Mächten Europa's.

Von solchem Standpunkt erscheint die Stiftung des Schweizerbundes als eine Schirmanstalt der allgemeinen Freiheit; wobei dann der unmittelbare Anlaß der Stiftung — ob Hut und Apfel, oder ob die streitige Königswahl — weniger merkwürdig, auch die schweizerische Freiheit nicht wie streng eigenes Besitzthum der Eidgenossen, noch wie die Wirkung eines persönlichen Verdienstes, sondern mehr als Geschenk der Natur oder Wohlthat des Schicksales und als gemein-europäisches Gut sich darstellt.

Die Helvetier, welche den größten Theil der heutigen Schweiz bewohnten, wurden zu den gälischen Nationen gerechnet. In den spätern Völkerströmungen geschah hier ein Zusammenstoß der Ale-

mannen von Norden, der Burgunder von Westen, der Langobarden — oder früher der Ostgothen — von Süden. Dieselben begegneten sich im Innersten des Landes, wo sie theils — wie meist die italischen gegen die alemannischen Stämme — nach der Wasserscheidung der Gebirge, natürlich sich begrenzten, theils — wie die Alemannen und Burgunder unter sich — mehr willkürliche oder durch Zufall bestimmte Marken setzten. Die Stämme aller drei Zungen wurden zwar vereinigt unter dem Scepter der großen fränkischen Monarchie, und nach deren Zersplitterung zum zweitenmal unter der Hoheit des auch über Italien und Burgund gebietenden deutschen Reiches: aber hier mehr als sonst irgendwo — weil begünstigt durch die Natur des vielgetheilten Landes und durch die Verschiedenheit der Stämme und Zungen — trat, im Gefolge der Lehenverfassung und des Faustrechts, nach dem herrschenden Zeitgeist eine bunte Zerstücklung in vielgestaltige geistliche und weltliche Herrschaften, Stadtgemeinden, mittelbare und unmittelbare Hoheitsbezirke u. s. w. ein, und entstand die mannigfaltigste Mischung von Reichs- und Provinzverhältnissen, nach Gebieten, Rechten, Ansprüchen und Freiheiten der Gemeinden, Familien, Landschaften, Aebte, Bischöfe und königlichen Statthalter. Helvetien ward vielgetheilter und vielherrischer, als jedes andere Reichsland. So besaßen die Bischöfe von Lausanne und Genf und Basel, der Abt von St. Gallen und mehrere andere Aebte, dann die Grafen und Herren von Neuburg, Greyerz, Vaz, Sargans, Toggenburg, Rapperschwyl, Baden, Lenzburg, Kyburg und vor Allen mächtig, nachdem sie das Erbe der letztern mit alteigenem großen Gut vereint hatten, die Grafen von Habsburg neben und unter einander viel unterthäniges oder dienst- und zinspflichtiges Land; und es blühten zwischen ihren Gebieten freudig und gedeihend die — meist von den edlen Zähringern gestifteten oder emporgehobenen — freien Städte. Auch Flecken und Dörfer genossen der Reichsunmittelbarkeit, wie zumal im Schooß der Gebirge die sogenannten Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, die in stiller Verborgenheit zu großen Bestimmungen heranreiften.

Der ländersüchtige König, Albrecht I., also lautet die gemeine Erzählung, nachdem er die Waldstädte vergebens gedrängt hatte, daß sie der östreichischen Hoheit sich unterwärfen, setzte ihnen von Rechtswegen tyrannische Landvögte, gegen deren Bedrückung die östreichische Herrschaft als ein Glück erschien. Aber als höchstes Glück

achteten die muthigen Hirten ihre Freiheit. Darum beschworen sie, nach Walther Fürsts aus Uri, Werner Staufachers aus Schwyz und Arnolds von Melchthal aus Unterwalden hochherzigem Vorgang, die Behauptung derselben mit Gut und Blut. Die kühne Selbstrache, welche Wilhelm Tell, hochgereizt durch den Vogt Geßler, an seinem Peiniger nahm, beschleunigte die That. Die Burgen der Landvögte wurden eingenommen, zerstört, und zur Befestigung dieser Dinge ein Bund, oder vielmehr eine Erneuerung der uralten Vereinigung der drei Orte feierlich geschlossen (1308). Durch Albrechts gelegenen Tod und Heinrichs VII. Gunst erstarkte die Sache der Eidgenossen, und als, nach der zwiespältigen Königswahl, Leopold von Oestreich die Schwyzer, da sie für Baiern sich erklärt hatten, zur Anerkennung Friedrichs zwingen wollte, so ward er in dem Engpaß bei Morgarten von den tapfern Landmännern, für welche die Berge stritten, entscheidend geschlagen (1315, 8. December), und darauf von den Siegern der früher nur zehnjährige Bund für ewige Zeit geschlossen.

Aber von allem Dem ist nur die Schlacht bei Morgarten durch Urkunden erwiesen. Doch wäre unserm Zweck sehr fremd, darüber zu streiten. Nicht minder rühmlich, wenn die Anhänglichkeit an den für rechtmäßig erkannten König, als wenn die Rache von Privatbeleidigungen der Anlaß war, erscheint der Sieg und der Bund der Waldstädte; auch ist Wilhelm Tells Geschichte durch die Wirkung, die der Glaube daran in den Gemüthern von Tausenden erzeugte, und als allgemein wahre Darstellung eines freiheitstolzen Mannes weit mehr als durch den Umstand, ob sie 1308 wirklich geschehen, interessant und selbst der Welthistorie angehörig.

Fortsetzung von Ludwigs IV. Geschichte.

Ungeachtet der Gefangennehmung seines Gegners, ungeachtet der Anerkennung fast aller Fürsten ward dennoch Ludwig seines Reiches nicht froh. Rastlos setzte Leopold von Oestreich den Krieg fort. Der Papst wurde emsigst aufgereizt wider Ludwig, und der französische König eingeladen, die Krone der Deutschen für sich zu nehmen. Als jedoch Ludwig, durch die Stärke seiner Feinde beängstigt, nach Trausniz ritt, mit dem Gefangenen sich zu vergleichen: da entsagte Friedrich, um das Geschenk der Freiheit, der Reichskrone (1325, 6. März).

Aber Leopolds Herz blieb unversöhnlich, der Papst drohender als zuvor. Und da kehrte Friedrich, weil er den Frieden nicht herstellen konnte, zurück zu Ludwig, um sein Gefangener zu sein; dieser aber, den solche Tugend rührte, umarmte ihn als Freund und Bruder, und theilte mit ihm das Reich. Gemeinschaftlich sollt' es von beiden Königen verwaltet werden, Alles unter ihnen gleich sein, die Namen Beider in ihren Siegelringen stehen, des Freundes Name in jedem obenan (5. Sept. 1325).

So ward Friede mit Oestreich, aber Mißvergnügen bei den Fürsten, als welche die Zweiherrschaft scheuten, bei den Kurfürsten zumal, die das Recht, über den Thron zu schalten, für sich selbst ansprachen. Die Mißhelligkeit blieb unausgeglichen, bis Friedrich, nach kurzem Genuß der unkräftigen Hoheit, starb (1330).

Indessen brannte Ludwigs Fehde mit dem Papste fort. Der Papst Johannes, ein Franzose von Geburt, ein übermüthiger, leidenschaftlicher, zugleich tückischer Mann, hatte gleich, als Ludwig bei Mühldorf gesiegt, ihn für einen Anmaßer erklärt; sodann verkündete er in der Hauptkirche zu Avignon, wo er seinen Stuhl aufgeschlagen, eine Mahnung an ihn, das Reich niederzulegen binnen drei Monden, bei Strafe des Banns. Nach einigem Zaudern, und da Ludwig nach Avignon als reuiger Sünder zu kommen verschmähte, ward er feierlich gebannt und verflucht (1324).

Da beschloß Ludwig, Rache zu nehmen an dem hoffährtigen Priester; auch die Völker und die Fürsten Deutschlands äußerten gleichen Zorn. Eine allgemeine Kirchenversammlung begehrten Kaiser und Reich, des Papstes Anmaßung zu zügeln. Doch zagte dieser nicht. Ihm hing Oestreich — aus Haß wider den Baierfürsten — an; ihn schirmte Frankreich, Deutschlands Verwirrung wünschend; Polen und Rußland wurden aufgereizt wider den abtrünnigen Ludwig, und selbst die heidnischen Letten zur Verwüstung der deutschen Kirchen gerufen.

Nachdem die Aussöhnung mit Friedrich zu Stande gekommen, rüstete Ludwig sich eilends zum Römerzug. Im Frühling des 1327sten Jahres zog er über die Berge Hohenrhätiens. Bald hielt er seinen glänzenden Einzug in Mailand, schmückte sein Haupt mit der eisernen Krone der Lombarden, stürzte die Guelphen nieder, und kam nach Rom (Jänner 1328).

Nachdem er in der Peterskirche von den Händen zweier Bischöfe die kaiserliche Krönung empfangen, saß er an der Spitze einer feier-

lichen Versammlung zu Gericht über den „Priester von Cahors, der sich Papst nenne," und diktirte das Urtheil: der Afterpapst sei, als der Ketzerei überführt und schwerer Verbrechen schuldig, aller geistlichen Weihen und Rechte entsetzt, und dem weltlichen Arm zur Bestrafung zu überliefern. Sofort wurde Peter von Corbiere, ein Mönch von dem mit Johann XXII. in Fehde stehenden Orden des heil. Franziskus, als Nikolaus V. zum Papst ausgerufen und die christliche Welt durch viele gegenseitige Schmähung geärgert.

Aber das Papstthum, nicht als heilige Einsetzung, sondern als ein Kleinod der Nation, oder der Stadt Rom, wurde von den Italienern vertheidigt, und die Christenheit, ob sie auch die Vergehungen eines Papstes mißbilligte, ehrte nicht minder die Würde seines Stuhls. Also fanden die Donner-Bullen, welche von Avignon aus Johannes wider seine Feinde schleuderte, bereiteten Zündstoff, und es sammelte sich ein „Kreuzheer" wider den Kaiser. Mit Noth hielt sich dieser in Italien bis in's zweite folgende Jahr, und verließ dann das Land (1330), welches er mit großen Entwürfen betreten hatte, und wo Verrath und Haß ihm jede Hoffnung geraubt. Bald darauf ward Nikolaus V. von allen Anhängern verlassen und zuletzt ausgeliefert an seinen Feind.

Bevor Ludwig über die Alpen zurückgegangen, hatte er zu Pavia (4. August 1329) den Hader mit seinen Neffen durch Vergleich geendet. Dieselben forderten die rheinische Pfalz, des Vaters Erbe, zurück, welches Ludwig, als sein Bruder zu Oestreich hielt, demselben entrissen hatte. Sie erhielten sie sammt der obern Pfalz, und beschworen den Vertrag, welcher das Gesammteigenthum des wittelsbachischen Hauses über die einzelnen Erbtheile und die Unveräußerlichkeit an Fremde festsetzte. Die Kurwürde sollte zwischen der pfälzischen und baierischen Linie wechseln; zum erstenmal Pfalzgraf Rudolf Kurfürst sein.

Dies alles geschah noch bei König Friedrichs Leben. Nach dessen Tode — der ritterliche Leopold war schon früher gestorben — erneuerte sich die Feindseligkeit wider Oestreich. Doch ward Aussöhnung gestiftet; Ludwigs Klugheit erkannte in Habsburg ein nützliches Gegengewicht wider des böhmischen Hauses aufstrebende Macht. Denn durch Unternehmungsgeist und List war Johann von Luxemburg unter allen Fürsten des Zeitalters der gefährlichste. Sein böhmisches Reich hatte er durch viele einzelne Erwerbungen abgerundet und erweitert; gegen den Kaiser, der meist

einer Partei den Thron verdankte, spielte er mehr den Schutzherrn als den Vasallen. Er konnte für die Seele der großen Geschäfte an allen zum System des Reichs näher oder ferner gehörenden Höfen gelten; und er hatte darauf sehr wohlberechnete Hoheitsplane für sich selbst und sein Haus gebaut, deren Verfolgung ihn unausbleiblich, ob früher oder später, zu Ludwigs Feinde machte.

Dieses voraussehend, suchte Ludwig durch Vermehrung der eigenen Macht sich eine selbständige Stütze zu bereiten. Schon frühe hatte er die durch Waldemars von Brandenburg Tod erledigten Marken sammt der Kurwürde seinem eigenen Sohn, dem Knaben Ludwig, verliehen (1323). Auch die Lausiz und die Anwartschaft auf Anhalt ward Ludwig gegeben. Durch den Ausgang des niederbaierischen Hauses erwarb der Kaiser ein seit achtzig Jahren von Oberbaiern getrenntes, doch zum wittelsbachischen Gesammterbe gehöriges, großes und schönes Land (1341). Ein noch größeres fiel durch den Tod des kinderlosen Grafen Wilhelm von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an Ludwigs Gemahlin Margaretha, Wilhelms Schwester (1346), und an deren Kinder.

Aber ungerecht und ärgerlich war die Erwerbung Tirols. Es war im Jahr 1335 Herzog Heinrich von Kärnthen, Graf von Tirol, gestorben. Dessen Tochter Margaretha (genannt Maultasch) war an den böhmischen Königsohn Johann vermählt; aber der Kaiser sprach das wichtige Land den Herzogen von Oestreich, des verstorbenen Heinrich's Neffen, zu; worüber Krieg entstand, und durch Vergleich Kärnthen an Oestreich, Tirol an Böhmen kam. Als nach zehnjähriger Ehe Margaretha mit ihrem Gemahl in Unfrieden gerieth, da löste der Kaiser aus angemaßter Machtvollkommenheit das von der Kirche als unauflöslich erklärte Band, und ertheilte der Geschiedenen die Vergünstigung der zweiten Ehe mit seinem eigenen Sohn, ihrem nahen Verwandten, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg (1342). Hierdurch brachte er Tirol, das wichtige Alpenland, das Thor Italiens und Oestreichs Zwinger, an's baierische Haus.

Indessen war Johannes XXII. im 90sten Jahre seines Alters, unversöhnt mit dem Kaiser, gestorben (1334). Benedikt XII., welcher ihm folgte, war mild und einsichtsvoll, dem Kaiser mit Achtung und Liebe zugethan, dem französischen König aber, dessen Gewalt den Stuhl zu Avignon beherrschte, nothgedrungen folgsam. Da zeigte sich die böse Wirkung der Entfernung des Papstes von Rom. Weil

die Arglist Philipps von Valois der Verwirrung im Reich der Deutschen sich freute, weil er Plane der eigenen Hoheit auf des Kaisers Verderben baute, so durfte keine Versöhnung zu Stande kommen. In fruchtloser Unterhandlung gingen mehrere Jahre dahin, bis Ludwig und mit ihm die Fürsten des Reiches zu einem ihrer selbst und des Vaterlandes würdigen Schluß sich ermannten. Die Fürsten und Stände erklärten, der Kaiser habe genug gethan, der Bann sei gelöset. Auch schlossen die Kurfürsten — mit Ausnahme Böhmens — in besonderer Versammlung zu Rense (15. Juli 1338) den merkwürdigen, nachmals verewigten Verein, wodurch sie „einmüthig sich verbanden, das Reich und ihre fürstliche Ehre, an der Kur des Reichs, an seinen und ihren Rechten, handhaben, schützen und beschirmen zu wollen, nach aller ihrer Macht und Kraft, ohne Gefährde wider Jedermann, ohne einige Ausnahme.“ — Und endlich ward durch ein allgemeines, auf den Tag zu Frankfurt (8. August 1338) verkündetes, Reichsgesetz feierlichst erklärt: daß „die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott sei, daß wer von allen oder von mehreren Kurfürsten zum Kaiser oder König gewählt worden, keine päpstliche Bestätigung brauche, sondern König oder Kaiser vermöge der Wahl sei, daß bei einem Zwischenreich bloß dem Kurfürsten von der Pfalz das Vikariat gebühre, und daß — wie im folgenden Jahr auf einem andern Reichstag hinzugesetzt ward — zwischen einem in Deutschland gekrönten römischen König und einem in Rom gekrönten römischen Kaiser kein Unterschied, auch im Weigerungsfall des Papstes jeder Bischof befugt sei, die Krönung zu verrichten.“

Doch es sammelten sich neue drohende Wolken über Ludwigs Haupt, als Bendikt XII. starb, und nach ihm Klemens VI. (1342), ein heftiger, kühner, zugleich des Kaisers Feinden persönlich ergebener Mann, den Stuhl bestieg. Derselbe erließ (am grünen Donnerstag des Jahres 1346) wider den gebannten Kaiser eine schrecklichere Verwünschungsbulle, als noch je von dem heiligen Stuhl gekommen, und forderte drohend die Fürsten auf, sich loszusagen von dem Verfluchten, und ein anderes Reichshaupt zu wählen. Als aber der Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneburg, solche Wahl zu veranlassen sich weigerte, so entsetzte der Papst ihn des Erzbisthums, und ernannte statt seiner den Grafen Gerlach von Nassau, welcher sofort die Kurfürsten versammelte (Pfalz und Brandenburg, als des Kaisers

Haus angehörig, wurden ausgeschlossen), und die Erwählung Markgraf Karls von Mähren zu Stande brachte.

Aber das Werk der Bosheit scheiterte an Ludwigs männlicher Entschlossenheit und der bessern Bürger Treue. Von den Grenzen Italiens, wo der Kaiser, große Unternehmungen bereitend, weilte, führte er rasch seine Kriegsvölker gegen Frankfurt, und zerstäubte der Feinde Schaar. Als Flüchtling eilte der Gegenkönig — die Nähe der Städte, welche insgesammt wider ihn aufstanden, meidend — nach Frankreich, wo sein Vater in dem Kriege Philipps wider England stritt, aber in demselben Jahre bei Crecy in der großen Schlacht seinen Tod fand. Von da über Bonn, wo der Erzbischof von Köln ihn krönte, gelangte Karl auf weiten Umwegen in sein väterliches Reich.

Auch die erneuten Anschläge Karls und seiner Freunde vereitelte Ludwig in kurzer Frist. Auf einem Reichstag zu Speier vernahm er den treuen Zuruf vieler Fürsten und aller Städte. Freudigen Muthes für Recht und Ordnung stritten die guten Bürger, und wer von den Großen treu geblieben, wider die Feinde des Vaterlandes, und beugten unter Ludwigs Panier den Uebermuth der stolzen Verschwörer.

Doch nicht lange mehr genoß der vielgeprüfte Kaiser seines Triumphes. Im nächstfolgenden Jahre traf ihn der Tod, im 63sten Jahre seines Alters und im 33sten seiner thatenreichen Verwaltung (11. Oktober 1347). So wie Philipp der Schöne in Frankreich also hat Ludwig der Baier in Deutschland zuerst des Papstes Macht gebrochen. Aber was jener durch Uebermuth und Gewalt that, das hat dieser in deutschem Sinn, durch Würde und Beharrlichkeit, vollbracht. Seiner Leiche gönnte der Pfaffen Wuth die Ruhe im Grabe nicht. Dem Wohldenkenden ist sein Name ehrwürdig.

Das Haus Luxemburg. Karl IV.

Die Freunde Wittelsbach verschmähten auch jetzt den König Karl. Wider ihn ward der Graf Günther von Schwarzburg, ein edler, tapferer Mann, zum Kaiser gewählt. Mehr durch Ränke als durch Waffen, erhielt sich Karl gegen seine Feinde, und bewog endlich Günthern zur Entsagung gegen 20,000 Mark Silbers. Bald darauf

starb der Schwarzburger, worauf Karl, sein Recht zu befestigen, sich zum zweitenmal krönen ließ (1349).

Durch diesen Kaiser hat Deutschlands gemeines Wesen ein einziges Geschenk — die goldene Bulle — erhalten. Was er sonst noch verrichtete, erstrebte, anordnete, davon war nur Er selbst oder sein Hausgut, nicht das Reich der Gegenstand.

Um die, aus dem Mangel einer bestimmten gesetzlichen Ordnung für das Wahlgeschäft eines römischen Königs oder Kaisers bisher geflossenen Uebel für immer zu heben, wurde die berühmte Constitution, welche von dem daran gehängten Sigill den Namen der goldenen Bulle trägt, auf einem Reichstage zu Nürnberg entworfen und zu Metz (1356) feierlich verkündet. Darin werden den sieben Kurfürsten überaus große Rechte und Ehren vor allen andern Fürsten ertheilt, ihre Verrichtungen nicht nur als Wahlherren, sondern auch als Reichserzbeamte, auch die Familienverhältnisse und die Erbfolge in den weltlichen Kurfürstenthümern bestimmt, und Pfalz und Sachsen das Reichsvikariat in Thronerledigungsfällen, nach den Hauptbezirken des fränkischen und sächsischen Rechtes, zugesprochen. Es wird die Zeit und Ordnung der Wahl, auch der Wahleid der Kurfürsten und die entscheidende Kraft ihres Stimmenmehrs festgesetzt; Frankfurt zum Wahlort, Aachen zum Krönungsort und Nürnberg zum Sitz des ersten Hoftages jedes Kaisers bestimmt. Auch über den Landfrieden und die allgemeine innere Reichsordnung sind einige — doch nur wenige und durchaus ungenügende — Verfügungen getroffen; des Papstes aber ist — aus Klugheit oder Schonung — mit keinem Worte gedacht.

In demselben Augenblick, wo Luxemburg durch den glücklichen und schlauen Karl erhöht ward, zersplitterte das wittelsbachische Haus seine Macht durch die Theilung seiner Länder unter die sechs Söhne des Kaisers Ludwig und unter die Nachkommen seines Bruders, des Pfalzgrafen Rudolf. Bald auf die Theilung folgte auch Länderverlust und vielseitiges Unglück.

So geschah es mit Tirol. Margarethe Maultasch, nach ihres zweiten Gemahles und des einzigen Sohnes Mainhard Tod, ertheilte Rudolf, dem Herzoge von Oestreich, des weisen Albrecht Erstgebornem, die feierliche Erbeinsetzung für sich und sein Haus über alle Thäler und Berge, Städte, Schlösser und Dörfer des unschätzbaren Landes. Vergebens überzog Herzog Stephan von Baiern Oestreich mit Krieg. Kaiser Karl war diesem günstig, und nach dem

Spruch aufgestellter Schiedsrichter blieb Tirol, mit Ausnahme weniger Festen, in dem Besitz des glücklichen Habsburg (1369).

Um dieselbe Zeit gingen die brandenburgischen Marken für das Haus Baiern verloren. Mit Kaiser Ludwigs Sohn, Ludwig dem Römer, schloß Karl IV. einen Erbvertrag zu Gunsten seines Hauses; und als Ludwig starb, so wurde seinem Bruder, dem schwachen Otto, die gleichbaldige Uebergabe des großen Landes abgenöthigt, gegen eine Summe von 200,000 Goldgulden (1373).

Zu Brandenburg hatte auch die obere und niedere Lausitz gehört. Karl vereinte das theilweis gewonnene Gebiet derselben mit Böheim, welchem er auch Eger, Glaz und die schlesischen Fürstenthümer einverleibte. Hierdurch, so wie durch eine sorgfältige Verwaltung im Innern, durch Emporbringung der Landeskultur, durch Errichtung eines Erzbisthums und einer Universität zu Prag und durch andere Wohlthaten mehr, kam das sonst barbarische Königreich zu noch nie genossenem Flor.

Desto weniger that er für Deutschland und für das Kaiserreich. Unthätig sah er den neu um sich greifenden Befehdungen und Verbrechen der Gewaltthat zu, und während er sich des Schaugepränges der kaiserlichen Majestät erfreute und die Großen des Reichs zu knechtischen Dienstverrichtungen um seine Person erniedrigte, befestigte er durch Zulassung und Gesetze die selbständige Hoheit der Fürsten und beförderte die Auflösung des Reichsverbandes. In Burgund ließ er zwar sich zum König krönen (1365), aber er verwahrloste oder vergeudete dort, was noch von Reichsrechten übrig war, und machte ihre Wiedererwerbung dadurch fast unmöglich, daß er den Dauphin Karl zum beständigen Reichsvikar in Arelat ernannte.

Noch unrühmlicher benahm er sich in Italien. Er ging dahin (1354), mit einem Heere von 300 Mann; empfing in Mailand — durch Vergünstigung der Visconti's, die ihn als Werkzeug eigener Größe brauchten — die lombardische, und in Rom die Kaiserkrone. Aber — gemäß geheimen Vertrags mit dem Papste — nicht eine Nacht durfte er in den Mauern dieser Stadt der Cäsaren weilen, und der Spott des Volkes begleitete ihn bis an die Alpen. Was er an Ehre verlor, das suchte er durch Geld zu ersetzen, und er verkaufte Freiheit an Städte, Gewalt an Tyrannen, Titel und Ehren an Jedermann um baares Geld.

In den Zeiten dieses Kaisers erlitt Europa, außer den ge-

häuften Uebeln des Kriegs und der neu einreißenden Barbarei, noch vielfältige natürliche Bedrängniß. Die Geschichtschreiber jener unglücklichen Tage erzählen uns von lang anhaltenden, zerstörenden Erdbeben, von Hungersnoth, zumal aber von einer, über den ganzen Erdtheil wüthenden, unerhört schrecklichen Pest (1347 ff.). Ihre Symptome waren furchtbar. Binnen drei Tagen starb der Mensch in großer Qual. Der rohe gesellschaftliche Zustand jener Zeiten wußte nichts von den künstlichen Anstalten, wodurch heutzutage dem Fortgange des unsichtbaren Giftes oft Einhalt gethan, und der gewaltige Würgengel durch Linien und Contumaz in bezeichnete Schranken gebannt wird. Ohne Vorsicht und Hinderung trug der Handel den Todeskeim von Land zu Land, und entwickelten ihn tausendfältig die im Krieg und Frieden unter einander gemischten Völker; daher war die Sterblichkeit furchtbar. Es glaubten die Zeitgenossen, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechts gestorben sei. Zum mindesten nahm man den vierten Theil an; und es ist eine Rechnung vorhanden, wornach bloß in den Klöstern des heiligen Franziskus 124,434 Pestopfer gezählt wurden.

In die verzweifelnden Gemüther kam jetzt plötzlich — durch priesterliche Unholde angefacht — fanatischer Grimm wider die Juden, als welche durch Brunnenvergiftung die Pest verursacht hätten; worauf der Pöbel in den meisten Städten Deutschlands, in den Rhein- und Donau-Ländern und bis zur Ostsee, die Unglücklichen angriff und unter schaudervollen Scenen viele tausend Männer, Weiber, Kinder qualvoll tödtete. Den reißenden Thieren gleich erkannten die Wüthenden weder Gesetze noch Recht.

Wenzeslaus Sigmund.

Karln IV. folgte (1378) sein Sohn Wenzeslaus, dessen Erwählung zum römischen König sein Vater mit vielem Geld erkauft hatte. Auch erhielt derselbe Böhmen und Schlesien. Sein Bruder Sigismund bekam die brandenburgischen Marken, Johann, der dritte Sohn, einige Nebenlande. Noch besaß ein Bruder Karls IV. das Stammgut Luxemburg, und sein Neffe, Jobocus, die Markgrafschaft Mähren.

König Wenzel, nicht ahnend, was die Würde des Throns, was die Pflicht des Regenten heische, schändete sich durch Völlerei und gemeine Lust; er vergaß zu regieren, da er nur zu genießen begehrte,

und überließ sich wider Unterthanen und Bürger demjenigen Jähzorn, der selbst wider Knechte verwerflich ist. Was er Löbliches unternahm oder Kluges ordnete, geschah in vorübergehender Laune, ohne Nachdruck und Beharrlichkeit. Er verschmähte es oder verstand nicht, des Volkes Liebe zu erwerben, und erkannte den Werth der ihm erwiesenen Treue nicht.

Seit Karls IV. sorgloser Regierung hatte das von dem habsburger Rudolf so wirksam unterdrückte Faustrecht mit neuer Kraft sich erhoben. Vergebens suchte man bei den Fürsten, als deren Eigenmacht die Hauptquelle des Uebels war, vergebens beim König, welcher in träger Ruhe schwelgte, gesetzlichen Schutz. Es blieb nur Selbsthülfe möglich. Also, gleichwie einst während des großen Zwischenreichs (1247) die rheinischen Städte unter sich einen Bund zur Selbstvertheidigung und Aufrechthaltung des Friedens geschlossen, gleichwie um dieselbe Zeit die noch mächtigere Hansa sich gebildet hatte; also ward auch jetzt zu demselben Zwecke der große schwäbische und der rheinische Städtebund gegründet (1376 und 1381). Die Seele dieser Vereine, ihr einzig belebender Geist, war Friede und Recht. Krieg hatten sie nur wider der Fürsten ungerechte Willkür und wider den Uebermuth der Herren vom Adel. Daher verschworen sich diese gegen die Städte; und es schlossen viele Fürsten, Bischöfe, Prälaten und Herren einen großen Bund wider die Städte, der sich vom Löwen nannte. Aehnliche Bündnisse waren jene vom heiligen Georg, vom heiligen Wilhelm und von der alten Minne. Da wurde das Unheil größer durch das, was ihm steuern sollte. Die Kriege der Bünde waren verwüstender, als jene der Einzelnen. Dem Reich drohte Auflösung. Ein weiser König würde fest an die Städte sich angeschlossen haben. Aber Wenzeslaus, wiewohl er mitunter — etwa aus Groll wider die trotzigen Fürsten — zu den Städten sich hinneigte, that es doch weder entschieden noch beharrlich genug. Ja er ließ endlich von den Großen sich völlig einnehmen wider die den Geburtsstolz kränkende Bürgermacht und hob (1389) die Bündnisse sämmtlich auf. Anarchie und zahllose Befehdungen waren die Folgen davon; Wenzeslaus verscherzte auch die Anhänglichkeit seiner Erb-Unterthanen durch Erpressung und willkürliche Strenge. Dreimal setzten — unter Leitung Sigismunds, seines Bruders, und Jodoc's, seines Neffen — die böhmischen Stände ihn gefangen, dreimal entkam er der Haft und blieb ungebessert. Bald ward das Mißvergnügen auch in Deutschland laut; und es wurde, nach mehr-

jähriger Vorbereitung, von vier Kurfürsten Wenzeslaus der Krone verlustig erklärt, und einer aus ihrer Mitte, Ruprecht von der Pfalz, zum König erwählt (1400).

Und es zeigte sich auch jetzt wieder die Rechtsliebe der Städte. Sie fielen nicht ab von Wenzel, so wenig er ihnen Gutes gethan, so Vieles sie vom Gegenkönig hoffen mochten oder fürchteten. Aachen hielt eine fünfjährige Belagerung aus, Nürnberg u. a. begehrten, bevor sie den Pfälzer erkannten, ihrer Pflicht von Wenzel selbst entlassen zu werden. Er, wie wir lesen, taxirte ihre Treue, und bedung sich für die Entlassung einige Fuder Wein.

Ruprecht zog nach Italien, wohin Wenzel niemals gegangen; aber dies war sein Unglück. Denn die Ghibellinen, an deren Spitze die Visconti, rüsteten wider den König, der unter des Papstes Auspicien gewählt worden, und schlugen ihn am Lago di Garda entscheidend (1401). Hierdurch war seine Macht auch in Deutschland gebrochen, und er führte mehr nur den Titel als die Gewalt eines Königs bis an seinen Tod (1410).

Jodocus von Mähren, welchen einige Kurfürsten ihm zum Nachfolger erkoren, starb bald (1411), worauf Sigismund einstimmig — selbst mit Wenzeslaus Bewilligung — die Krone erhielt. Als Eidam des Königs Ludwig d. Gr. hatte Sigismund schon 1383 die Krone Ungarns erhalten. Aber vielfältige Bedrängniß von den Türken machte dieses Reich unglücklich und kraftlos.

Das Hauptgeschäft von Sigismunds Regierung, und wofür er Ruhe und Kraft, Geld und Länder opferte, war die Hebung der großen Kirchenspaltung, welche seit vielen Jahren (seit 1378) die Christenheit betrübt und geärgert hatte. Dieses Uebel zu heilen, dazu schien vor Allem der Kaiser berufen, der Schutzherr der Kirche, das weltliche Haupt der Abendländer. Mit großer Mühe, Beharrlichkeit und Eifer, durch Unterhandlungen, Reisen und mit Hintansetzung aller andern Verhältnisse und Sorgen brachte Sigismund endlich das Concil zu Konstanz, und auf demselben das Hauptwerk zu Stande. Aber von eben diesem Concil ward Johann Huß verbrannt, und dadurch der König unglücklich sein Lebenlang.

Zum Verständniß dieser Dinge ist ein Blick auf die Kirchengeschichte dieses Zeitraums nöthig.

Kirchengeschichte. Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel.

Im Schooß der christlichen Kirche, welche fortan die vorherrschende auf dem welthistorischen Schauplatze bleibt, sind in vorliegender Periode vor Allem die Spuren der wiederkehrenden reineren Lehre und die davon meist ausgegangene Schwächung der Hierarchie, zumal der päpstlichen Macht, zu bemerken.

Zwar von der Mehrheit der Kirchenlehrer nicht, von den hierarchischen Machthabern so wenig, als von dem Haufen der gemeinen Geistlichkeit, ging jene Glaubensläuterung aus. Im Gegentheil traten sie beide dem leuchtend voranschreitenden Zeitgeist theils mit offener Feindseligkeit entgegen, theils hemmten sie durch böse Ränke seinen verhaßten Gang, theils flohen sie, bestürzt ob dem ungewohnten Schimmer, zurück in noch dichteres Dunkel. Es ward also die schon vorhandene Masse abergläubischer Satzungen und gottesdienstlicher Mißbräuche noch mit neuen vermehrt, theils durch wirkliches Gebot der offenen Verkündigung der Hierarchen, theils durch ihre heimliche Gunst oder durch stillschweigende Billigung der Afterlehre einzelner Zeloten und der Thorheiten eines abergläubischen oder fanatischen Pöbels.

Aber eben durch die Uebertreibung schwächte das Pfaffenthum seine Macht. Der scholastische Unsinn, der in den theologischen Schulen herrschte, die fortwährende Anhäufung bedeutungsloser Ceremonien beim Gottesdienst, überhaupt die Verhüllung des Wesens der Lehre durch schnödes Außenwerk, des rein Göttlichen durch nichtswürdige Menschendinge, dann die steigende, wenigstens offenkundigere Unsittlichkeit der hohen und niederen Geistlichkeit, neben deren stets um sich greifender Anmaßung und Habsucht, die nimmer nachlassenden Bedrückungen zumal, die — neben manchem Aergerniß — von Avignon und Rom aus über die Länder gingen: alles Dies wurde von den Verständigen erkannt und von den Wohlgesinnten betrauert, und gab eben den Anlaß zu dem anfangs leise oder nur in geschlossenem Kreis der Freunde, dann unter zahlreicheren Sekten und Parteien, endlich fast allgemein unter den Bessern ertönenden Wunsch, ja zur Forderung einer Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern.

Einige bedeutende Schritte zu solcher Verbesserung, auch Vorbereitungen zu weit größeren, geschahen noch in vorliegender Periode. Welches war die Kraft, die sie bewirkte? — Von den Gewaltigen

der Erde war Keiner, welcher dafür ernstlich stritt — die persönliche Vertheidigung gegen geistliche Tyrannei ausgenommen, und einige Bemühungen wider einzelne Gebrechen, zumal wider das große Schisma —: die Wissenschaft war es, die stille, waffenlose Wissenschaft, welche den erstaunenswürdigen Umschwung zu Stande brachte. Schwache Privatmänner, im einsamen Studirzimmer oder im bescheidenen Hörsaal, zündeten die Leuchte an, deren Strahlen siegreich die Finsterniß durchdrangen, trotz des Widerstrebens der beiden Mächte, trotz der Schrecken der Inquisition wie des weltlichen Gerichts. Die Edleren und Besseren — ob hoch oder gering — als natürlich dem Lichte befreundet, sammelten sich sofort um dasselbe und pflegten seiner als des kostbarsten Gutes. Wenn hier oder dort die Gewalt es erstickte, es flammte hundertfältig wieder auf aus zerstreuten Funken und verstärkte sich schnell durch Ergreifung des überall verbreiteten Stoffes. Selbst viele Bösgesinnten und Despoten, ohne Ahnung der weiteren Folgen oder der Gesammtwirkung, ergötzten sich an den schönen Strahlen, ja sie benützten mitunter die unmittelbare oder theilweise Erleuchtung für eigene Zwecke; und bevor sie zur deutlichen Erkenntniß der ihnen drohenden Gefahr gelangten, bevor sie einen allgemeinen, planmäßigen Bund zur Ertödtung alles Lichtes schlossen, war dessen Fortdauer durch die Erfindung der Buchdruckerkunst schon gesichert worden.

Die Wissenschaft also und die von ihr ausgegangene und gelenkte öffentliche Meinung war es, die den Koloß der Hierarchie untergrub, und zu allem Guten im Reiche der Kirche nicht minder, als in jenem der bürgerlichen Gesellschaft den Samen streute.

Siebenzig Jahre blieb der päpstliche Stuhl in Avignon. Große Verringerung seines Ansehens sowohl im unmittelbaren Gebiet durch die Freiheitslust der sich selbst überlassenen Römer, als in der gesammten Christenheit durch die fortgesetzte Wirkung der eben bemerkten Verhältnisse waren die Folgen davon. In diese Zeit fällt der langdauernde, an Aergernissen reiche, dem Papst vielfältig nachtheilige Streit wider den Kaiser Ludwig den Baier und der damit verbundene, nicht minder schlimme, Streit wider die Franziskanermönche.

Nicht lange nachher trug Johann Wiklef (oder Wikliffe, geboren zu Wikliffe 1324), Weltpriester und Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Oxford, Lehren vor, welche von jenen der nach-

folgenden großen Reformatoren im Wesen wenig verschieden sind. Er verwarf die Vervielfältigung der Ceremonien beim Gottesdienst, die Transsubstantiation, die Oberherrschaft der römischen Kirche, den Reichthum der Geistlichkeit, das Mönchthum und zumal die Bettelorden. Er behauptete, die heilige Schrift sei die einzige Richtschnur des Glaubens, die himmlische Gnade — hierin der augustinischen Strenge beipflichtend — die einzige Hoffnung des Heils.

Diese Lehren fanden ausgebreiteten Beifall, erregten aber den Haß des Clerus. Papst Gregor XI. verordnete den Ketzerprozeß wider Wiklef, der jedoch durch den mächtigen Schutz des Herzogs von Lancaster und anderer Großen dem Angriff entging. Er starb als Pfarrer in Lutterworth (1385), und die Flüche der Verdammniß schallten bloß über sein Grab.

Seine Schüler (man nannte auch sie, wie andere Ketzer, Lollharden und Begharden) pflanzten die Meinungen des Reformators theils in geheimer Ueberlieferung, theils in lauter Verkündung fort, mit mehr oder weniger Aechtheit, in England selbst und auswärts: nirgends so folgenreich, als in Böhmen.

Daselbst entstand am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch Johann Huß (Lehrer, dann Rektor der Universität Prag, geb. 1373) und seinen Freund Hieronymus von Prag die große Umwälzung.

Ohne bedeutende Abweichung von den kirchlichen Glaubenslehren, predigte und schrieb Huß meist nur wider das Verderbniß der Geistlichkeit, deren Reform, zumal durch Einziehung ihrer großen Besitzthümer, er von der bürgerlichen Gewalt verlangte.

Gegen Papst Johann XXIII., der ihn vor seinen Richterstuhl rief (1411), wagte er kühnen Widerstand in Schrift und Rede. Aber vor dem Concil zu Kostnitz, welches damals, zur Hebung des großen Kirchenschisma und zur Bewirkung einer längst gewünschten Reform, war versammelt worden, erschien Huß, bauend auf das sichere Geleit, welches er von Kaiser Sigismund erhalten, und fand sich schrecklich getäuscht. Denn — „weil kein Geleit dem katholischen Glauben zum Nachtheil gereichen, noch die geistliche Gerichtsbarkeit hemmen könne oder dürfe; weil ferner ein hartnäckiger Widersacher des orthodoxen Glaubens aller Privilegien, also auch des Geleites verlustig werde, und einem solchen, zum Schaden des katholischen Glaubens, Treue und Wort zu halten, weder durch natürliches, noch göttliches, noch menschliches Recht geboten seie“ — ward Huß ergriffen, verhört,

als Ketzer verdammt und dem weltlichen Arm übergeben; worauf, in Gemäßheit der bestehenden Gesetze, seine Hinrichtung durch Feuer erfolgte (1415, 6. Juli). Hieronymus von Prag, des Ermordeten edler Freund, litt im folgenden Jahre denselben Tod (1416, 30. Mai).

Der Hauptanlaß zur kostnitzer Versammlung war die große Kirchenspaltung gewesen, welche selbst eine Folge der Rückkehr des Papstes nach Rom war. Johann XXII. und Clemens VI., die bitteren Feinde König Ludwigs IV., des Baiern, fielen noch mehr als ihre Vorgänger durch Erpressungen aller Art den christlichen Völkern schwer. Das Vermögen der Privaten wurde durch erhöhte Taxen der römischen Kanzlei und durch vermehrte Anwendung der Indulgentien, besonders aber durch den vielarmigen Ablaßhandel in die päpstlichen Kassen gebracht; während über die Kirchengüter insbesondere, oder deren Nutznießer, eine oft wiederholte Besteuerung unter dem Namen der Annaten, Spolien, Reservationen, Provisionen, Exspektativen &c. erging, ja Benefizien und Präbenden mit steigender Anmaßung, zuletzt förmlich, verkauft wurden. Nach einigen andern Päpsten bestieg Gregor XI. (1370) den Stuhl, ein frommer und, wie es scheint, einfältiger Mann, der, was höhere Gründe längst vergebens forderten, den Bitten zweier begeisterter Weiber gewährte, die Rückkehr nach Rom.

Nach seinem Tode wurden die im Conclave versammelten, meist französischen, Kardinäle durch einen Volkstumult gezwungen, ihm einen Italiener zum Nachfolger zu geben, auf daß der Sitz des Papstthums nicht abermals nach Avignon käme. Zitternd thaten die Kardinäle den Willen des Volkes und wählten (1378, 9. April) Bartholomäus von Prignano, Erzbischof von Bari, zum Papst, unter dem Namen Urbanus VI. Derselbe beleidigte die Königin von Neapel, Johanna I. (aus dem französischen Haus Anjou), durch feindseligen Trotz. Da entfernten sich viele Kardinäle von Rom, versammelten sich zu Fondi im Reiche Neapel und wählten aus ihrer Mitte Robert, Grafen von Genf, Bischof von Cambray, zum Papst (1378, 20. Sept.), die gezwungene Wahl Urban's VI. vernichtend. Der Neugewählte nannte sich Clemens VII. und ging nach Avignon. Bannflüche von beiden Seiten ertönten, die Christenheit ging in neununddreißigjährige Spaltung.

Denn auch mit dem Tode der beiden Päpste (Urban VI. † 1389, Clemens VII. † 1394) endeten sie nicht. Die Ansprüche der Verstorbenen wurden fortgesetzt durch die beiderseits gewählten Nachfolger.

Indessen wurden die Nationen mehr und mehr durch die Fortdauer der Spaltung betrübt, auch sehr fühlbar bedrückt, weil die gedoppelte päpstliche Hofhaltung, oder jede einzelne bei verringertem Gebiet, um die alte Pracht zu behaupten, eine doppelte Besteuerung heischte.

Daher vereinten sich frühe die Wohlgesinnten in dem Wunsch und in thätigen Bestrebungen zur Heilung so großen Uebels. Ein allgemeines Concil — so ertönte der vielstimmige Ruf — sollte der Kirche ein rechtmäßiges Haupt geben.

Also versammelte sich ein solches Concil zu Pisa (1409), sprach die Absetzung Benedikts XIII. und Gregors XII., der damaligen beiden Gegenpäpste, aus, und erkor an deren Stelle Alexander V. (26. Juni). Aber die Abgesetzten behaupteten ihre Würde, und es waren jetzt drei Päpste. Alexander, der gleich das folgende Jahr starb, erhielt zum Nachfolger Johann XXIII.

Der Mangel an persönlicher Würde verschlimmerte die schwierige Lage des neuen Papstes. Er gab den Gegenpäpsten eine willkommene Waffe und stärkte den Muth der weltlichen Feinde. Johann XXIII., in so großer Bedrängniß, wurde von Kaiser Sigismund vermocht, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Kostnitz (Constanz) auszuschreiben (1413). Der erste November des folgenden 1414ten Jahres ward für deren Anfang bestimmt.

Nach Kostnitz richteten sich jetzt die Blicke der gesammten Christenheit mit sehnsuchtsvoller Erwartung. Durch die lange Verhandlung des großen Streites hatte die öffentliche Meinung sehr wichtige Aufschlüsse für das Wissen, hiernach auch Bestimmtheit des Wollens gewonnen. „Reform der Kirche in Haupt und Gliedern,“ diese bedeutungsvollen Worte waren die Losung aller Guten geworden, der Geist der Zeit forderte eine vollständige Abhülfe.

Das Concil begann. Johann XXIII. selbst erschien in Kostnitz (1414, 28. Okt.). Als er die ungünstige Stimmung des Conciliums wider seine Person erkannte, so bereuete er den gethanenen Schritt und bereitete sich, ihn möglichst unschädlich zu machen oder zurückzunehmen. Als man ihm die Bestätigung der Pisanerschlüsse verweigerte, mehr noch als man festsetzte, daß die Stimmen auf dem Concil nicht einzeln, sondern nach den Nationen sollten gezählt werden, und zugleich unverholen erklärte, es würde zur gründlichen Herstellung des Kirchenfriedens und zur Bewirkung einer eingreifenden Reform zuförderst die Absetzung aller drei Päpste heilsam sein; so be-

schloß er die Flucht, und richtete sie ins Werk durch Unterstützung des Herzogs Friedrich von Oestreich (1415, 20. März). Aber das Concil, zumal ermuthigt durch K. Sigismund, verfolgte standhaft seinen Zweck; es bannte den Herzog Friedrich (welchen auch der Kaiser ächtete), und entsetzte den Papst Johann, um seiner vielen Sünden und Verbrechen willen, des Papstthums. Derselbe war indessen gefangen nach Radolfszell gebracht worden. Das Concilium gab ihn in die gefängliche Haft des Kurfürsten von der Pfalz, aus welcher er 1418 entlassen und von Martin V. zum Kardinalbischof von Fraskati ernannt ward, in welcher Eigenschaft er bald nachher starb.

Von den beiden andern Päpsten hatte Gregor XII. freiwillig seine Gewalt niedergelegt: Benedikt XIII. aber verharrte in seinem Widerstand, und ward abgesetzt durch den Spruch des Conciliums (1417, 26. Juli).

Nach also gehobener Spaltung schien kein Haupthinderniß mehr der gewünschten Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern entgegen zu stehen. Die Kirche selbst, in der Person ihrer versammelten Repräsentanten mochte das Gesetz der Reform geben, ohne Einsprache eines etwa übelgesinnten oder wenigstens betheiligten Hauptes. Aber die italienische Nation forderte vor Allem die Erwählung eines neuen Papstes. Sonach wurde alsogleich zur Wahl geschritten und der Kardinal Otto von Colonna als Martin V. auf den päpstlichen Stuhl erhöhet (1417, 11. Nov.). Derselbe hob nach einigen sehr unbefriedigenden Verwilligungen und einzelnen Concordaten, die nur auf fünf Jahre geschlossen wurden, die Kirchenversammlung auf (1418, 22. April), nach deren 45ster Sitzung.

Also waren die Hoffnungen der Guten vereitelt. Außer den früher verkündeten Grundsätzen, daß ein allgemeines Concilium über dem Papst, daher dieser den Erkenntnissen jenes unterworfen sei, und außer der am Schluß des Concils gemachten Verordnung, daß nach fünf, dann nach sieben, dann je nach zehn Jahren wieder allgemeine Kirchenversammlungen sollten gehalten werden, war nichts Wesentliches für die Reformation geschehen. Doch auch diese Verheißungen trugen keine bedeutenden Früchte. Es sei uns erlaubt, der chronologischen Ordnung voranschreitend, dieser weitern kirchlichen Dinge gleich hier zu gedenken.

Die letzte Aussicht öffnete sich den Wohldenkenden durch das in Befolgung der Kostnitzer Verordnung nach Basel ausgeschriebene Concil, als welches unter günstigeren Auspicien zusammentrat (1431).

Das Verlangen einer kirchlichen Reformation in Haupt und Gliedern war so laut und so allgemein ertönt, daß selbst der päpstliche Legat, der Kardinal Julian Cäsarini, derselben Nothwendigkeit erkannte. Daher, als Papst Eugen IV., welcher nach Martins V. Tod († 1431, 20. Febr.) den Stuhl bestiegen, die kaum eröffnete Kirchenversammlung wieder aufzuheben begehrte, indem er eine andere, in Bononien zu haltende, dafür verhieß, das Concil einmüthig beschloß, versammelt zu bleiben, und seine Arbeiten fortzusetzen. Gestützt auf die Kostnitzer Verordnungen von der Gewalt der Concilien über den Papst, behaupteten die Baselerväter nachdrücklich und kühn ihr selbständiges Recht, und daß Niemand befugt sei, ihre Versammlung aufzuheben, zu verlegen oder zu verschieben ohne ihre eigene Einwilligung; ja sie forderten den Papst zur persönlichen Erscheinung auf, erklärten ihn, bei fortwährender Weigerung, für einen „Hartnäckigen,“ und bedrohten ihn mit Suspension, ja Absetzung.

Nach langen Verhandlungen und erschöpften Hülfsmitteln italienischer List erkannte endlich der Papst die Rechtmäßigkeit der Kirchenversammlung nach der von derselben vorgeschriebenen Formel (1434); worauf seine Legaten ohne Widerspruch den Vorsitz in der Versammlung nahmen.

Aber die Einigkeit des Concils mit dem Papst war von kurzer Dauer. Die Baseler-Väter, ihren großen Zweck, Reform der Kirche in Haupt und Gliedern, mit stätem Blick verfolgend, traten durch die Aufhebung der Annaten, Palliengelder und Reservationen von Neuem wider Eugen in die Schranken, und bald wurde der Bruch so entschieden, daß der Papst ein anderes Concil nach Ferrara ausschrieb, jenes zu Basel aber in der 28sten Session den Papst suspendirte (1437, 1. Oktober).

Lang und wechselvoll war die Fortführung dieses großen Streites. Für den Papst aber waren die Künste einer schlauen Politik, der dreifachen Krone blendender Glanz und zu allem Dem noch eine besondere Gunst der Umstände, zumal der treffliche Vorwand, welchen die damals von den Griechen angebotene Wiedervereinigung zur Verlegung des Concils nach einer italischen Stadt gab, und dann der Ruhm, welches das zu Ferrara und Florenz (1438, 1439) scheinbar vollbrachte Vereinigungswerk dem Papste brachte.

Also geschah, daß, nachdem mehrere Nationen, insbesondere die deutsche, auf dem Convent zu Frankfurt und Mainz (1439) die Baseler-Dekrete, insofern sie ihren Interessen zusagten, feierlich ange-

nommen, die Baseler-Väter aber den Papst seines unbeugsamen Widerwillens wegen endlich förmlich entsetzt und an dessen Stelle Amadäus, ehemals Herzog von Savoyen, unter dem Namen Felix V. gewählt hatten (1439, 5. Nov.), gleichwohl der größte Theil der Mächte Eugen fortwährend erkannte, wenigstens neutral zwischen ihm und dem Concil sich erklärte; worauf der Papst in besonderen Unterhandlungen mit einzelnen Nationen sein Heil suchte, und zumal die deutsche durch des Aeneas Sylvius unendliche Kunst und Kaiser Friedrichs III. engherzige Geneigtheit zur demüthigen Unterwerfung brachte. Eugen selbst zwar mußte die auf dem Kurfürstentag zu Frankfurt entworfenen Concordate (die man die römischen nennt) unterzeichnen. Aber Nikolaus V., sein Nachfolger, brachte durch denselben Aeneas Sylvius die Entkräftung jener (zwar unbefriedigenden und zweideutigen, doch immer erträglichen) römischen oder Fürsten-Concordate, mittelst der von K. Friedrich eigenmächtig geschlossenen Aschaffenburger oder Wiener-Concordate zuwege. Anstatt einer mäßigen Provision, welche in jenen bedungen worden, erhielt nunmehr der päpstliche Stuhl eine völlige Wiedererstattung der durch die Baseler-Dekrete verlorenen Rechte, theils nach alter Uebung, theils im Aequivalent, oder mit unwesentlicher Veränderung, also daß überall statt der Aufhebung der alten Beschwerden bloß einige Milderung erlangt ward.

In solcher Lage der Dinge, und da nunmehr K. Friedrich dem Baseler-Concilium Schutz und Geleit aufsagte, blieb demselben keine Hoffnung des Triumphs mehr. Es verlegte sich nach Lausanne, und hob sich bald nachher auf. Keine Aussicht blieb jetzt mehr zur friedlichen, gesetzmäßigen Reform. Dem Geist der Zeit war entschieden Trotz geboten. Er machte sich später gewaltsam Luft.

Von der Kirchenversammlung zu Basel bis zur Reformation Luthers blieb die päpstliche Gewalt in der Hauptsache unangefochten. Die Bedrückung der Nationalkirchen, die vielnamigen Besteuerungen der Völker dauerten fort und vermehrten sich. Zugleich ward die weltliche Herrschaft des Papstes durch glückliche Unternehmungen erweitert. Die Päpste selbst aber entwürdigten sich meist durch Nepotismus, ja zum Theil durch Verbrechen.

Durch solche ist zumal P. Alexander VI. berüchtigt, der „Nero der Päpste," wie man treffend ihn nennt, und das Skandal der Christenheit. Sein zweiter Nachfolger, der kriegerische und staatskluge Julius II. war der letzte allgemeine Hirte der abendländischen

Christen; denn unter Leo X. (1513), der nach ihm den Stuhl bestieg, ward durch die Reformation die Heerde getheilt.

Wir kehren zu K. Sigismund zurück.

Fortsetzung von K. Sigismunds Geschichte.

Meist zur Bestreitung der durch die Vorbereitung und Haltung des Concils veranlaßten großen Ausgaben verkaufte Sigismund die seinem Haus gehörigen brandenburgischen Marken, mit der Kurwürde und dem Erzkämmerer-Amt, an den reichen Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI., aus dem Hause Zollern, um die Summe von 400,000 Goldgulden; wodurch der erste Grund zur Macht dieses Heldenhauses und zur Entstehung eines neuen, für die Weltgeschichte hochwichtigen Staates gelegt ward.

In den Streit des Concils mit Papst Johann XXIII. wurde Herzog Friedrich von Oestreich (genannt „mit der leeren Tasche") zu seinem großen Unglück verwickelt.* Er war des Papstes Freund, hatte ihm sicheres Geleit nach Konstanz gegeben, und glaubte sich verpflichtet, seinen Schützling, als das Concilium sich wider denselben erklärte, durch Hülfeleistung zur Flucht außer Gefahr zu setzen. Darob ward Friedrich mit dem Kirchenbann und mit der Reichsacht belegt, und alle Nachbarn wurden aufgefordert zur Wegnahme seiner Länder. Die schwäbischen Fürsten und Stände, alle Feinde Oestreichs, vor allen die Eidgenossen der Schweiz, stürzten sich auf den Verlassenen, und raubten ihm sein Erbe. Doch ward ihm, wie er durch große Demüthigung mit dem Kaiser sich ausgesöhnt hatte, das meiste wieder zurückgestellt. Nur die Schweizer behielten die ungerechte Eroberung.

Von traurigen Folgen fast ein Menschenalter hindurch war das von den Vätern zu Konstanz durch Johann Hussens Verbrennung (1415, 6. Juli) an der Menschheit begangene Verbrechen. Als die Böhmen den schrecklichen Tod ihres geliebten Reformators und seines edlen Freundes, Hieronymus von Prag, vernahmen, geriethen sie

* Nach der in den Fürstenhäusern damals bestehenden Sitte der Ländertheilung war auch das Haus Oestreich in mehrere regierende Linien zerfallen. Von zwei Söhnen Alberts I. wurden die beiden Hauptlinien, die albertinische, im eigentlichen Oestreich, und die leopoldinische, in den übrigen Ländern, genannt. Von der zweiten war ein untergeordneter Zweig, der tirolische, der auch die Stammgüter in der Schweiz besaß, und zu welchem Friedrich gehörte.

in große Bewegung. Nikolaus von Hussinecz, der Gutsherr von Hussens Geburtsort, und Johann von Troczonow, genannt Ziska, die sich zu ihren Häuptern aufwarfen, lagerten mit einem starken Heer auf einem Berg im Bechinger=Kreis. Die Taboriten — also wurden die Schaaren von solchem Lager (Tabor), welches sich später in eine Stadt verwandelte, genannt — verbreiteten bald die Schrecken des Bürgerkrieges über das ganze Land. In Prag selbst ward das Rathhaus erstürmt, ein Theil der Räthe aus den Fenstern in die Spieße der Untenstehenden gestürzt, und manch anderer Gräuel verübt (1419, 30. Juli). Vor Zorn und Schrecken starb gleich darauf der König Wenzel, dessen träge Fahrlässigkeit die Kühnheit der Aufgestandenen ermuntert hatte.

Sein Nachfolger, vermöge Erbrechts, war Kaiser Sigismund, der auch die Krönung in Prag empfing, aber zu schwach war, wider das aufgebrachte Volk sich zu behaupten. Die Schaar seiner Satelliten ward zerstäubt von den für ihr Menschenrecht und für ihren Glauben streitenden Volkshaufen; und welche Truppen ihm auch der Katholiken Eifer, der deutschen und ungarischen Stände Beistand, die Kreuzbullen des Papstes, sowie die Reichs=Edikte verschafften, sie alle hielten nicht die Streiche, ja kaum den Anblick des begeisterten Feindes aus. Von Böhmen, Mähren und Schlesien, woraus Sigismund bebend wich, ergossen sich jetzt die Hussiten, zur fürchterlichen Wiedervergeltung, über das deutsche Land. Leichenhügel, Brandstätten bezeichneten ihren Weg. Vor Ziska gingen die Schrecken Gottes einher. Noch als blind schlug er die Feinde, und als er starb (1424), erzitterten sie noch vor dem Klang seiner Haut, die, wie die Sage umlief, über eine Trommel gespannt worden sei.

Nach ihm wurden die beiden Prokopier durch Siege berühmt, durch Grausamkeit furchtbar. Der eine war das Haupt der Taboriten (also nannte sich jetzt eine der Parteien, in welche die Hussiten zerfallen waren). Ein neuer Angriff eines großen deutschen Heeres wurde zurückgeschlagen, dann mit rächendem Schwert Sachsen, Franken, Baiern heimgesucht. Berlin, Magdeburg, Regensburg erblickten die Fahne der Unbezwinglichen; mit 3000 Wagen voll Raubes kehrte Prokopius, der Verwüster von hundert Städten und vierzehnhundert Dörfern, nach Böhmen zurück.

Auf einem Reichstag in Nürnberg (1431) beschlossen die Fürsten noch einen allgemeinen Heerzug. Es sammelten sich unter Friedrichs von Brandenburg Anführung wohl hunderttausend

Streiter. Man drang bis Tauß im Pilnizer Kreis. Da vernahm man die Annäherung des Gewalthaufens der Hussiten. Sofort, von panischem Schrecken ergriffen, rannten die Schaaren auseinander. Ueber die Flüchtigen stürzten die Hussiten mit Siegesgeschrei, und erschlugen ihrer elftausend.

Indessen hatte, wie wir oben erzählten, ein neues Concil zu Basel sich versammelt. Die Väter zeigten versöhnliche Gesinnung. Auch die Hussiten waren des Krieges müde. Da wurden Unterhandlungen gepflogen. Die einheimische Spaltung der Hussiten begünstigte das Friedenswerk. Die Gemäßigtern, meist nur den Genuß des Kelchs beim Abendmahl und einige noch minder bedenkliche Punkte fordernd, wurden durch die Prager-Compaktaten (1433, 30. November) in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen aufgenommen, dagegen die Taboriten — wie die fanatische Partei hieß — verworfen. Jetzt erhoben die Kalixtiner selbst das Schwert wider ihre unglücklichen Brüder, und es ward Prokopius in einer verzweiflungsvollen Schlacht von Mainhard von Neuhaus, dem Haupt der Kalixtiner, geschlagen und getödtet (1434). Hierauf hörte der Widerstand auf. Böhmen, nur durch Böhmen selbst überwunden, sank verblutend zu Sigismunds Füßen, und huldigte ihm als König (1436).

Im nächstfolgenden Jahre starb er (1437, 9. December). Begieriger nach Ruhm, als zu dessen Erwerbung geschickt, doch in Geschäftigkeit unverdrossen, weltklug, erfahren, selbst nicht ohne Gelehrsamkeit, gebrach es ihm doch an Glück, oder vielmehr an jener höheren moralischen Kraft, welche das Glück fesselt oder entbehrlich macht.

Während des Hussitenkrieges erlosch die sachsen-wittenbergische oder kurfürstliche Linie des Hauses Askanien. Sigismund verlieh die Kur Sachsen an den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meissen, Landgrafen von Thüringen (1422), von welchem das heut zu Tage blühende Königshaus abstammt.

Um dieselbe Zeit verlor das Haus Baiern die großen und reichen Provinzen Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, welche durch K. Ludwigs IV. Vermählung mit der Erbin jener Länder an dasselbe gekommen. Seine Urenkelin Jakobea verlor alles ihr Land durch die ungerechte Gewalt Philipps, des mächtigen Herzogs von Burgund, der durch seine Mutter aus demselben Hause stammte.

Mit Sigismund erlosch das luxemburgische Kaiserhaus.

Nach ihm beginnt die fortlaufende Reihe der östreichischen Kaiser, und damit eine neue Periode der deutschen Geschichte.

Oestreichische Kaiser. Albrecht II. Friedrich III.

Kaiser Sigismund hatte an Albrecht V. seine einzige Tochter Elisabeth zum Weib, und damit das Erbrecht auf zwei Kronen, Ungarn und Böheim, auch den näheren Anspruch auf die dritte, das Kaiserthum, gegeben. Schon waren die innern Verhältnisse Deutschlands und die Rechte der Stände dermaßen befestigt, daß ein mächtiger Kaiser nicht mehr gefährlich schien. Also ward, ohne einigen Widerspruch, Albrecht, das Haupt des Hauses Oestreich, der als deutscher König der zweite heißt, zu Sigismunds Nachfolger erwählt (18. März 1438). Schon hatte Ungarn ihn als König erkannt, und Böhmen wurde nach schwachem Widerstand der Utraquisten (oder Kalixtiner) dazu gezwungen.

Aber nur kurze Zeit besaß das Reich diesen vortrefflichen Fürsten. Vortrefflich war er nach dem Urtheil aller Zeitgenossen und nach der Ehrfurcht, die er selbst den Feinden einflößte. Seine ererbten Reiche erkannten in ihm den gütigen und gerechten Fürsten, den unerschrockenen Beschützer der äußern Sicherheit, wie der innern Ruhe. Auch Deutschland hatte er die Segnungen des Friedens und der bürgerlichen Ordnung zugedacht. Auf dem Reichstag zu Nürnberg überreichte Kaspar Schlik, sein weiser Kanzler, einen wohldurchdachten Entwurf zur Herstellung des Landfriedens in dem mehr als alle andern Länder Europas durch die Wuth der Befehdungen geplagten Reich. Die Eintheilung desselben in sechs Kreise, jeder unter einen Kreishauptmann, sollte die Handhabung der Gesetze und der Ordnung sicher stellen, das Ansehen der Reichsstädte sollte der Stimme des Friedens eine wirksamere Kraft verleihen. Aber dieser vortreffliche Plan kam nicht in Erfüllung. Die Fürsten zögerten mit ihrer Beistimmung, und noch war kein Schluß erfolgt, als Albrecht auf einem Feldzug wider die Türken plötzlich erkrankte und starb (27. Oktbr. 1439). Auch die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands, welche Albrecht durch weise Annahme der dem Vaterland nützlichen Baseler-Dekrete einer günstigen Entscheidung nahe gebracht, wurden durch seinen Tod den erneuten Umtrieben der römischen Kurie preis.

Noch härter empfanden Albrechts Erbländer seinen Verlust. Er hinterließ seine Gattin gesegneten Leibes, aber gegen den Schmer-

zenssohn, den Nachgeborenen Ladislaus, erhoben sich von allen Seiten Feinde und Räuber. Große Zerrüttungen in Ungarn, Böhmen und Oestreich waren die Folge davon.

Auf den Thron der Deutschen hatte Albrecht, durch einhellige Wahl der Kurfürsten, seinen Verwandten, den Herzog Friedrich von der Steiermark, H. Ernst des Eisernen Sohn, zum Nachfolger bestimmt (1440). Außer dem väterlichen Erbe verwaltete dieser 24jährige Fürst noch Tirol als Vormund des jungen Sigismund, seines Vetters. Die gleiche Fürsorge sollte er jetzt dem nachgeborenen Ladislaus und dessen weiten Ländern widmen, unter den Gefahren einer stürmischen Zeit und den unendlichen Schwierigkeiten schlecht geregelter Verhältnisse. Und endlich ward noch die schwere Last des Kaiserthums auf seine Schultern gewälzt. Ein großer Geist nur hätte solchen Forderungen genügen können. Friedrich jedoch besaß mehr des guten Willens als der Kraft, und das Glück, welches den Thatlustigen holder als den Gemächlichen ist, lächelte ihm wenig. Die Geschichte seiner drei und fünfzigjährigen Regierung in Deutschland hat einen Charakter von Geringfügigkeit, selbst von Erbärmlichkeit, der einen kläglichen Contrast bildet mit der gleichzeitigen, an großen Thaten und Umwälzungen so reichen, Geschichte der meisten andern Staaten in Europa.

Dreimal wurde Friedrich gekrönt: in Aachen (1442) als römischer König, in Rom aber, wo er zugleich seine Vermählung mit Eleonore von Portugal feierte (1442), als König Italiens und als Kaiser. Mailand, wo die italische Krönung sonst geschah, gehorchte damals Franz Sforza's feindseliger Macht, und Friedrich fand sich nicht versucht, die Reichsrechte wider einen so streitbaren Gegner zu behaupten.

Die Begebenheiten in Deutschland während Friedrichs Regierung sind größtentheils nur für die Partikulargeschichte von dessen einzelnen Provinzen, nicht aber für die Welthistorie merkwürdig. Die Schwäche des Kaisers munterte die Ruhestörer auf, und ließ das Recht ohne Stütze. Mit neuer Wuth erhoben sich die Befehdungen, nicht bloß zwischen Ständen und Ständen, sondern selbst zwischen Innungen und gemeinen Dienerschaften unter sich und wider Städte oder Fürsten. Kaiser Friedrich selbst lag fast mit allen Nachbarn im Streit, und gewann nirgends. Sein eigener Bruder, Albrecht in Oberöstreich — der Verschwender geheißen, weil er freigebig war — ein feuriger, thatkräftiger, geistreicher Fürst, konnte mit dem schläfrigen Friedrich sich

nicht vertragen. Er führte wiederholt Krieg wider ihn, und zwang ihn zur Abtretung des niederöstreichischen Landes, welches er jedoch nur ein Jahr beherrschte († 1463).

Zu derselben Zeit war Friedrich in schweren Krieg wider Matthias Corvinus, König von Ungarn, den Nachfolger desjenigen Ladislaus, um dessen Person und Land der Kaiser schon am Anfange seiner Regierung vielfältige Noth bestanden. Denn nicht nur die Böhmen und Ungarn, selbst die Oestreicher weigerten sich, Friedrichs vormundschaftliche Gewalt zu erkennen. In Böhmen ward Georg Podiebrad, ein Hussite, Statthalter; die Ungarn gaben ihre Krone an den polnischen Wladislaw, nach dessen Tod ward Johann Hunnyad Corvinus, Woywod von Siebenbürgen, Statthalter des Reichs. Als König erkannte man den jungen Ladislaw, welchen die Mutter bald nach der Geburt hatte krönen lassen. Aber Ungarn, Böhmen und Oestreicher entrissen jetzt den Prinzen Friedrichs Gewahrsam mit Waffengewalt. Der herrschsüchtige Graf Ulrich von Cilley wurde Statthalter in Oestreich. Johann Hunnyad, der Held seiner Nation und der Schrecken der Türken, ward angefeindet von Cilley, das Herz Ladislaw's mit Verdacht gegen den Statthalter erfüllt. Als dieser im glorreichen Kampf wider die Türken den Tod gefunden, setzte Cilley seine arglistigen Plane wider die Söhne des Helden fort. Aber Ladislaw Hunnyad mit seinen Freunden tödteten ihn. Der junge König ließ die beiden Söhne Johann's greifen, den ältesten, Ladislaus, durch die Hand des Henkers sterben, den jüngern, Matthias, in den Kerker werfen. Ein Jahr darauf starb der 18jährige König eines plötzlichen Todes (1457); worauf die Ungarn den gefangenen Matthias auf ihren Thron erhoben, die Böhmen aber Podiebrad ihre Krone gaben, und Oestreich als Erbland an Kaiser Friedrich und seinen Bruder Albrecht fiel. Der edle Podiebrad hielt Friede mit dem Kaiser, und leistete ihm selbst Beistand wider Albrecht. Aber Matthias Corvinus, durch die Katholiken in Böhmen herbeigerufen, wollte seinem Schwiegervater, Podiebrad, die Krone entreißen. Der Letzte starb während des Kriegs (1471), worauf die Böhmen den polnischen Prinzen Wladislaw II. zum Könige wählten, dem auch Friedrich die Belehnung ab. Matthias fiel jetzt in Oestreich ein, nahm es dem schwachen Friedrich weg, und behielt es bis zu seinem Tod (1490). Die viele Noth des Kaisers, seine vergeblichen Bemühungen, die Stände des Reichs auch nur zur kärglichsten

Beisteuer zu vermögen, die unaufhörlichen Reichstage, worauf nur um ein Paar tausend Gulden und eine Hand voll Soldaten gefeilscht, ja das Versprochene doch nie geleistet ward, zeigen uns das deutsche Reich als ein Zerrbild von Ohnmacht oder verächtlicher Selbstsucht.

Nach Matthias Tod eroberte jedoch des Kaisers Sohn Oestreich wieder, ja erzwang von den Ungarn das Anerkenntniß des östreichischen Erbrechts auf ihre Krone, für den Fall des Ausganges von Wladislaw's, des neugewählten Königs, Haus.

So unglücklich und hart bedrängt im eigenen Land, so ohnmächtig im deutschen Reich, so unbedeutend in der Welt durch persönliches Wirken, sah gleichwohl Friedrich III. den Anfang der Größe seines Hauses. Durch die Vermählung Maximilians, seines Sohnes, mit Maria, der Erbin Burgunds, geschah dazu der erste Schritt.

Von Burgund.

Das Haus Burgund war ein Zweig des französischen Königshauses, gestiftet durch Johann den Guten. Derselbe, als ihm Burgund (Bourgogne) bei dem Ausgang des ältern herzoglichen Hauses als Erbe seiner Mutter anheimgefallen, gab es seinem jüngsten Sohn, Philipp dem Kühnen (1363), von welchem ein der königlichen Linie meist feindseliges Geschlecht ausging. Derselbe Philipp erwarb die Freigrafschaft oder Hochburgund (franch-comté), auch Flandern, Artois, Mecheln und Antwerpen. Schon unter ihm hob der Zwist mit dem Königshaus an, da, bei der Geisteszerrüttung Karls VI., Orleans und Burgund die Regentschaft ansprachen.

Philipps Sohn, Johann der Unerschrockene (1404), der noch als Prinz heldenmüthig, wiewohl unglücklich, wider die Türken gestritten, ließ den Herzog Ludwig von Orleans, Karls VI. Bruder, ermorden, und ward selbst getödtet durch die Diener des Dauphin (1419), worauf Philipp der Gute, sein Sohn, sich mit England verband, und die Anerkennung Heinrichs V. als Thronerben von Frankreich mit Ausschließung des Dauphin bewirkte. Eigene Mißhelligkeit mit dem Regenten Englands stimmte ihn endlich zur Versöhnung mit dem französischen Hause. Er schloß Friede mit dem Könige (1435) gegen Abtretung mehrerer Städte und Erlassung der Lehenspflicht für seine Person.

Unter ihm erhob sich durch vielfältige Erwerbung die glänzende

Macht Burgunds. Er kaufte die Grafschaft Namur von ihrem kinderlosen Besitzer Johann III.; Luxemburg ward ihm abgetreten von Elisabeth, Kaiser Wenzels Nichte. Brabant und Limburg fielen beim Ausgang des eigenen Fürstenstammes ihm, als lachendem Erben, zu. Holland und Friesland, Seeland und Hennegau entriß er der unglücklichen Jakobea, Urenkelin derjenigen Margaretha, welche durch Vermählung mit Kaiser Ludwig dem Baier diese schönen Lande an's baierische Haus gebracht. Eine Fürstin dieses Hauses war die Mutter Herzog Philipps von Burgund. Daher dessen Ansprüche auf Jakobeens Erbe.

Ein schöneres, blühenderes Land, als Philipp, besaß damals kein König in Europa. Längst schon hatte der Segen der Freiheit und des wohlgeführten Handels die niederländischen Provinzen und Städte beglückt. Eine gedrängte Bevölkerung, ein reges, fröhliches Leben, Wohlstand und Pracht verkündeten ihn: einzelne Städte, ja einzelne Innungen waren mächtig genug, um wider Fürsten und Könige zu kriegen, der Reichthum von Bürgern schien Königen beneidenswerth; ihr Stolz, ihr oft an Zügellosigkeit reichender Freiheitsgeist war Uebermuth des Glückes. Unter der burgundischen Herrschaft ward, was im Einzelnen die Freiheit einbüßte, durch bessere Ordnung und Vermehrung der Gesammtkraft ersetzt. Auch erkannten die Herzoge, daß von dem Gedeihen des allgemeinen Glücks ihre eigene Herrlichkeit abhänge; sie ehrten die hergebrachten Freiheiten und förderten das Wohl des Volkes.

Philipps des Guten Nachfolger (1467) war sein Sohn Karl von Charolais, mit dem Beinamen des Kühnen. Er setzte den erblichen Haß fort wider das königlich-französische Haus. Ludwig XI. vergalt ihm mit gleichem Haß. Indessen vermehrte Karl seine Macht durch Eroberung Lüttichs, welches Ludwig wider ihn aufgeregt hatte, durch Besitznahme von Geldern, welches Arnold von Egmond ihm, als seinem Befreier aus des rebellischen Sohnes Händen, verschrieb, durch das ihm von Oestreich verpfändete Elsaß und endlich durch das so trefflich gelegene Lothringen, doch Letzteres nur auf kurze Zeit, weil am Vorabend seines Unterganges.

Karl schätzte den Werth der Länder, welche das Glück ihm gegeben, nur als Mittel zur Erlangung noch größerer Macht. Den ersten Königen des Welttheils an Reichthum und Herrschaft gleich, mocht' er ohne Uebermuth auch ihren Schmuck und Namen fordern. Aber nicht bloß König — er wollte römischer König sein. Vorerst

sollte wenigstens das Reichsvikariat über die west-rheinischen Länder — vielleicht auch über die Alpenländer bis Mailand — eine Zugabe seiner Erhöhung werden. Kaiser Friedrich sollte Beides ihm verleihen.

Mit demselben knüpfte Karl Unterhandlungen an. Maria, seine einzige Tochter, mit ihrer Hand die Aussicht auf das herrlichste Erbe, Beides dargeboten dem jungen Maximilian, des Kaisers Sohn, sollte zur Lockung dienen. Eine persönliche Zusammenkunft zu Trier wurde verabredet, das Werk zur Vollendung zu bringen. Aber eben daselbst entzweiten sich die Beiden. Der Kaiser verließ den Herzog ohne Abschied, vor geschlichtetem Geschäft. Dieser fiel feindselig in's Reichsgebiet, seinen Schützling, Ruprecht, wider des Kaisers Freund, Hermann, in's Erzstift Köln einzuführen. Den Lärm um diese Dinge unterbrach der schweizerische Krieg.

Die Anmaßungen des burgundischen Vogts Hagenbach im Elsaß, welcher den schweizerischen Rechten nicht minder als jenen seiner Pflegebefohlenen vermessen zu nahe trat, und die nicht ungegründete Furcht des jungen Herzogs von Lothringen, Renatus II., vor Karls schwellender Macht, veranlaßten ein enges Bündniß der Eidgenossen mit Frankreich und Lothringen, und entzündeten den hochwichtigen Krieg. Auch Oestreich, nach der Einlösung seiner verpfändeten Lande begierig, und durch gemeinschaftliche Scheu wider Burgund den Schweizern werth, söhnte mit denselben durch die ewige Richtung sich aus, und brachte mit sich die Städte von Basel bis Straßburg (von der niedern Vereinigung genannt) in den nämlichen Bund.

Sofort Waffengetöse an allen Grenzen; die burgundische Heeresmacht, durch Ueberzahl furchtbar, schnell in Lothringen siegreich, aller Festen und der Hauptstadt Nancy Meister. Da ward auch die lothringische Mannschaft aufgeboten in den Kampf wider die Schweiz.

Im Jänner des 1476sten Jahres zog Karl der Kühne an der Spitze eines starken, trefflich gerüsteten, siegträumenden Heeres in den Rachekrieg wider die Schweiz. Dagegen die Schweizer, streitlustig im Hochgefühl ihrer Kraft und Freiheit, furchtbar durch natürliche Ueberlegenheit der Nationalstreiter über den gedungenen oder Vasallendienst. Bei Granson zuerst (3. März 1476), woselbst panischer Schrecken Karls Heer zerstäubte und unsägliche Beute die Sieger bereicherte, dann bei Murten (22. Juni), wo der Kern des burgundischen Heeres fiel, endlich bei Nancy (5. oder 6. Jänner 1477), wo



Maximilian I.

(Bd. II. S. 461.)

Nach Albrecht Dürer.

der Herzog selbst, nach verzweifeltem Kampf, seinem Verhängniß unter den Streichen ergrimmter Feinde erlag, ward solche Ueberlegenheit auf die entscheidendste Weise kund; die burgundische Herrschaft erlosch.

Marie, Karls Erbin, um deren Hand vor Andern sich der Dauphin und des Kaisers Sohn Maximilian bewarben, gab sie dem Prinzen von Oestreich. Aber Ludwig XI. riß das Herzogthum Burgund und die Freigrafschaft, auch die Picardie, Boulogne und Artois als heimgefallene französische Lehen an sich, und warf seine verlangenden Blicke auch auf das übrige Land. Nach vielseitigen Unterhandlungen und Waffenthaten ward er zur Herausgabe der Freigrafschaft genöthigt. Dagegen blieben ihm die Städte an der Somme. Als nach dreijähriger Ehe (1480) Marie starb, und Maximilian, als Vormund seines Sohnes Philipp, mit zweifelhaftem Ansehen das unruhige Land regierte, griff Ludwig abermals zu den Waffen, und erhielt im Frieden zu Arras (1482) die Provinzen Artois und Franche-Comté als Aussteuer der für den Dauphin bestimmten jungen Margaretha, Maximilians Tochter. Die Stände, wider Willen des Regenten, hatten solchen Frieden geschlossen. Maximilian hatte nur den Namen der Herrschaft. Erst im J. 1489, nach einem ernsten Krieg, erhielt Maximilian die Anerkennung seiner vormundschaftlichen Herrschaft.

Bald nach geschlossenem Frieden ward Maximilian durch zwiefache, schwere Beleidigung zur Erneuerung des Krieges gereizt. Er hatte zur zweiten Gattin Anna, die Erbtochter von Bretagne, sich ersehen. Da raubte König Karl VIII. von Frankreich die Maximilian zuziehende Braut (1591). Die große, für das französische Reich so herrlich gelegene, reiche Bretagne war der Preis des Frevels. Damit war die Zurücksendung Margarethens, der für Karln bestimmten Braut, an den beleidigten Vater verbunden. In dem Krieg, welchen dieser darüber führte, gewann er wenigstens die zur Aussteuer Margarethens gegebenen Länder wieder (1493).

Maximilian I.

In demselben Jahre starb Kaiser Friedrich III. Maximilian, welcher schon 1486 zum römischen Könige gewählt worden, trat jetzt die selbständige Verwaltung an. Oestreich ist durch

ihn zu fest begründeter Hoheit gekommen: und Deutschland dankt ihm den Segen des innern Friedens und des gesicherten Rechtes.

Oestreichs Herrlichkeit ward abermals durch eine glückliche Heirath emporgebracht. Maximilian erhielt für seinen Sohn, Philipp den Schönen, die Hand der Infantin Johanna (1496), Ferdinands des Katholischen und Isabellens jüngerer Tochter, auf welche aber, durch den Tod ihres Bruders, dann ihrer an den portugiesischen Prinzen vermählten ältern Schwester Isabella und deren Sohnes, das Erbrecht der weiten spanischen Länder fiel. Neuer Grund zur Eifersucht Frankreichs. Aber schon früher hatte, wegen der italischen Verhältnisse, Oestreich mit demselben sich entzweit. Maximilians Vermählung mit Blanca Maria Sforza, der reichen mailändischen Herzogstochter, erzeugte ein näheres Interesse an den Ereignissen Italiens. Karls VIII. und Ludwigs XII. Eroberungszüge in dieses Land forderten zur Gegenrüstung auf. Hieraus entstand eine Reihe verwickelter, wechselvoller Kriege, deren Ueberblick später folgt.

In allen Unternehmungen, auch in jenen in Deutschland, wurde Maximilian durch die Kargheit der unpatriotischen deutschen Stände gehemmt, selbst in denjenigen, die das unverkennbarste Gesammtinteresse des Reiches betrafen. Indessen ersetzte Maximilian Vieles durch seine persönliche Kraft, durch Einsicht, Muth und Thätigkeit.

Auf seinem ersten Reichstag zu Worms (1495) brachte er das schon längst unter Friedrich III. zur Sprache gekommene Kammergericht und den ewigen Landfrieden zu Stande. Ein öffentlicher Rechtszustand, seit vielen Jahrhunderten schmerzlich vermißt, ward also in Deutschland begründet. Zur Handhabung dieser wohlthätigen Reform wurden nachher noch andere hochwichtige Ordnungen und Anstalten getroffen; zumal ein Reichsregiment aufgestellt und eine Eintheilung des Reichs (1500 und 1512) in sechs, nachmals — als auch die östreichischen, burgundischen und Kur-Länder dazu geschlagen wurden — in zehn Kreise gemacht; ein kaiserlicher Hofrath, welcher concurrente Gerichtsbarkeit mit dem Kammergericht ausübe — jedoch unter billigem Widerspruch der Stände — errichtet (1501), ein gemeiner Pfennig von den Reichsangehörigen für die öffentlichen Bedürfnisse — doch mit großer Beschränkung — eingezogen, viele gemeinnützliche Reichs-Polizeigesetze gegeben (zumal 1496 und 1497), und die Kraft des Landfriedens auch durch geist-

liche Sanktion, Bann und Interdikt, die der hohen reichsgerichtlichen Sprüche aber durch Fürsorge wegen der Exekution gestärkt.

Solche Gewaltsvollstreckung wurde zumal vom großen schwäbischen Bund begehrt. Derselbe war schon 1488 zu Eßlingen durch die Mitglieder des älteren Bundes von St. Jörgenl unter Beitretung mehrerer Reichsstädte, geschlossen worden. Sein Ziel war Aufrechthaltung des Landfriedens. Jetzt veranlaßte Maximilian (1496) dessen feierliche Erneuerung zu Eßlingen, große Hoffnungen auf solchen vaterländischen Verein für Frieden und Recht bauend.

In diese bürgerlichen Plane ward jedoch manche Störung durch Engherzigkeit, Leidenschaft und Selbstsucht einzelner Stände, auch durch widrige Zufälle, gebracht. Die Entdeckung des Bundschuhes (1502), einer schlecht geregelten Bauernvereinigung wider den Druck der Herren, ward den Letztern eine willkommene Gelegenheit zur Schärfung ihrer Gewalt.

Eine große Bewegung verursachte der Streit um Georgs des Reichen von Baiern-Landshut Erbe (1503). Seiner, an Pfalzgraf Ruprecht vermählten, Tochter Elisabeth, hatte der zärtliche Vater es zugedacht; wogegen Albrecht von der München'schen Linie auf sein Agnaten-Recht und auf Erbverträge sich berief. Maximilian kämpfte für Albrecht und siegte. Auf einem Reichstage in Köln (1505) ward das Recht der baierischen Linie bestätigt; Ruprechts Kindern vergleichsweise die obere Pfalz zu Theil. Maximilian gewann für sich Kufstein und Anderes.

Minder glücklich war Maximilian in einem Schweizer-Krieg gewesen, welchen er aus rein vaterländischen Beweggründen unternommen (1499). Er wünschte, daß die helvetischen Eidgenossen mit dem schwäbischen Bund sich vereinten. Auch forderte er, daß die Schweizer, die da noch immer Reichsglieder zu sein begehrten, auch dem Reichskammergericht sich unterwerfen. Den Eidgenossen schien Beides bedenklich. Sie verachteten den schwäbischen Bund, als in welchem Fürsten und Herren entscheidende Worte sprechen, und hätten von deutschen Reichsgliedern gern nur den Namen und die Vortheile, nicht aber die Verpflichtungen getragen. Darüber entstand Krieg (1499), worin die mit den Graubündtnern vereinten Schweizer entscheidenden Sieg errangen. Sechs Schlachten gewannen sie in Einem Jahre, und wiesen also die gedoppelte Zumuthung zurück.

Schweizergeschichte.

Wir haben des Ursprungs der Eidgenossenschaft am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schon oben gedacht. Beschränkt auf der Waldstätte dürftiges Hirtenleben ward sie, ungeachtet des Triumphes bei Morgarten, noch wenig bemerkt, bis durch allmähliges Hinzutreten größerer Orte der Bund sich verstärkte, und mehr und mehr in selbständigen Bestrebungen sein politisches Leben sich entfaltete.

Im Jahre 1332 trat Luzern zum Bund, durch seine Lage am Ausfluß des Waldstätter-Sees den drei Orten für Kriegs- und Handelsinteressen hochwichtig, aber — der östreichischen Hoheit unterthan. Man behielt also, den Schein des Unrechts zu entfernen, die Rechte Oestreichs mit Worten vor: aber die That blieb feindselig, weil das Recht des Landesherrn unvereinbarlich war mit der Theilnahme am freien Bund. Dagegen mochte Zürich, welches der Reichsunmittelbarkeit sich freute, ohne Kränkung solcher Rechte, den Eidgenossen sich beigesellen. Zürich erhielt die erste Stelle im Bund (1351). Besorgt über den Fortgang dieser Dinge, als sie der habsburgischen Hoheit viele Gefahr drohten, durch Erweckung lebendigen Freiheitsgeistes unter erbeigenem oder dienstpflichtigem Volk, suchte Herzog Albrecht II., der Weise, durch Unterhandlung und Waffen seines Hauses Gut zu wahren. Aber schon hatte in den Landschaften umher das Verlangen der Freiheit die Gemüther ergriffen; der Anblick des Gedeihens der freien Orte machte die Unfreien lüstern nach gleichem Glück; den letzten beizustehen schien jenen so edel als nützlich. Der Bund schritt fort unaufhaltsam über unterthäniges wie über freies Land. So wurden Glarus und Zug (1352), beides östreichische Orte, zum Beitritt gezwungen — wenigstens scheinbar, um den Vorwurf des freiwilligen Abfalls zu vermeiden — und bald darauf (1353) schloß das mächtige freie Bern mit den Eidgenossen den gegenseitigen ewigen Bund. Seit ihrer Gründung durch den zähringischen Berthold V. (1191), hatte diese berühmte Stadt fortwährend zugenommen an einheimischem Gedeihen und äußerer Macht. Viele Zwingherren der Gegend zierten durch ihre Namen die Bürgerrolle Berns und stärkten das Gemeinwesen durch ihr Besitzthum wie durch ihre persönliche Kraft. Durch friedlichen Erwerb und durch Waffen, jede Gunst des Zufalls klug benützend, reitete Bern seine Hoheit aus über viele Landschaften und

Städte, über adeligen und gemeinen Grund. Da verbanden sich die mächtigen Grafen und Freiherren von Uechtland, Aargau und Kleinburgund, auch die Stadt Freiburg wider Bern, welches in solcher Gefahr die Eidgenossen um Beistand anrief. Mit ihrer wirksamen Hülfe wurde bei Laupen (1339) ein glänzender Sieg errungen, und dessen Feier durch beschworenes Bündniß, welches jedoch erst 1353 auf ewig geschlossen ward, verherrlicht.

Acht Orte zählte jetzt die Eidgenossenschaft; man nennt sie die alten, weil erst viel später die weitere Vermehrung erfolgte.

Aber es nahm in dieser Zwischenzeit die Macht der einzelnen Kantone und jene der gesammten Eidgenossenschaft durch vielfältige Eroberung, Aufnahme in Schutz, auch Kauf, Pfandschaft und manch' andere Erwerbungsart zu. Im ungleichen Streit alternden Herrschaftsrechtes wider jugendlichen Freiheitsmuth, konnte nur dieser gewinnen. So wie es die Umstände mit sich brachten, mehr oder weniger Gunst für ein neu erworbenes Land sprach, in dem Kanton oder dessen Hauptort mehr oder minder die Demokratie oder Aristokratie, Gefühl des Rechts oder Selbstsucht vorherrschten; so ward auch den gewonnenen Landschaften bald die Gemeinschaft bürgerlicher und Kantonsrechte, bald ein abhängiges Verhältniß zu Theil, im Widerspruch mit den Grundsätzen der Freiheit, worauf die Eidgenossenschaft beruhte, und ohne Trost für diejenigen, welche statt der alten Zwingherrschaft jetzt nicht selten die gleich drückende Herrschaft einer Gemeinde oder ihrer Gewaltsträger empfanden.

Als Albrecht II. starb (1358), so war eine Zeitlang Friede. Bald darauf aber kehrte die alte Feindseligkeit wieder und begann der Hauptkampf. Albrechts jüngsten Sohn, Leopold III., den man den „Biederben" von seiner ritterlichen Tugend nennt, führte das Verhängniß in diesen Kampf, dessen Ausgang, ob auch glorreich für den Triumph der Freiheit, dennoch das unbefangene Gemüth erschüttert und zur Trauer stimmt. Denn ein höheres Gut noch, als die Freiheit, ist die Gerechtigkeit, ohne welche die Freiheit selbst keine Grundlage hat; und die Schönheit des Sieges bleibt immer abhängig von der Güte der Sache, für welche er erstritten wird. Unter K. Wenzeslaus Regierung, als durch die großen Städte- und Adelsbünde der alte gegenseitige Haß der Bürger und Herren genährt und erhöht ward, da ward auch in der Schweiz die feindselige Stimmung der beiden Parteien rege. Stolz auf ihr bisheriges Glück und voll Kraftgefühles, erhoben sich die Eidgenossen nicht nur wider einzelne Bedrücker, son-

dern allgemein wider die Herrengewalt in helvetischen Landen. Ohne Rücksicht auf althergebrachtes und auf geschriebenes Recht, auf Gesetz und Friedensschlüsse, wollten sie ihr Recht, nämlich Freiheit von Herrengewalt, allgemein machen, und, was sie Sklaverei nannten, vertilgen überall. Die Herren ergrimmten über den steigenden Trotz der Bauern und über den fortschreitenden Abfall ihrer Unterthanen, welche der stets bereite Schutz der Schweizer ermuthigte. Oestreich zumal zeihte mit Recht die Eidgenossen wiederholten Friedebruchs. Als dessen kein Ende ward, so beschloß, auf das Zureden seines Adels, Herzog Leopold den Vertheidigungs- und den Rachekrieg. Mit ihm kündeten hundert und siebenundsechzig weltliche oder geistliche Herren den Schweizern Fehde an (1386), und es rückte ein mächtiges Heer, herrlich gerüstet, aber voll blinder Leidenschaft, den bäuerischen Feind verachtend und unkundig dieses Krieges, von Baden gegen Sempach, ein östreichisches Städtchen, welches kürzlich den Luzernern geschworen hatte.

In der Nähe dieses Städtchens geschah die unsterbliche Schlacht (9. Juli), welche, nach anfangs zweifelhaftem Kampf, Arnold von Winkelried's heldenmüthige Dahingebung glänzend entschied. Im Augenblicke der Noth sprang er an den enggeschlossenen Feind, die Kernschaar der Ritter, die hier zu Fuß focht, faßte von dessen Spießen einige zusammen, drückte sie in seine Brust und, fallend, zur Erde; worauf seine Mitstreiter über den Todten weg in die östreichischen Reihen drangen, und unter diesen Verwirrung, Niederlage, ja, bei der Flucht der Knechte, welche die Rosse gehalten, vollständiges Verderben begann.

Mit Recht ist Winkelried's That zu den Sternen erhoben, mit Recht die Sempacherschlacht unter die herrlichsten Zeugnisse von der Kraft der Freiheitsbegeisterung gezählt worden; mit Recht endlich freut sich der Wohlgesinnte des Triumphes der Eidgenossenschaft. — Aber auch traurig ist der Untergang so vieler treuer Bürgerschaaren in Leopolds Heer, erschütternd das „Gottesgericht über den Trotz der Herren vom Adel,“* und im Innersten ergreifend die Ermordung des edlen Herzogs, welchen, als er hülflos zu Boden lag, gegen Kriegsgebrauch und Menschlichkeit, ein Schweizer — mühsam, da die Rüstung dem Messer den Zugang wehrte — erstach.

In demselben Geiste ward drei Jahre später bei Näfels gestrit-

* Aus verschiedenen Zählungen gibt Joh. v. Müller derjenigen den Vorzug, nach welcher sechshundertsechsundfünfzig Grafen, Herren und Ritter erschlagen wurden.

ten (9. April (1389). Die östreichischen Ritter und Soldknechte erlagen der Kraft hoher Begeisterung und der ihnen feindseligen Natur des Landes. Selbst das Verhängniß stritt wider die Herren. Unter dem Fuß des flüchtigen Heeres brach die Brücke bei Wesen, und der Kern der Ritterschaft mit vielem gemeinen Volk versank in die Wellen des Seees.

Da schloß Oestreich, gebeugt durch so harte Unfälle, Frieden mit den Schweizern auf sieben Jahre. Alle Landschaften, Burgen und Städte, welche zu den Eidgenossen geschworen, alle, welche vor oder während des Krieges waren erobert worden, sollten den Schweizern bleiben. Viele schöne Besitzthümer in allen Theilen des Landes gingen also verloren für Oestreich.

Einige Zeit darauf ward der Friede verlängert (1394) auf 20 Jahre, und vor deren Ablauf neu auf 50 Jahre feierlich geschlossen (1412). Aber auch der Friedensschwur setzte der Feindschaft, der Eroberungssucht kein Ziel. Während der ersten Verlängerung hatten fast alle Kantone auf mannigfaltigen Wegen ihre Macht erweitert; vor allen Bern über das hohe Gebirgsland, und die Waldstätte schon in die südlichen Alpenthäler. Auch schritt, ohne Zuthun der Kantone, von selbst und mächtig der Geist der Freiheit fort. Nimmer belehrt durch Erfahrung, wie verhärtet im stolzen Sinn, mißbrauchten geistliche und weltliche Herren fortdauernd ihre Gewalt. In Wallis, in Hohenrhätien, in Appenzell wurden von den Gedrückten die Bande gelöst, Vereinigungen zu Gunsten der Freiheit geschlossen, uralte erneuert. Den Freiheitslustigen gaben die Eidgenossen gern, wenn auch nicht Kantonsrecht, doch Schutz und Bündniß.

Drei Jahre nach Beschwörung des 50jährigen Friedens ward, wie wir oben sahen, Herzog Friedrich von Oestreich („mit der leeren Tasche" zubenannt) seiner Freundschaft für Papst Johann XXIII. wegen, vom Concil in Konstanz gebannt, vom Kaiser Sigismund geächtet. Sofort — auf Mahnung des Letztern — stürzten sich die Schweizer — wider Oestreich gern reichsangehörig — auf das habsburgische Stammgut, oder was sonst noch zwischen Alpen und Rhein des Herzogs von Oestreich war. Sie eroberten fast Alles in kurzer Frist, den großen herrlichen Aargau mit allen seinen Aemtern, Städten und Schlössern; auch die ehrwürdige Burg, von welcher das hohe Geschlecht den Namen trägt, und Lenzburg und des Landes Hauptfeste, den Stein zu Baden. Die Burgen wurden gebrochen und das Land — während alle andern Feinde, nachdem der

Kaiser mit Friedrich sich ausgesöhnt, den Raub zurückgaben — vermöge Kriegsrechtes trotzig behauptet. Einen Theil davon behielten einzelne Kantone ausschließend für sich, einen größeren in gemeinschaftlichem Besitz. Uri allein — ein erhebendes Beispiel — zog die Ehre dem Gewinn vor, und verschmähte jeden eigenen, jeden gemeinsamen Theil an dem ungerechten Gute.*

Diese Geschichten sind sehr traurig, weil Ungerechtigkeit bei Gemeinwesen weit niederschlagender wirkt und weit allgemeineres Verderbniß beweist, als bei Monarchien, worin meist ohne Schuld des Volkes von dem einen Machthaber gesündigt wird. Solches Verderbniß wird auch bald darauf in dem einheimischen Hader der Eidgenossen kund. Die Eintracht scheitert an engherzigem Eigennutz.

Daher wurde über das, durch den Ausgang des Mannsstammes seiner Herren erledigte, Gebiet von Toggenburg langwieriger Streit erhoben und der Vorort der Eidgenossenschaft, das edle Zürich, so hart von seinen Gegnern gedrängt, daß es mit Oestreich Freundschaft suchte, und in Kaiser Friedrichs III. Schutz unter Bedingungen, die den Eidgenossen gefährlich schienen, sich begab (1443). Hieraus entstand ein blutiger, wechselvoller Krieg, worin ein französisches Heer, die Armagnaken genannt, — nach geendetem englischen Krieg neue Beschäftigung suchend — unter dem Dauphin Ludwig für die Sache Zürichs gegen die Eidgenossen zog und großes Unheil in die schweizerischen und deutschen Länder trug. Wider diese Armagnaken ward von einer Schaar der Schweizer, 1500 Mann stark, bei St. Jakob an der Birs ein Kampf bestanden, welcher der Großthat bei Thermopylä selbst von feindlichen Geschichtschreibern gleich geachtet worden (6. August 1444). Voll Bewunderung solchen Heldensinnes begehrte der Dauphin nicht länger wider die Schweizer zu streiten, sondern schloß mit ihnen Friede (28. Okt.) zu Ensisheim, ohne allen Gewinn. Aber der innere Krieg der Schweiz dauerte noch fort bis in's sechste Jahr, wo endlich durch den schiedsrichterlichen Spruch Berns die schreckliche Fehde geendet ward (1450).

Hierauf erneuerten sich die alten Bestrebungen nach Ländererwerb, bald kriegerisch, bald friedlich, im Ganzen mit vielem Glück. Die steigende Macht der Eidgenossen, so wie der Ruhm ihrer Tapferkeit, gab ihnen weit geehrte politische Bedeutung. Die großen Fürsten, Könige bewarben sich um ihre Freundschaft.

Bevor der 50jährige Friede mit Oestreich abgelaufen, wurden ihm seine noch übrigen Besitzungen in der Schweiz entrissen; Einiges,

* S. die ergreifende Erzählung von dem Edelmuth der Urner bei Joh. von Müller.

wie Rapperschwyl, treulos noch im Frieden, Anderes, wie der schöne Thurgau, im ungerechten Krieg. Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit des Besitzers, des Erzherzogs Sigmund, reizten zum Angriff. Derselbe Sigmund verpfändete später das Elsaß und den Sundgau an den Herzog von Burgund. Die Folgen davon, insbesondere der burgundische Krieg, sind oben erzählt.

Nach H. Karls des Kühnen Tode wandten sich alle Parteien an die Schweizer, deren, als der Sieger, Wort oder Waffen von entscheidender Kraft schienen. Dieselben zogen für diesesmal den Geldgewinn dem Ländererwerb vor, verkauften Ludwig dem elften ihre Ansprüche und ihren fernern Beistand, während sie zugleich — nicht unbezahlt — mit Burgund sich aussöhnten und mit Oestreich eine Erbeinigung schlossen.

Um dieselbe Zeit erhielt der Bund der Eidgenossen eine wichtige Verstärkung durch die — in dem Vergleich von Stanz, auf das Zureden des Volksheiligen, Nikolaus von der Flüe, bewilligte — Aufnahme Freiburgs im Uechtland, welches früher von Oestreich an Savoyen abgetreten und nun von diesem für frei erklärt ward (1481). Zugleich erhielt Solothurn Kantonsrecht, nicht lange nachher Basel und Schaffhausen (1501), endlich auch Appenzell (1513). Also stieg die Zahl der Kantone auf dreizehn, und blieb dieselbe bis zur Umwälzung der neuesten Zeit. Aber die zugewandten oder verbündeten Orte und die eroberten oder unterthänigen Lande vermehrten sich noch geraume Zeit.

Bis dahin hatten die Schweizer noch immer sich als Reichsangehörige bekannt. Bei jedem Kaiser suchten sie um die Bestätigung ihrer Freiheiten an, übten auch gelegenheitlich die Befugnisse — seltener die Pflichten — von Reichsgliedern. Die erste auffallende Lösung solcher Verbindung geschah in dem Schwabenkrieg wider Kaiser Maximilian; nach dessen siegreicher Führung die Schweizer bloß noch dem Namen nach zu Deutschland gehörten.

Wir kehren zu unserm Maximilian zurück. Derselbe empfing die römische Kaiserkrönung nicht. Als er den Römerzug thun wollte (1507), so verweigerten die Venetianer ihm den Durchzug. Deßhalb nahm er den Titel: „erwählter römischer Kaiser“ an, wodurch sein Recht, und so auch jenes seiner Nachfolger am Reich, unabhängig von der Krönung in Rom gemacht ward. Zugleich nannte er sich „in Germanien König;“ und beide Titel sind dann fortwährend in Uebung geblieben. Er starb 1519.

Verfassung Deutschlands.

Im vorliegenden Zeitraum geschahen die entscheidenden Schritte zur Verwandlung Deutschlands aus einem Staat zum Staatenbund. Der Wechsel der regierenden Häuser, wornach keines derselben Zeit genug zur Erhebung des Königthums, doch hinreichende Mittel zur eigenen Stärkung fand, das bei Wahlkönigen natürlich geringere Interesse für den Vortheil der Krone, verschiedene zufällige, zum Theil von Außen gekommene, Bedrängniß einiger Könige und kluge Benützung von dem allem durch die Stände erweiterten und befestigten die Macht und die Hoheitsrechte derselben so sehr, daß kaum mehr eine Möglichkeit zur Gründung eines andern Systems blieb. Schon wurden durch feierliche Reichsgesetze, wie zumal durch die goldene Bulle für die Kurfürsten geschah, mehr noch durch anerkannte Uebung, dann durch einzelne Privilegien und Verträge, durch Erbfolgeordnung u. s. w. den stolzen Ansprüchen der Stände legale Stützen gegeben.

In den Ländern der Fürsten selbst war die Anlage zu einem ähnlichen System gewesen. Ihre größeren Vasallen und Ministerialen, oder welche von Reichs wegen ihnen untergeben waren, strebten nicht minder nach Beschränkung der landesherrlichen, als die Fürsten nach jener der königlichen Macht. Manche gelangten sogar zur Selbständigkeit oder Unmittelbarkeit, und gehörten also nicht ferner zum Gebiet des Fürsten — wie zumal viele Ritter. Andere errangen wenigstens glänzende Vorrechte, zumal jene der Landstandschaft, auch der Befreiung von Steuern u. a. Doch war im Allgemeinen ihr Verhältniß zum Landesherrn ungünstiger, als jenes der letzteren zum König. Der Landesherr war ihnen schon frühe an Hausgut überlegen und vermehrte solches durch fortwährenden Erwerb. Die Erblichkeit seiner Gewalt erleichterte ihm deren Behauptung und Ausdehnung. Auch mochte er, wenig abgezogen durch wichtige äußere Geschäfte, seine Kraft und Sorge fast ausschließend den einheimischen Interessen widmen. Daher siegte in den Gebieten der Reichsfürsten das monarchische System, und würde noch schneller und entscheidender gesiegt haben, hätte nicht das Ansehen des Kaisers und Reiches die Fürsten zur Mäßigung genöthigt.

Indessen hatten sich — nicht als Folge oder weitere Entwicklung des Lehenwesens, welches vielmehr der Hauptgrund der Sklaverei

gewesen, sondern begünstigt durch die allgemeinen Ursachen, welche seit den Kreuzzügen das Reich der Aufklärung und Humanität erweiterten — die Gemeinen nach allen Abstufungen ihres Zustandes zu einem bessern Loos emporgeschwungen. Vielen war die Freiheit, den Leibeigenen wenigstens wesentliche Linderung ihrer Verhältnisse, zu Theil geworden. Hierzu trug, wie schon früher bemerkt ward, theils die Allgemeinheit der Knechtschaft und die Menge der Edelknechte, welche Besitzthum und Ehre mit dem Stand der Hörigkeit verbinden lehrten, dann die fortschreitende Vermischung der unfreien Klassen unter einander und selbst mit Freien, daher das allmählige Verschwinden der grellsten Unterschiede, am meisten aber das emporkommende Städtewesen bei. Nicht nur schwangen die unmittelbaren Städte des Reichs zu fast republikanischer Freiheit und zugleich zur Würde der Reichsstandschaft (anerkannt seit 1478) sich auf: auch vielen landesherrlichen Städten ward, hier durch Gunst und Einsicht des Fürsten, dort durch eigene Kraft, die Befreiung von altem Herrendienst und selbst politische Bedeutung zu Theil. Und es bildete sich in diesen städtischen Gemeinwesen und durch dieselben die Idee des Bürgers, als bloßen Staats- oder Gemeindegliedes — ohne Rücksicht auf Grundeigenthum, oder wenigstens mit gleicher Schätzung des Geldbesitzes — aus, wodurch die, in ihrem Ursprung wohl gerechte oder heilsame, aber in ihrer Ausartung, Concentrirung und den daraus abgeleiteten, übertriebenen Folgerungen verwerfliche, ja tyrannische Aristokratie der Grundeigenthümer an der Wurzel angegriffen, die Schmach und Bedrückung der Grundholde aber vielfältig erleichtert ward.

Die Städte, wo der persönliche Werth des Menschen durch Geist und Industrie sich geltend machen konnte ohne zufälliges Erbgut, die freien, glücklichen Städte lockten die gedrückten Landbewohner in ihre schirmenden Mauern. Einzelne Herren fanden, es sei nur Ein Mittel zur Beibehaltnug ihrer Grundholde oder Dienst- und Zinsmannen oder Leibeigenen, nämlich die Verbesserung ihres Looses. Aber die wenigsten thaten etwas dafür.

Auch der neuaufkommende Kriegsdienst im Sold der Fürsten bot eine Freistätte dar. Der Waffenknecht, wiewohl er seinen Leib veräußert hatte, mochte gleichwohl, als von Arbeiten und Leistungen frei, sich besser dünken, als der Knecht des Grundes. Ueberall wäre dieser, trotz der Verbote, den Fahnen zugeeilt, hätten die Herren nicht

sein Verhältniß erleichtert. So war, was nachmals zu allgemeiner Knechtschaft den Weg bahnte, anfänglich ein Grund zur Befreiung.

Dasselbe ist überhaupt zu sagen von der gestärkten Fürstenmacht. Das Interesse der Monarchie ist, daß keine Herrschaft fester als jene des Thrones binde. Je loser die Privat-Leibeigenschaft, desto größer die Abhängigkeit vom Fürsten. Je weniger dem Leibherrn, desto mehr mochte dem Thron gegeben und geleistet werden. Darum begünstigten, ja befahlen die Könige und Fürsten die Freilassung der Gemeinen, und gingen mit ermunterndem Beispiel voran in ihren Privatgütern und Domänen. So Vieles sie den Einzelnen nachließen, so Vieles gewannen sie über Alle, und schon war der Anstoß derjenigen Bewegung gegeben, deren Fortsetzung alle Bewohner des Gebiets — ob Leibherren oder Leibeigene, Edle oder Gemeine, Bürger oder Bauern — auf gleiche Linie von Unterwürfigkeit gegen den Einen Fürstenstuhl als Unterthanen, oder, nach einer mildern Benennung, als Staatsbürger bringen mußte.

Von Frankreich und England.

Eduard II. und III.

Mit Eduards I. von England glänzender Regierung bildete jene seines Sohnes und Nachfolgers Eduards II. (1307) den kläglichsten Contrast. Verführt durch den traurigen Hang nach Uneingeschränktheit und doch weder klug noch kräftig genug zu deren Behauptung, ohne eigene Selbständigkeit des Charakters, überließ er seine Gewalt an Günstlinge, die damit, als mit einem schnell zu benützenden, weil prekären, Besitzthum schalteten. Der erste jener Günstlinge, Piers Gavaston aus Gascogne, zog durch Willkür und Uebermuth den Zorn der Großen, zumal des Grafen von Lancaster, ältesten Prinzen des Königshauses, auf sich. Durch bewaffnete Verbindung der Barone ward der König zur Entfernung des Lieblings wiederholt genöthigt. Endlich bemächtigten sich die Aufrührer desselben, und ließen ihn enthaupten (1312). Der König gab jetzt seine Gewalt an Hugh Spenser, wodurch neuer Hader entzündet ward. Kriegsunglück wider Schottland, welches in der Schlacht bei Bannokburne seine Selbständigkeit glorreich erstritt (1314), auch Empörungen in Wales

und Irland hatten Eduard verächtlich gemacht. Raubsucht und Gewaltthätigkeit seines neuen Günstlings reizten zum Aufstand. Da wurde der Graf von Lancaster als Verräther enthauptet. Aber die französische Isabelle, Eduards Gattin, verband sich mit Robert Mortimer, einem schönen Ritter aus Wales, wider ihren Gatten und dessen Günstling, und besiegte ihren Feind, den der allgemeine Haß verfolgte, leicht. Hugh Spenser und sein Sohn wurden ergriffen und grausam hingerichtet, der König durch Parlamentsbeschluß des Reichs entsetzt und in Gefangenschaft gehalten. Bald erfuhr das Volk mit Schaudern, daß der unglückliche Eduard auf Befehl seines Weibes und ihres Buhlen auf gräßliche Weise gemordet worden (1327).

Bei der Minderjährigkeit des Thronfolgers, Eduards III., währte die Gewalt des verbrecherischen Paares noch einige Jahre fort. Als aber der Prinz das 18te Jahr erreicht hatte, so ließ er plötzlich seine Mutter und Mortimer gefangen nehmen; dieser, nach Parlamentsbeschluß, ward aufgehangen (1330), jene auf ihren Wittwensitz verwiesen. Hierauf ergriff Eduard die Zügel des Reichs, und führte sie glorreich, siebenundvierzig Jahre lang.

Unter ihm erstarkte das Recht der Gemeinen zum Sitz im Parlament, und kam die Absonderung ihres Hauses von jenem der Peers völlig zu Stande. Sie hatten jetzt einen Sprecher wie diese. Die erste förmliche Theilung in die beiden Häuser geschah 1343. Doch ward später ihre Organisation noch genauer bestimmt.

Ungeachtet solcher Befestigung der Nationalrechte, wurden dieselben doch von Eduard selbst vielfältig durch die That gekränkt. Der Glanz seiner Siege gab ihm Majestät, seine persönlichen Vorzüge erwarben ihm Liebe: man ließ sich Manches gefallen, was als einzelne Ausübung erträglich schien, und wahrte bloß das Recht für die Zukunft.

Philipp VI. von Valois. Englisch-französischer Krieg.

Unter den äußern Unternehmungen Eduards fordert vor allen der französische Krieg eine nähere Betrachtung.

Es hatten in Frankreich nach Philipps des Schönen Tod (1314) nach einander seine drei Söhne, Ludwig X. Hutin († 1316), Philipp V. der Lange (1322) und Karl IV. der Schöne († 1328), geherrscht. Ihre kurzen Regierungen bieten wenig Merkwürdiges dar. Als Ludwig X. starb, so wurde seine Tochter, Johanna, verdrängt

von ihrem Oheim Philipp V., vermöge Anerkenntnisses eines Reichstags zu Paris, daß das „Gewohnheitsrecht" die Weiber von der Thronfolge ausschließe. Und aus gleichem Rechte wurde, nach Philipps Tod, der dritte Bruder Karl IV. als König erkannt.

Da von den drei Brüdern keiner einen Sohn hinterlassen, so erlosch mit ihnen die erste regierende Linie des capetingischen Hauses. Der nächste männliche Agnat, Philipp von Valois, dessen Vater, Karl von Valois, ein Bruder Philipps des Schönen gewesen, ward jetzt von den Reichsständen zum König erklärt und gekrönt (29. Mai 1328); abermals nach dem Recht des Herkommens, nicht nach dem salischen Gesetz, als welches nur für Privat-Eigenthum galt. Er ist der Stifter der zweiten capetingischen Linie, welche von ihm die valesische heißt. Aber Eduard III. von England, dessen Mutter Isabella die Schwester der drei letzten Könige, also Philipps IV. Tochter gewesen, glaubte ein näheres Recht zur Nachfolge zu haben als Philipp VI., welcher das seinige um einen Grad weiter zurück, nämlich von Philipp III., seinem Großvater, herleiten mußte. Hierüber entstand ein langwieriger, wechselvoller, schrecklicher Krieg, vier Menschenalter hindurch die Geißel Frankreichs.

Eduard nahm den Titel „König von Frankreich" an, Philipp sprach ihm Guienne ab, und die Fehdebriefe ergingen (1339).

Im zweiten Jahre des Kriegs erfocht die englische Flotte bei Sluis, an der flandrischen Küste, gegen die weit überlegene Seemacht Frankreichs einen entscheidenden Sieg. Zweihundert und dreißig französische Schiffe wurden genommen, 30,000 Franzosen getödtet (1340, 23. Juli). Der große Sieg war ohne Folgen. Eduards mächtiges Heer, von einem noch mächtigern französischen aufgehalten, richtete wenig Bedeutendes aus. Aber sechs Jahre nach dem ersten Unglück ward Frankreich durch einen zweiten Schlag erschüttert. Eduard war mit einem mäßigen Heere durch die Normandie und längs der Seine bis Paris gedrungen. Da kam er durch Uebermacht des Feindes in große Gefahr, und eilte zurück gegen Flandern. Philipp holte ihn ein bei dem Flecken Crecy in der Picardie, und griff ihn ungestüm an (1346, 26. August). Aber die treffliche Ordnung von Eduards Heer, die Tapferkeit seiner Kerntruppen, der Bogenschützen und des Prinzen von Wales früh schimmernde Kriegstugend machten diesen Tag Frankreich verderblich. Es fiel die Blüthe der französischen Ritterschaft, an ihrer Spitze der Graf von Alençon,

des Königs Bruder, die Herzoge von Lothringen und von Bourbon, die Grafen von Flandern, Blois, Vaudemont und Aumale mit vielen Andern. Dritthalbtausend Edle bedeckten den Wahlplatz, neben ihnen 4000 schwergerüstete Reiter und mehr als 30,000 gemeinere Krieger. Auch der König Johann von Böhmen, welcher als blind in die Schlacht sich hatte führen lassen, und der König von Majorka wurden getödtet; der römische König Karl — auch er war Philipp ins Treffen gefolgt — entkam. Die Engländer hatten nur wenig Verlust gelitten, und ihre Macht war viermal geringer als die französische gewesen. Es war mehr ein Gemetzel als eine Schlacht.

Der Ruf dieses Tages durchflog Europa. Aber seine Folgen entsprachen der Erwartung nicht. Die einzige Stadt Calais — nach langer Belagerung — wurde erobert (14. Aug. 1347), immer eine kostbare Beute, ein wohlgelegenes, sicheres Thor nach Frankreich.

Dieser — selbstverschuldete — Verlust wider England wurde Philipp durch glückliche Erwerbungen reichlich vergütet. Philipps eigene Besitzungen, insbesondere Valois, wurden durch seine Gelangung zum Thron mit demselben wieder vereint; auch erkaufte er (oder erhielt durch Heimfall) verschiedene kleinere Länder, zumal von dem König von Majorka die Herrschaft Montpellier um 120,000 Goldgulden. Aber am kostbarsten war die Erwerbung der Dauphiné, welche der kinderlose Humbert II. dem Erbprinzen von Frankreich (der hiernach auch den Titel Dauphin seitdem führte) schenkte. Dieses schöne Land, ein Haupttheil des arelatischen Reiches, stand zwar unter deutscher Hoheit; und es hätte die Schenkung vom deutschen Könige mögen verworfen werden. Aber Karl IV. bestätigte sie nachmals, und ernannte selbst den Dauphin zum Reichsvikar in ganz Arelat, wodurch, ungeachtet des wörtlichen Vorbehaltes der Reichsrechte, diese Länder für Deutschland verloren gingen.

Nach Philipps VI. Tode (1350) bestieg sein Sohn Johann, welchen man den Guten nennt, den Thron. Unter ihm hat Frankreich so große Schmach von Außen, so viele Noth von Innen erfahren, als niemals sonst bis auf die neueste Zeit.

Zur Aufbringung der Streitkräfte für den englischen Krieg berief Johann in seine Hauptstadt eine Versammlung der allgemeinen Stände (1355, Nov.). Dieselbe bewilligte zwar dem König ein mächtiges Heer von Fußknechten und Reitern, auch die nöthigen Steuern zur Unterhaltung desselben: aber sie forderten auch die Abstellung vieler

von ihrem Oheim Philipp V., vermöge Anerkenntnisses eines Reichstags zu Paris, daß das „Gewohnheitsrecht" die Weiber von der Thronfolge ausschließe. Und aus gleichem Rechte wurde, nach Philipps Tod, der dritte Bruder Karl IV. als König erkannt.

Da von den drei Brüdern keiner einen Sohn hinterlassen, so erlosch mit ihnen die erste regierende Linie des capetingischen Hauses. Der nächste männliche Agnat, Philipp von Valois, dessen Vater, Karl von Valois, ein Bruder Philipps des Schönen gewesen, ward jetzt von den Reichsständen zum König erklärt und gekrönt (29. Mai 1328); abermals nach dem Recht des Herkommens, nicht nach dem salischen Gesetz, als welches nur für Privat-Eigenthum galt. Er ist der Stifter der zweiten capetingischen Linie, welche von ihm die valesische heißt. Aber Eduard III. von England, dessen Mutter Isabella die Schwester der drei letzten Könige, also Philipps IV. Tochter gewesen, glaubte ein näheres Recht zur Nachfolge zu haben als Philipp VI., welcher das seinige um einen Grad weiter zurück, nämlich von Philipp III., seinem Großvater, herleiten mußte. Hierüber entstand ein langwieriger, wechselvoller, schrecklicher Krieg, vier Menschenalter hindurch die Geißel Frankreichs.

Eduard nahm den Titel „König von Frankreich" an, Philipp sprach ihm Guienne ab, und die Fehdebriefe ergingen (1339).

Im zweiten Jahre des Kriegs erfocht die englische Flotte bei Sluis, an der flandrischen Küste, gegen die weit überlegene Seemacht Frankreichs einen entscheidenden Sieg. Zweihundert und dreißig französische Schiffe wurden genommen, 30,000 Franzosen getödtet (1340, 23. Juli). Der große Sieg war ohne Folgen. Eduards mächtiges Heer, von einem noch mächtigern französischen aufgehalten, richtete wenig Bedeutendes aus. Aber sechs Jahre nach dem ersten Unglück ward Frankreich durch einen zweiten Schlag erschüttert. Eduard war mit einem mäßigen Heere durch die Normandie und längs der Seine bis Paris gedrungen. Da kam er durch Uebermacht des Feindes in große Gefahr, und eilte zurück gegen Flandern. Philipp holte ihn ein bei dem Flecken Crecy in der Picardie, und griff ihn ungestüm an (1346, 26. August). Aber die treffliche Ordnung von Eduards Heer, die Tapferkeit seiner Kerntruppen, der Bogenschützen und des Prinzen von Wales früh schimmernde Kriegstugend machten diesen Tag Frankreich verderblich. Es fiel die Blüthe der französischen Ritterschaft, an ihrer Spitze der Graf von Alençon,

des Königs Bruder, die Herzoge von Lothringen und von Bourbon, die Grafen von Flandern, Blois, Vaudemont und Aumale mit vielen Andern. Dritthalbtausend Edle bedeckten den Wahlplatz, neben ihnen 4000 schwergerüstete Reiter und mehr als 30,000 gemeinere Krieger. Auch der König Johann von Böhmen, welcher als blind in die Schlacht sich hatte führen lassen, und der König von Majorka wurden getödtet; der römische König Karl — auch er war Philipp ins Treffen gefolgt — entkam. Die Engländer hatten nur wenig Verlust gelitten, und ihre Macht war viermal geringer als die französische gewesen. Es war mehr ein Gemetzel als eine Schlacht.

Der Ruf dieses Tages durchflog Europa. Aber seine Folgen entsprachen der Erwartung nicht. Die einzige Stadt Calais — nach langer Belagerung — wurde erobert (14. Aug. 1347), immer eine kostbare Beute, ein wohlgelegenes, sicheres Thor nach Frankreich.

Dieser — selbstverschuldete — Verlust wider England wurde Philipp durch glückliche Erwerbungen reichlich vergütet. Philipps eigene Besitzungen, insbesondere Valois, wurden durch seine Gelangung zum Thron mit demselben wieder vereint; auch erkaufte er (oder erhielt durch Heimfall) verschiedene kleinere Länder, zumal von dem König von Majorka die Herrschaft Montpellier um 120,000 Goldgulden. Aber am kostbarsten war die Erwerbung der Dauphiné, welche der kinderlose Humbert II. dem Erbprinzen von Frankreich (der hiernach auch den Titel Dauphin seitdem führte) schenkte. Dieses schöne Land, ein Haupttheil des arelatischen Reiches, stand zwar unter deutscher Hoheit; und es hätte die Schenkung vom deutschen Könige mögen verworfen werden. Aber Karl IV. bestätigte sie nachmals, und ernannte selbst den Dauphin zum Reichsvikar in ganz Arelat, wodurch, ungeachtet des wörtlichen Vorbehaltes der Reichsrechte, diese Länder für Deutschland verloren gingen.

Nach Philipps VI. Tode (1350) bestieg sein Sohn Johann, welchen man den Guten nennt, den Thron. Unter ihm hat Frankreich so große Schmach von Außen, so viele Noth von Innen erfahren, als niemals sonst bis auf die neueste Zeit.

Zur Aufbringung der Streitkräfte für den englischen Krieg berief Johann in seine Hauptstadt eine Versammlung der allgemeinen Stände (1355, Nov.). Dieselbe bewilligte zwar dem König ein mächtiges Heer von Fußknechten und Reitern, auch die nöthigen Steuern zur Unterhaltung desselben: aber sie forderten auch die Abstellung vieler

laut erhobenen Beschwerden, zumal gegen die willkürlichen Münzveränderungen, gegen die Gewaltthätigkeiten und Räubereien der Hofbeamten und Steuerpächter, gegen den Druck der Frohnden und Naturallieferungen u. a. m. Zudem sollte der König versprechen, ohne Bewilligung der Stände weder Frieden noch Waffenstillstand zu schließen.

Indessen zog Johann aus wider den Feind. Nach wiederholten Unterbrechungen des Kampfes durch unzuverlässige Waffenstillstände hatten die Engländer von zwei Seiten, von der Normandie und von Guienne, siegreiche Waffen gegen das Herz von Frankreich getragen. Der Prinz Eduard von Wales zumal, den man von seiner Rüstung den schwarzen Prinzen nannte, mit einem wenig zahlreichen Heer, hatte alles Land bis zur Loire erobert oder geschreckt. Bei der Annäherung von Johanns fünfmal stärkerer Kriegsmacht zog der Prinz sich zurück, wurde ereilt bei Maupertuis, unfern Poitiers, und durch Verwerfung seiner billigen Vergleichs-Vorschläge zur Schlacht gezwungen (1356, 19. Sept.). Sie ward gewonnen für England, so entscheidend wie jene von Crecy, und noch glorreicher; das große französische Heer durch Tod, Gefangenschaft oder Zerstreuung vernichtet, der König selbst mit seinem jüngsten Sohn in die Gewalt des Siegers gebracht. Dieser jedoch, die Schwäche seiner Kriegsmacht erwägend, verfolgte den Sieg nicht, sondern schloß einen Stillstand auf zwei Jahre, und führte den königlichen Gefangenen nach London (1357, 24. Mai).

Johann traf noch in London seinen Unglücksgenossen, den König David von Schottland, welchen vor elf Jahren Eduards III. heldenmüthige Gattin, Philippa von Hennegau, in der Schlacht bei Durham gefangen genommen (1346, 17. Oktober).

Der tapfere Robert Bruce, welcher bei Bannokburn (1314) die Freiheit seines Vaterlandes wider Eduard II. behauptete, regierte ruhmvoll bis 1329. Aber neue Stürme wurden durch einheimischen Hader verursacht. Gegen den minderjährigen David Bruce, Roberts Sohn und Nachfolger, erhob sich Eduard Baliol, der Sohn Johann's, welchem einst Eduard I. die schottische Krone zugesprochen, und drang in's Reich mit englischer Hülfe. Jetzt ward David gefangen, aber er entrann nach Frankreich (1333), und Baliol, als Vasall Englands, erfuhr den Widerwillen seiner Großen und seines Volkes in häufigen Aufruhren. Er ward wiederholt vertrieben und der zurückgekehrte David (1341) jubelnd als König begrüßt. Derselbe,

durch Frankreich ermuntert, brach den Frieden mit Eduard und büßte solches Wagestück durch sein Unglück bei Durham. Erst nach elf Jahren erhielt er die Freiheit und sein Reich wieder, gegen ein großes Lösegeld und das Opfer der Selbständigkeit. Aber die Schotten verabscheuten die englische Herrschaft und erklärten nach Davids Tode (1371) dessen Neffen, Robert Stuart, zum König.

Indessen waren über Frankreich, nach der Gefangennehmung seines Königs, alle Schrecken der losgebundenen Volkswuth und rechtloser Gewalt gekommen. Zwar ernannte man den Dauphin für die Dauer der Gefangenschaft seines Vaters zum General-Statthalter des Reichs. Aber sein Ansehen war gering und vermochte nichts gegen die Stürme der jetzt ausbrechenden Umwälzung. Auf der Versammlung der Stände, welche gleich nach der unglücklichen Schlacht eröffnet ward (1356, 17. Okt.), loderte der längst glimmende Stoff der Feindseligkeit wider die schuldvolle Regierung in lichte Flammen auf.

Die Befreiung des Königs, die Sorgen des Kriegs waren es nicht, was die Stände beschäftigte, sondern die Umgestaltung der Verfassung, die Herabsetzung der königlichen Gewalt. Nach der vorherrschenden Stimme zweier Vaterlandsfreunde, des Bischofs von Laon, Robert le Coq, und des Vorstehers der Kaufmannschaft in Paris, Stephan Marcell, forderte man die Entsetzung einer Zahl der ersten Staatsbeamten, die Absendung von Commissarien in die Provinzen zur Bestrafung aller übrigen, die man schuldig fände, die Einsetzung eines Regierungsrathes von dreißig durch die Stände gewählten Personen, endlich die Freilassung des Königs von Navarra, Karls des Bösen, welchen Verwandten, aber Feind, des französischen Königs die Anhänger des Letztern vor Kurzem gefangen genommen. Dieser K. von Navarra war die verborgene Seele von Allem.

Für Ihn (etwa wie zu unserer Zeit für Orleans) theils aus Bestechung, theils aus Leidenschaft, sprachen viele Hauptmänner der Revolution. Auch solche, welche das Gemeinbeste wünschten, waren theils Schwärmer, theils leichtsinnig oder tollkühn, die Gefahren, welchen sie das Vaterland aussetzten, nicht kennend oder nicht achtend. Beim Volke selbst aber, als es die Bande von sich geworfen, herrschten bloß die häßlichen Triebe der Rohheit und Wildheit. Darum kann uns das Mißlingen der versuchten Umwälzung nicht in Verwunderung setzen, auch nicht betrüben; wiewohl nicht leicht eine günstigere Gelegenheit, als welche das Unglück von Poitiers der allgemeinen Stände-

versammlung darbot, zur Schaffung einer heilsamen Staatsreform möglich war.

Schon am 2. November hob der Dauphin, dessen Räthe man von der Ständeversammlung ausgeschlossen hatte, dieselbe auf. Sie beschloß, der Nation über die Vereitlung ihrer guten Absichten Bericht zu erstatten; auch that sie es eifrig, in revolutionärem Geist und wirksam. Bald fingen die Volkstumulte an. Der erschreckte Dauphin wird zur Zurücknahme einiger mißfälliger Verordnungen und zur Berufung einer neuen Reichsversammlung bewogen (1357, 5. Febr.). Jetzt werden die frühern Forderungen durchgesetzt, die geächteten Staatsbeamten von ihren Stellen entfernt und des Vermögens beraubt. Die Stände bemächtigten sich der Reichsverwaltung und setzten einen Ausschuß von 36 Gliedern als Staatsrath nieder. Paris wird befestigt, das Volk in die Waffen gerufen.

Aber auf der folgenden Reichsversammlung (1358, Jan.) erschienen nur die Deputirten des dritten Standes. Die Geistlichkeit und der Adel traten zur Fahne des Königthums über. In der Mitte der populären Versammlung und unter den Pöbelhaufen der Hauptstadt erscheint nun der befreite König von Navarra, das Begonnene kräftig zu fördern. Es entstehen heftigere Tumulte. Die Freunde der Neuerung tragen Nationalmützen, blau und roth; sie begehen schreckliche Gewaltthaten, sie sprechen aller bürgerlichen Ordnung Hohn. Indessen hatte der Dauphin, dessen Partei durch den Abscheu vor solchen Gräueln sich stärkte, die Anerkennung als Regent erhalten. Marcell und Le Coq werden überlistet. Sie nehmen, jener eine Stelle im Staatsrath, dieser jene des ersten Ministers an: noch drei Mitglieder der Gemeinde von Paris kommen in den Staatsrath. Aber auf dem Reichstag, welchen der Regent zu Compiegne hält, werden die Volkshäupter aus dem Staatsrathe wieder hinausgeworfen, und Marcell bald darauf in Paris meuchlings ermordet (1358, 1. August).

Von Paris aus hatte der Schwindel der Revolution sich in die Provinzen verbreitet. Aehnliche Auftritte, wie die in der Hauptstadt, geschahen in den meisten größern Städten. Noch Schrecklicheres erfuhr das Land. Die Bauern — in den nördlichen Provinzen zuerst — ergriff der Geist der Freiheit. Jacques bon homme (d. h. Jakob der Tölpel) — also nannten sonst die übermüthigen Edlen ihre geduldigen Bauern — erhob sich fürchterlich zur Rache für die jahrhundertlange unmenschliche Mißhandlung durch die geistlichen und weltlichen Herren. Dazu kam endlich die Zügellosigkeit der unbezahlten Kriegsrotten, Kamerad-

schaften oder Malandrinen genannt, welche theils nahrungslos wegen ausbleibenden Soldes, theils jede Waffenruhe scheuend, nach geschlossenem Stillstand, ja nach geschlossenem Frieden mit England, in großen und kleinen Banden das Land durchzogen, raubend, verwüstend, mordend, zum Theil unter vornehmen Häuptlingen, stolz, trotzig, als ob nur ihr Recht verfolgend, ohne Scheu vor Gott wie vor der Welt.

Friede von Bretigny. Karl V.

Der kluge Dauphin, nachdem er die Demagogen zu Paris gebändigt oder entwaffnet hatte, befestigte diese Vortheile durch einen Vergleich mit dem König von Navarra (1359), worauf im folgenden Jahre auch mit England der Friede zu Bretigny geschlossen ward (1360). Vermöge desselben sollte England im unabhängigen Besitz von Guienne, Gascogne, Poitou, Saintonge, Agenois, Perigord, Limousin, Querci, Tarbes, Bigorre, Angoumois, Montreuil, Ponthieu, Calais und einigen andern Orten und Landschaften bleiben; dagegen den Ansprüchen auf die Krone Frankreichs, so wie jenen auf Normandie, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne und Flandern entsagen. Das Lösegeld des gefangenen Königs ward zu 3 Millionen Goldgulden bestimmt. Zu Geißeln sollte er zwei seiner Söhne und andere Große des Reichs geben.

Nach Beschwörung dieses Vertrags ward Johann entlassen. Er wandte das Aeußerste an, das Lösegeld zusammenzubringen. Aber Alles reichte nicht hin. Noch schwieriger war die Erfüllung des Hauptpunktes, der Länderabtretung. Die Provinzial-Stände widersetzten sich derselben, die königlichen Räthe nicht minder; daher Johann — sehr edelmüthig, falls nicht unlautere Beweggründe obwalteten — sich entschloß, in die Gefangenschaft nach London zurückzukehren (1363). Daselbst starb er im folgenden Jahre (1364, 8. April).

Sein Nachfolger, Karl V., den man den Weisen nennt, hatte schon als Dauphin in der Schule der Widerwärtigkeit und Gefahr seine Regentengaben ausgebildet, der Nation Achtung und Vertrauen eingeflößt. Als König setzte er das ruhmvoll begonnene Werk der Rettung Frankreichs fort. Es kehrten im Innern allmählig Ruhe, Ordnung, bürgerliches Glück wieder. Der äußere Krieg wurde standhaft und mit glänzendem Erfolge geführt. Es zeigte sich hier, wie

noch vielmal in der Geschichte, daß eine Nation nie gewaltiger sei, als nach großen einheimischen Gährungen und Bürgerkriegen. Solches erfuhr England zu seinem Schrecken in dem erneuten Krieg. Nicht länger hatte Eduard sein gewohntes Glück. Sein tapferer Sohn, der schwarze Prinz, starb (1376); früher schon war Chandos, der treffliche Feldherr, gefallen, auch Captal von Buche, der Schrecken und die Bewunderung Frankreichs, ward gefangen, und starb in Feindes Gewalt (1377). Der König selbst, gebeugt und altersschwach, versäumte seinen Krieg. Daher mochte der große Connetable von Frankreich, Bertrand du Guesclin, die Zierde der französischen Chevalerie, gleich trefflicher Mensch als Feldherr, leicht Sieg auf Sieg erfechten, und mit seinen schwellenden Kriegerschaaren die Engländer aus ihren Eroberungen drängen.

Auch im kastilischen Krieg war Frankreich, wiewohl anfangs unglücklich, am Ende siegreich. Peter der Grausame, König in Kastilien, ward von Heinrich Trastamare, seinem natürlichen Bruder, befehdet. Dieser, als er besiegt war, floh nach Frankreich, und trug an, die „Kameradschaften" in seinen Sold zu nehmen, was ihm freudig bewilligt ward. Unter Anführung Bertrands du Guesclin, der sich an die Spitze der Freibeuter stellte, um sein Vaterland derselben zu entlasten, zogen die Rotten nach Kastilien und riefen Trastamare als König aus. Aber Peter eilte nach Guienne, welches der schwarze Prinz verwaltete, und bat ihn um Hülfe. Dieser sammelte ein Heer, zog über die Pyrenäen, schlug bei Najara (1367, 3. April) den Feind so vollständig, als er bei Poitiers gethan, und nahm Du Guesclin gefangen. Aber mit Undank lohnte Peter seinem Retter, und unbezahlt für seine Kriegskosten kehrte der Prinz von Wales nach Guienne zurück. Hierauf erschien Trastamare zum zweitenmale mit französischem Kriegsvolk, übermannte den Tyrannen, tödtete ihn mit eigener Faust, und setzte sich auf Kastiliens Thron.

Hierdurch gewann Frankreich einen mächtigen Bundesgenossen und so erneuerte es, frisch ermuthigt und gestärkt, den Krieg wider England.

Doch erlebte Karl V. dessen Ende nicht. Er starb im siebzehnten Jahre seiner Regierung (1380), erst 44 Jahre alt, von seinen Unterthanen mit Recht bedauert, von ihren Nachkommen geehrt. Das Reich, welches er in kläglicher Zerrüttung, aus unzähligen Wunden blutend, angetreten, hinterließ er beruhigt, blühend, gewaltig.

Minder glänzend, ja vielfach verdüstert und durch den Contrast mit dem glorreichen Beginnen noch trauriger, schloß Eduard III. seine Rolle. Zu dem Verlust seiner auswärtigen Besitzungen gesellte sich die Verminderung seines Ansehens im Innern. Der alternde Eduard erfuhr entschlossenen Widerstand von dem meist folgsamen Parlament, Aeußerungen des Mißvergnügens von dem ihm einst zujauchzenden Volke. Die Engländer zürnten, daß der große König von einer schönen Dame — Alice Pierce — sich beherrschen lasse; sie grämten sich über die Gewalt, die er seinem dritten — nicht beliebten — Sohne, Lancaster, überließ; sie betrauerten endlich in dem Tod des heldenmüthigen Prinzen von Wales den Untergang ihrer einzigen Hoffnung. Noch ein Jahr überlebte der unglückliche Vater den unersetzlichen Verlust, dessen Größe gleich nach des Königs Tod (1377, 21. Juni) in den traurigsten Folgen fühlbar ward.

Sein Nachfolger war Richard II., der elfjährige Sohn des schwarzen Prinzen, vermöge anerkannter und feierlich bestätigter Erbordnung. Nach dem muthigen Verlangen der Gemeinen ernannte das Oberhaus einen aus neun Großen bestehenden Reichsrath, ohne dadurch den vorherrschenden Einfluß des Herzogs von Lancaster zu verhindern. Die schwierigen äußern Verhältnisse machten die Vermehrung der Auflagen nöthig. Aber gegen das Kopfgeld (von 3 Groats, d. i. 12 engl. Pfennigen für jede Person über 15 Jahren), welches man eintrieb, empörten sich Bürger und Bauern — ein Priester, John Ball, hatte mit Lehren von Freiheit und Gleichheit ihre Köpfe entzündet —, und zogen unter des Schieferdeckers Wat-Tyler Anführung nach London. Der hatte einen Kopfsteuereinnehmer erschlagen, als dieser Wat's Tochter von unten entblößte, um zu sehen, ob sie unter oder über 15 Jahre sei. Der junge König rettete sich durch Wortbruch, Trug und Meuchelmord aus der ihm drohenden Gefahr. Mit Wat-Tyler sprechend, ließ er ihn von hinten meucheln. So wurde das Volk, führerlos, plötzlich überfallen oder zersprengt.

Richard entsprach der Erwartung nicht, welche die Großen des Reichs von ihm zuerst hegten. Eine mächtige Partei, deren Haupt der Herzog von Glocester, sein Oheim, war, erhob sich wider des Königs Günstlinge, und legte die königliche Macht durch eine aufgestellte Regierungscommission in Fesseln (1387). Aber nachdem Richard als großjährig die selbständige Verwaltung angetreten (1389), widerrief er alle Versprechungen, und behauptete durch die gegenseitige Eifersucht Lancasters und Glocesters seine höchste Gewalt.

Sträfliche Verbindungen des Letztern mit Frankreich gaben Anlaß zu dessen Unterdrückung. Seine früheren Verhandlungen wurden als hochverrätherisch erklärt, an den Hauptheilnehmern durch Hinrichtung gerächt, Glocester selbst ohne Verurtheilung getödtet (1397).

Bald büßte Richard für seine vielen Verbrechen. Heinrich, der Sohn des Herzogs Johann von Lancaster, stellte sich an die Spitze der Feinde des Königs, übermannte diesen und nahm ihn gefangen. Ein Parlament entsetzte Richard des Reiches, und sprach es Lancaster (1399) zu. Richard starb auf ähnliche Weise wie Glocester (1400).

Heinrichs IV. von Lancaster Regierung war von Verschwörungen und Tumulten erfüllt. Durch Muth und Glück — aber auch grausam — unterdrückte Heinrich seine Feinde, erhielt die feierliche Zusicherung des erblichen Thronrechts, und hinterließ (1413) das beruhigte Reich seinem Sohn Heinrich V., welcher abermals die englischen Waffen nach Frankreich, und glorreicher noch, als selbst Eduard III., trug.

Karl VI. von Frankreich. Heinrich V. von England.

Die erneuerten Bedrängnisse dieses unglücklichen Reiches ermunterten Heinrich zu solchem Angriff. Karls V. ältester Sohn und Thronerbe Karl VI. war bei des Vaters Tod (1380) erst elf Jahre alt. Wiewohl unter der vorigen Regierung durch eine Verordnung war erklärt worden, daß die französischen Könige mit Antritt des 14ten Jahres großjährig seien, so war nun doch eine Regentschaft nöthig. Die Königin war todt, also ward der älteste Bruder des verstorbenen Königs, Ludwig von Anjou, Regent. Der Widerspruch der übrigen Brüder veranlaßte die beschleunigte Mündigkeitserklärung des Königs, in dessen Namen sodann seine vier Oheime jeder so viele Gewalt, als ihnen an sich zu reißen möglich war, ausübten. Ludwig von Anjou, welcher am raubsüchtigsten gewesen, starb jedoch bald (1384), worauf der jüngste Bruder, Philipp von Burgund, an die Spitze der Geschäfte kam. Seine Gewalt dauerte fort, auch nachdem der König die Regierung selbst übernommen (1388): und wurde noch fester begründet, als der unglückliche Monarch durch wiederholtes (1392 und 1393) heftiges Erschrecken in eine Verstandszerrüttung fiel, die abermals eine Regentschaft nöthig machte. Doch erhob sich frühe wider den Herzog von Burgund der herrschsüchtige Bruder des Königs, Ludwig von Orleans. Der Hof und das Reich theilten

sich sofort in zwei feindselige Parteien, und der armselige Streit, ob Burgund, ob Orleans vorherrschen solle, ward den Franzosen wichtiger, als die Erhaltung des Vaterlandes.

Der Krieg mit England war indessen mit wechselndem Erfolg, doch beiderseits schläfrig, fortgeführt worden. Endlich ward, nach mehreren kürzeren Unterbrechungen des Kampfes, ein 25jähriger Stillstand mit England geschlossen (1396). Die Franzosen benützten ihn bloß zur ungestörten Fortsetzung ihres einheimischen Haders. Derselbe wurde heftiger, als, nach dem Tode Philipps von Burgund (1404), sein Sohn Johann der Unerschrockene voran auf die Bühne trat. Dieser leidenschaftliche Mann wagte es, den Herzog von Orleans, des Königs Bruder, durch Meuchelmörder tödten zu lassen (1407, 23. Nov.). Furcht vor Johann's Macht bewog den Hof, und selbst das orleans'sche Haus, zur scheinbaren Aussöhnung. Aber gleich darauf verbanden sich gegen Burgund fast alle Prinzen von Geblüt und andere Große, zumal der durch seine Kriegsrotten furchtbare Graf von Armagnac; und der bürgerliche Krieg begann.

Der König, dessen mitunter wiederkehrende lichte Stunden die Verwirrung vermehrten, weil sie das Ansehen der Regentschaft schwächten, hielt abwechselnd zu Burgund und Orleans. Dieses rief selbst England um Hülfe an. Allmählig ward Herzog Johann gedrängt. Er entschloß sich zum Frieden zu Arras (1414, Sept.), worin er seinen Feinden große Vortheile einräumte. Aber die Erscheinung der Engländer änderte plötzlich die Gestalt der Dinge.

Am 14. August 1415 landete Heinrich V. an den Küsten der Normandie, eroberte Harfleur, und schlug die große französische Macht, welche herbeigeeilt war, um ihn zu erdrücken, in der Schlacht bei Azincourt (1415, 25. Okt.), so vollständig und unter fast ganz ähnlichen Umständen, als früher bei Crecy und bei Poitiers geschehen. Man behauptet, daß 8000 ritterliche Todte das Schlachtfeld deckten; unter ihnen war der Heerführer Connetable d'Albert selbst, zwei Brüder des Herzogs von Burgund, einer des Herzogs von Lothringen, mehrere Herzoge und Grafen. Viele Andere wurden gefangen. Gleichwohl setzte Heinrich, aus Mangel an Truppen und Geld, den Krieg jetzt nicht fort, sondern schloß einen zweijährigen Stillstand.

Aber in Frankreich entbrannte desto heftiger der innere Krieg. Der Graf von Armagnac, Burgunds gefährlicher Feind, wird Connetable, Finanzminister, ja Haupt der Regierung. Auch der Dauphin Karl erklärt sich für ihn. Dagegen verbindet sich die, von

Armagnac schwer beleidigte, Königin Isabella, des baierischen Herzogs Stephan Tochter, mit Burgund, und dieses mit England, Frankreichs Krone dem König Heinrich zusichernd (1416, Okt.). Jetzt erklärte die Königin sich zur Regentin, ihren Sohn, den Dauphin, öffentlich anfeindend; Heinrich V. landet zum zweitenmal (1417, 1. Aug.) in der Normandie, und die burgundische Partei nimmt Paris ein, welches der wilde Pöbel mit Blutvergießen erfüllt.

Aber der Dauphin, der aus Paris entkommen, pflanzte seine selbständige Fahne auf, um welche sich die Freunde von Orleans, auch viele Freunde des Vaterlandes sammeln. Diese letztern suchen eine friedliche Ausgleichung. Der Dauphin und der Herzog Johann scheinen sich aussöhnen zu wollen; eine persönliche Zusammenkunft zu Monterau auf der Yonne-Brücke soll das Friedenswerk vollenden. Die beiden Fürsten, jeder von zehn Getreuen begleitet, treten auf von den entgegengesetzten Seiten: aber die Leute des Dauphins, unter den Augen ihres Herrn, ziehen plötzlich ihre Schwerter, und tödten den Herzog (1419, 10. Sept.).

Diese abscheuliche That erfüllte das Maß des Unheils. Philipp der Gute, Johann's Sohn, des Vaters Blutrache für die erste Pflicht achtend, trat entschieden, unbedingt auf die Seite Englands. So auch die Königin, ihres Sohnes nimmer versöhnte Feindin. Der Hof des kranken Königs, alles Land diesseits der Loire erklärte sich wider den Dauphin. Es ward Friede geschlossen mit England, zu Troyes (1420, 21. Mai), welchem nach Heinrich V. die Hand der Königstochter Katharina und die Zusicherung der Thronfolge nach ihres Vaters, Karls VI., Tod, bis dahin aber die Regentschaft in Frankreich erhielt. Auf immer sollten Frankreich und England vereinigt, doch die Verfassung beider Reiche unangetastet bleiben. Eine Ständeversammlung bestätigte diesen Frieden und erklärte ihn feierlich als Reichsgesetz (1420, 10. Dec.).

Aber Anderes hatte das Schicksal beschlossen. Nach kurzem Genuß der Herrlichkeit starb Heinrich V. (1422, 31. Aug.), zwei Monate vor Karl VI. (1422, 20. Okt.), welchem er nachfolgen sollte.

Das Mädchen von Orleans.

Der 19jährige Dauphin, nach dem Tode seines Vaters, nahm den Titel König an, und hatte zum Gegner jetzt, statt eines sieggekrön-



Jungfrau von Orleans.

(Bd. II. S. 425.)

Nach Sergent.

ten, persönlich vollkräftigen Monarchen, ein Kind in der Wiege. Denn als ein solches ließ Heinrich V. den Erben beider Reiche, seinen Sohn, den Sechsten Heinrich zurück. Die Freunde des einheimischen Königshauses schöpften neue Hoffnung. Karl VII. ist ihre Losung.

Indessen hingen, als er zu Poitiers sich krönen ließ, noch schwere Wolken über ihm. Die Oheime des in der Wiege gekrönten Heinrich VI., die Herzoge von Bedford und Glocester, verwalteten in seinem Namen, jener das französische, dieser das englische Reich, beide mit Kraft und Weisheit. Mit überlegenen Waffen drängten sie Karls Getreue, und er sah sich, nach sechsjährigem Kampfe fast, auf das Gebiet von Bourges beschränkt. Noch behauptete er Orleans, den Schlüssel zu dem Wenigen, was ihm geblieben: mit dem Fall dieser Feste mußte sein Reich fallen.

Da erschien ein Mädchen: Jeanne d'Arc mit Namen, aus Dom Remy an den Ufern der Maas. Vor den Gewaltsträgern des Königs, und bald vor ihm selbst, erklärte sie, ihr sei vom Himmel der Ruf geworden, Orleans zu entsetzen und den König nach Rheims zu führen, daß er allda gekrönt werde. Nach einigem Zweifel erkannten die Verständigen, wie trefflich der Glaube solcher Sendung könnte benützt werden. Also wurde Johanna zum Heere geschickt. Die ersten Vortheile, die sie erstritt, tausendstimmig verkündet und vielfach vergrößert durch den Ruf, überzeugten auch den Schwergläubigen. Die Begeisterung, wie eine lodernde Flamme, durchlief jetzt die leicht entzündlichen französischen Streiter; ihre Streiche fielen gewaltiger, weil mit Zuversicht geführt, und ähnlicher Wunderglaube goß Schrecken über den Feind. So gelangte die Jungfrau nach Orleans, befreite durch kühne Ausfälle die hart bedrängte Stadt (1429, 8. Mai), verfolgte die Feinde, schlug sie wiederholt, schlug sie entscheidend bei Patay, und führte den König nach Rheims (17. Juli), die heilige Salbung alldort zu empfangen. Vollbracht war ihre Sendung, aber ihr Verhängniß nicht. Man beredete sie, die Heldenbahn noch länger zu wandeln. Da ward sie bei Compiegne von den Burgundern gefangen, an die Engländer verkauft und zu Rouen als Zauberin und Ketzerin lebendig verbrannt (1431, 30. Mai). Doch waren Franzosen ihre Ankläger (die Universität Paris unter denselben voran), und französische Priester sprachen das Urtheil.

Die Angelegenheiten Englands gingen darum nicht besser. Die Hauptursache war der Abfall Burgunds. Als der Herzog von Bed-

ford nach dem Tode seiner ersten Gattin, welche Philipps Schwester gewesen, die Gräfin Jacqueline von Luxemburg ehelichte, horchte der Herzog von Burgund auf die Stimme seiner natürlichen und ältern Verbindung und näherte sich Frankreich. Als bald darauf Bedford — zu Englands großem Unglück — starb (1435, 14. Sept.), so schloß Philipp sofort Friede mit dem französischen Könige zu Arras (21. Sept.) Er erhielt die Abtretung verschiedener Landschaften und Orte, auch die Erlassung der Lehensabhängigkeit auf Lebenszeit.

Von jetzt an war Karl siegreich. Auch seine Mutter und Feindin starb (30. Sept.). Burgund, durch England noch weiter gereizt, vereinigte seine Truppen mit jenen Frankreichs; Paris ward erobert, viel Land wieder gewonnen.

Beiderseitige Ermüdung bewirkte jetzt einen Waffenstillstand (1444). Als aber der Krieg sich erneuerte (1449), so traf die Engländer Schlag auf Schlag. Der tapfere Graf Johann von Dunois zumal, Bastard von Orleans, war ihr Verderben. Sie verloren ihre Eroberungen alle, zumal die Normandie, auch Guienne, ihr altes Besitzthum. In einer großen Schlacht bei Castillon fiel mit der Blüthe ihres Heeres der treffliche Heerführer Talbot, den man den englischen Achilles hieß (1453), mit ihm ihre Hoffnung. Nur Calais blieb ihnen, und die Inseln an den Küsten der Normandie. Damit endete sich der schreckliche Krieg, nicht durch förmlichen Friedensschluß, nur durch beiderseitiges Ablassen vom Kampf. Bloß durch längere Dauer ward der Besitzstand rechtskräftig.

Karl VII., welcher von der kümmerlichsten Lage zu so glänzendem Glück, zu größerer Macht, als irgend einer seiner Vorfahren besessen, sich hinaufschwang, war gleichwohl ein persönlich schwacher Prinz. Sein Ansehen war durch die von Neuem aufstrebende Anmaßung der Großen sehr merkbar verringert, und sein unmündiger Sohn erfüllte seine letzten Tage mit Kummer. Derselbe nahm wiederholt an Verschwörungen wider den Vater Theil; auch glaubt man, daß er Agnes Sorel, Karls schöne und geistreiche Geliebte, vergiftet habe. Der Vater selbst, das gleiche Loos für sich fürchtend, enthielt sich längere Zeit fast aller Nahrung und beschleunigte dadurch seinen Tod (1461, 22. Juli).

Ludwig XI. in Frankreich. Heinrich VI. in England.

Belastet mit dem Verdachte des Mordes und mit dem der Schuld der gräßlichsten Beängstigung eines Vaters, stieg Ludwig XI. auf den Thron, ein vollendeter Tyrann in Charakter und Thaten.

Bald nach dem Antritt seiner Regierung entstand wider ihn, dessen Herrscherplane Besorgnisse einflößten, ein Bund vieler Großen, la ligue du bien public genannt; an dessen Spitze des Königs Bruder Karl und der Graf von Charolais, Erbprinz von Burgund, standen, und welchem die meisten Prinzen von Geblüt, auch der Herzog von Bretagne und viele Freunde des verstorbenen Königs, als Dunois, d'Armagnac, Damartin u. A. sich beigesellten.

In einem Treffen bei Monthlery (1465) wurde der König von den Burgundern geschlagen, worauf er die Verbündeten durch Bewilligung ihrer Hauptforderungen beschwichtigte, aber die Verträge nicht hielt. Ueberhaupt gewann der König durch Waffen wenig, mehr durch Ränke und durch trügerische Versprechungen. Darum vermied er das Schlachtfeld, seine Hoffnungen auf die Unklugheit seiner Feinde und auf die eigene schlaue Politik bauend.

Um diese Zeit starb der Herzog von Guienne, Karl, des Königs Bruder, an empfangenem Gift (1472). Die Welt klagte Ludwig des Mordes an. Durch denselben bekam er freiere Hände und größeres Besitzthum.

Aber noch viele Verbrechen, viele Meineide, viele Hinrichtungen waren nöthig, bis er sein Ziel erreichte — Uneingeschränktheit. Auf dem Schaffot starb der Connetable Ludwig von Luxemburg, Graf von St. Pol — von Karl dem Kühnen schändlich ausgeliefert an Ludwig —; es starben also der Graf von Perche, Renatus von Alençon, und der Herzog Jakob von Nemours, Graf von Armagnac — ein Sprößling des merovingischen Geschlechts, wie man glaubt — neben ihnen viele andere geringeren Standes, mehr als viertausend an der Zahl, wie die Zeitgenossen versichern; die meisten ohne regelmäßigen Prozeß auf das Machtwort des Königs. Unter dem Blutgerüst des Vaters mußten die jungen unschuldigen Prinzen von Nemours stehen, daß das Blut auf sie herabträufelte; alsdann sperrte man sie in die finstersten Gewölbe der Bastille. So ward der König allgewaltig durch Schrecken, und es versank die Nation in schweigenden Gehorsam.

Ludwig schloß mit den Schweizern (1474) ein Bündniß wider Burgund, und erneuerte solches wiederholt mit der ganzen Eidgenossenschaft und mit einzelnen Ständen. Seine Ränke waren es zumal, welche Karl den Kühnen in den Krieg wider die Schweizer führten, und sein war der Hauptgewinn aus diesem Krieg.

Durch den Anheimfall mehrerer burgundischer Länder, dann durch jenen von Guienne, endlich durch das Erbe von Anjou (Provence und Forcalquier), welches Renatus, der sich König von Neapel nannte, 1479 seinem Neffen Karl, und dieser 1481 dem Könige vermachte — nicht achtend der Ansprüche des Herzogs Renatus von Lothringen — dann durch die Grafschaften Rousillon und Cerdagne, welche ihm der König von Aragonien pfandweis überließ, durch die Grafschaft Boulogne, welche er eintauschte, und mehrere andere kleinere Erwerbungen vermehrte Ludwig das Krongut, und machte es einträglicher durch regelmäßigere Verwaltung und erhöhte Steuern. Er starb — nach kläglicher Beängstigung des Gemüths und vergeblicher Erschöpfung aller Hülfsmittel der Kunst und des Aberglaubens — auf seinem mit Furcht gehüteten, festen Schloß Plessis les Tours (1483, 30. Aug.).

England, dessen Bekämpfung die Hauptsorge der vorigen Könige gewesen, lag während Ludwigs XI. Regierung meist an innerer Zerrüttung krank, und als, nach hergestellter Ruhe, Eduard IV. auftrat gegen Frankreich, gemäß erneuerten Bündnisses mit Burgund, so beschwichtigte ihn Ludwig im Frieden von Pequigni (1475, 29. Aug.) durch eine große Geldsumme und durch das Versprechen eines jährlichen Tributs. Auch den Ministern Eduards zahlte der König Jahrgelder und sicherte sich also die Ruhe.

Auf einem blutigen Wege war Eduard IV., mit ihm das Haus York, zum Throne gelangt; schrecklich hatte Lancasters Herrlichkeit geendet.

In der Wiege war Heinrich VI. zum König von Frankreich und England gekrönt worden (1422). Wir haben gesehen, durch welchen Umschwung der Dinge Frankreich verloren ging. Aber größeres Unglück wartete Heinrichs im eigenen Land. Zwar seine Oheime, Bedford, als Regent Frankreichs und Protektor Englands, und Glocester, welcher in des Bruders Namen das zweite verwaltete, schirmten seine schwache Jugend durch ihr Ansehen und hielten mit Klugheit die Feinde des Hauses in Gehorsam. Als aber Bedford starb (1434), so entbrannte sofort zwischen seinem Bruder und

dem Erzieher des Königs, dem herrschsüchtigen Kardinal von Winchester, die Zwietracht. Der letzte bewirkte die Vermählung seines Zöglings mit Margaretha von Anjou, welche dann in Verbinbindung mit des Zöglings Liebling, dem Kaufmannsohn Wilhelm de la Pole (durch die Gunst seines Herrn aber zum Herzog von Suffolk erhoben), den alternden Glocester stürzte. Im Kerker wurde der Herzog ermordet (1477); worauf Suffolk ohne Beschränkung herrschte.

Aber das Parlament, welches während der Regentschaft sein Ansehen glücklich gestärkt hatte, trat auf wider Suffolk. Von dem Haus der Gemeinen angeklagt, von jenem der Peers verurtheilt, wurde der verhaßte Kaufmannssohn des Reichs verwiesen und auf der Reise ermordet (1450). Auch gegen seinen Nachfolger in der Gewalt, den Herzog von Sommersett, einen Prinzen des lancaster'schen Hauses, erhoben sich Beschwerden. Solche Verhältnisse benützte für seine eigenen Herrscherplane das Haus York.

Richard, Herzog von York, von väterlicher Seite der Enkel Edmunds von York, welcher Eduards III. vierter Sohn gewesen, zugleich durch seine Mutter, Anna Mortimer, der Urenkel von jenes Eduards zweitem Sohn, Lionel von Clarence, mochte vermöge dieser letztern Abstammung ein näheres Thronrecht, als das Haus Lancaster, ansprechen, da dessen Stifter, Johann von Lancaster, unter Eduards Söhnen der dritte gewesen.

Die rothe und weiße Rose.

Aufgemuntert durch Heinrichs VI. Schwäche und durch das Mißvergnügen der Nation, erhob nun dieser Richard von York seine zweideutigen Ansprüche und stürzte dadurch sein Vaterland in dreißigjährigen Jammer. Der Kampf zwischen der rothen Rose (Lancaster) und der weißen Rose (York) begann. Ein schrecklicherer Bürgerkrieg ist in den Annalen keines Volkes verzeichnet. Unerhört war die Wuth der Schlachten, gräßlich die Arbeit des Blutrichters, Mord und Meuchelmord die Geschichte jeden Tages. Nicht weniger als achtzig Sprößlinge des königlichen Hauses starben gewaltsam. Dessen hatten sie nur sich selbst anzuklagen. Ihr Streit war's, der verhandelt ward. Auch litten nur Wenige etwas Anderes, als was sie selbst ihren Verwandten zugefügt oder zugedacht hatten. Aber mit und neben ihnen, für und durch sie, starben auch Hunderttausende des Volkes; die edel-

Ludwig schloß mit den Schweizern (1474) ein Bündniß wider Burgund, und erneuerte solches wiederholt mit der ganzen Eidgenossenschaft und mit einzelnen Ständen. Seine Ränke waren es zumal, welche Karl den Kühnen in den Krieg wider die Schweizer führten, und sein war der Hauptgewinn aus diesem Krieg.

Durch den Anheimfall mehrerer burgundischer Länder, dann durch jenen von Guienne, endlich durch das Erbe von Anjou (Provence und Forcalquier), welches Renatus, der sich König von Neapel nannte, 1479 seinem Neffen Karl, und dieser 1481 dem Könige vermachte — nicht achtend der Ansprüche des Herzogs Renatus von Lothringen — dann durch die Grafschaften Rousillon und Cerdagne, welche ihm der König von Aragonien pfandweis überließ, durch die Grafschaft Boulogne, welche er eintauschte, und mehrere andere kleinere Erwerbungen vermehrte Ludwig das Krongut, und machte es einträglicher durch regelmäßigere Verwaltung und erhöhte Steuern. Er starb — nach kläglicher Beängstigung des Gemüths und vergeblicher Erschöpfung aller Hülfsmittel der Kunst und des Aberglaubens — auf seinem mit Furcht gehüteten, festen Schloß Plessis les Tours (1483, 30. Aug.).

England, dessen Bekämpfung die Hauptsorge der vorigen Könige gewesen, lag während Ludwigs XI. Regierung meist an innerer Zerrüttung krank, und als, nach hergestellter Ruhe, Eduard IV. auftrat gegen Frankreich, gemäß erneuerten Bündnisses mit Burgund, so beschwichtigte ihn Ludwig im Frieden von Pequigni (1475, 29. Aug.) durch eine große Geldsumme und durch das Versprechen eines jährlichen Tributs. Auch den Ministern Eduards zahlte der König Jahrgelder und sicherte sich also die Ruhe.

Auf einem blutigen Wege war Eduard IV., mit ihm das Haus York, zum Throne gelangt; schrecklich hatte Lancasters Herrlichkeit geendet.

In der Wiege war Heinrich VI. zum König von Frankreich und England gekrönt worden (1422). Wir haben gesehen, durch welchen Umschwung der Dinge Frankreich verloren ging. Aber größeres Unglück wartete Heinrichs im eigenen Land. Zwar seine Oheime, Bedford, als Regent Frankreichs und Protektor Englands, und Glocester, welcher in des Bruders Namen das zweite verwaltete, schirmten seine schwache Jugend durch ihr Ansehen und hielten mit Klugheit die Feinde des Hauses in Gehorsam. Als aber Bedford starb (1434), so entbrannte sofort zwischen seinem Bruder und

dem Erzieher des Königs, dem herrschsüchtigen Kardinal von Winchester, die Zwietracht. Der letzte bewirkte die Vermählung seines Zöglings mit Margaretha von Anjou, welche dann in Verbinbindung mit des Zöglings Liebling, dem Kaufmannsohn Wilhelm de la Pole (durch die Gunst seines Herrn aber zum Herzog von Suffolk erhoben), den alternden Glocester stürzte. Im Kerker wurde der Herzog ermordet (1477); worauf Suffolk ohne Beschränkung herrschte.

Aber das Parlament, welches während der Regentschaft sein Ansehen glücklich gestärkt hatte, trat auf wider Suffolk. Von dem Haus der Gemeinen angeklagt, von jenem der Peers verurtheilt, wurde der verhaßte Kaufmannssohn des Reichs verwiesen und auf der Reise ermordet (1450). Auch gegen seinen Nachfolger in der Gewalt, den Herzog von Sommersett, einen Prinzen des lancaster'schen Hauses, erhoben sich Beschwerden. Solche Verhältnisse benützte für seine eigenen Herrscherplane das Haus York.

Richard, Herzog von York, von väterlicher Seite der Enkel Edmunds von York, welcher Eduards III. vierter Sohn gewesen, zugleich durch seine Mutter, Anna Mortimer, der Urenkel von jenes Eduards zweitem Sohn, Lionel von Clarence, mochte vermöge dieser letztern Abstammung ein näheres Thronrecht, als das Haus Lancaster, ansprechen, da dessen Stifter, Johann von Lancaster, unter Eduards Söhnen der dritte gewesen.

Die rothe und weiße Rose.

Aufgemuntert durch Heinrichs VI. Schwäche und durch das Mißvergnügen der Nation, erhob nun dieser Richard von York seine zweideutigen Ansprüche und stürzte dadurch sein Vaterland in dreißigjährigen Jammer. Der Kampf zwischen der rothen Rose (Lancaster) und der weißen Rose (York) begann. Ein schrecklicherer Bürgerkrieg ist in den Annalen keines Volkes verzeichnet. Unerhört war die Wuth der Schlachten, gräßlich die Arbeit des Blutrichters, Mord und Meuchelmord die Geschichte jeden Tages. Nicht weniger als achtzig Sprößlinge des königlichen Hauses starben gewaltsam. Dessen hatten sie nur sich selbst anzuklagen. Ihr Streit war's, der verhandelt ward. Auch litten nur Wenige etwas Anderes, als was sie selbst ihren Verwandten zugefügt oder zugedacht hatten. Aber mit und neben ihnen, für und durch sie, starben auch Hunderttausende des Volkes; die edel-

sten Geschlechter erloschen traurig; die Blüthe der Nation wurde hingewürgt durch Waffen und Kriegsnoth, das Land auf's Aeußerste verwüstet, der Charakter der Menschen endlich herabgewürdigt bis zur thierischen Wildheit durch den unaufhörlichen Anblick des Verbrechens, durch beständige Aufreizung der Leidenschaft, durch unerträgliche Leiden und Noth.

Dies alles geschah, auf daß entschieden werde: „ob die Sprößlinge der Tochter des zweiten Sohnes, oder ob die Nachkommen des dritten Sohnes von König Eduard auf dem englischen Throne sitzen sollten?" Die Nation selbst wurde nicht gefragt, von wem sie regiert sein wollte; nur dem Schein nach, um dem Werk der Waffen ein gesetzliches Ansehen zu geben, warb jedesmal der Sieger um die Anerkennung des Parlaments. Auch fehlte die Anerkennung nie. Welch ein Schicksal der Völker?? —

Richard begann sein Unternehmen mit dem Angriff auf den Herzog von Sommersett (1452), erzwang dessen Gefangensetzung und für sich selbst die Ernennung zum Statthalter des Reichs, dann zum Protektor. Aber die Feindseligkeiten der königlichen Partei riefen ihn bald in die Waffen, und er gewann die Schlacht bei St. Albans (1455, 22. Mai), tödtete Sommersett, und nahm den König gefangen. Die Königin Margareth, eine heldenkühne Frau und immer reich an Rath wie an Muth, ward jetzt die Vertheidigerin der Rechte ihres Gemahls und ihres Sohnes. Mit wechselndem Erfolg wurde in mehreren Schlachten gestritten, aber bei Northampton (1460) siegte Richard durch Verrätherei, fing den König zum zweitenmal und ließ sich vom Parlament zum Thronfolger erklären.

Margaretha zagte nicht. Noch in demselben Jahre erstritt sie bei Wakefield (24. Dez.) einen vollständigen Sieg. Richard ward getödtet; einer seiner Söhne, der Graf von Rutland, gefangen und hingerichtet. Aber der Graf von Warwik, der erste Held dieses Krieges, der „Königsmacher" von der Wirksamkeit seines Beistandes genannt, rettete York und ließ Eduard, Richards Sohn, in London als König ausrufen (1461, 5. März), während noch seines Vaters Haupt aufgesteckt auf den Zinnen von York zu schauen war.

Der Kampf währte fort mit steigender Erbitterung. In der blutigen Schlacht bei Towton siegte Eduard IV., worauf das Parlament sein Recht erkannte und das Haus Lancaster ächtete. Vergebens erhält Heinrich Hülfe von Ludwig XI. in Frankreich. Er wird geschlagen bei Herham (1463) und zum drittenmal gefangen.

Eduard errichtet Schaffotte. Margaretha mit ihrem Sohn flieht nach Frankreich.

Aber jetzt wendet der Königsmacher sich auf die Seite Lancasters. Beleidigt durch die Vermählung Eduards mit Elisabeth Woodville, der schönen Wittwe des Ritters Gray, während er, Warwik, für den König um eine Prinzessin von Savoyen geworben, verläßt der Stolze den Hof, verbindet sich mit dem Herzog von Clarence, Eduards Bruder, aber gegen denselben erzürnt; und der Bürgerkrieg flammt abermals auf. Warwik mit Truppen, die er in Frankreich geworben, landet. Sofort wird Eduard verjagt und Warwik ist in elf Tagen Herr des Reiches. Das Parlament applaudirt auch dieser Veränderung.

Im folgenden Jahre kehrt Eduard mit burgundischer Hülfe zurück. Clarence, Verräther an Warwik, geht zu ihm über, und Warwiks eigener Bruder, der Erzbischof von York, überliefert ihm London und den König.

In einer mörderischen Schlacht bei Barnet (1471, 14. April) bleibt Eduard Sieger, Warwik fällt. Am Unglückstage landet Margaretha mit ihrem Sohn an den englischen Küsten, und bald ereilt auch sie das Verhängniß. Bei Tewksbury, an den Ufern der Saverne (4. Mai), nach dem tapfersten Kampf, sah sie die Niederlage der Ihrigen und die Gefangennehmung des Sohnes. Leblos sank sie auf das Schlachtfeld, und erwachte erst als Gefangene wieder.

Mit unverhaltenem Grimm erdrückte jetzt Eduard seine Feinde. Den jungen Prinzen von Wales tödteten des Königs Brüder, Clarence und Glocester, in dessen Gegenwart und eigenhändig. Ganze Haufen gemeiner Gefangener wurden geschlachtet, endlich der unglückliche Heinrich im Tower ermordet. Die Heldin Margaretha kaufte später Ludwig XI., ihr Verwandter, los um 50,000 Thaler. Sonst freute dieser sich der Verwirrung Englands und half sie vermehren. Den Zorn Eduards besänftigte er nachher durch Tribut.

Nachdem das Haus Lancaster untergegangen, so begann York wider sich selbst zu wüthen. Des Königs Bruder, der Herzog von Clarence, wurde auf die Anklage des Königs vom Parlament zum Tode verurtheilt. Er starb des selbstgewählten Todes, der Erstickung in einem Faß süßen Weines (1478, 18. Febr.) Auch seine Kinder wurden getödtet.

Eduard VI., nach so vielen Mordthaten, genoß einer ruhigen,

auch in äußern Geschäften glücklichen Regierung, und starb unangefochten (1483).

Seine Kinder aber traf das rächende Verhängniß. Ihr eigener Oheim, der gewissenlose, blutdürstige Herzog Richard von Glocester, ward dessen Vollstrecker. Die Freunde der Königin wurden gefangen, die Prinzen (Eduard V. und Richard von York, jener 13, dieser 7 Jahre alt) in den Tower gesetzt, ihre wichtigsten Freunde getödtet. Richard, der zuerst zum Protektor sich ausrufen ließ, erklärte nun Eduards IV. Ehe für ungiltig und seine Mutter für eine Ehebrecherin. Eduard und der Herzog von Clarence seien Bastarde gewesen; nur Er, Richard, sei der ächte Sprößling von York. Einige erkaufte Stimmen begrüßten ihn als König. Er befestigte seine Gewalt durch Ermordung der beiden Prinzen.

Aber die Nation verwarf den Mörder. Heinrich von Richmond, dessen Mutter von Johann von Lancaster abstammte, und dessen Großvater Owen Tudor zweiter Gemahl von Heinrichs V. Wittwe gewesen, kam aus Bretagne herbei, von einer mächtigen Partei gerufen. Eine Schlacht bei Bosworth (1485, 22. Aug.) entschied das Schicksal des Reichs. Richard III. wurde geschlagen und getödtet, der Sieger als König ausgerufen. Also endete sich der langjährige Krieg und erlosch das Haus Plantagenet in seinem männlichen Stamm.

Heinrich VII., durch Recht des Schwertes König — wiewohl er auch durch's Parlament, ja selbst durch den Papst, sich bestätigen ließ — heirathete, nach dem Wunsche des Parlaments, Elisabeth, Eduards IV. Tochter, und vereinigte also die Ansprüche beider Rosen. Doch blieb er Feind des Hauses York. Darum ward auch er gehaßt von den Anhängern des gefallenen Hauses, mehrere Verschwörungen wurden wider ihn angesponnen, mehrere Tumulte erregt. Zumal war Margaretha, die verwittwete Herzogin von Burgund, Eduards IV. Schwester, unermüdet in Aufregung von Feinden wider Heinrich. Betrüger traten auf unter dem Namen der ermordeten Prinzen von York. Aber an Heinrichs Glück und Klugheit scheiterten alle Versuche seiner Gegner, von Jahr zu Jahr befestigte sich mehr seine Gewalt. Das Parlament war in seinen Händen, und gab, zu großer Gefährde der Nationalfreiheit, seinen willkürlichen Handlungen den Schein der Gesetzmäßigkeit. So drückte er das Volk mit Auflagen, und sammelte auf dessen Unkosten einen großen Schatz.

Um äußere Verhältnisse kümmerte sich Heinrich wenig. Doch stritt

er im Bund mit K. Maximilian gegen Karl VIII. in Frankreich wegen des Raubes der Erbin von Bretagne, und erhielt im Frieden von Etaples beträchtliche Geldsummen. Auch gegen Schottland wurde mit Glück gestritten. Kriege dienten dem Könige zur Begründung neuer Steueredikte.

Er hinterließ († 1509) seinem Nachfolger Heinrich VIII. ein beruhigtes, kräftiges Reich, geeignet durch solchen Zustand und durch die Stärkung der königlichen Macht, mit Nachdruck in die großen Verhältnisse des Welttheils einzugreifen.

Als ein solches übernahm schon Karl VIII. Frankreich aus den Händen seines Vaters Ludwigs XI. (1483). Aber die Merkwürdigkeiten der Regierung dieses persönlich schwachen, gleichwohl durch die Umstände mächtigen Prinzen, so wie die Thaten seines nächsten Seitenverwandten und Nachfolgers (1498), des edlen und liebenswürdigen Ludwig XII., Herzogs von Orleans (Abstämmlings von Karls VI. jüngerem Bruder), theils schon oben in der Geschichte Deutschlands erzählt, theils folgen sie später in den italischen Geschichten. Ludwig XII. starb 1515.

Frankreichs und Englands Verfassung.

Die Fortschritte der königlichen Macht in Frankreich erfuhren in der ersten Hälfte dieses Zeitraums theils durch Unglück, theils durch Selbstverschulden der Könige eine sehr merkbare Hemmung. Dieselbe ging theils aus dem demokratischen Prinzip, theils aus dem aristokratischen hervor. Der tiers état (d. h. dritter Stand), welcher zum Gefühl seiner Rechte und seiner Kräfte erwacht war, und auf den allgemeinen Reichsversammlungen gesetzmäßig seine Stimme geltend machte, benützte solche Theilnahme an der höchsten Gewalt, so selten sie auch die scheue Eifersucht des Königs eintreten ließ, zur weitern Ausdehnung und Befestigung seiner Freiheiten und zur verbessernden Einwirkung auf die gesammte Administration. Aber einerseits hatte die lange Feudaltyrannei die Gemüther der untern Klassen so sehr niedergedrückt, daß noch unter Ludwig X. viele Serfs sich weigerten, die Freiheit anzunehmen, welche dieses Königsgesetz ihnen verliehen; anderseits überließen sich die Befreiten zügelloser Leidenschaft und übermüthiger Anmaßung. Unter der unglücklichen Regierung Johanns des Guten durchbrach der wilde Haufe, gleich den Sansculotten späterer Tage,

alle Schranken des Rechts und der Menschlichkeit, erniedrigte den Thron, und erfüllte, in grausamer Verfolgung der Adeligen, das weite Reich mit Gräueln. Als aber — ohne sonderliche Mühe — Karl V. die Ausschweifungen der Freiheitsmänner zu Paaren getrieben, so erstarben alle demokratischen Plane in der Nation, und nur noch einzelnen Parteien gab sie sich zum leidenden Werkzeug oder zum Schlachtopfer hin.

Indessen hatten durch unweise Gunst einiger Könige, dann durch die Zerrüttungen, die den englischen Krieg begleiteten, die Großen des Reichs ihre Macht wieder dermaßen gestärkt, daß der Thron in Gefahr schien, entweder durch ihr aristokratisches Machtwort um sein Ansehen, oder durch ihre Losreißung vom Staatskörper um seine politische Bedeutung zu kommen. Von solcher Gefahr befreite ihn Ludwigs XI. arglistige und tyrannische Politik. In dem Blut vieler Großen erstickte er derselben Gedanken an Mitherrschaft oder an Selbstständigkeit, und erhob, den Adel desto sicherer zu beugen, von Neuem das Ansehen des Bürgerstandes. Die Adeligen erkannten sofort, daß es für sie unmöglich sei, wider die vereinte Macht des Thrones und des Volkes aufzukommen. Sie suchten daher die Gunst des ersten, ja dessen Bund wider das zweite, und erhielten das Gesuchte um den Preis der völligen Unterwürfigkeit. Von dieser Zeit an hat das Gewicht der vereinten Königs- und Adelsmacht über dem französischen Volk gelastet.

Daß die französische Verfassung solchen traurigen Gang zur Despotie nahm, daß die Blüthen der Volksfreiheit bald nach der Entfaltung starben, oder doch nur dürftige Früchte brachten, daran hatte das hier früher als in den übrigen Reichen aufgekommene und weiter ausgedehnte System der stehenden Heere entschiedenen Antheil.

Vor ähnlicher Unterdrückung, wie das französische Volk sie erfuhr, ward das englische, theils durch seinen kräftigen Charakter, theils — und wohl vorzüglich — durch die Gunst des Schicksals, durch die Wirkung zufälliger Verhältnisse oder unvorgesehener Ereignisse bewahrt.

Das Parlament, dessen Ursprung wir im vorigen Zeitraum sahen, war abwechselnd mächtig und trotzend, feig und unterdrückt. Solche Abhängigkeit von den Zeitverhältnissen floß großentheils aus seiner fehlerhaften Zusammensetzung. Denn — wie sehr man, mit Montesquieu, diese Zusammensetzung preise — ihre Elemente gewährten keine hinreichende Bürgschaft eines treuen Nationalgeistes.

Vorherrschend blieb das aristokratische Prinzip. Die Großen gedachten mehr ihrer Familien und ihrer Standesvorrechte, als der Nationalfreiheit. Wider sie nicht minder, als wider den König war die Wachsamkeit der Gemeinen nöthig. In diesem Verhältniß eines getrennten Interesses mochte die — in der Mitte des 14. Jahrhunderts aufgekommene — Theilung des Parlaments in ein Ober- und ein Unterhaus wohlthätig wirken; wie oftmals ein Uebel das Heilmittel eines andern ist. Auch die Spaltung der Großen unter sich in feindselige Parteien wirkte vortheilhaft, weil sie dieselben um die Gunst der Gemeinen zu werben zwang. Die wahre Schutzwehr der Freiheit bestand also im Unterhaus, und mehr gelegenheitlich als nach natürlich ihm inwohnendem Geist machte das Oberhaus mit ihm gemeine Sache. Die Peers, schon nach dem Titel ihrer Würde, hingen vom Throne ab, oder waren ihm wenigstens verbunden. Es mochte für einen Bruch ihrer persönlichen (Lehens-) Verpflichtung gelten, wenn sie wider den König auftraten. Auch erzeugte ihr Stolz eine unheilbare Abneigung wider die Gemeinen. Oft waren diese im Fall, mit dem König wider den Adel sich zu verbinden. Aber selbst das Unterhaus war fehlerhaft zusammengesetzt. Auch hier hatte der Adel — nämlich der niedere — die erste Grundlage gebildet; die Deputirten der Städte vereinigten sich erst später mit den Abgeordneten jenes Adels. Doch lange blieben die wichtigsten Verhältnisse der Wahlberechtigung, nicht minder die Gewaltssphäre unbestimmt, und kaum das Recht der Steuerbewilligung unbestritten. Ansehnliche Stärkung erhielt die Demokratie in England durch den Untergang vieler hohen Geschlechter im Krieg der Rosen: aber die Könige halfen nachmals durch Standeserhöhungen der Aristokratie wieder auf.

Bei allen Mängeln der englischen Verfassung hat sie doch unschätzbares Gutes bewirkt. Die Freiheit fordert zum Gedeihen kein ganz tadelloses Feld. Hindernisse, Gefahren, wenn sie nicht allzugroß sind, erheben die moralische Kraft ihrer Freunde, und machen das Ersiegte kostbarer. Stolz schritten die Engländer den übrigen Nationen voraus in dieser edeln Bahn.

Von Spanien und Italien.

Navarra. Aragonien. Kastilien.

Unter den spanischen Reichen hat Navarra die am wenigsten interessante Geschichte. Als reines Erbgut — für Töchter nicht minder als für Söhne — kam es zu wiederholten Malen durch Heirathen an fremde, zumal französische Häuser, und erscheint in deren Besitz wie eine Privatherrschaft, nicht wie ein selbständiges Reich. Johann von Albret, einer dieser Besitzer vermöge Heirathsrechtes, vereinte Bearn mit Navarra. Aber fünf Sechstheile des letztern, nämlich alles Land im Süden der Pyrenäen, verlor er gegen Ferdinand den Katholischen, König von Aragon (1512). Die Verbindung mit Ludwig XII. von Frankreich war die Ursache oder der Vorwand zur Beraubung Albrets.

Der Mannstamm des alten aragonischen Königshauses erlosch mit König Martin († 1410), welchem der kastilische Prinz Ferdinand II., dessen Mutter Martins Schwester gewesen, folgte. Sein Sohn Alfons V. (1416) erwarb durch Adoption von Johanna II. das neapolitanische Reich. Alfons gab es seinem natürlichen Sohne Ferdinand; Aragonien aber mit Sicilien und Sardinien fielen an Johann II., Alfons Bruder (1458), denselben, welcher durch seine Gemahlin, Blanka, Herr von Navarra wurde. Dieser König regierte willkürlich und tyrannisch. Gegen seine eigenen Unterthanen erbettelte er die Hülfe Frankreichs, und bezahlte sie durch Abtretung Roussillons und Perpignans.

Ihm folgte Ferdinand II., sein Sohn (1479), der Gemahl Isabellens, der Thronerbin von Kastilien, dadurch und durch Eroberung Granada's Herr der vereinten spanischen Länder.

Innere Unruhen, vormundschaftliche Regierungen und äußere Feinde hatten den Fortgang der kastilischen Macht aufgehalten; das Königthum wurde fast erdrückt durch die Anmaßungen des Adels. Doch wurden die Mauren in der entscheidenden Schlacht am Salado geschlagen (1340). Abu Haffs, der Merinide, rettete sich kümmerlich über das Meer nach seinem Reich Marokko. Hierauf wurde Algeziras erobert und zerstört; die Afrikaner erwarben diesen Punkt des Uebergangs nimmer.

Der Sohn Alfonso's XI., des Siegers am Salado, Peter der Grausame (1350), ward von seinem natürlichen Bruder Heinrich Trastamare angefeindet, überwunden und getödtet (1369). Derselbe hinterließ das Reich seinem Sohn Johann I. (1379). Er und seine Nachkommen regierten schlecht. Unter Heinrich IV. (1455), dem dritten König nach Johann dem I., stieg die Zerrüttung aufs Höchste. Verachtet von seinen Unterthanen, welche ihm selbst die Männlichkeit absprachen, angefeindet von seinem Bruder Alfons, verlor er das Reich durch den Spruch der Großen. Johanna, seiner Gattin Tochter, ward für unecht erklärt. Alfons zuerst, und nach dessen Tod (1465), Isabella, des Königs Schwester, wurden an die Spitze des Reiches gestellt. Sie ließ Heinrich den Schein der Herrschaft; aber nach seinem Tode (1474) verdrängte sie Johannen, und setzte ihren Gemahl, den aragonischen Ferdinand, neben sich auf den Thron von Kastilien.

Ferdinand der Katholische.

Von diesem Zeitpunkt erst tritt Spanien wieder mit Bedeutung in die Weltgeschichte. Jetzt wurden seine beiden größten christlichen Reiche unter einer Herrschaft vereinigt, und durch solche vereinte Kraft mochte Großes vollbracht werden. Bald stürzte sie sich auf das einzig noch übrige maurische Königreich Granada (1481), dessen Untergang einheimischer Hader vorbereitete. Gleichwohl, als die Christen übermächtig nahten, ermannten die Mauren sich zum verzweiflungsvollen Streit. Erst im elften Jahre nach dem Anfang des Kriegs wurde Granada erobert (1492). Siebenhundert ein und achtzig Jahre nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera (711), welche sie gegründet, endete also, nicht ruhmlos, die sarazenische Herrschaft.

Ferdinand brachte Cerdagne und Roussillon, das schöne Neapel und das nach der Lage unschätzbare Navarra bis an die Pyrenäen durch List und Waffen in seine Gewalt; während die Entdeckung Amerika's (1492) unter seinen oder seiner größern Gemahlin Auspizien vollbracht — ein unermeßliches Erntefeld des Reichthums und der Macht für Spanien öffnete. Nicht minder wichtige Eroberungen im eigenen Land, zur Stärkung der Königsgewalt, sind unter Ferdinand geschehen. Unter ihm kam die große spanische Monarchie zusammen.

Aber auf seinem Andenken haftet die dreifache Schmach der Ungerechtigkeit, der Untreue und der fluchwürdigen Verfolgung. Er hat das abscheuliche Tribunal der Inquisition in Spanien eingeführt, trotz des Widerstandes, welchen, den despotischen Zweck erkennend, der Adel und das Volk, zumal in Aragon, ja selbst die hohe Geistlichkeit, ihm entgegensetzten. Denn, ob auch in frevelhafter Ankündigung zur Ehre Gottes und der Kirche errichtet, war doch das Schreckensgericht ein königliches, die Richter vom Thron ernannt, der Verurtheilten Gut dem Thron verfallen, der Prozeß nach Form und Geist der Nationalfreiheiten Tod.

Auch gegen die Ungläubigen, nicht minder als gegen Ketzer, ging der Eifer Ferdinands, und er ward dafür vom Papste mit dem Ehrennamen des „Katholischen" belohnt. Den Mauren war, als sie Granada übergaben, Glaubensfreiheit versprochen worden. Aber es vernahm die Welt aus dem Mund einer feierlichen Versammlung von Priestern und Rechtsgelehrten: „daß der König nicht verbunden sei, den Ungläubigen Wort zu halten." — Also ward ihnen bloß die Wahl angeboten zwischen Taufe und Auswanderung. Mit blutiger Strenge setzte Ferdinand den Befehl gegen die Widerstrebenden, Verzweifelnden durch. Spanien verlor also viele Tausende seiner betriebsamsten Einwohner, Regierung und Volk den Anspruch auf edlern Ruhm. Selbst die arabischen Bücher wurden verbrannt durch die fanatische Wuth. Die zurückbleibenden Mauren nahmen das Christenthum, doch meist nur scheinbar, an.

Zu gleicher Zeit ward gegen die Juden gewüthet. Alle Juden, so lautete das Edikt (1492, 13. Mai), welches der Pfaffe Ferdinand de Talavera der sonst milden Isabella eingab, sollten Kastilien verlassen in halbjähriger Frist, bei Strafe des Todes und der Vermögenseinziehung. Ihr Besitzthum durften sie verkaufen, doch nur in Waaren oder Wechseln, nicht in Geld mitnehmen. Den Christen ward bei Bannstrafe verboten, Brod oder Wasser einem Juden zu geben. In Aragonien ward dasselbe Gesetz verkündet. Einhundert und siebenzigtausend Familien verließen das Reich; die meisten gingen nach Portugal oder über's Meer ins mauretanische Land.

An allen diesen Dingen hatte großen, an den wichtigsten entscheidenden Antheil der Franziskanermönch Franz Ximenes von Cisneros, der Beichtvater der Königin, nachmals Erzbischof von Toledo und der römischen Kirche Kardinal; ein vielfach merk-

würdiger, selbst ungewöhnlicher Mann, dessen wichtigste Thaten jedoch erst in die folgende Periode fallen.

Auch Ferdinands letzte Zeit gehört schon der neuen Geschichte an.

Portugal. Verfassung.

In Portugal erwarben K. Dionysius der Weise (1279) und sein Enkel Peter I. (1357) den Ruhm der Kraft und Gerechtigkeit.

Als Peters Sohn und Nachfolger (1367), Ferdinand, mit Hinterlassung nur einer Tochter starb (1383), so vermeinte derselben Gemahl, Johann, König von Kastilien, ihm gebühre die Krone. Die meisten Großen waren für ihn: aber das Volk, der Nationalfreiheit eingedenk, begehrte den Prinzen Johann, natürlichen Sohn des Königs Peter, Großmeister des Ritterordens von Aviz. Leicht kam in Lissabon die Revolution zu Stande. Aber erst in den Feldern von Aljubarotta war in glorreichem Kampfe gegen die überlegene spanische Macht die Selbständigkeit Portugals entschieden (1395). Doch dauerte der Krieg noch 26 Jahre fort.

Fünfzig Jahre regierte Johann I., der edle Bastard, glücklich und ruhmvoll. Unter ihm, und meist geleitet durch seinen herrlichen (dritten) Sohn Heinrich betraten die Portugiesen die Bahn der Länderentdeckung, und durchliefen sie glorreich. In allmähligen, anfangs langsamen, dann kühneren Fortschritten wurden die westlichen Küsten Afrika's, jenseits des Kaps „Non" befahren, die Insel Madeira, die Azoren gefunden, die Aussicht auf unermeßliche Erweiterung der Erdkunde geöffnet. Auch ward die Hoffnung erfüllt auf glänzende Weise. Denn, nachdem unter Johanns I. nächsten Nachfolgern, Eduard I. und Alfons V., einiger Stillstand in diesen Dingen eingetreten, so erneuerte Johann II. (1481) mit vermehrter Kraft die Plane seines preiswürdigen Ahnherrn. Ostindien war sein Ziel. Auch ward schon Afrika's südliches Vorgebirge (Capo Tormentoso, dann bedeutungsvoll „von der guten Hoffnung" geheißen) entdeckt; und nur die leichtere Vollendung des schon gesicherten Planes dem Nachfolger Johann's, Emmanuel dem Großen, überlassen.

Auch in den spanischen Reichen war, der allgemeinen Bewegung folgend, während dieses Zeitraums die Aristokratie in etwas geschwächt, und die gemeine Freiheit durch Allianz mit dem er-

starkenden Königthum hoffnungsreich begründet worden. Doch bald erhielt sie an der allzusehr vermehrten Königsmacht einen gefährlichen Feind.

In Aragonien, insbesondere, wo sonst die Edlen das verbriefte Recht des Widerstandes gegen den König besaßen, stellte schon Peter IV. das gesetzliche Ansehen des Thrones fest. Nicht mehr das selbstsüchtige Machtwort der Großen, auf Waffengewalt pochend, sondern der hohe Richter und Hüter des Rechtes (El Justizia) nach gesetzlich bestimmten Formen hemmte hinfort die königliche Willkür, und die Städte, mehr und mehr zum Wohlstand und zu politischer Bedeutung aufstrebend, legten ihr ganzes Gewicht in die Wagschale des Rechtes und der Freiheit, wider die aristokratische Anmaßung.

Doch Ferdinand der Katholische, welcher durch Vereinigung der beiden Hauptreiche, so wie durch glänzendes Kriegsglück zu despotischen Planen ermuthigt ward, legte den Grund zu der nachmals souveränen Gewalt des Throns. Er hinterließ seinem Nachfolger einen, zwar gesetzlich noch sehr beschränkten, doch in der That bereits gewaltigen, den Nationalrechten gefährlichen Thron.

Auch in Portugal sank die Adelsmacht, und erhob sich — doch jetzt noch unbeschadet der gemeinen Freiheit — das Königthum. Denn wiewohl Johann I., der Bastard, durch die Gefahren seiner Lage zur Nachgiebigkeit gegen den Adel gezwungen ward, so hielt doch der entschlossene Johann II. denselben kräftig nieder, und zog zugleich durch den Glanz seiner auswärtigen Unternehmungen die Blicke seiner Unterthanen von den einheimischen Verhältnissen ab. Die großen Entdeckungsreisen nach Ost und West haben in Portugal wie in Spanien das Interesse der Krone mehr als jenes der Freiheit befördert.

Italische Staaten.

Die Hauptstaaten der Halbinsel (denn Sicilien und Sardinien gehörten zum aragonischen Reich) waren Neapel, der Kirchenstaat, dann die Republiken Venedig und Genua, welche frei blieben; unter denen aber, die sich zu Fürstenthümern umgestalteten, vor allen andern ansehnlich Mailand und Florenz; endlich unter den alten Fürstenthümern Modena und Savoyen. Mehrere kleinere, wie Mantua, Montferrat (jenes vom Haus Gonzaga, dieses von einem Zweige des paläologischen Kaiserhauses

beherrscht), Lukka, Pisa, Siena (das erste frei bleibend, die beiden letztern dem Loos von Florenz folgend), Parma, Padua, Rimini und viele andere, welche meist einzelnen Häusern oder Unterdrückern gehorchten, sind vom welthistorischen Standpunkt aus ohne Bedeutung.

In Neapel saß das Haus Anjou auf dem durch das Blut des letzten Hohenstaufen befestigten Thron, verlangende Blicke nach dem schönen Eiland, welches durch die „sicilische Vesper" verloren gegangen, vergebens werfend. Noch der erste Karl, dann sein gleichnamiger Sohn und sein Enkel, Robert der Weise, führten Krieg wider Sicilien, ohne Erfolg. Robert, um seiner einzigen Enkelin, der liebenswürdigen, geistreichen Johanna I. die Nachfolge in Neapel (1343) zu sichern, vermählte sie an seinen Neffen, den ungarischen Prinzen Andreas. Dieser, wegen seiner rohen Sitten verhaßt, wurde ermordet (1345). Sein Bruder, Ludwig der Große, König von Ungarn, kam mit Heeresmacht herbei, die Schreckensthat zu rächen. Johanna, auf welcher der — wohl ungerechte — Verdacht des Mordes lag, entfloh nach der Provence, ihrem Hausgut, und kehrte zurück, als Ludwig, von Rache gesättigt, Neapel verlassen hatte. Ihre Regierung war mild, weise, den Künsten freundlich. Als aber die kinderlose Johanna den Herzog Ludwig von Anjou an Sohnesstatt annahm, Karln von Durazzo, welchen sie früher adoptirt hatte, mit Recht wegen Undank und Empörung zürnend; so erhob dieser — ermuntert durch den Papst Urban VI. — Krieg wider die Königin, welche der Gegenpapst Klemens VIII., ihr Schützling, bloß mit geistlichen Waffen unterstützte. Also erlag Johanna dem kriegerischen Karl, und litt den Tod durch das Machtwort des Unversöhnlichen (1382).

Karl III. wurde ermordet in Ungarn, nach dessen Krone er gleichfalls seine begierigen Hände streckte (1386), worauf Ladislaus (Lanzelot), sein junger, heldenmüthiger Sohn, das Reich wider den werthlosen Ludwig von Anjou behauptete, und Italien mit dem Ruhm seiner Thaten füllte. Er starb (1414), vergiftet, mitten auf der Bahn zu den größten Dingen.

Ihm folgte Johanna II., seine Schwester, eine Fürstin ohne Tugend und ohne Würde. Dieselbe, nach mancherlei Abenteuern, adoptirte den König Alfons V. von Aragonien und Sicilien; und, als dieser durch seine Plane der Selbständigkeit sie erbitterte, an seine Stelle den Prinzen Ludwig III. von Anjou. Alfons jedoch behauptete sich nach Johannens Tod (1435) wider Ludwigs Bruder,

Renatus von Anjou, und vereinigte also, nach fast zweihundertjähriger Trennung, Neapel mit Sicilien wieder († 1458). Aber er vermachte Neapel seinem natürlichen Sohn Ferdinand I., wodurch die Trennung erneuert ward.

Gegen Ferdinands Sohn, Alfons II. (1494), stand Karl VIII. von Frankreich, Erbe des Hauses Anjou, mit überlegenen Waffen auf. In Folge der hierdurch veranlaßten Kriege — welche wir unten erzählen — kam Neapel an Spanien.

Welchergestalt der Kirchenstaat — als anerkanntes, ob auch mittelbares, d. h. des Kaisers Oberhoheit unterstehendes Gebiet des Papstes — ursprünglich durch (Pipins und) Karls d. Gr. Schenkung, dann später durch das reiche mathildische Erbe sich gebildet, wie darin, nach Weise der übrigen Länder, zwar das Ansehen des Kaisers (zumal durch Innocentius III. Eigenmacht) erloschen, dagegen die fast selbständige, den Papst vielfach bedrängende Hoheit der einzelnen Großen und der Vasallen entstanden, also daß der Papst, gleich den weltlichen Regenten, die ihm vermöge allgemeinen Titels zustehende, aber in dieser Eigenschaft verlorene Regierungsgewalt von Neuem, theilweis und unter partikulären Titeln, erwerben mußte, davon ist, nach dem Maße, als solche Verhältnisse sich entwickelten, in dieser, wie in der vorigen Periode an den geeigneten Stellen gesprochen. Aber den Fortgang solches erneuerten Baues der päpstlichen Landesherrlichkeit hemmte zumal die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon (1305), wodurch die Großen und die Parteihäupter freies Feld erhielten, und die Gewalt des Papstes fast zum bloßen Namen herabsank.

In dieser Zeit der Zerrüttung, als die freche Gewalt der Faktionen und des trotzigen Adels gewaltthätiger Uebermuth die Volksrechte vollends niedertraten, nahm ein Mann gemeiner Abkunft den Schwung zu dem großen Gedanken der Wiederherstellung der Volksmajestät und alt-römischen Herrlichkeit. Nikolaus Rienzi begeisterte seine Mitbürger durch eindringliche Vergleichung zwischen Vergangenheit und Gegenwart dergestalt, daß nach kluger Vorbereitung er es wagen konnte, die „Wiederherstellung des guten Zustandes“ dem römischen Volk zu verkünden (1347), und unter dem Titel „Tribun“ die Leitung des zur Freiheit wiedergeborenen gemeinen Wesens zu übernehmen. Der Papst selbst erkannte ihn in dieser Würde, und der Adel entfloh theils bestürzt in seine einsamen Schlösser, theils unterwarf er sich der gefürchteten Macht des Plebejers. Die gemeine

Freiheit feierte einen vielverheißenden Triumph, und die Völker Italiens, die der Tribun zur Wiedervereinigung zu einer Nation unter einer freien Verfassung einlud, thaten Gelübde für das Gelingen eines so herrlichen Vorhabens. Aber die Idee solcher Vereinigung war den Fürsten ein Gräuel, und Italien blieb getheilt bis vor Kurzem. Auch in Rom schlug die neue Ordnung nicht Wurzel. Die Feindschaft des Adels, der Zorn des Papstes, mehr noch der Wankelmuth der Gemeinen, und vor Allem die Fehler, welche der durch's Glück verblendete Rienzi beging, stürzten ihn. Nach seltsamem Wechsel der Schicksale verlor er sein Leben in einem Aufstand desselben Volkes, welches zu befreien er gestrebt hatte (1354).

Nach dieser merkwürdigen Episode kehrten im Kirchenstaat die alten Verhältnisse zurück. Die Macht des Papstes, ungeachtet Gregor XI. den Sitz wieder in Rom nahm (1376), erfuhr durch die nachfolgende Kirchenspaltung eine langwierige Verkümmerung, und nur mühsam stärkten und erweiterten, nach wiederhergestelltem geistlichen Frieden die Päpste — zumal Nikolaus V., Paul II., Alexander VI. und Julius II. — durch gerechte und ungerechte Mittel ihre weltliche Herrschaft.

Von den Fürstenthümern, die wir oben nannten, ist Modena mehr durch den uralten Adel seines Herrscherhauses, das sich von Este nennt, als durch besondere Macht ansehnlich. Savoyen aber ist, dem Hauptland nach, zum burgundischen Reich gehörig; auch sein Einfluß in die gemein-italischen Geschichten noch gering. Durch kluge Benützung der Umstände, meist geräuschlos, aber standhaft, gründeten die Grafen, nachmals (seit 1416) Herzoge, von Savoyen die Größe ihres Hauses.

Des Aufblühens der Freiheit in den tuscischen Ländern haben wir schon im vorigen Zeitraum gedacht. Die vorherrschende Macht Pisa's wurde herabgebracht seit dem zwölften Jahrhundert durch unglücklichen Krieg mit Genua. Dieses Letzte ward sodann groß und gebot selbst über die Küsten von Provence, über Marseille; während es auch in den östlichen Meeren reichen Länderbesitz und die wichtigsten Handelsvortheile erwarb. Nur die einheimische Zwietracht und fortwährender Parteikampf zernichteten solches Glück. Die Lähmung der Gesammtkraft war den äußern Feinden willkommen. Nach 130jährigem Krieg (1381) errang das daheim ruhige Venedig das entschiedene Uebergewicht. Jetzt gingen die auswärtigen Besitzungen größtentheils verloren, und die Stadt Genua selbst ward abwechselnd

eigenen Tyrannen, oder den Herzogen von Mailand, oder den Königen von Frankreich unterthan.

Dagegen schwang sich Florenz auf eine glänzende Höhe, meist durch die Tugenden und das Glück des edlen Geschlechts von Medici. Das Gemeinwesen von Florenz hatte dieselben Stürme erfahren, wie die übrigen Republiken Italiens. Faktionen und ihre wechselnde Wirkung, Anarchie und Tyrannei, hemmten den Fortgang des öffentlichen Wohls; aristokratischer Druck zumal lag schwer über dem Volk. Auf revolutionärem Wege jedoch wurde nach und nach die Uebermacht des Adels in demokratische Verhältnisse, ja in Pöbelherrschaft umgestaltet. Diese ging jetzt in Monarchie über.

Cosmus von Medicis, Sohn Johanns, welcher Gonfaloniere der Republik und ein weiser, bürgerfreundlicher Mann gewesen, durch unermeßliche Reichthümer und ihnen entsprechende Freigebigkeit beim Volk und im Ausland angesehen und beliebt, auch liebenswürdig, klug, edel, hatte seines Gleichen nicht in Florenz. Der Haß seiner Feinde erhob ihn noch mehr. Denn als er in Folge faktionärer Umtriebe eingekerkert, dann verbannt (1429) worden, schien Gerechtigkeitspflicht, dem großmüthigen Dulder, welchen nach Jahresfrist des Volkes Stimme zurückberief, das Erlittene zu vergüten durch noch größere Liebe. Alle seine Feinde wurden geächtet. Er erhielt den Namen „Vater des Vaterlandes," und leitete fortan, als erster Bürger, nicht als Herr, alle gemeinen Geschäfte. Wenige Menschen haben so reinen Ruhm erworben und so edles Glück. Also ward das mediceische Haus erhöht.

Das Anziehende dieser florentinischen Geschichten wird vermehrt durch den Contrast mit dem Charakter der meisten andern Geschichten Italiens. In demselben erscheint durchaus eine überhandnehmende Verschlechterung des Nationalcharakters. Die großen Ideen, Freiheit und Vaterland, hatten ihre erhebende Kraft verloren; persönliche Interessen, Haß und Rache zumal, waren das Triebrad des Handelns. Daher wenig Heroisches mehr, was im früheren Zeitraum selbst mit Verbrechen versöhnen mochte. Rein abscheulich wurden die Thaten; die Grausamkeit paarte sich mit Meineid, der Frevel mit feiger List. Giftmischer und Banditen treten auf die von den Helden verlassene Bühne.

Selbst Florenz blieb nicht frei von solchen Gräueln. Cosmus von Medicis starb (1464) nach mehr als dreißigjähriger, still wohlthätiger Führung der Geschäfte; sein schwacher Sohn Pedro erfuhr

bereits böse Anfeindung. Aber der Ausbruch geschah erst unter Pedros Söhnen (1472), Lorenzo und Julian, deren Liebenswürdigkeit die Feinde nicht milder machte. Eine Verschwörung, an deren Spitze das florentinische Haus der Pazzi und der Erzbischof von Pisa, Salviatti, standen, wurde gemacht zur Ermordung der Jünglinge. Wirklich fiel (1478, 26. April) der unglückliche Julian durch den Stoß der Verräther; Lorenzo jedoch entkam, verwundet. Aber das Volk überwältigte schnell die Verschwornen und tödtete sie.

Hierauf bestand Lorenzo wider die Feindseligkeit des Papstes Sixtus IV. und Ferdinands I., Königs von Neapel, glücklich den schweren Kampf. Und nimmer ward seine Gewalt bestritten. Er führte sie mit gleich viel Würde als Kraft, ein Wohlthäter des Volkes, auch in Sitten liebenswürdig, geschmackvoll und der Wissenschaften großer Freund. Europa verehrte den „Großmächtigen" (Magnifico) Lorenzo; Italien beweinte seinen allzufrühen Verlust (1492).

In Mailand haben wir unter Kaiser Heinrich VII. die Visconti über ihre Nebenbuhler, della Torre, triumphiren und die alleinige Herrschaft erringen sehen (1310, 1318). Aus ihrer Reihe ward Galeazzo Visconti von König Wenzeslaus mit dem Herzogstitel — gegen Bezahlung — beehrt (1395); auch entsprach seine Macht solcher neuen Würde.

Johann Maria, Galeazzo's Sohn, wurde getödtet in einer Verschwörung, sein Bruder Philipp vertrieben; das Volk träumte von Freiheit (1412). Aber Philipp kehrte zurück mit Heeresmacht und erstickte die Freiheit in ihrer Freunde Blut. Er war ein grausamer, gewissenloser Tyrann, und der Letzte seines Hauses († 1447).

Seine natürliche Tochter, Blanca, ward an Franzesco Sforza vermählt, den Sohn des Bauers von Cottignuola, Jakob Sforza, welcher als Condottiere sich einen großen Namen erworben. Franzesco ward von den Mailändern zum Heerführer der Republik erkoren, und unterdrückte dieselbe mit frecher Gewalt (1450). Er warf sich zum Herzog auf und baute die Citadelle. Sonst regierte er nicht unrühmlich, und hinterließ seinem Haus das wohlverwahrte, weit ausgedehnte, herrliche Land (1467).

Aber gegen Galeazzo Maria, seinen Sohn, verschworen sich einige Feinde und tödteten ihn in der Hauptkirche zu Mailand, die Heiligen Ambrosius und Stephan laut um Beistand anrufend (1476). Dennoch ward Johann Galeazzo, der Sohn des Er-

schlagenen, als Herzog erkannt, die vormundschaftliche Gewalt riß sein Oheim, Ludwig der Mohr, an sich. Dieser Bösewicht tödtete seinen Mündel durch langsames Gift und erwarb also die selbständige Gewalt.

Zur Befestigung derselben schmiedete der arglistige Verbrecher eine Reihe böser Ränke, in deren Verwicklung er zuletzt seinen eigenen Untergang fand.

Karls VIII. und Ludwigs XII. italische Kriege. Ligue von Cambray.

Zuerst versicherte Herzog Ludwig sich der Gunst Kaiser Maximilians I. dadurch, daß er seine reich ausgesteuerte Nichte Blanca Maria, demselben vermählte. Gegen König Alfons von Neapel, dessen Tochter die Gattin des unglücklichen Johann Galeazzo war, brachte der Herzog den ehrgeizigen Karl VIII., König von Frankreich, Erben der Ansprüche des Hauses Anjou, in die Waffen. Nicht bloß Neapel, auch das griechische Reich gedachte Karl zu erobern (1495). Mit überraschender Schnelligkeit drang das französische Heer durch die italischen Länder, schlug bei Monte Cassino die schlecht bewaffnete Kriegsmacht Neapels und eroberte das schöne Reich.

Aber derselbe Herzog Ludwig, welcher Karln herbeigerufen, und der Papst, welcher ihm Hülfe geleistet, erschracken jetzt über sein Glück, und bald sah der vom Sieg noch trunkene Karl wider sich einen mächtigen Bund erstehen, an welchem nebst vielen italischen Staaten auch der Kaiser Maximilian, dessen Sohn Philipp und Ferdinand der Katholische Theil nahmen. Dem Aufgeschreckten erübrigte nichts als ein schneller Rückzug. Auf demselben trat ihm bei Fornuovo das verbündete Heer entgegen. Er schlug sich wohl tapfer, doch kümmerlich durch, und erreichte Frankreich als Flüchtling (1496).

Sein Nachfolger, Ludwig XII., warf seine Blicke zunächst auf Mailand. Valentine Visconti, Schwester H. Philipp Maria's, war seinem Großvater, Ludwig von Orleans, vermählt worden. Ihr und ihren Nachkommen gebührte also das Herzogthum, nicht den eingedrungenen Sforza's. Der Papst, Alexander VI., gewonnen zumal durch die Ernennung seines Lieblingssohnes, Cäsar Borgia, zum Herzog von Valentinois, schloß ein Bündniß mit dem König; die Venetianer, einen Theil der Beute sich ausbedingend, traten demselben bei. Also begann der Krieg und abermals errang die fran-

zösische Uebermacht schnellen Sieg. Das herrliche Mailand wurde in drei Wochen erobert; auch Genua, welches Ludwig der Mohr sich unterworfen hatte (1448), huldigte Frankreich (1499).

Indessen hatte der Herzog unter den Schweizern ein Heer geworben, und versuchte die Wiedereroberung seines Landes. Aber diese Schweizer verriethen ihn. Für Gold waren sie über die Alpen gekommen, für Gold verkauften sie ihren Miethherrn (1500). Als Gefangener wurde derselbe nach Frankreich gebracht, und starb zu Loches nach zehnjähriger Haft (1510).

Ludwig XII. machte neue Pläne der Eroberung. Der Angriff auf Neapel wurde erneuert. Den Erfolg zu sichern, schloß Ludwig mit Ferdinand dem Katholischen einen Theilungsvertrag über das zur Beute ersehene Reich (1501). Der unglückliche König von Neapel, Friedrich, ergab sich an Ludwig, gegen das Versprechen eines Jahrgehalts, und starb in Frankreich (1504). Aber nicht lange währte die Eintracht der Verbündeten. Der Gran Capitano — also wurde Ferdinands tapferer Heerführer und Statthalter Gonsalvo Hernandez de Cordova genannt — welcher durch Arglist nicht minder, als durch Waffen seinem Herrn diente, erhob Streit wider die Franzosen und vertrieb sie schnell aus Neapel. Drei neue Heere, welche Ludwig nach Italien sandte, zwei andere, mit welchen er Spanien angriff, vermochten nichts wider Ferdinands und seiner Feldherren Glück. Neapel blieb verloren.

Nicht lange darauf eröffnete die Ligue von Cambray (1508) eine Reihe verwickelter Kriegsscenen.

Venedig, durch seinen Reichthum und seine Macht ein Gegenstand des Neides, durch seinen Stolz des Hasses der Könige, war das feindliche Ziel der Ligue. In wenig unterbrochenen Fortschritten hatte diese Republik durch Weisheit, Beharrlichkeit und Glück die Sphäre ihrer politischen Macht nicht minder, als jene ihres Handels erweitert. Noch im vierzehnten, dann im fünfzehnten Jahrhundert ward ein königliches Gebiet auf beiden Seiten des adriatischen Meeres gewonnen, welches der Republik blieb, als die entferntern Besitzungen — meist an die Türken — verloren gingen. Das Königreich Cypern hatte die edle Venetianerin Katharina Cornaro, Wittwe und Erbin des Königs Jakob, ihrer Mutterstadt übertragen (1486). Im östlichen Theil des Mittelmeeres herrschte also Venedig; dreitausend Schiffe zählte es in seinen Häfen, und seine Handelsverbindungen — zumal, die es über Alexandrien unterhielt — machten ihm die

fernsten Länder Asiens zinsbar. Durch seine Schätze und Kriegsmacht aber behauptete es ein sehr großes Gewicht in den gemeinsamen italienischen und europäischen Geschäften.

Die Entdeckungsreisen der Portugiesen, die Auffindung des Wasserweges nach Ostindien und die Gründung des unmittelbaren Handels nach diesem Land waren Ereignisse von böser Vorbedeutung für Venedig. Doch war eine Abnahme der Größe noch nicht eingetreten, als der Bund der Mächte wider die Republik sich erhob.

Papst Julius II. war der erste Urheber dieses Bundes. Er, ein kriegerischer und staatskluger Fürst mehr, als ein Oberhirt der Christen, hatte die Vergrößerung des Kirchenstaats zum Hauptgegenstand seines Strebens. Die Städte Faenza und Rimini, welche Venedig an sich gerissen, forderte Julius zurück. Die hartnäckige Weigerung der Republik bewog ihn zur Gewalt. Da verbanden sich mit ihm Frankreich, die Erweiterung der mailändischen Grenze begehrend, und der Theilnahme Venedigs am Bund wider Karl VIII. eingedenk, der Kaiser Maximilian, welchen persönlich erfahrene Beleidigungen wider die Republik aufregten, Ferdinand der Katholische, welcher dieselbe ungern im Besitz einiger neapolitanischer Seehäfen sah, und mehrere Fürsten Italiens aus Habsucht oder Neid. Gegen solche Gefahr versäumte Venedig, sich gehörig zu rüsten, oder durch Unterhandlung sie zu beschwören. Eine Schlacht, bei Agnadello (1509), gegen Ludwig XII. ging verloren und es schien der Untergang gewiß. Denn es nahmen der Papst und Neapel die angesprochenen Städte, Ludwig und Maximilian fast die ganze Terra firma ein; der Letztere verwarf — aus Zuversicht oder Treue — die demuthsvolle Friedensliebe der Bedrängten.

In so großer Noth ermannte sich Venedig zum äußersten Widerstand. Die Weisheit seines Senats, die Tapferkeit seiner Feldherren, die Treue seiner Unterthanen boten mächtige Hülfsquellen. Mehr noch that für dasselbe die Entzweiung der Alliirten. Ferdinand, als er die neapolitanischen Häfen erhalten, begehrte nichts Weiteres. Der Papst war befriedigt durch die Abtretung der zum Kirchenstaat gehörigen Städte. Alle Fürsten Italiens haßten das Glück der Ausländer, und von diesen war nur Ludwig thätig, Maximilian in Allem durch Geldmangel gehemmt. Also schloß jetzt der Papst Friede und Bündniß mit demselben Venedig, wider welches er die Mächte aufgeregt hatte, und trat feindlich auf wider Frankreich, welches das erste und am kräftigsten an seiner Seite gestanden. Zu dem Bund

— den man die heilige Ligue nannte (1511) — traten auch Ferdinand der Katholische von Spanien und Heinrich VIII. von England; und die Schweizer verließen den Dienst Frankreichs, um unter der heiligen Fahne zu streiten. Nur Maximilian blieb noch der Allianz mit Ludwig getreu; aber es fehlte ihm an Energie oder Glück.

Der Papst führte den Krieg mit solcher Erbitterung, daß er selbst eine türkische Hülfschaar wider den Allerchristlichsten König aufbot, und daß er, der siebenzigjährige Greis und Oberpriester, in eigener Person zu Felde zog, in den Laufgräben vor Mirandola das Geschütz anordnete, und über die Trümmer der Festungswerke mit seinen Truppen voran in die Stadt drang.

Indessen waren die Schweizer, dem Bunde gemäß, über die Alpen in Mailand eingebrochen. Mit ihnen war Maximilian Sforza, Moro's Sohn. Das Herzogthum wurde erobert. Auch Genua ging verloren. In solcher Bedrängniß schloß Ludwig Friede mit Venedig, ja er erhielt dessen Allianz, da er jetzt der Schwächere war. Auch mit Spanien schloß er Friede und überließ Ferdinand dem Katholischen das südliche Navarra, seines Alliirten Land. Doch umsonst! Durch einen großen Sieg bei Novara (1513) entschieden die Schweizer die Verdrängung der Franzosen aus Italien. Maximilian Sforza aber bezahlte mit schwerem Geld und kostbaren Ländern die Hülfeleistung seiner Freunde.

Nach Julius II. Tod (1513) wurde von seinem Nachfolger Leo X. die Allianz wider Frankreich erneuert; der König sah die Feinde im eigenen Land. Bei Guignegate in den Niederlanden, in dem „Sporengefechte" (weil es mehr Verfolgung als Schlacht war) verloren die Franzosen wider Heinrich VIII. und Maximilian ein berühmtes Treffen und in dessen Folge Terouenne und Tournay. Die Schweizer aber fielen in Burgund und belagerten Dijon. Der Marschall de la Tremouille — derselbe, welcher Ludwig den Mohr von den Schweizern erhandelt — entsetzte jedoch die Stadt durch List und Geld.

Ludwig erkannte die Nothwendigkeit des Friedens. Er erkaufte denselben von England durch Abtretung Tournay's und Bezahlung einer Geldsumme (1514). Mit den übrigen Feinden wurde Waffenstillstand geschlossen gegen große Opfer. Bald darauf starb der König. Die Venetianer verhielten sich unter den veränderten

Verhältnissen bloß leidend. Von dem Kaiser Maximilian, welcher noch immer den cambray'schen Krieg — wiewohl kraftlos — wider sie fortgesetzt hatte, erhielten sie endlich Frieden (1516) gegen Entrichtung einer mäßigen Geldsumme.

Der Norden und Osten.

Skandinavische Reiche. Kalmarische Union.

In diesen Reichen wütheten die Stürme fort, welche wir schon in der vorigen Periode aus der schlecht geregelten Verfassung und aus dem Hader in den Königshäusern haben entstehen sehen. Aus der Reihe der schwedischen Könige ward Magnus II. Smeck auch von den Norwegern gewählt. Seine Regierung war lang, aber unglücklich. Endlich, bei steigendem Mißvergnügen der Stände, nahm man ihn gefangen, und erklärte Hakon VIII., seinen Sohn, zum Nachfolger (1361). Dieser gedachte, seines Vaters Gewalt wieder herzustellen; worauf Albrecht von Mecklenburg, Magnus Neffe, herbeigerufen ward, welcher bei Linköping (1365) den König besiegte und gefangen bekam. Gegen Verzichtleistung auf die Krone erhielt derselbe später seine Freiheit wieder, und starb (1375), der letzte Folkunger in Schweden.

Sein Sohn Hakon VIII. regierte in Norwegen fort, hinterließ dieses Reich, sammt dem Anspruch auf Schweden, seinem jungen Sohn Olaf V. (1380), welchen schon früher (1375) auch die Dänen zum König gewählt hatten. Denn seine Mutter war Margaretha, Tochter Waldemars III., mit welchem der Mannstamm des alten Königshauses erloschen war (1375).

Waldemar hatte mit Ruhm regiert (seit 1340), das durch innere Kriege seit fast hundert Jahren zerrüttete Reich beruhigt und die Dänen zur bürgerlichen Ordnung kräftig zurückgeführt; nicht minder

die äußeren Verhältnisse glücklich und weise geordnet, die früher an Schweden verlorenen Provinzen Schonen, Holland und Blekingen wieder zum Reich gebracht und einen schweren Kampf gegen die Hanseaten ehrenvoll geendet. Nach seiner Absicht sollte Albrecht von Mecklenburg, Sohn seiner ältern Tochter Ingeborg, Erbe des Reichs werden: aber die jüngere Tochter, Margaretha, erhielt für ihren Sohn Olaf das Anerkenntniß der Stände; und als auch Olaf in der Blüthe seiner Jahre starb (1387), so setzte sie sich selbst auf den Thron der beiden Reiche.

Margaretha, welche man die nordische Semiramis genannt hat, war die erste Frau, welche in Skandinavien herrschte, eine Fürstin voll Geist und Muth, und begünstigt durch's Glück. Das Mißvergnügen der Stände in Schweden mit Albrechts Regierung verschaffte ihr noch die dritte Krone. Der Reichsrath bot ihr dieselbe an; und Margaretha, in der Schlacht bei Faljöping (1388), behauptete das Geschenk. Albrecht ward gefangen; seine Partei jedoch setzte den Widerstand fort. Zu Land und zur See wurde vielfältig und wechselvoll gestritten, bis der Friede zu Aleholm (1395) geschlossen und Albrecht, gegen Verzichtleistung auf das Reich, in Freiheit gesetzt ward.

In einer Zeit, deren noch vorherrschendes Prinzip Vereinzelung der Herrschaften und Völker, oder höchstens deren gelegenheitliche Verbindung durch die Zufälle persönlicher Erwerbung oder des Privat-Erbrechts war, erhob sich die großdenkende Margaretha zur Idee einer bleibenden, als öffentliches Recht giltigen, die Reiche selbst als solche, nicht als Besitzthum eines Hauses, umschlingenden Verbindung. Die Völker selbst fügten sich ungern dieser Idee, und erst nach schwierigen, mit gleich viel Kraft als Klugheit geleiteten, Verhandlungen kam die berühmte Union zu Kalmar (1397, 12. Juli) zu Stande, wodurch die drei Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden als für immer vereinigt erklärt wurden, unter einem gemeinschaftlich zu wählenden Könige, jedoch mit Beibehaltung der besondern Verfassung der einzelnen Reiche.

Schon früher hatte die Königin für den Enkel ihrer Schwester Ingiaborg, Erich, Prinzen von Pommern, nach einander in Dänemark, Norwegen und Schweden die Anerkennung als Thronfolger erhalten. Sie selbst, trotz des Mißvergnügens, welches zumal die Schweden darob empfanden, behauptete sich als Herrscherin der drei Reiche bis zu ihrem Tod (1412).

Sofort wurde erkannt, daß die Union des eigenen Lebens, oder der inwohnenden Festigkeit, ermangle. Starb der König, so gab die Wahl des Nachfolgers fast unausbleiblich Anlaß zum Hader oder zur Spaltung; und ob streng oder schonend regiert ward, immer lag in der Eifersucht der Völker, in dem Mißtrauen der Beherrschten der Zunder leicht aufzuregenden Brandes.

Die Wirkung dieser schwierigen Verhältnisse wurde beschleunigt und verstärkt durch die Schwäche oder die Tyrannei der Unionskönige. Selbst die Dänen, wiewohl sie als das Hauptvolk im verbundenen Reich erschienen, fanden oft Anlaß zur Beschwerde. Norwegen empfand es schmerzlich, daß es von einem andern Reiche aus regiert werde; doch neigten historische sowohl als natürliche Verhältnisse es mehr zu den Dänen als zu den Schweden hin. Dieses letzte Volk aber glaubte sich am meisten gekränkt, und war es auch. Mehr durch das Recht des Krieges als durch den freien Willen der Nation war Margaretha seine Fürstin geworden. Die Fortdauer der Union schien eine Fortdauer seiner Schmach. Von Kopenhagen aus Befehle oder Gewaltsboten zu erhalten, war den stolzen Schweden unerträglich. Daher unaufhörliche Stürme, Empörung, Bürgerkrieg und nach mehr als hundertjährigen Leiden endlich die völlige Trennung.

Schon König Erich erregte durch Willkür und Druck den Aufstand der Schweden. Karl Knutson Bonde ward selbst zum Reichsstatthalter ernannt (1336). Aber auch die Dänen empörten sich zu wiederholten Malen wider Erich. Er entfloh nach Gothland; worauf die Dänen seinen Neffen, Christoph, Prinzen von Baiern, zum Könige wählten (1439). Erich starb erst lange nachher im Elend: Christoph, welchen auch die Schweden und Norweger erkannten, regierte minder unglücklich als seine Vorfahren, doch ohne etwas Merkwürdiges zu vollbringen.

Das Haus Oldenburg und Delmenhorst. Verfassung.

Nach Christophs unbeerbtem Tode (1448) wurde durch die Wahl der Dänen, dann der Norweger (1450), Christian, Graf von Oldenburg und Delmenhorst, erhöht, der Stifter des bis auf die neueste Zeit in Schweden und Norwegen und noch jetzt in Dänemark und auch in Rußland regierenden Hauses. Er war

der Sohn Graf Dietrichs von Oldenburg, der sich mit Hedwig, der Schwester des Grafen Adolph VIII. von Holstein, welcher den alten Stamm der Herren dieses Landes schloß (1449), vermählt hatte. Von den zwei Söhnen dieser Ehe folgte Gerhard im väterlichen Erbe; Christian — derselbe, welchen die Dänen auf ihren Thron beriefen — erhielt Holstein mit Schleswig durch Wahl der Stände. Die Freiheiten des Landes wurden dabei feierlich versichert; bald darauf Holstein mit Diethmarsen von Kaiser Friedrich III. zum Herzogthum erklärt.

König Christian I. von Dänemark und Norwegen begehrte es auch von Schweden zu sein. Aber daselbst hatte Karl Knutson Bonde, der Reichsstatthalter, durch die Gunst der Stände, die Krone erhalten. Später zerfiel dieser mit der Geistlichkeit und wurde vertrieben (1457), wodurch Christian zum Reich gelangte. Auf kurze Zeit! Die Geistlichkeit, bald auch Christian zürnend, rief Karl Bonde zurück. Nach Karls Tode wurde Sten Sture, seiner Schwester Sohn, zum Statthalter erkoren, gegen welchen Christian vergebens stritt.

Des Letzten Sohn und Nachfolger, Johann (1481), erhielt zwar auch von den Schweden die Anerkennung; aber durch Mißbrauch der Gewalt verlor er dieselbe wieder. Die gedrückten Schweden verwarfen ihn, als das schmachvolle Unglück, welches er wider die Diethmarsen erfuhr, ihre Furcht in Verachtung umwandelte. Bei Hemmingstedt hatten fünfhundert Bauern, geführt von Wolf Isenbrand, wider die stolze Kriegsmacht des Dänenkönigs gestritten, der ihre Freiheit niedertreten wollte, wider die kriegberühmte „schwarze Garde“ und viele Tausend gemeinere Soldknechte. Sie stritten so heldenkühn und glorreich, als je die Schweizer gethan, und zernichteten das übermüthige Heer. Sofort erhoben sich in Schweden die Sture wieder. Nach dem Tod des Reichsstatthalters (1503) wurde sein Verwandter Suanta Nielson Sture mit solcher Würde bekleidet, und trug sie ruhmvoll. Die Hansa leistete ihm kräftig Hülfe. Johann gelangte nimmer zum Reich († 1513).

In Dänemark und Norwegen folgte ihm Christian II., sein Sohn, dessen verhängnißreiche Regierung der neuern Geschichte angehört.

In den nordischen Reichen hinderte der beständige Parteienkampf das Aufkommen einer geordneten Freiheit. Gleichwohl bestand hier ihre herrlichste Grundlage, welche anderswo erst mühsam zu er-

richten oder wieder herzustellen war, noch von Alters her — der freie Landbesitz und die Reichsstandschaft der Bauern und Bürger. Aber jenen hatte das eingedrungene Lehenwesen wenigstens beschränkt, diese verlor ihre beste Wirkung durch die Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit, sowie durch die Ohnmacht des Throns. In einem Zeitalter frech triumphirender Gewalt mußte das Recht des Schwächern seine Bedeutung verlieren. Bürger und Bauern vermochten selbst auf Reichstagen wenig wider die Großen und allmählig riß der ganz aristokratische Reichsrath die meisten Geschäfte an sich. Es geschah, daß, während im übrigen Europa fast überall der dritte Stand durch die Gunst der Umstände sich wieder erhob, er in den skandinavischen Reichen, wo sonst seine Verhältnisse die glücklichsten gewesen, zusehends sank, ja mit wirklicher Sklaverei bedroht ward.

Die kalmarische Union, wiewohl sie die Freiheiten der Stände und die besondere Verfassung der drei Reiche bestätigte, hätte unter einsichtsvollen, energischen Königen zur Souveränität führen können. Mit den Kräften des einen Reiches hätte man das andere niedergehalten, und so alle in gemeinsame Abhängigkeit gebracht. Allein die schwachen, ungleichen Unionskönige ermunterten vielmehr den Geist der Widersetzlichkeit, und vervollständigten die Herabsetzung der Monarchie. Selbst in Dänemark, welches das Hauptreich war, wurden ihnen die härtesten Kapitulationen vorgelegt, und fanden wiederholte Thronentsetzungen Statt. In Schweden aber schwangen sich Unterthanen, Parteihäupter zur Herrschermacht auf, und bis auf Gustav Wasa's Erhebung galt gar keine gesetzliche Gewalt in dem zerrissenen Reich.

Von Rußland.

Wir haben die Erniedrigung Rußlands unter die mongolische Herrschaft gesehen, und den Länderverlust in Westen und Südwesten gegen Polen und Litthauen. Die Theilung des Reiches dauerte fort, und vervollständigte die Zerrüttung.

Allmählig erhoben sich an der Stelle der Großfürsten von Wladimir, welche ausgestorben (1326), jene von Moskau zu vorherrschender Gewalt. Solches geschah mit völliger Entscheidung durch Iwan I., Sohn Wasilei III., den wahren Wiederhersteller des Reiches (1462). Er unterwarf sich die übrigen Fürsten alle, und zerbrach das mongolische Joch (1477—1480).

Sofort ward die entfesselte Kraft des Reiches in großen Schlägen kund. In Litthauen, in Finnland, in Sibirien eroberte Iwan vieles Land. Er unterwarf sich Kasan (1487), und schreckte tief in Asien. Auch im heimischen Reich machte er — zwar wenig erfreuliche — Eroberungen, indem er die freien Städte sich unterwarf; Pleskow zumal und die starke Nowogorod (1478). Also ward der Keim der Freiheit vertilgt, die despotische Macht befestigt. Der starke Kreml lehrte die stolzen Bürger Moskow's gehorchen. In den übrigen slavischen Reichen war doch ein Stand, der Adel, frei; man mochte in demselben die eigentliche Nation, in den Gemeinen einen Haufen Leibeigener erkennen. In Rußland war auch der Adel Sklave des Thrones. Solches war ein Vermächtniß der mongolischen Herrschaft, welche nach asiatischem und nach Kriegs-Recht über der ganzen Nation gelegen, und nun, nach der Befreiung vom auswärtigen Joch, an die einheimischen Großfürsten kam.

Hierdurch wurden die sonst weisen Anstalten Iwans meist unfruchtbar gemacht. Welche Mühe er sich gab, durch Anlockung fremder Künstler den Rost der Barbarei zu tilgen — das sklavische Volk empfand den Reiz des edlern Lebens nicht. Daher auch nach Außen das Reich nicht so stark erschien, als es nach seinem Umfang und nach seiner Verbindung zum untheilbaren Ganzen hätte sein mögen. Iwan selbst ward bei seinem Angriff auf Liefland durch Walter von Plettenberg, Heermeister der Schwertbrüder, zurückgeschlagen, und sein Sohn Wasilei (1505) wurde abermal von den Mongolen geängstigt und zum Tribut gezwungen.

Von Böhmen und Polen.

Die Geschichte Böhmens ist in der deutschen Geschichte erzählt.

In Polen erlosch mit Kasimir III. d. Gr., Wladislaws Lokieteks Sohn (1333—1370), einem weisen und kräftigen Regenten, der gerade Mannstamm des piastischen Hauses. Zu seinem Nachfolger wählten die Stände den König von Ungarn, Ludwig d. Gr., Kasimirs Schwestersohn. Wir sprechen von ihm in der ungarischen Geschichte.

Auch Ludwig starb ohne Söhne. Das Reich hatte er seiner ältern Tochter Maria, Gemahlin des luxemburgischen Sigmund, bestimmt. Denn dieselbe, oder durch sie ihr Gemahl, erhielt die ungarische

Krone, und es war schon von Ludwigs Vater, dann von ihm selbst, Rothreussen an Polen überlassen worden, unter der Bedingung der fortwährenden Vereinigung beider Kronen. Aber die Polen, des Vertrages nicht achtend, erkoren Mariens jüngere Schwester, Hedwig, zur Königin (1384), und gaben ihre Hand an Wladislaw II. Jagello, Großfürsten von Litthauen. Das Wahlrecht der Stände wurde ihnen bestätigt. Auch nahmen Wladislaw und sein Volk die christliche Religion an.

Hierdurch ward der Grund zur Vereinigung Litthauens mit Polen gelegt, wiewohl sie für jetzt noch nicht erkannt ward. Seine Regierung war glorreich für Polen. Durch den Sieg bei Tannenburg in Liefland (1410) erschütterte er die Macht der deutschen Ritter wie der Schwertbrüder, und im Süden zwang er die Fürsten der Moldau und Wallachei zur Anerkennung polnischer Hoheit.

Sein Sohn und Nachfolger, Wladislaw III. (1434), erschien des tapfern Vaters nicht unwerth. Noch größere Hoffnungen gingen auf, als auch die Hungarn ihn zum Könige wählten. Aber die unglückliche Schlacht wider die Türken bei Varna (1444) zerstörte sie.

Dem erschlagenen Wladislaw folgte sein Bruder, Kasimir IV., zugleich Großfürst in Litthauen. Er hat den deutschen Orden gedemüthigt und im Frieden zu Thorn zur Abtretung eines Theils von Preußen und zur Anerkennung der polnischen Oberhoheit über den andern Theil gezwungen (1466).

Nachdem Kasimir achtundvierzig Jahre ruhmvoll regiert, auch die Erhebung seines ältesten Sohnes Wladislaw auf die Throne von Böhmen und Ungarn gesehen hatte, starb er (1492) mit Hinterlassung von noch drei andern Söhnen, Johann, Alexander und Sigmund, welche nach einander (Wladislaw wurde übergangen) die polnische Krone erhielten (1492, 1501, 1506). Alexander hatte früher Litthauen besessen. Die Vereinigung dieses Landes mit Polen hat von ihm an fortgedauert.

In den slavischen Reichen dauerte die Unfreiheit der Gemeinen fort, und wurden die Anmaßungen des Adels mehr und mehr befestigt. Die Beschränkung der Königsmacht nahm zu, keine günstige Gelegenheit dazu ward verabsäumt von den selbstsüchtigen Großen. In Böhmen erneuerte der Ausgang des luxemburgischen Hauses die Wahlfreiheit der Stände. In Polen verkauften jetzt schon die Großen ihre Wahlstimmen gegen Bestätigungsurkunden ihrer Anmaßungen.

Unter Kasimir IV. erschienen zuerst die Landboten, oder Deputirten des Adels der Provinzen auf den Reichstagen, und erhielten frühe das Uebergewicht über die geistlichen und weltlichen Reichsbeamten, welche sonst darauf vorherrschten, jetzt aber in einer gesonderten Kammer berathschlagten. Die Städte hatten wohl für sich einige Vorrechte, aber in Reichssachen keinen Einfluß. Die Bauern sanken mehr und mehr in Sklaverei.

Südöstliche Reiche.

Ungarn. Ludwig der Große.

Ungarns Verfassung war jener von Polen ähnlich. Auch hier galt der Adel Alles und der Bauer Nichts. Doch gelangten die Städte im 15ten Jahrhundert zur Reichsstandschaft. Der König, wenn er nicht, wie Ludwig d. Gr. oder Matthias Corvinus, durch persönliche Kraft imponirte, hatte wenig Gewalt. Die Magnaten oder die hohen Reichsbeamten und die Prälaten herrschten.

Der arpad'sche Mannstamm in Ungarn war mit K. Andreas III. erloschen (1301). Jetzt erhielt Karl Robert, Prinz von Neapel (Sohn Karl Martells, welcher schon gegen Andreas III. den Thron angesprochen) das Reich vermöge mütterlichen Rechtes. Sein Sohn und Nachfolger (1342), Ludwig I., welcher den Beinamen des Großen führt, war der merkwürdigste, durch Charakter wie durch Macht ausgezeichnetste Fürst seiner Zeit. Durch große Verbesserungen in den Hauptzweigen des bürgerlichen Zustandes ward er der Wohlthäter seines Volkes. Mit seinen friedlichen Verdiensten verband er auch kriegerischen Ruhm. Seines Rachekrieges gegen Neapel haben wir oben erwähnt. Nur die Bestrafung von seines Bruders Mördern hatte er hier begehrt. Seine Kriege gegen die Nachbarländer dagegen waren Eroberungskriege. Also wurde auf der einen Seite

Rothrußland, auf der andern Dalmatien unterworfen. Auch die Moldau und Wallachei, Bulgarien, Servien, Bosnien erkannten freiwillig oder gezwungen seine Hoheit. Zu diesen weiten Ländern kam endlich noch das Königreich Polen, welches ihn, als den Neffen König Kasimirs III. d. Gr. zu dessen Nachfolger erkor (1370); also daß von der sicilischen Meerenge bis an die baltischen Gestade das Haus Anjou seinen Scepter streckte.

Mit dem Tode des großen Ludwig (1382) endete die Herrlichkeit des hungarischen Reiches. Sein Eidam, der luxemburgische Sigismund, welcher jetzt den Thron bestig, besaß ihn zwar länger als ein halbes Jahrhundert († 1437), aber ohne Glück und ohne Ruhm. Wiederholte Empörungen brachen aus wider ihn, selbst in's Gefängniß ward er geworfen. Kümmerlich stellte er seine Gewalt wieder her; aber das Reich wurde vermindert durch wichtige Verluste an allen Grenzen. Polen, Venezianer und Türken entrissen ihm viele der schönsten Provinzen; es begann die Periode einer lang dauernden Bedrängniß.

Osmanische Türken.

Die osmanischen Türken haben ihren Namen von Osman oder Othman, einem Emir, welcher, nachdem die seldschukische Macht in Kleinasien durch die Mongolen zertrümmert worden, durch tapfere Thaten sich berühmt machte, und zur Erneuerung der türkischen Hoheit den Grund legte.

Er jedoch, oder seine Horde, ob sie einheimisch, ob sie fremd gewesen, ist nur der Anlaß, nicht der eigentliche Grundstoff der erneuerten türkischen Macht gewesen. Die Trümmer desselben seldschukischen Reiches, welches zwei Jahrhunderte hindurch wider die byzantinischen Kaiser und wider die abendländischen Kreuzfahrer furchtbar gestritten hatte, aber dem mongolischen Sturm erlegen war, bedurften nur einer frischen Belebung, um abermal furchtbar zu sein. Diese Wiederbelebung, dieser Anstoß zur Wiedervereinigung ging von Osmans Horde aus.

Von den Bergen des alten trojanischen Landes stürzte dieselbe herab (um 1300) in die Fluren Bithyniens, und entriß dem alternden byzantinischen Reich einen großen Theil dieser kostbaren Provinz. Prusa ward Residenz. Von nah und fern strömten die Moslem dem Eiferer für den mohammedanischen Glauben zu.

Orchan, der Sohn Osmans (1326), setzte die Eroberungen glorreich fort. Nicäa, Nikomedien wurden gewonnen, viele Länder Kleinasiens unter seinem Scepter vereint. Das griechische Reich, durch Bürgerkrieg zerrüttet, vermochte nicht, Widerstand zu thun. Orchan, welchem der Kaiser Johann VI. Kantakuzen die eigene Tochter Theodora vermählte, forderte für sie ein angemessenes Erbtheil; und es ging Suleiman, sein Sohn, über den Hellespont, nahm Gallipoli, welches durch ein Erdbeben zerstört war, stellte es stärker wieder her, und setzte also den ersten festen Fuß auf europäische Erde (1357).

Orchan folgte (1360) Murat I. Gasi, sein Sohn. Unwiderstehlich schritt dieser voran im griechischen Reich, eroberte das feste und prächtige Adrianopel, auch Philippopel, den größten Theil von Thracien und Macedonien, durchzog oder schreckte alles Land von der Donau bis zur adriatischen Küste. Die starken Jünglinge, die durch das Loos der Schlachten in des Sultans Gefangenschaft fielen, sammelte er in Heerhaufen, die, von dem Feuereifer der Proselyten erfüllt, und durch treffliche Kriegszucht geregelt, das Werkzeug der glänzendsten Siege wurden. Schon Orchan hatte die gefangenen Christenkinder sich zu Soldaten erzogen. Murat gab ihnen eine wohlberechnete Einrichtung, und weihte die neue Heerschaar (Jen-Itschiery, Janitscharen) mit religiösem Gepräng zu seinem Dienst ein. Zweihundert Jahre hindurch sind die Janitscharen als treffliches Fußvolk, welchem die Abendländer so lange Zeit kein ähnliches entgegenstellten, fast immer siegreich gewesen, und sie blieben auch in ihrem spätern Verfall der Kern der türkischen Heere. Der Schrecken, welcher von ihnen ausging, war übrigens Mitursache der auch in den christlichen Reichen allmählig überhand nehmenden Vermehrung der stehenden Truppen.

Von Adrianopel aus, wo Murat seinen von Pracht strahlenden Herrschersitz genommen, verwaltete er sein täglich sich erweiterndes Reich. Sein letzter Sieg war bei Kossova (1399), allwo er die Serbier entscheidend niedertrat, aber selbst, im Augenblick des Triumphes, durch den Arm eines serbischen Jünglings fiel.

Von Bajazeth Ilderim (der Blitz), welcher Murat folgte, gingen noch größere Schrecken aus. Die Eroberungen im Süden der Donau wurden fortgesetzt und im Norden dieses Stromes begonnen, während auch in Kleinasien die osmanische Hoheit befestigt ward.

Wider diesen furchtbaren Krieger sammelten sich, unter Sigismunds, des Königs von Ungarn, Fahne die abendländischen Heerschaaren zum schweren Streit. Hunderttausend wohlbewaffnete Krieger zogen aus von Ofen. Bei Nikopolis trafen sie zusammen mit Bajazeths Macht, welche gleich muthig, aber in mehr als gedoppelter Zahl mit den Hörnern ihres weiten Halbmondes sie zu umzingeln drohte. Der Ungestüm der Franzosen öffnete unzeitig das Treffen, und brachte Verderben über das Heer der Christen (1396). Viele Tausende der Letztern bedeckten die Wahlstatt, die edelsten Häupter, unter ihnen der Prinz von Burgund; der Graf von Artois, Coucy, Boucicault waren gefangen; Sigismund flüchtete mit Noth an die Donau, und über Konstantinopel auf weiten Umwegen zurück in sein Reich. Europa erbebte bei der Nachricht.

Hierauf setzte Bajazeth seine Eroberungen fort; vom griechischen Kaiser erpreßte er schweres Gold für unsichern Stillstand. Er fürchtete nichts. Da stürmte gegen ihn die Macht Timurlenks, des Herrschers über die dschagataischen Mongolen. Vom griechischen Kaiser, von den Fürsten Europens und Kleinasiens ward dieser furchtbare Eroberer herbeigerufen zur Rettung vor Bajazeths Schwert. Es trafen sich die Heere der beiden Gewaltigen bei Ancyra in Galatien; viermal hunderttausend Türken und achtmal hunderttausend Mongolen, wie die mäßigsten Berichte sagen (1402). Nach mörderischem Kampf entschied der Abfall der krimmschen Tataren, welche von Bajazeth zu Timur übergingen, des Letzten Sieg. Bajazeth ward gefangen und in ein eisernes Käfig gesperrt, an dessen Stäben er verzweifelnd sein Haupt zerschellte, im Jahre darauf.

Wilde Anarchie herrschte jetzt in den türkischen Ländern. Musa, welchen Timur zum Sultan ernannt hatte, tödtete seinen ältern Bruder Suleiman, und ward gestürzt durch den jüngern Mohammed, welcher noch zwei andere Brüder überwältigte, und, begünstigt durch den Verfall der mongolischen Macht, nach Timurs Tod die Herrlichkeit der Osmanen wieder herstellte.

Mit der Thronbesteigung dieses Sultans, Mohammeds I. (1413), erneuerten sich die Bedrängnisse der Christen. Zwar mit Kaiser Manuel (reg. von 1391—1425), welchen Bajazeth so sehr geängstigt, hielt er Friede. Aber die donauischen Länder durchzog er mit siegreichen Waffen. Er unterwarf sich die Wallachei, drängte die Venetianer und schreckte Deutschland bis nach Baiern.

Nach ihm hat Murat II., sein Sohn (1421), in dreißigjähriger Regierung als vortrefflicher, gleich edler als tapferer und weiser Fürst geglänzt. Kümmerlich erwehrte sich Konstantinopel seiner Waffen. Aber fast Alles, was noch jenseits ihrer Mauern zum Reich gehörte, fiel in der Türken Gewalt. Doch schloß Murat mit Manuels Sohn und Nachfolger, Johann VI. (1425), Frieden, gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs.

Vergebens bemühte sich der Kaiser, für seinen wankenden Thron den Beistand des Abendlandes zu erhalten. Nach dem Beispiel seines Vaters und Großvaters reiste er persönlich dahin, um der Unterhandlung Nachdruck zu geben. Ja, er brachte den Forderungen der Politik die Interessen seiner Kirche zum Opfer. Die Wiedervereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, d. h. die Unterwerfung der ersten unter die letzte, war schon seit Jahrhunderten die lockende Idee oder Vorspiegelung gewesen, womit bedrängte Kaiser um die Unterstützung der abendländischen Mächte buhlten. Zumal hatten sich in der vorliegenden Periode der jüngere Andronikus (1339) mit solchen Anträgen an den Papst Benedikt XII., Kantakuzenus (1348) an Klemens VI., dann Johann V. an Urban V. gewendet. Auch Manuel hatte wiederholt, in Augenblicken der Noth, annähernde Schritte zu den Lateinern gethan. Eifriger als seine Vorfahrer, und minder verstellt, betrieb Johann V. die Aussöhnung. Auch wurde sie erleichtert durch die damaligen Verhältnisse der abendländischen Kirche. Die Fehde zwischen dem Concil zu Basel und dem Papst Eugen IV. war ausgebrochen, und beide streitende Parteien, nach dem Ruhm der Vereinigung und nach der geistlichen Allianz der Griechen strebend, waren zur möglichsten Nachgiebigkeit gegen die Letztern geneigt. Der Papst, durch gewandtere Politik, kam den Baselervätern zuvor. Also erschienen der Kaiser und die Häupter der griechischen Kirche auf der päpstlichen Synode zu Ferrara (1438, 1439), folgten derselben nach Florenz, und unterzeichneten die Urkunde der Vereinigung. Die beiderseitige Bedrängniß war die wirksamste Vermittlerin des Friedens, und welche Prälaten gegen die allgemeine Beweggründe standhaft blieben, die wurden durch persönliche Lockung gewonnen, oder durch Furcht beschwichtigt. Also ließ man den Streit über das ungesäuerte Brod im Abendmahl, und über die Beschaffenheit des Fegfeuers auf sich beruhen, begnügte sich einerseits mit einem halben Anerkenntniß des päpstlichen Primats, und sang anderseits halblaut das am längsten bestrittene „filioque“ mit.

Die Wirkungen von solchem Kirchenfrieden entsprachen der Erwartung nicht. Die Hülfeleistung der Lateiner war karg und unzureichend; und laut mißbilligten die Griechen den Akt der Vereinigung. Fanatismus erhitzte die Gemüther. Die heimgekehrten Priester selbst widerriefen ihre abgedrungene Einwilligung, und — eine kleine Heerde ausgenommen, die im Bund mit Rom blieb — trat überall erhöhte Feindseligkeit an die Stelle des Friedens.

Indessen setzte Murat II. seine Eroberungen wider die Christen fort. Die Völker und ihre Häupter zitterten. Vor allen wurden die Ungarn bedrängt. Kein König wagte den Kampf wider den übermächtigen Sultan. Aber zwei Fürsten von geringerem Rang retteten die Ehre der Christenheit. Georg Castriota, welchen die Türken Iskander Beg (Fürst Alexander) nennen, Herr (Despot) von Epirus, und Johann Hunnyad, Woywode von Siebenbürgen, waren diese Helden. Beider Großthaten wider die übergewaltige osmanische Macht grenzen an's Wunderbare.

Papst Eugen IV., dem Bunde mit dem griechischen Kaiser treu, suchte einen allgemeinen Kreuzzug wider die Türken zu erregen. Aber nur einige italische Staaten, als näher bedroht durch der Türken Schwert, dann die Rhodiserritter, endlich der junge König von Ungarn und Polen, Wladislaw III. unternahmen den Krieg. Einige Siege, welche Hunnyad erfochten, bewogen Murat II. zu billigen Friedensanträgen, in deren Gemäßheit zu Szegedin ein zehnjähriger Stillstand geschlossen und feierlich beschworen ward (1440). Der gefürchtete Murat, des Friedens sicher und der Weltgeschäfte überdrüssig, übergab hierauf die Regierung seinem Sohn Mohammed, und zog sich nach Magnesia, in die Gesellschaft von frommen Fakirs und Derwischen, zurück.

In Betrachtung solcher Verhältnisse ermunterte der päpstliche Legat, Kardinal Julian Cesarini, den König Wladislaw zum Friedensbruch. Der junge Fürst, fanatisch und nach Kriegsruhm dürstend, rückte mit seiner Streitkraft kühn voran bis in die Gefilde von Varna, an den Ufern des schwarzen Meeres. Hier traf er auf die türkische Macht, welche Murat — durch die öffentliche Gefahr zur Wiederergreifung der Zügel bewogen — eilig aus Asien herübergeführt hatte; und es geschah die entscheidende Schlacht (1444, 10. Nov.), worin das christliche Heer die kläglichste Niederlage erfuhr, der König selber aber seinen Tod fand. Der Kardinal Julian ward auf der Flucht von den ergrimmten Bauern erschlagen; die Trümmer

des Heeres, von Hunnyad geleitet, gelangten heim. Der Sultan verfolgte sie nicht. Abermals stieg er vom Thron, um seinen mönchischen Bußübungen obzuliegen, und entriß sich denselben seufzend, als ein Aufstand der Janitscharen, welche den Jüngling Mohammed verachteten, ihn zum drittenmal zur Herrschaft rief (1446). Noch einmal fühlten die Christen seine schwere Hand bei Kossova (1449), wo er den Helden Hunnyad nach dreitägigem Kampf fast zur Vertilgung schlug, jedoch nicht weiter vordrang. Er starb nicht lange darauf (1451), und hinterließ das Reich dem gleich tapfern und klugen, nicht aber gleich edeln und mäßigen Sohn Mohammed II.

Derselbe öffnete seine — durch den Mord der Brüder befestigte — Herrschaft mit der Zerstörung des griechischen Reichs, der längst wankenden Vormauer von Europa.

Nach Johannes VI. Tod hatte Konstantin XI., sein Bruder, den morschen Thron bestiegen (1448). Nur Konstantinopel, mit den Paar Hufen Landes nächst seiner Thore, ward dem Kaiser zu Theil. Um den Peloponnes, der noch den Paläologen gehörte, stritten sich Thomas und Demetrius, seine jüngeren Brüder. Indessen enthüllte Mohammed sein feindseliges Gemüth, und nicht achtend der Friedensverträge seines Vaters, unbewegt durch Konstantins nachgiebige, selbst demuthsvolle Sprache, rückte er vor bis an die Mauern der Stadt, in deren Nähe er die drohende Feste Rumili Hisari baute. Da beschloß der Kaiser, nachdem er alle, mit der Ehre verträglichen Mittel des Friedens erschöpft hatte, mit männlichem Sinn, der alten Römer würdig, den hoffnungslosen Kampf.

Die Belagerung Konstantinopels begann (1453, 6. April). Das Heer Mohammeds zählte mehr Streiter, als Menschen waren in der Kaiserstadt. Konstantin — da Furcht und Weichlichkeit die meisten Bürger vom Kriegsdienst entfernte — hatte kaum zehntausend, worunter die Hälfte Ausländer, zumal 2000 Genuesen, unter dem tapfern Giustiniani, waren.

Am dreiundfünfzigsten Tage der Belagerung wurde gestürmt. Der Kaiser und seine Freunde hatten in der Nacht zuvor sich zugeschworen, rühmlich zu sterben. Konstantinus, so religiös als tapfer, genoß in der Sophienkirche das heil. Abendmahl, und eilte zum Streit. Glorreich, der Lobpreisung aller Zeiten werth, kämpften die letzten Vertheidiger des ehrwürdigen Reiches. Viele Tausende der Stürmenden fielen. Aber die Ueberzahl entschied. Die ermatteten Griechen wurden gedrängt. Giustiniani, verwundet, floh in die

Stadt durch eine Oeffnung der Mauer; die Türken, ihm nach, drangen ein; Konstantinus, nach dem heldenmüthigsten Widerstand, ward getödtet; die Kaiserstadt fiel, mit ihr das Reich (1453, 29. Mai).

Ueber die eroberte Stadt aber ergingen alle Schrecken barbarischer Feindeswuth. Mohammed, zur Ermunterung seiner Streiter, hatte ihnen die Plünderung verheißen. Dürstend nach Blut und nach Beute stürzten die Türken in die Straßen, in die Häuser, in die Kirchen; keine Zufluchtsstätte war für die zitternden Bürger. Weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand wurden geschont. Ueberall floß das Blut, große Schaaren der Einwohner schleppte man fort in ferne Sklaverei, alles bewegliche Gut wurde zerstört oder geraubt, unermeßliche Schätze kamen in der Siegtrunkenen Hand.

Am dritten Tag endlich vertobte der Sturm; auch hielt Mohammed den feierlichen Einzug.

Hierauf wurde Gnade verkündet für den Rest des Griechenvolkes, die Stadt Konstantins zum Herrschersitz des Sultans bestimmt, die kleinen Reste der paläologischen Herrschaft wurden ohne Mühe gewonnen; auch das Kaiserthum Trapezunt durch die demuthsvolle Unterwerfung David Comnen's geendet (1461).

Ungesättigt durch so glänzende Erwerbungen, streckte Mohammed seine, jetzt noch furchtbarere, Hand nach neuem Raub aus. Unter den Gewaltigen Europens war Keiner — nach den Verhältnissen oder Gesinnungen — fähig oder geneigt, Retter des Welttheils zu werden. Nur Hunnyad und Skanderbeg behaupteten den alten Ruhm. Der Erste schlug drei Jahre nach dem Fall Konstantinopels (1456) die Osmanen, welche Belgrad belagerten, glorreich zurück, und rettete die wichtige Feste. Der Zweite, zum Erstaunen der Welt, behauptete noch viele Jahre seine albanischen Berge wider die furchtbarste Uebermacht, ward jedoch endlich überwältigt, und starb als Flüchtling auf venetianischem Gebiet (1465).

Desto rascher schritt nun Mohammed voran: Er eroberte Bosnien, entriß den Venetianern viele Inseln und Küstenländer, vertrieb die Genuesen aus der Krimm, schreckte Italien und alle Abendlande. Schon war Otranto gefallen. Die Christenheit zitterte, vernahm jedoch bald die frohe Kunde von des Räubers Tod. Auf einem Feldzug gegen Usum Hassan, den turkomanischen Eroberer Persiens, war er gestorben, mit dem Blick seiner Seele gegen die Abendländer gewendet.



Matthias Corvinus.

(Bd. II. S. 465.)

Nach C. Roscio.

In Ungarn ward nach dem Tod des nachgebor_enen Wladislaw (1458), Matthias Corvinus, Johann Hunnyads Sohn, aus dem Kerker durch die Wahl der ungarischen Großen zum Throne berufen.

Zweiunddreißig Jahre regierte derselbe, durch Glück und Thaten groß, vielgerühmt und gleichwohl tadelnswerth. Durch willkürliche Neuerung und Strenge erbitterte er seine eigenen Unterthanen. In den äußeren Geschäften aber gehorchte er mehr persönlichen Leidenschaften oder auch ungerechter Ländergier, als den wahren Nationalinteressen, oder den Forderungen der Ehre und den Ansprüchen der Christenheit. Gegen die Türken führte er nur schläfrig Krieg, oder sicherte sein Reich wider sie durch einseitige Traktate; aber gegen den deutschen König Friedrich war er fast stets in Waffen, und seinen eigenen Schwiegervater, Georg Podiebrad, König von Böhmen, bekriegte er aus Herrschsucht. Doch hatte er dabei nur geringes Glück, so lange Podiebrad lebte. Nach dessen Tod riß er Mähren, Schlesien und die Lausitz an sich (1471—1474). Böhmen behauptete Wladislaw II., der polnische Prinz; ja es wählten denselben auch die ungarischen Stände zu Matthias Nachfolger.

Matthias, jene unlöblichen Thaten abgerechnet, regierte wohl und gleich kräftig und weise. Viele Verbesserungen in Gesetzen und Gerichten, überhaupt in bürgerlichen und Kriegseinrichtungen, in den letztern zumal die Aufstellung einer regelmäßigen, wohl organisirten Miliz, verdankt ihm sein Vaterland. Er starb in Wien (1490), und hatte zum Nachfolger seinen Feind, Wladislaw II., den böhmischen König, einen schlechten Regenten, unter welchem das Reich viel Unglück im Innern und von Außen erfuhr.

Zu seiner Zeit saß auf dem Thron der Osmanen Bajazeth II., Mohammeds II. Sohn (von 1481 bis 1512). Schem (oder Zizim), sein jüngerer Bruder, und welchen das Volk liebte, begehrte des Throns, ward jedoch überwältigt und floh nach Rhodus. Der Sultan erwirkte von den Rhodiserrittern gegen Bezahlung eines ansehnlichen Jahrgeldes seine Gefangenhaltung. Um ihn sicherer zu verwahren, schleppte man den Unglücklichen nach Frankreich, von wo er nach Italien und in die Gewalt des Papstes (Alexander VI.) kam. In Rom starb er, durch Gift oder Stahl: doch liegt ein dichter Schleier über der Schreckensthat. Bajazeth II. regierte ruhmlos, und verlor das Reich durch Empörung seines eigenen Sohnes, Selim I., Javus

(1512). Derselbe eroberte Aegypten und dessen Nebenländer (1517) gegen den tscherkessischen Sultan, Cansur al Guri, und dessen Nachfolger Tumanbey. Die Herrschaft der tscherkessischen Sklavengarde war durch Barkok 1382 über den Trümmern des baharitischen Thrones errichtet worden, an Ursprung und Charakter dem letzten ähnlich. Unter den tscherkessischen wie unter den baharitischen Mamluken hatte das Chalifat in dem abbassidischen Hause fortbestanden. Aber Selim schleppte den Chalifen Motawakkel gefangen nach Konstantinopel und eignete sich selbst dessen Würde zu. Seit dieser Zeit gelten die osmanischen Sultane bei den Sunniten als Chalifen.

Asien.

Mongolen.

Das Reich, welches der Weltstürmer Dschengis-Chan über einen großen Theil Asiens errichtet, und seine ersten Nachfolger noch viel weiter nach allen Himmelsgegenden ausgebreitet hatten, war bereits im vorigen Zeitraum in einige große und mehrere kleine Trümmer zerfallen. Diese innere Auflösung dauerte in der vorliegenden Periode fort. Also wurde Iran, nachdem der Chan Nuschirwan, der Letzte aus Hulagu's Haus, den Thron gegen den Empörer Malek el Aschraf, seinen Emir, verloren hatte (1337), und dieser im Kampf gegen Dschianibeg, Chan von Kipzak, gefallen war (1355), ein Schauplatz der äußersten Verwirrung, großer und kleiner Räuber vielgetheilte Beute. Wenig besser geordnet war Kipzak, das weitgedehnte nördliche Land, wiewohl es noch die Hoheit eines Ober-Chans scheinbar erkannte; und in völliger Auflösung befand sich Dschagatai, mit allen tatarischen und mungalischen Steppen, worin fast in ursprünglicher Unabhängigkeit die Horden unter einzelnen Häuptern sich herum trieben, und der Nachkomme Dschengis vor seinen trotzigen Nevianen und Emiren erzitterte. Auch in China wurde seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der mongolische Thron erschüttert durch Zwietracht im Kaiserhaus und durch den Haß des Volkes.

Da stand in der schönsten Landschaft von Dschagatai, unfern Samarkand, in dem reichen Sogd, der Emir von Kesch, Timurlenk, auf, ein Verwandter des Hauses Dschengis, und diesem Eroberer an Charakter und Schicksalen ähnlich. Vom zwölften Altersjahr an rief ihn die Gefahr in's Schlachtfeld. Geschlagen, geächtet, von allen Freunden getrennt, entrann er fast wunderbar der Verfolgung, und gelangte durch den glorreichsten Umschwung des Glücks zur Herrschaft über ganz Dschagatai. Emir Hussein, damals erster Nevian des Chans Adel und Timurs Schwager, wurde von diesem getödtet und auf einem Kurultai des Siegers Herrschaft feierlich verkündet (1370). Dem Haus Dschagatai blieb noch der Titel des Chan, doch ohne Macht. Sojergatmisch und nach ihm Mahmud wurden von Timur eingesetzt als Träger seiner höchsten Würde. Er aber nannte sich Sahib Keran, Herr der Welt.

Tamerlan und sein Reich.

Vierunddreißig Jahre, von jener Erhebung an gerechnet, herrschte Timur, dem heimathlichen Land, den verwandten Stämmen wohlthätig und freundlich, den Auswärtigen schrecklich. Die Geschichte seiner Kriege ist an Gräueln fast reicher als jene von Dschengis und Attila; und Krieg war das Geschäft seines Lebens. Zuerst wurden die benachbarten Länder Chowaresm, Kandahar, auch Kaschgar erobert: alsdann ergoß sich der Strom über die Länder Irans. Es fielen die Reiche von Schirwan, Fars, Bagdad (wo das Haus Il-Chan sich einen herrlichen Thron gebauet) und viele andere; vom persischen Meerbusen bis in die kaukasischen Höhen galt Timurs Wort.

Aber auch die Steppenländer von Mittel- und Nord-Asien vernahmen es zitternd. Durch die weiten Regionen von Turkestan bis über den Irtisch drangen die Horden des Eroberers. Sibirien widerstand nicht. In Nordwesten aber erfuhr Tokatmitsch, der Chan von Kipzak, durch Timurs Gunst zum Reich gegelangt, nachmals undankbar und Angreifer, die verdiente Strafe des Meineids. Bis in die russischen Lande drang der Sieger. Die Ufer der Wolga, des Tanais, die euxinischen Gestade hallten wider vom Siegesgeschrei der timurschen Horden.

Die glorreichste Eroberung aber war das reiche Hindostan. Ueber

die hohen Grenzgebirge stieg Timur kühn herab in die nordindischen Länder, folgte dann, sich östlich wendend, der Bahn des großen Alexander, aber drang weiter als der macedonische Held, über den Hyphasis in das Ganges-Gebiet, eroberte die starke Delhi (1398), und kehrte schwer von Raub nach seiner Heimath zurück.

Hier empfing er mehrere Fürsten Anatoliens, welche Bajazeth, der osmanische Sultan, aus ihren Staaten vertrieben hatte, auch Gesandte des griechischen Kaisers und anderer christlicher Fürsten. Sie alle flehten um Hülfe wider den Furchtbaren. Also zog Timur nach Westen mit ungeheurer Macht, zertrat zum Vorspiel des großen Kriegs die rebellischen Georgier, dann die Völker Syriens, verbrannte Haleb und das reiche Damaskus, zu deren Hülfe vergebens die Mamluken Aegyptens herbeigekommen, und errichtete über den Brandtrümmern gräßliche Siegesdenkmale, hohe Thürme von Menschenschädeln. Endlich nach zweijähriger Unterhandlung mit dem Sultan, führten Beide ihre zahllosen Streiter in den verhängnißvollen Kampf. Wir haben die Schlacht von Ancyra (1402, 28. Juni), Bajazeths Niederlage, Gefangenschaft und Tod schon oben erzählt.

Europa und Afrika zitterten bei solcher Botschaft. Aber die türkischen und mamlukischen Sultane, so wie der griechische Kaiser, beschworen durch Bitten und Tribut das drohende Gewitter, und Timur wandte langsam seinen Schritt nach Samarkand (1404), allwo er seine Siege durch prachtvolle Triumphe feierte. Doch schon von Syrien aus hatte der Unersättliche gegen China den verlangenden Blick gerichtet. Dort war ihm von einheimischen Zerrüttungen jenes Reiches die Kunde geworden, und er hatte darauf die Hoffnung zur Wiederherstellung der allda seit 1368 gestürzten mongolischen Herrschaft gebaut. Noch im Winter eilte Timur über das Eis der Flüsse, durch den Schnee der Steppen, seinem fernen Ziele zu: aber unweit Otrar starb der siebenzigjährige Weltstürmer an einem Fieber (1405, 19. März).

Durch Timur, was die bleibendste Wirkung seiner Kriege ist, war die Lehre Mohammeds überhaupt in Asien bekräftigt, ja mächtig ausgebreitet worden. Viele Stämme der Tataren und Mongolen brachte er zur Verehrung des einen Gottes und seines Propheten: und in Indien legte er den Grund zu den glänzendsten Eroberungen des Islam. Die Hoffnungen der Christen auf die Bekehrung der Mongolen, und was sie hin und wieder schon gesäet oder erbaut hatten in Asien, wurden meist vereitelt durch ihn.

Nach Timurs Einsetzung sollte Pir (Herr) Mohammed, sein Enkel, Erbe des Reiches sein. Allein die andern Söhne und Enkel (dreißig an der Zahl) bestritten sein Recht und anfangs Khalil, dann Schah Rock (1415) erhielten die Oberhand. Auf diesen folgte Ulugh-Beg (1446), welchen sein eigener Sohn tödtete (1449), worauf Abusaid unter großen Zerrüttungen auf den Thron sich schwang (bis 1467), der letzte Timuride, der in den Oxus-Ländern — dem Hauptsitz von des Ahnherrn Macht — gebot, und nach dessen Tod (im Krieg gegen Usum Hassan) die Ulussen (Horden) aus Turan übergewaltig einfielen, und bis ins Herz von Iran ihre Herrschaft ausbreiteten. Die Usbeken zumal sind unter diesen Horden berühmt worden, ein tatarischer Stamm, welcher noch heut zu Tag in der großen Bucharei und in mehreren benachbarten Ländern herrscht.

In dem größern Theil von Iran setzten sich Turkomanen fest. Schon in Timurs Zeit waren die Horden derselben, welche vom schwarzen Schöps benannt worden, mächtig in den Ländern Persiens gewesen. Nach seinem Tod unterwarf sich Kara-Joseph Bagdad und dessen weite Umgegend. Aber bald wurden sie von ihren Brüdern, den Turkomanen vom weißen Schöps, unterworfen. Usum Hassan (1468), das Haupt der letzten, errichtete über den größten Theil Persiens seinen weitberühmten Thron, welchen jedoch nach vierzig Jahren (1508) Ismael Sofi umstürzte, und also das neupersische Reich — dessen Darstellung auch der neuen Geschichte angehört — stiftete.

Auch in der kleinen Bucharei und in dem eigentlichen mungalischen Land erlosch die Herrschaft der Timuriden schnell. Sprößlinge des Hauses Dschengis, oder gemeinere Häupter der Horden machten sich selbständig. Vor den meisten berühmt und furchtbar wurden die Eleuten oder Kalmuken, deren vornehmste Horde den Namen der Dsongaren trägt, und deren Oberhaupt man Chantaisch nannte.

Dagegen baute der Timuride Babur, Abu Saids Enkel, sich einen neuen Thron in den Ländern Hindostans, welche sein Ahne wohl durchplündert, doch nicht fest mit dem Hauptreich verknüpft hatte. Gedrängt von den Waffen der Usbeken, zog Babur gegen Süden über die Gebirge nach Indien, eroberte Delhi (1498), und legte den Grund zu dem lange glorreich bestandenen Reich des „Großen Moguls".

Während also im Süden für die Mongolen oder für einen ihrer Fürstenstämme die Aussicht neuer Herrlichkeit sich öffnete, ging ihr älteres Reich in Norden oder Nordwesten, das große Chanat von Kipzak, vollends in Trümmer. Die Nachkommen Dschengis besaßen noch immer jenen ferngebietenden Thron. Aber es entstanden jetzt aus den Trümmern des großen Chanats, neben vielen weniger wichtigen Herrschaften, das Chanat von Sibirien, in engerer Bedeutung des Worts (auch viele Länder von Turan umfassend), dann die Chanate von Kasan, von Astrakan und jenes der nogaischen Tataren, so wie das in der Krimm. Der letzte Groß-Chan war Scheamed, welcher, von seinen Feinden gedrängt, nach Polen floh (1507), und daselbst gefangen starb.

China.

Wir haben hier eine Uebersicht der Geschichte China's durch das ganze Mittelalter nachzutragen, da wir in den vorigen Zeiträumen nur flüchtige Seitenblicke auf dieses Reich geworfen haben.

Aber die chinesische Geschichte — gleich der Naturgeschichte einer Thier-Gattung, welche in jeder Generation unverändert wiederkehrt — zeigt uns Jahrtausende hindurch immer ein und dasselbe Bild: die Thätigkeit der Einzelnen ewig in denselben engen Sphären sich bewegend, und selbst in den größeren oder allgemeinen Umwälzungen ein stets wiederkehrendes trauriges Einerlei. Da ist von keinem Fortrücken (nicht einmal von bedeutenden Rückschritten, die etwa lehrreich sein könnten als warnende Erfahrungen) die Rede; ein einziges, ein todtes Gemälde gibt uns die Geschichte der chinesischen Verfassung (allerdings auch von hochwichtiger Belehrung, und warnend, doch mit Einer Zeichnung vollendet).

Also erübrigt uns bloß ein kurzer Ueberblick der politischen Geschichte. Aber sollen wir unsern Lesern die vom Ende des 14ten Jahrhunderts (als bis wohin unsere frühere Erzählung reicht) theils im Süden, theils im Norden China's, theils über das ganze Reich herrschenden Dynastien (als der Song, Tßi, Leang, Hehuleang, Tschin in Süden, der drei Linien der Tataren Goei, der Kao, Hehu-Tschehu in Norden, der Sui, Tang, Hehu, Leang, Hehu-Tang, Hehu-Tsin, Hehu-Han, Song, welche meist über das ganze Reich herrschten, oder doch die Herrschaft ansprachen, auch

der Tataren Leaotong und Niutsche, welche als Eroberer oder Schutzherren in Nord-China mächtig wurden) umständlich vorführen? Sie begehren dessen nicht und begnügen sich mit der Erinnerung, daß sowohl die Niutsche, die Herren Nord-China's als die Song, welche im Süden thronten, durch die Mongolen gestürzt wurden, und daß Kublay-Chan, Dschengis Enkel, die Herrschaft des ganzen Reiches nach dem blutigsten Krieg errang (1279).

Die europäischen Barbaren, welche einst das römische Kaiserthum umstürzten, hatten auch dessen Einrichtungen und Gesetze, Sitten, Wissenschaften und Künste unter denselben Trümmern begraben: der Ueberrest der Römer und Provinzialen selbst, nach einigem Widerstreben, nahm die Barbarei der Ueberwinder an, und es mußte die nachmals wiedererwachende Kultur aus ganz neuen Keimen sich entwickeln. Die mongolischen Eroberer dagegen bequemten sich zur Sitte ihrer Besiegten; alle öffentlichen und Privatverhältnisse, gleich nach vertobtem Sturm, stellten sich wieder her. Es schien ein bloßer Dynastienwechsel vorgegangen, und der große Chan, auf dem Thron der chinesischen Kaiser sitzend, beobachtete selbst und schärfte ein die Regierungsgrundsätze und Gebräuche seiner Vorfahren. Man hat die Ursache dieser merkwürdigen Verschiedenheit darin gefunden, daß die Fluten der abendländischen Völkerwanderung eine vergleichungsweis größere Menge von Barbaren über die römischen Länder ergossen, als Mongolen nach China zogen, und daß in den langdauernden wilden Kriegen und schrecklichen Katastrophen, womit die Eroberung der römischen Länder verbunden war, die Zahl der Eingeborenen allda weit größere Verminderung erlitten, als jene der Chinesen durch den mongolischen Krieg. Wir möchten hinzusetzen, daß die germanischen Völker, im Gefühl ihrer edleren Kraft, in stolzer Zufriedenheit mit ihren der Freiheit günstigen Sitten und Verhältnissen, mit Recht verschmähen konnten, den schwachen, verächtlichen Römlingen gleich zu werden, und ihre rauhe Ungebundenheit gegen weichliche Knechtschaft zu vertauschen, während die Mongolen schon in der Wüste die Sklaven ihres Chans waren, und weder moralische Kraft noch Einsicht genug hatten, um gegen die Lockungen entnervender Genüsse und glänzender Unterthänigkeit sich zu verwahren. Die Hartnäckigkeit, womit überhaupt die asiatischen Völker an ihren alten Einsetzungen hingen, ist bei den Chinesen in vorzüglichem Grade vorhanden, und erschwerte die Umgestaltung ihrer Verhältnisse. Auch war die Einheit der Eroberung wohl von mächtigem Einfluß. Die

unterworfenen Chinesen blieben auch nach Veränderung der Herrschaft eine große Nation, ihre alten Gewohnheiten, Neigungen und Begriffe, als tief gewurzelt in ihrer Nationalität, dauerten mit derselben fort; und die eroberte Nation war auch nur eine, und hing in ihren Bestimmungen von dem Willen eines Einzigen ab; wogegen die germanischen Eroberer des römischen Reiches viele selbständige Völker bildeten, und den unter sie vertheilten Schaaren der römischen Provinzialen in ihrer Zersplitterung weder die Kraft noch der Gedanke zur Erhaltung einer Nationalität blieb.

Aber die mongolische Dynastie (bei den chinesischen Schriftstellern Yuen geheißen), wiewohl in einigen Zeugungen noch kräftig, auch meist löblich regierend, ermattete dennoch in der Folge, und erlag sofort dem Nationalhaß der Chinesen. Ein Diener aus einem Bonzenkloster, Tschu mit Namen, rief, als der Kaiser Schün-Ti (der neunte seines Hauses), ein schwacher und schwelgerischer Mann, auf dem Throne saß (von 1333—1368), das chinesische Volk in die Waffen, zur Endigung der fremden Herrschaft. Der Kaiser floh in die Mungalei (1368), seiner Vorfahren heimathliches Land. Von Karakorum aus beherrschte dann sein Sohn, Bisudar-Chan, die weite Steppe. Man heißt dieses Reich das der nördlichen Yuen oder der Kalkas-Mungalen. Aber bald löste es sich auf durch innere Entzweiung und äußere Gewalt. Die Horden, in der Wüste sich zerstreuend, kehrten zur Unabhängigkeit unter einzelnen Häuptern zurück; und die Chinesen, solcher Theilung sich freuend, unterwarfen sich nach und nach die meisten Stämme. Also ward die beleidigte Majestät des Kaiserreiches an den fremden Räuberhorden gerächt.

In China selbst bestieg Tschu — nach seiner Erhöhung Hongwu oder auch Tä-Tsu IV. genannt —, der Befreier seines Volkes, den wohlverdienten Kaiserthron. Die berühmte, mächtige, an guten Kaisern wenigstens vergleichungsweis fruchtbare Dynastie, welche er stiftete, führt den Namen Ming. Sie hat bis in die neueren Zeiten geherrscht (bis 1660).

Inhalt des zweiten Bandes.

Zweites Buch.

Mittelalter.

Seite

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien und zur Reformation.

Erster Zeitraum.

(Vierter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Erneuerung des abendländischen Reiches; oder von Theodosius d. Gr. Tod bis Karl d. Gr. (J. Christi 395 bis 800).

Zweiter Zeitraum.

(Fünfter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Von Karl d. Gr. bis zum Schluß der Kreuzzüge. (J. Chr. 800 bis 1300.)

Dritter Zeitraum.

(Sechster Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte vom Schluß der Kreuzzüge bis zur Entdeckung Amerika's. (J. Chr. 1300 bis 1492.)

In gleichem Verlage ist erschienen:

Hammer=Purgstall, Duftkörner aus persischen Dichtern gesammelt. 2. verbesserte Auflage mit einer Einleitung von Fr. Bodenstedt. Mit Stahlstich. **Eleg. gebunden mit Goldschnitt.** 1 Rthlr. 6 Ngr. = 2 fl.

Hammer=Purgstall's und Bodenstedt's Namen verbürgen dieses Buches Werth und Bedeutung.

Hauff's Wilh., sämmtliche Werke. gr. Oct.=Ausgabe. 5 Bände mit 5 prachtvollen Stahlstichen und dem Portrait Hauffs.
Herabgesetzter Preis 2 Rthlr. 12 Ngr.
Eleg. gebunden 3 Rthlr. 20 Ngr.

Hauff ist ein Dichter, der nie veralten kann, weil er, gleich Schiller, ewig jugendkräftig und frisch in dem Herzen des deutschen Volkes lebt.

— „ — **Lichtenstein.** 11. Min.=Ausgabe mit 2 Stahlstichen und 47 Illustrationen. **Eleg. gebunden mit Goldschnitt.** $1\frac{1}{2}$ Rthlr. = 2 fl. 42 kr.

— „ — — „ — Illustrirte Volks=Ausgabe mit 41 Illustrationen von Offterdinger. Eleg. cart. 16 Ngr. = 56 kr.

Im Lichtenstein erscheint Hauff's Muse in ihrer höchsten Vollendung: dies Werk kann mit Recht als eine Perle der deutschen Literatur bezeichnet werden. Auf die außerordentliche Billigkeit der Illustrirten Volks=Ausgabe machen wir besonders aufmerksam.

Hauffs Mährchen. 10. Auflage. Illustrirte Volks=Pracht=Ausgabe. Mit über 100 Illustrationen von Offterdinger und Bertall. Eleg. cart. 1 Rthlr. 6 Ngr. = 2 fl.

Auch in den Mährchen bewährt Hauffs Erzählungsweise einen unwiderstehlichen Reiz. Hier ist zugleich eine Gabe für die Jugend von unbedingt veredelndem und förderndem Einfluß geboten.

Diese ganz neue Ausgabe darf in Bezug auf Ausstattung als etwas ganz Hervorragendes bezeichnet werden.

— „ — — „ — 9. Aufl. Mit 6 Radirungen von Sonderland. Eleg. cart. **herabgesetzter Preis** 24 Ngr. = 1 fl. 24 kr.

Hauffs Gedichte und Mährchen. Billige Ausgabe. 11. Auflage. Mit 1 Stahlstich. Cart. 20 Ngr. = 1 fl. 6 kr.

In Hinblick auf die reine und mustergiltige Sprache Hauff's ist vorstehende billige Ausgabe für den Schulgebrauch und zur Prämienvertheilung zu einer besonders beliebten geworden.

Hauff W., Die Bettlerin vom Pont des Arts. Min.=Ausg. Eleg. cart. mit Goldschnitt 18 Ngr. = 1 fl.

— „ — **Das Bild des Kaisers.** Min.=Ausgabe. Eleg. cart. mit Goldschnitt 16 Ngr. = 54 kr.

Diese niedlichen Ausgaben zweier reizender Erzählungen von Hauff sind besonders geeignet, auf den Damentisch gelegt zu werden.

Hoffmann, die Erde und ihre Bewohner. Ein Hand= und Lesebuch für alle Stände. Billige Ausgabe der 6. Auflage. 2 Bände. Mit 8 Karten, 21 Stahlstichen und 454 Illustrationen.
4 Rthlr. 24 Ngr. = 8 fl. 24 kr.
Eleg. gebunden 5 Rthlr. 24 Ngr. = 10 fl.

Die außerordentliche Nützlichkeit und Schönheit dieses Werkes ist durch dessen allgemeinste Verbreitung festgestellt. Der niedrige Preis der billigen Ausgabe wird demselben noch viele neue Freunde zuführen.

Ferner ist erschienen:

Hugo, Victor, sämmtliche Werke, übersetzt von Mehreren. Mit dem Stahlstichportrait V. Hugos. 3. Aufl. 21 Bände oder 60 Lieferungen.
6 Rthlr. = 9 fl.
Einzelne Lieferungen 3 Ngr. = 9 kr.

Victor Hugo nimmt unter den französischen Romantikern wohl die hervorragendste Stelle ein, und an hohem historischen, sowie spannendsten Leseinteresse sind viele seiner Werke bisher unerreicht geblieben.

Jung-Stillings Lebensgeschichte, oder dessen Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter. Eine wahrhafte Geschichte. 3. Auflage. Mit einer einleitenden Vorrede von Prälat v. Kapff, Prediger an der Stiftskirche in Stuttgart, und dem Stahlstichportrait Stillings. 1 Rthlr. = 1 fl. 36 kr.
Gebunden 1 Rthlr. 7½ Ngr. = 2 fl.
mit Goldschnitt 1 Rthlr. 10 Ngr. = 2 fl. 12 kr.

Lamartine's, A. v., neueste Werke. 45 Theile. à 6 Ngr. = 18 kr.

Inhalt:

Theil 1—4: Geschichte der französischen Revolution vom Jahre 1848.
„ 5: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der französischen Republik.
„ 6: Toussaint Louvertüre. Dramatisches Gedicht.
„ 7—8: Raphael. Gedenkblätter aus dem zwanzigsten Jahre.
„ 9—10: Genovefa. Die Magd. Volkserzählung.
„ 11—13: Enthüllungen. Theil 13: Neue Enthüllungen.
„ 14—29: Geschichte der Girondisten. — Theil 30—45: Geschichte der Restauration.

Sämmtliche 45 Theile zusammen genommen kosten nur 4 Rthlr. 15 Ngr. = 7 fl. 30 kr.

Die letzte Literaturepoche Frankreichs besitzt in Lamartine einen ihrer ausgezeichnetsten und geistreichsten Repräsentanten.

Langbein's sämmtliche Gedichte. Neue Classiker-Ausgabe in 10 Lieferungen oder 4 Bände. 1¾ Rthlr. = 3 fl.
— „ — — „ — 4. Ausgabe in 4 Bänden. Mit Stahlstichen.
2 Rthlr. 12 Ngr. = 4 fl.

Langbeins Gedichte sind und bleiben Volkslieder: ewig frisch und neu. Ihr sprudelnder Humor wirkt belebend auf das Gemüth des Volkes, in dessen Erinnerung sie fort und fort wirksam bleiben werden.

Oberlin, J. F., Zion und Jerusalem. Nebst einem Anhang über den goldenen Weihrauchaltar und die levitischen Schaubrode. Für die Gläubigen, die in Christo wandeln und sich nach der ewigen Heimath sehnen. Mit 2 Stahlstichen. 2te Ausg. 1 Rthlr. = 1 fl. 36 kr.
Gebunden 1 Rthlr. 6 Ngr. = 1 fl. 54 kr.
mit Goldschnitt 1 Rthlr. 10 Ngr. = 2 fl. 12 kr.

Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum ersten Male aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Prof. Dr. Gustav Weil. Illustrirte Volks-Ausgabe. 3. vollständig umgearbeitete Auflage mit mehreren 100 Illustrationen. 4 Bände. Eleg. brosch. 4 Rthlr. = 6 fl. 40 kr.

In diesem berühmten Buche entfaltet die Welt des Orients ihre reichsten Blüthen. Glühend und duftig, erhaben und heiter, entrollt sie sich vor dem staunenden Auge, einen unvergänglichen Eindruck hinterlassend.

von Oest=	1315 Morgarten.	
		1327 E
		1328 Philip
		1346 Crecy.
	1342 Tirol an Oestreich.	
	1363 Zweites burgundisches Haus. Philipp.	1356 Maupe
		1360 F
VII. und	1381 Großer Städtebund.	1364 Karl V.
	1386 Sempach.	
		1380 Karl VI.
		1399 H
	1417 Brandenburg an Hohenzollern.	
	1419 Philipp der Gute.	1413 H
		1415 Azinc
		1429 Das M
	1467 Karl der Kühne.	1452 Y
	1469 Die Türken fallen in Deutschland ein.	1461 Ludwig
	1477 Schlacht bei Nancy. Burgund an Oestreich.	1461 E
	1488 Großer schwäbischer Bund.	
		1483 Karl VI
		1485 H
ht.	1495 Die spanische Johanna mit Philipp von Oestreich vermählt.	
		1498 Ludwig

Kultur.

Irnerius.
Gratian.
1155 Arnold v. Bresc. †.
1164 Troubadours.
Minnesänger.

1220 Franziskaner.
1215 Dominikaner.

1229 Inquisition.
Die Hansa.

1282 Roger Bacon †.

Kultur.

unver=